This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

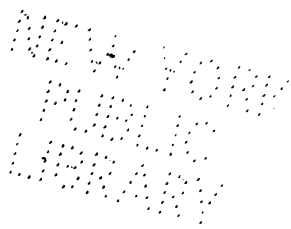
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

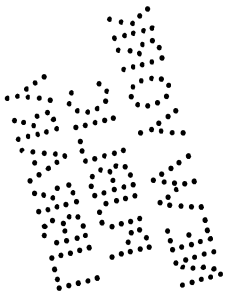
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Stimmen aus Maria-Laach.

Sechzigster Band.

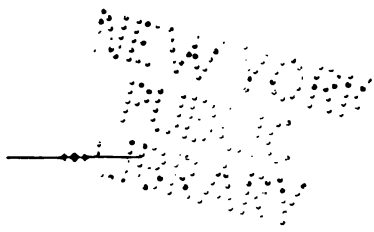




Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Sechzigster Band.



Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1901.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
290019
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1903 L

Alle Rechte vorbehalten.

THE NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des sechzigsten Bandes.

Seite

Jesus Christus der Erlöser. Ein Papstwort am Schlusse des heiligen Jahres. (A. Baumgartner S. J.) 1

Die Pflicht im Wirtschaftsleben. (H. Pesch S. J.) 16

Monistische Entwicklungslehre — entwicklungsleere Entwicklungsmäre. Vorwort zu einem Versuch über die „Entwicklung" des Katholizismus. (R. v. Nostitz-Rieneck S. J.) 30

Das Wesen des Christentums eine Schale ohne Kern. (Chr. Pesch S. J.) . 48

Die Renaissance des Altertums in China und ihr Einfluß auf das Staatsleben. (J. Dahlmann S. J.) 62

Die Weltkirche. Ein Versuch über die „Entwicklung" des Katholizismus. I. (R. v. Nostitz-Rieneck S. J.) 121

Die Pfalzkapelle Karls des Großen zu Aachen und ihre Mosaiken. (St. Beissel S. J.) 136, 284

Das ganze Evangelium und der ganze Christus. (Chr. Pesch S. J.) . . 154

Zur mechanischen Instinkttheorie. (E. Wasmann S. J.) 169, 274

Leo Lucian v. Roten, der Dichter des Oberwallis. (N. Scheid S. J.) . . 180

Moses und Petrus. (C. A. Kneller S. J.) 237

Die Kirche Christi und Harnackische Curiosa. (Chr. Pesch S. J.) . . . 257

Der Deutschen „Schlachtlied" zu St. Michael. (G. M. Dreves S. J.) . . 297

Zur Frage des börsenmäßigen Terminhandels mit landwirtschaftlichen Produkten. (H. Pesch S. J.) 349

Die Vaticana und ihr Gründer. (J. Hilgers S. J.) 368

Das Apostolat. Ein Versuch über die „Entwicklung" des Katholizismus. II. (R. v. Nostitz-Rieneck S. J.) 381

Die englische Frühgotik. (J. Braun S. J.) 394, 506

Tendenziöse Phantastereien als Grundlagen moderner Kultur. (St. v. Dunin-Borkowski S. J.) 409

Zur Beurteilung des börsenmäßigen Terminhandels. (H. Pesch S. J.) . . 473

Wichtige Fortschritte in der Funkentelegraphie. (L. Dressel S. J.) . . . 492

Ein neuer Stern erster Größe. (Ad. Müller S. J.) 524

Zur Pekinger Volkskunde. (J. Dahlmann S. J.) 539

Miscellen.

Seite

Das Ideal einer Freimaurer-Schule 106

Über den Bestand der russisch-schismatischen Kirche 116

Paramente mit Darstellungen des Totentanzes 118

Altkatholiken, Anglikaner und Orthodoxe 228

Der „geborene Verbrecher“ 1877 und 1900 230

Baers Stellung zur Frage nach der Abstammung des Menschen . . 231

Eine Urahne als Dichterin 338

Huxley einst und jetzt 342

Neues vom Nachtigallenberge bei Ephesus 344

Das Experiment in der Psychologie der menschlichen Geistesthätigkeit . 461

Bürgers „Lenore“ 468

Dreifach gefangen und dreifach befreit 469

Von Gänsefüßen und Fuchsfährten. Ein drittes Wort der Abwehr wider Professor Paulsen 592

Verzeichnis der beſprochenen Schriften.

Seite

Andachtsbilder, Claſſiſche. Herausgegeben von der öſterreichiſchen Leo-Geſellſchaft. II. Emiſſion . 317

Archiv für Literatur und Kirchengeſchichte, ſ. Denifle-Ehrle.

v. Arenberg, Prinzeſſin Ernſt, Gedichte 338

Arens (B.), ſ. Longhaye.

— (Fr.), Der Liber ordinarius der Eſſener Stiftskirche. (Beiträge zur Geſchichte von Stadt und Stift Eſſen. 21. Heft) . 590

Aus fernen Landen, ſ. Spillmann.

Bachem (Jul.), Staatslexikon. 2. Aufl. 1.—7. Heft 106

Bächems illuſtrierte Erzählungen für Mädchen, ſ. Dransfeld, v. Follenius.

— Jugenderzählungen, ſ. Braun, Heizer, Nis, Wehrmeiſter.

Baumgartner, Geſchichte der Weltliteratur. III. Bd. . . . 86

Beiträge, Bonner, zur Angliſtik. Herausg. von Prof. Dr. M. Trautmann:

Heft II: Colley Cibbers Bühnenbearbeitung von Shakeſpeares Richard III. Von R. Dohſe. — Unterſuchungen über das Altengliſche Exoduslied. Von G. Mürkens. — Zu Cynewulfs Runenſtellen. Von M. Trautmann. — Berichtigungen, Vermutungen und Erklärungen z. Beowulf (1. Hälfte). Von M. Trautmann.

Heft III: Cynewulfs Wortſchatz. Von R. Simons.

Heft IV: Old English Musical Terms. By Fred. Morgan Padelford.

Heft V: Unterſuchungen zur Altengliſchen Geneſisdichtung. Von H. Jovy. — Versbau und Sprache in Huchowns Morte Arthure. Von F. Mennicken. — The Author of Ratis Raving. By J. T. T. Brown. — Zur Berichtigung und Erklärung der Waldhere-Bruchſtücke. Von M. Trautmann.

Heft VI: The Wallace and The Bruce restudied. By J. T. T. Brown 331

Beiträge zur Geſchichte der Philoſophie des Mittelalters, ſ. Wittmann, Worms.

— zur Geſchichte von Stadt und Stift Eſſen. 20., 21. Heft 218, 590

Benziger, Zwölf neue Kommunion-Andenken 460

Bertram, Die beiden Radleuchter im Dome zu Hildesheim . 221

Böhm, Die „Sammlung der hinterlaſſenen politiſchen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen". (Studien und Darſtellungen aus dem Gebiete der Geſchichte. I. 1.) 453

von Bolanden, Die Sünde wider den Heiligen Geiſt . . 225

Boudinhon, La nouvelle législation de l'Index 308

v. Brandis-Zelion, Die Violinſpielerin. 3. Aufl. . . 337

Braun (Iſab.), Das Fleißzeichen. Das roſenfarbene Kleid.

Seite

Nepomuk. (Bachems Jugenderzählungen. 12.) 227
Braunsberger, Beati Petri Canisii, Societatis Iesu, epistulae et acta. Vol. III . . 585
de Broglie-Öttingen-Spielberg, Religion und Kritik . 447
Brown, s. Beiträge, Bonner, zur Anglistik.
Brück, Geschichte der katholischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert. IV. Bd. 564
— Die Culturkampfbewegung in Deutschland (1871—1900). 1. Lfg. 564
Bruneau, Synopse évangélique 583
Brynych-Schelbicky, Der Schild des Glaubens 584
Canisii, Beati Petri, epistulae et acta, s. Braunsberger.
Cardon, s. Ward.
Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts . 409
de Chérancé-M. Paula (Schwester), Leben des heiligen Antonius von Padua . . . 587
Christ, Haus Hasmonai . . . 336
Coleman, s. Stuart.
Coubenhove, Roter Mohn u. andere Erzählungen in Versen . 333
Cremann, Geschichte der katholischen Kirche zu Ibbenbüren . 218
Damaschke, Vom Gemeinde-Sozialismus 219
Denifle, La Désolation des églises, monastères et hôpitaux en France pendant la guerre de cent ans. Tome I. II. . . 196
Denifle-Ehrle, Archiv für Literatur und Kirchengeschichte des Mittelalters. VII. 3. u. 4. 105
Desjardins, Authenticité et Date des livres du Nouveau Testament 582
Diefenbach, Der Zauberglaube des sechzehnten Jahrhunderts nach den Katechismen Dr. Martin Luthers und des P. Canisius 329

Seite

Dohse, s. Beiträge, Bonner, zur Anglistik.
Domanig, Opus S^{i} Lucae. 1. bis 4. Liefg. 317
Dorangeon, s. Zanecchia.
Dransfeld, Die Geschwister. (Bachems illustrierte Erzählungen für Mädchen. 13.) . . . 459
Dreffel, Elementares Lehrbuch der Physik. 2. Aufl. 311
Egremont, L'Année de l'Église 1899 222
Ehrhard, Die altchristliche Litteratur und ihre Erforschung von 1884—1900. I. Abteil. (I. Supplementband der Straßburger theologischen Studien.) . 212
Ehrle, s. Denifle.
Einig, Institutiones theologiae dogmaticae. Tractatus de Sacramentis. Pars I 324
Ernst, Die Notwendigkeit der guten Meinung 98
Eschelbach, Sommersänge . . 458
Favier, Péking 449
Felten, Forschungen zur Geschichte Ludwigs des Bayern 100
Feret, La Faculté de Théologie de Paris et ses Docteurs les plus célèbres. T. II. XVIe siècle 452
Ficker (R.), Weihbischof Dr. Herm. Jos. Schmitz 219
Fohringer, s. Wirken, Das soziale, der katholischen Kirche in Oesterreich.
v. Follenius, Das Burggeheimnis. (Bachems illustrierte Erzählungen für Mädchen. 12.) . 459
Forschungen zur christlichen Literatur- und Dogmengeschichte, s. Koch (Hugo).
Fournelle, Die katholische Charitas in Berlin 452
St. François de Sales, Oeuvres. T. XI. Lettres: I. vol. . . . 97
Frantz, Handbuch der Kunstgeschichte 438

	Seite
Freese, Das konstitutionelle System im Fabrikbetriebe . . .	327
Fritsch, Unter dem Zeichen der Los-von-Rom-Bewegung. I. Thl.	448
Gardner, Dante's Ten Heavens	78
Gasquet, The Eve of the Reformation. New edit. . . .	456
Gesellschaft, Deutsche, für christliche Kunst. VIII. Jahresmappe f. 1900	317
Giehrl, Die Verlobte. 3. Aufl.	224
v. Gillern, s. Montgomery.	
Giordano, Das eucharistische Leben und das ewige Königtum Jesu Christi. 2. Aufl. . . .	322
Gommel, Altäre, Kanzeln und Chorgestühl. Liefg. 1 u. 2 .	221
Grätz, Kurzer Abriß der Elektrizität. 2. Aufl.	328
Grau, Das Lob des Kreuzes .	576
Greving, Steuerlisten des Kirchspiels S. Kolumba in Köln vom 13.—16. Jahrhundert . . .	588
Grimm-Zahn, Geschichte der öffentlichen Thätigkeit Jesu. IV. Bd. 2. Aufl.	321
Grisar, Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter. I. Bd.	568
Grotemeyer, Studien zu den Visionen der gottseligen Augustinernonne Anna Kath. Emmerich. I. Heft	99
Grube, Zur Pekinger Volkskunde	539
Gruber, Mazzini, Freimaurerei und Weltrevolution	455
Guggenberger, A General History of the Christian Era. Vol. I	450
Haeckel, Die Welträthsel . .	428
Hammer, Die Erziehung der weiblichen Jugend	457
v. Hammerstein, Geistliche Gesungen für Priester	456
Harnack, Das Wesen des Christentums 48, 154,	257
Heizer, Der Räuber vom Eichenhofe. (Bachems Jugend-Erzählungen. 13.)	227
Hettinger (Franz), Der kleine Kempis. 2. Aufl.	223
Höhler, Matteo Bonelli . .	226
Hoischen, Veronika. (Katholische Volksbibliothek. VII.) . . .	337
Jahrbuch, Siebentes, des kathol. Lehrerverbandes des Deutschen Reiches. Vereinsjahr 1898/99 .	103
Jamin, Ueber die Gewissenszweifel	457
Jovy, s. Beiträge, Bonner, zur Anglistik.	
Jüngst, Roma aeterna . . .	220
Keller (Ad.), St. Alphons von Liguori oder Robert Graßmann?	448
— (Jos. Ant.), Hundertdreißig Beweise von den Segnungen des heiligen Bußsakramentes u. Märtyrer des Beichtsiegels. 2. Aufl.	324
Kellner, Heortologie . . .	446
Kempis, Der kleine, s. Hettinger.	
Kerner, Der Stadtschreiber von Köln. 2. Aufl.	224
Kirsch, Die heilige Cäcilia, Jungfrau und Martyrin . .	587
Kleiser, s. Eisenring.	
Kneib, Die Unsterblichkeit der Seele bewiesen aus dem höheren Erkennen und Wollen. (Apologetische Studien. I. Bd. 4. Heft.)	216
Knieb, Geschichte der Reformation und Gegen-Reformation auf dem Eichsfelde	98
Koch (Hugo), Pseudo-Dionysius Areopagita in seinen Beziehungen zum Neuplatonismus und Mysterienwesen. (Forschungen zur christlichen Literatur- und Dogmengeschichte. I. Bd. 2. u. 3. Heft.)	202
Kohout, Flavius Josephus' Jüdischer Krieg	449
Kraus, Geschichte der christlichen Kunst. Bd. I; Bd. II, Abth. I. II, 1.	438
v. Kuefstein, Die Entwicklung zur Weltwirtschaft und der österreichisch-ungarische Ausgleich .	327

	Seite
Kuhn, Allgemeine Kunstgeschichte	438
Kümmel, An Gottes Hand. V. Bdchn.: Muttergottes-Erzählungen	224
Künstle, Zwei Dokumente zur altchristlichen Militärseelsorge	452
Kurz, Die katholische Lehre vom Ablaß vor und nach dem Auftreten Luthers	88
Lacouture, Esthétique fondamentale	102
Lahousse, Tractatus de virtutibus theologicis	447
— Tractatus de sacramentis in genere, de baptismo, de confirmatione, de eucharistia	448
Langhans, Politisch-militärische Karte von Ost-Asien	325
van der Lans-v. Prim, Der Zug nach Damiette	226
Lauterer, Australien und Tasmanien	326
Lehmen, Lehrbuch d. Philosophie. II. Bd., 1. Abteil.	586
Lepidi-Vignon, Noël et ses Beautés	99
Leroy, En Chine. Au Tché-ly Sud-Est	325
Lichtle, Die barmherzige Liebe	586
Lingg, Kultur-Geschichte der Diöcese und Erzdiöcese Bamberg. I. Bd.	454
Loeb, Einleitung in die vergleichende Gehirnphysiologie und vergleichende Psychologie	171, 274
Longhaye-Arens, Johann von La Valette. (Schul- und Vereinsbühne. I.)	336
Lueg-Mairhofer, Biblische Realkonkordanz. 5. Aufl.	216
Maher, Psychology: empirical and rational. 4. edit.	573
Mairhofer, s. Lueg.	
de Margerie, La Divine Comédie de Dante Alighieri	78
Marholm, Die Frauen in der sozialen Bewegung	106
v. Mayr, Die Pflicht im Wirtschaftsleben	17
Menghin, Fürst und Vaterland! 2. Aufl.	451
Mennicken, s. Beiträge, Bonner, zur Anglistik.	
Michel, Vie de Saint Stanislas Kostka	102
Michelitsch, Haeckelismus und Darwinismus	428
Mommert, Golgotha und das heilige Grab zu Jerusalem	100
Montgomery-v. Gillern, Tony, die kleine Kinderfrau	337
Müller, s. Neise.	
Mürkens, s. Beiträge, Bonner, zur Anglistik.	
Mury-Sommervogel, Jacques Balde	334
Nachschlagewerk, Geschichtliches, sozialpolitisches und apologetisches. II. Theil: Politisch-soziales Abc-Buch. Bearbeitet von Paul Siebertz. (I. u. II. Bd.)	219
Neise-Müller, Die Perikopen in der Schule. 2. Aufl.	447
Nervegna, De Iure practico Regularium	325
Niederhofer, Beim goldenen Abendsonnenschein	337
Nikel, Die Wiederherstellung des jüdischen Gemeinwesens nach dem babylonischen Exil. (Biblische Studien. V. 2 u. 3.)	322
Noldin, De sacramentis	583
Nüdling, Das Lied von der Glückseligkeit	333
Nürnberger, Neue Dokumente zur Geschichte des P. Andreas Faulhaber	330
— Papsttum und Kirchenstaat. 3. Der Kirchenstaat und Piemont	101
Opus S[i] Lucae, s. Domanig.	
v. Oertzen, Aus einsamen Thälern	460

	Seite
Otten, Das Reich des Geistes und des Stoffes. (Apologetische Studien I. 3.)	104
Öttingen-Spielberg, s. de Broglie.	
Padelford, s. Beiträge, Bonner, zur Anglistik.	
Paula, M. (Schwester), s. de Chérancé.	
Pfülf, Der Verfasser der „Gedanken und Ratschläge" P. Adolf von Doß als Freund der Jugend geschildert. 2. Aufl.	103
Piolet, La France hors de France	434
Pottier, De iure et iustitia dissertationes. De notione generali iuris et iustitiae et de iustitia legali	209
v. Prim, s. van der Lans.	
Quentin, Jean-Dominique Mansi et les grandes collections conciliaires	329
Redlich, Cardinal Albrecht von Brandenburg und das Neue Stift zu Halle 1520 bis 1541	329
Reinhard, Madame, s. de Wimpffen, Baronne.	
Ris, Detlev und Geira. (Bachems Jugend-Erzählungen. 10.)	227
v. Roques, Urkundenbuch des Klosters Kaufungen in Hessen. I. Bd.	105
Roure, Doctrines et problèmes	215
Rousseau, Kléber et Menou en Égypte depuis le départ de Bonaparte	591
Ruland, Die Geschichte der kirchlichen Leichenfeier	455
Ruppert, Die katholischen Arbeitervereine Süddeutschlands	327
Sachs, Die ewige Dauer der Höllenstrafen	217
de Salaberry, Souvenirs politiques sur la Restauration 1821—1830	589
Salembier, Le Grand Schisme d'Occident	328
van de Sande Bakhuyzen, Der Dialog des Adamantius περὶ τῆς εἰς θεὸν ὀρθῆς πίστεως	425
Sauter, Kolloquien über die heilige Regel	458
Scartazzini, La Divina Commedia di Dante Alighieri. Vol. I	78
Schelbicky, s. Brynych.	
Schlecht, ΔΙΔΑΧΗ ΤΩΝ ΔΩΔΕΚΑ ΑΠΟΣΤΟΛΩΝ. Doctrina XII Apostolorum	446
Schlumberger, L'épopée Byzantine à la fin du dixième siècle. IIe partie	92
v. Schmid, Apologetik als spekulative Grundlegung d. Theologie	96
Schmid (U.), St. Ulrich, Graf von Kyburg-Dillingen, Bischof von Augsburg	586
Schmitz (Ludw.), Die Fürsorgeerziehung Minderjähriger. Gesetz vom 2. Juli 1900	217
Schneider (G. A.), Der hl. Theodor von Studion	104
Schouppe, Le plan divin de l'Univers	323
Schul- und Vereinsbühne, s. Longhaye-Arens.	
Schupp, Die Mucker	223
v. Schwarz, Turkestan	326
Seidl, Der hl. Alphons und sein Gegner R. Graßmann	448
Sieberts, s. Nachschlagewerk.	
Simons, s. Beiträge, Bonner, zur Anglistik.	
Sommervogel, s. Mury.	
Spillmann, Die Blutzeugen aus den Tagen der Titus Oates-Verschwörung	590
— „Selig sind die Barmherzigen." (Aus fernen Landen. XVI.)	223
— Um das Leben einer Königin	94
Staatslexikon, s. Bachem (Jul.).	
Steigenberger, Das Haus Tempo	225
Stieve, Zabern im Elsaß oder Elsaß-Zabern	218

Seite

Stuart-Coleman, Historical Memoirs of the City of Armagh 314
Studien, Apologetiſche, ſ. Kneib, Otten.
— Bibliſche, ſ. Nikel.
— Straßburger theologiſche, ſ. Ehrhard.
Studien und Darſtellungen aus dem Gebiete der Geſchichte, ſ. Böhm.
Studienbuch, Katholiſches . . . 330

Terrabugio, La giovinetta cattolica. Consigli pratici . . 217
Terrien, La mère de Dieu et la mère des hommes. Ire Partie 457
Traber, Das Caſſianeum in Donauwörth. 2. Aufl. . . . 451
Trautmann, ſ. Beiträge, Bonner, zur Angliſtik.

Veröffentlichungen aus dem Kirchenhiſtoriſchen Seminar München, ſ. Weis.
Vignon, ſ. Lepidi.
Volksbibliothek, Katholiſche, ſ. Hoiſchen.

Ward-Cardon, Le Cardinal Wiseman 453
Watrigant, Deux méthodes de spiritualité 324
Weber (Val.), Die Abfaſſung des Galaterbriefes vor dem Apoſtelkonzil 303
Wegener, Das wunderbare innere und äußere Leben der Dienerin Gottes Anna Katharina Emmerich. 3. Aufl. 450

Seite

Wehrmeiſter, Das Geheimnis des Sonnenprieſters. (Bachems Jugend-Erzählungen. 11.) . . 227
Weis (J. E.), Julian von Speier († 1285). (Veröffentlichungen aus dem Kirchenhiſtoriſchen Seminar München. 3.) 335
Welter, Aus alten Tagen . . 220
Wetzel, Die Planke im Schiffbruch 456
— Das Denkmal der Liebe . . 457
Wienſtein, Lexikon der katholiſchen deutſchen Dichter . . . 331
de Wimpffen, Baronne, Une Femme de Diplomate. Lettres de Madame Reinhard à sa mère, 1708—1815 . . . 588
Wirken, Das ſociale, der kathol. Kirche in Oeſterreich. VII. Bd.: Diöceſe St. Pölten. Von Carl Fohringer 100
Wittmann, Die Stellung des hl. Thomas von Aquin zu Avencebrol (Ibn Gebirol). (Beiträge zur Geſchichte der Philoſophie des Mittelalters. III. 3.) 323
Worms, Die Lehre von der Anfangsloſigkeit der Welt bei den mittelalterlichen arabiſchen Philoſophen des Orients und ihre Bekämpfung durch die arabiſchen Theologen. (Beiträge zur Geſchichte der Philoſophie des Mittelalters. III. 4.) 584

Zahn, ſ. Grimm.
Zanecchia-Dorangeon, La Palestine d'aujourd'hui . . . 211

Jesus Christus der Erlöser.

Ein Papstwort am Schlusse des heiligen Jahres.

Wie bei der feierlichen Ankündigung des heiligen Jahres, so lenkt unser Heiliger Vater Papst Leo XIII. auch am Schlusse desselben die Blicke der katholischen Welt abermals auf den „Anfang und Vollender unseres Heiles", den ewigen Grundstein und das göttliche Haupt der Kirche, den eigentlichen Urheber der christlichen Civilisation, den höchsten Lehrer, Hohenpriester und König der Menschheit, auf den Erlöser Jesus Christus hin, zu dessen Glauben sich nicht nur die Angehörigen der katholischen Kirche, sondern noch viele Millionen Angehörige anderer christlicher Religionsgemeinschaften bekennen.

Nicht ohne Trost schaut Leo XIII. auf das seinem Ende zueilende Jubeljahr zurück. Pilgerscharen aus allen Ländern der Welt haben sich dem Getümmel der Alltagssorgen und dem betäubenden Gewirr irdischen Strebens entrafft und sind, gleich den eifrigsten Christen früherer Jahrhunderte, zu den heiligen Gräbern der Apostel gezogen, um von ihrem Glauben offenes und freies Zeugnis abzulegen und sich der Gnadenschätze teilhaftig zu machen, welche an die Feier des heiligen Jahres geknüpft sind. Unter allen Völkern hat sich ein edler Wetteifer gezeigt, dem Wunsche des Papstes gemäß offen und ohne Menschenfurcht, in innigster Andacht, in herzlichen Erweisen der Liebe dem Erlöser der Menschheit ihre Huldigung darzubringen. „Der besten Zeiten des Christentums würdig erscheinen mag diese Inbrunst Tausender und aber Tausender, die eines Sinnes und Herzens vom Aufgang bis zum Niedergang den Namen Jesu Christi preisen und verkündigen."

Was der Papst nun wünscht und ersehnt, das ist, daß die Glut dieser heiligen Begeisterung für den Erlöser sich in noch viel weitere Kreise verbreiten, daß sie das neue Jahrhundert beherrschen und gleichsam dessen

Signatur werden möchte. Denn nicht alle sind dem an sie ergangenen Rufe gefolgt. Vorab hat sich das öffentliche Leben der Staaten vielfach den religiösen Anschauungen entzogen, unter deren Einfluß sie einst zu so hoher innerer und äußerer Blüte gelangt, wie den sittlichen Forderungen, welche das Christentum an sie stellt. Sitten und öffentliche Einrichtungen haben darunter schwer gelitten. Besonders bedauert der höchste Oberhirt diejenigen, die noch den Christennamen beibehalten haben, aber ein Leben ohne den Glauben und ohne die Liebe Jesu Christi führen. Diese wünscht er vor allem durch Lehre, Überredung und Mahnung wieder zur Kenntnis und Liebe des Erlösers zurückzuführen. Denn er schreibt die vielfache Entfremdung der modernen Welt von Christus, ihr Abgehen von den christlichen Grundlagen des Geistes- und Gesellschaftslebens nicht so sehr bösem Willen zu als dem Mangel an Erkenntnis, einer ungenügenden Schätzung dessen, was uns Christus ist und bietet, Vorurteilen und Irrtümern aller Art, welche in buntem Gemisch die Ideen verwirrt und umdunkelt haben. Alle fordert er darum auf, die Hirten der Kirche wie die schlichten Gläubigen, nach ihrem Stand und Vermögen, durch Gebet, Wort und That die Erkenntnis und Liebe des Erlösers unter ihren Mitmenschen auszubreiten. Auch wir dürfen es deshalb nicht unterlassen, unsere Leser auf diesen Herzenswunsch des allgemeinen Vaters der Christenheit hinzulenken.

1.

Eine ernste Betrachtung läßt uns Christus unschwer, schon von rein natürlichem Standpunkt aus als den wichtigsten Kern- und Angelpunkt der gesamten Welt- und Menschengeschichte erkennen. Es ist kein bloßer Zufall, daß alle civilisierten Völker die Jahre und Jahrhunderte nach seiner Geburt zählen. Sein Erscheinen auf Erden hat tiefer in die Geschicke der Menschheit eingegriffen als die Thätigkeit irgend eines andern Menschen, ja man darf kühn sagen, als irgend eines Volkes.

China ist in seiner jahrtausendealten, vorwiegend materiellen und mechanischen Kultur erstarrt, ohne gewisse Züge der Barbarei je ganz zu überwinden und ohne die Länder des Westens je mit einer wirklich neuen, triebkräftigen Idee zu befruchten. Versumpft in wollüstigen Mythen, spitzfindigen Träumereien und beschaulichem Nihilismus kennt Indien weder seine eigene frühere Geschichte, noch hat es sich an dem Einfluß fremder Kulturen zu einer selbständigen, stetigen Geistesentwicklung zu erheben vermocht. Ägypten gleicht einer riesigen Mumie, deren Überreste uns durch ihre kolossalen Verhält-

nisse in Staunen setzen, aus der aber schon seit mehr als zwei Jahrtausenden jeder fruchtbare Lebenshauch entschwunden ist. Die Weltmonarchien der Babylonier, Assyrier und Perser haben uns nur Trümmer stolzer Pracht und ehrgeiziger Eroberungssucht, keine bleibenden Geistesschätze hinterlassen. Wie ein glänzendes Meteor ist Alexander der Große von Hellas aus gen Indien gezogen, als der größte Eroberer angestaunt; aber Bleibendes hat er nicht geschaffen; er hat nur die hellenische Kultur weiter in den Orient getragen und durch Erschließung neuer Verkehrspfade Morgenland und Abendland einander genähert. Großartig und andauernd haben auf die Weltkultur nur die Hellenen, die Römer und die Juden eingewirkt. Die ersteren durch ihre litterarische, künstlerische und philosophische Bildung, die zweiten durch ihre politische und kriegerische Organisation, die dritten durch die Überlieferung des Monotheismus inmitten der allgemeinen Vielgötterei und des Erlösungsgedankens inmitten einer allgemeinen Verkommenheit und Entartung. Die Hellenen wurden indes durch ihre einseitig künstlerische und philosophische Überbildung erst dem sittlichen, dann auch dem politischen Bankrott entgegengeführt. Die Kraft der Römer erlag mitten in ihrer Siegeslaufbahn den Einflüssen hellenischer und orientalischer Weichlichkeit, ehe noch die Barbaren des Nordens ihr waffenstarrendes Reich in Trümmer schlugen. Der Hellenismus verdarb auch einen Teil des jüdischen Volkes; der politischen Herrschaft über dasselbe bemächtigten sich die Römer; ihr Tempel und ihre heilige Stadt fielen den Flammen zum Raub, und nur ein kleiner Rest des Volkes trug die alten Messiashoffnungen in die weite Welt hinaus.

Nur wenige Jahrzehnte aber vor der beispiellosen Katastrophe zu Jerusalem ward daselbst ein Mann ans Kreuz geschlagen, dessen Name von da ab die ganze Weltgeschichte beherrscht. Einem armen Städtchen Galiläas entsprosst, hatte er die ersten dreißig Jahre seines Lebens in der Dunkelheit eines alltäglichen Arbeiterlebens zugebracht. Dann war er drei Jahre in den engen Grenzen von Palästina umhergezogen, hatte eine neue Lehre verkündet, welche den Messiashoffnungen des Volkes entgegenkam, aber nicht in der Weise, in welcher die meisten deren Erfüllung erwarteten. Der Einfluß, den er vorzugsweise über die ärmeren und niederen Volksklassen gewann, erregte den Neid der Schriftgelehrten und Pharisäer; sie ruhten nicht, bis sie ihn unter der Anklage der Gotteslästerung und des Aufruhrs ans Kreuz gebracht hatten. Verlassen von allen starb er des schmählichsten und schmerzlichsten Todes, den je ein Mensch gelitten. Seine

Feinde glaubten ihn für immer vernichtet; aber in wenigen Wochen zählte seine Anhänger schon nach Tausenden, in wenigen Jahrzehnten dran seine Lehre nach Alexandrien, Athen und Rom, nach Gallien und Afrika nach drei Jahrhunderten war sie die größte moralische Weltmacht, die e je gegeben. Das siegreiche Kreuz überstrahlte die herrlichsten Kunstwerk Roms und Konstantinopels, es schmückte seitdem die Kronen der Kaise und Könige. Konstantin der Große und Karl der Große haben vor der gekreuzigten Nazaräer das Knie gebeugt. Die germanischen Völker habe ihm als dem mächtigsten aller Könige Heerfolge geschworen. Germane und Romanen sind vereint in den Orient gezogen, um sein Grab au den Händen der Ungläubigen zu befreien. Seine Ideen haben die ganz antike Welt aus den Angeln gehoben und umgestaltet. Die gesamte Ci vilisation des Mittelalters und der Neuzeit beruht auf den Grundlage seiner Lehre. Die von ihm gestiftete Kirche umspannt die gesamte Erd oberfläche. Ungezählte Millionen haben ihn als Gott und Heiland an gebetet, haben in ihm Licht und Leben, Trost und Heil, Gnade im Leben Hoffnung der Unsterblichkeit im Tode gefunden. Kein Eroberer hat je s weite Länderstrecken sich unterworfen, kein Philosoph so viele und so un besieglich treue Anhänger gezählt, kein Künstler so viele Herzen erfreut kein Philanthrop so viele Menschen selbst im Unglück und in verzweifeltste Lage beseligt, kein Religionsstifter Gotteserkenntnis und Sittlichkeit in s erhabener, allgemeiner und dauernder Weise gehoben wie Jesus Christus von seinem Kreuze aus.

Das sind Thatsachen, welche keine rationalistische Geschichtsbaumeisterei und Tüftelei zu erschüttern vermocht hat. Man mag vor denselben fliehen und sich in brahmanische und buddhistische Spekulationen, in den Talmud und Koran, in altgriechische Naturphilosophie oder in Schopenhauer und Nietzsche vergraben: das ändert an den Dingen nichts. Die eigentliche Geistessonne der letzten neunzehn Jahrhunderte bleibt Christus. Napoleon I. hat sich auf St. Helena staunend vor seiner überwältigenden Persönlichkeit gebeugt, und Goethe hat offen eingestanden:

„Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern wie er will: über die Hoheit und sittliche Kultur, wie sie in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen."

2.

Mit einer bloß naturalistischen Auffassung Christi ist aber ein tieferes Verständnis seiner Person wie seines Werkes, des Christentums, nicht zu erreichen. Sie stellt uns vor eine ganze Welt von Rätseln, und vermag keines derselben zu lösen. Denn was sollen hier Vermutungen über seine arische Abkunft, über hellenische und gar indische Einflüsse? Das alles sind leere, ja geradezu lächerliche Hirngespinste. Alle geschichtlichen Zeugnisse und Anhaltspunkte sprechen laut und deutlich dagegen. Ein doppeltes Geschlechtsregister führt seinen Stammbaum ununterbrochen auf David und Abraham zurück; an seiner semitischen Abkunft ist nicht zu zweifeln. Ebenso klar und schlicht ist bezeugt, daß er zwar als Kind für kurze Zeit nach Ägypten geflüchtet wurde, daß er aber seine Jugend- und ersten Mannesjahre in der armen Werkstätte zu Nazareth zugebracht hat. Wie soll der „Zimmermannssohn" mitten in rauher Arbeit, in dem verachtetsten Landstädtchen Galiläas mit griechischer und indischer Philosophie bekannt geworden sein? Und wäre das der Fall, wie sollte er aus den schmutzigen Mythologien der Brahmanen die reine und erhabenste Lehre der Menschwerdung, aus dem dumpfen Pessimismus Buddhas die thätige Opferfreude der christlichen Liebe herausgearbeitet haben? Wie wäre er darauf verfallen, der strengen Sittenlehre der Stoiker gerade ihre Härte, ihren egoistischen Stolz und die Hochschätzung des Selbstmordes abzustreifen, den dunkeln, sich widersprechenden Ansichten der griechischen Philosophen die lauterste und würdigste Gottesidee abzugewinnen? Wie ist er auf seine Lehre von der Demut, vom Gehorsam aus Liebe, vom Kreuze gekommen? Wie hat er, bei seiner sonstigen Treue gegen das mosaische Gesetz, die nationalen Schranken desselben durchbrochen und die allgemeine Gotteskindschaft und Brüderschaft aller Menschen proklamiert? Wie hat er den leeren Buchstabendienst so streng verurteilt und sich doch dem Geiste des alten Gesetzes so bereitwillig unterworfen? Leicht ist es, über all das zu phantasieren; aber die Einheit, Reinheit, Selbständigkeit und Wirksamkeit seiner Lehre aus bloßer innerer Genialität und äußeren, rein natürlichen Einflüssen befriedigend zu erklären, ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Noch schwieriger und rätselhafter wird die Erklärung durch die Vorbilder und Prophezeiungen des Alten Bundes, auf die er sich während seines Lebens vielfach, öffentlich und vor vielen Zeugen berufen hat. Sein Kommen war schon dem ersten Stammvater der Menschheit verheißen. Die Umstände desselben, seine Abkunft, seine Zeit, seine Aufgabe, sein

Charakter, die verschiedensten Einzelheiten seines Lebens und Todes wurden dann von Jahrhundert zu Jahrhundert immer deutlicher vorhergesagt, sein Charakterbild und sein Leben in immer festeren Umrissen gezeichnet, seine Geschichte gewissermaßen schon geschrieben, bevor er auf Erden erschien, und zwar so, daß es nicht in seiner Wahl als Mensch stand, die einzelnen Umstände herbeizuführen. Dieses prophetische Bild des Messias war in den heiligen Büchern so sorgfältig entworfen und aufbewahrt, daß er, bei wahrhaft frommer Erfassung, jedem gläubigen Israeliten erkennbar war, als er auf Erden erschien. Nur die fleischliche Gesinnung des Volkes hatte das Bild in der mündlichen Überlieferung umdunkelt und einseitig jene Züge hervorgehoben, welche dem nationalen Stolze und irdischen Streben schmeichelten. Auf dieses Zeugnis der Propheten hat sich Christus nun während seiner Lehrthätigkeit immer und immer berufen. Er hat sich laut und deutlich als den erwarteten Messias bekannt. Man muß ihn als Messias anerkennen, wenn man nicht durch die schrankenloseste, willkürlichste negative Kritik alle Autorität der Heiligen Schriften des Alten Bundes über den Haufen werfen will.

Ein solches Unterfangen wäre aber um so bedenklicher, als man dadurch konsequent genötigt würde, auch die Heiligen Schriften des Neuen Bundes gegen alle Forderungen einer maßvollen und gesunden Kritik völlig preiszugeben. Denn hier begegnet uns nicht nur auf Schritt und Tritt der ausdrückliche Hinweis auf die Messiaswürde des Erlösers, er wird uns gleichzeitig als der größte Wunderthäter geschildert, den jemals die Welt gesehen; er selbst bezeichnete diese Wunder als Unterpfand seiner göttlichen Sendung, als Bürgschaft für den göttlichen Ursprung seiner Lehre, für die Gewalt, Sünden nachzulassen, für die Göttlichkeit seiner Person. Er verwandelt Wasser in Wein, er speist mit wenigen Broten Tausende von Menschen, er giebt den Blinden das Gesicht, den Tauben das Gehör, den Stummen die Sprache wieder, er heilt Krankheiten und Gebrechen jeder Art mit einem bloßen Wink, er wandelt trockenen Fußes auf dem See einher, er gebietet Sturm und Wogen. Die ganze Natur steht zu seinem Befehle. Er weckt Tote auf; selbst das Grab giebt auf seinen Ruf Lazarus lebend zurück. Er ist der Herr des Lebens und des Todes. Er liest in den Herzen; er zieht mit unwiderstehlicher Gewalt die Sünder an sich; er erhebt rohe Fischer zur erhabensten Kenntnis göttlicher Dinge und bekleidet sie mit Vollmachten, von welchen bis dahin kein Mensch geträumt. Er ist der Herr der höchsten Erkenntnis und der wunder-

samsten Gnade. Diese ganze Wunderwelt hat aber nichts von jenem Gepräge eitler, ehrgeiziger oder großsprecherischer Schaustellung, wie sie der Heide Lucian in seinen Dialogen verspottete. Christus will nicht als Wundermann verehrt und gefeiert werden; er flieht vielmehr, da sie ihn zum Könige machen wollen. Seine Wundermacht steht ganz im Dienste der zärtlichsten, innigsten Liebe, die je ein Mensch gegen seine Mitmenschen an den Tag gelegt, im Dienste seines erhabenen Auftrages, das Reich der Sünde zu zerstören und die Menschen zur Erkenntnis und zur Liebe Gottes heranzuziehen. Eine übermenschliche, von göttlicher Liebe geleitete Macht soll den vollen Ausweis leisten, daß er im Namen Gottes seine neue Offenbarung verkündige.

Wo es aber gilt, den andern Teil seiner erhabenen Mission zu erfüllen, als Mittler zwischen Gott und die sündige Menschheit zu treten, die Sünden der Menschen auf sich zu nehmen und durch sein Leiden und seinen Tod volle, ja überfließende Genugthuung für sie zu leisten, da hält er die ihm verliehene wunderbare Gewalt auf nicht minder wunderbare Weise zurück, giebt sich allen Leiden, Mühsalen und Nöten des sterblichen Lebens preis, leidet Hunger und Durst, Kälte und Hitze, Entbehrung und Armut, Ermüdung und Kummer, Verachtung, Undank, Beleidigung, Haß, jahrelange Verfolgung, ja er liefert sich freiwillig seinen Feinden aus, läßt alle Schmach und allen Schmerz über sich ergehen und stirbt als Mann der Schmerzen, als Auswürfling seines Volkes, von allen verlassen, verraten und im letzten Kampfe noch verhöhnt, des schmachvollsten und schrecklichsten Todes am Kreuze. Auf dem blutigen Opferaltar aber giebt er noch, wie in seinem bisherigen Leben, die schönsten Beispiele der Geduld, der Demut, der Armut, der vollständigsten Selbstentäußerung, der Vereinigung mit dem göttlichen Willen, der hingebendsten Opferliebe, des glühendsten Eifers für das Heil der Welt. Sein Tod besiegelt in heroischer Weise seine Lehre. Das Kreuz wird zu ihrem Inbegriff, zum Lehrstuhl der erhabensten Offenbarung wie zum Altar des höchsten, alle erlösenden Opfers. Es wird aber auch zugleich zum Banner des ewigen Sieges über Tod, Sünde und Hölle. Denn Christus ist nicht bloß am Kreuze gestorben, er ist auch kraft eigener Macht vom Grabe auferstanden.

Sein Tod wie seine Auferstehung sind so fest beglaubigt wie nur irgend eine Thatsache der Geschichte. Ihre Leugnung untergräbt nicht nur jede historische Gewißheit, sondern verwickelt in ein Netz von Widersprüchen, das uns an der ganzen Menschheit irre machen müßte. Denn der

ungeheuerlichste Betrug wäre dann zugleich die Quelle der reinsten und erhabensten Religion und aller Segnungen, womit sie seit fast zwei Jahrtausenden die Menschheit beglückte.

Dem abgründlichen Chaos von Widerspruch und Widersinn, welches die Leugnung der Auferstehung in sich schließt, steht das Zeugnis der Grabeswächter und der Hohenpriester, der frommen Frauen und der Apostel als unabweisbare Thatsache gegenüber, besiegelt mit dem Blute der Apostel und zahlloser Märtyrer, bestätigt durch den Inhalt und Charakter der Lehre Jesu Christi, ihre sittlichen Wirkungen, den unermeßlichen Segen, welchen sie der Menschheit gebracht, den siegreichen Fortbestand des Christentums gegenüber allen Feinden, welche es zu untergraben und zu vernichten suchten. Mit der Lehre von der Auferstehung Christi steht oder fällt die Gottheit Christi, mit dieser das Christentum. So sicher das Christentum noch jetzt lebt und blüht, so sicher ist Christus von den Toten auferstanden; ebenso gewiß ist es aber, daß er zugleich Mensch und Gott war, daß er jetzt noch am Throne des Ewigen für uns lebt und fleht, daß er im hochheiligsten Sakramente des Altars unter uns weilt und waltet, daß er einst am Ende der Zeiten über uns alle richten wird, als Richter der Lebendigen und der Toten, daß er in alle Ewigkeit diejenigen beseligen wird, die hienieden treu an ihn geglaubt und ihm ähnlich zu werden gestrebt haben.

3.

Das menschliche Charakterbild des Erlösers, wie es uns die Evangelisten entworfen haben, ist das erhabenste und zugleich das liebenswürdigste Idealbild, das je von einem Menschen gezeichnet worden ist, so schlicht und einfach, daß das ärmste Kind sich daran zum Gotteskinde schulen kann, so tief und erhaben, daß die größten Geister, die edelsten Seelen aller Zeiten darin unerschöpflichen Stoff der Bildung gefunden haben.

Ein strahlender Lichtglanz des höchsten Berufes, des hehrsten Strebens, der seltensten Auserwählung und ein tiefer Schatten schmerzlicher Erniedrigung, steten Leidens und empfindlichster Mißkennung begleiten ihn durch sein ganzes Leben.

Schon seine Kindheit ist mit den wunderbarsten Ereignissen umwoben. Engel kündigen seine Ankunft an und rufen die Hirten zu dem Stalle von Bethlehem. Ein wunderbarer Stern führt die Könige des Morgenlandes zu seiner Krippe. Von himmlischen Scharen wird er mit dem

Jubelliede begrüßt: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen, die eines guten Willens sind! Aber zugleich erfährt er schon als Kind alles Ungemach einer aus königlichem Glanz in Armut und Verachtung geratenen Familie. Von den Bewohnern seiner Vaterstadt herzlos verstoßen, wird er in einem Stalle geboren, auf einer Krippe gebettet, allen Leiden und Entbehrungen äußerster Armut preisgegeben, ja schon als Kind verfolgt, zum Tode gesucht, in die Verbannung hinausgetrieben. Den größten Teil seines Lebens bringt er dann in der Werkstätte seines Pflegevaters zu, im verborgenen Dunkel der gewöhnlichsten Arbeit, kaum beachtet als einer der zahllosen Sterblichen, die im Schweiße des Angesichtes ihr Brot verdienen. Nur für wenige Jahre will er aus diesem Dunkel heraus, um zu lehren und zu wirken.

Aber welch ein Lehrer! Alle, die ihn früher gekannt, werden von Staunen dahingerissen. Volksscharen sammeln sich um ihn. Wie ein Prophet wählt er sich Jünger aus und zieht von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, lehrend und Wunder wirkend, Wohlthaten spendend und Sünder bekehrend.

Aus seinen Reden und Gesprächen spricht ein durchdringender, genialer Verstand, der tief ins Göttliche geschaut, dem die Herzen offen liegen, der Welt und Menschheit mit höchster Sicherheit und Klarheit beurteilt. Doch er redet nicht wie ein Weiser, der sich in seiner Weisheit gefällt und Bewunderung sucht, sondern wie ein Gottgesandter, der gekommen, die Menschen aus Unwissenheit und Sünde zu erlösen, ihnen Botschaft über Gott zu bringen und sie zu ihm, zu ihrem letzten Ziel, zurückzuführen. In all seinen Reden offenbart sich zugleich das liebreichste, wohlwollendste Herz, das an Freude und Leid der andern den innigsten, uneigennützigsten Anteil nimmt, frei von unmännlicher Weichheit und Süßelei, voll der thatkräftigsten, opferfreudigsten Teilnahme. In den schlichtesten Parabeln ist er zum Verständnis der Menge herabgestiegen und hat ihr die frohe Botschaft vom Reiche Gottes verkündigt: „Kommet zu mir, ihr alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen!“

Die Triebkraft dieses edeln Gemütslebens ist ein starker, männlicher, thatkräftiger Wille, heldenhaft im Handeln wie im Dulden. Gleich dem Verstand ist auch dieser Wille unwandelbar auf das höchste, auf Gott selbst gerichtet. Gott ist sein Ziel, seine einzige Liebe. Mit unnachsichtlicher Energie stößt er deshalb die Sünde von sich und bekämpft jenes System

der Sünde, durch welches die Menschheit, ihrem Schöpfer entfremdet, sich selbst und die Geschöpfe an Gottes Stelle setzt, um sich in flüchtigem, unbefriedigendem Genuß ewig unglücklich zu machen.

Kein Schatten einer Sünde oder Unvollkommenheit trübt den reinen Spiegel seiner Seele. In ihm ist die ursprüngliche Gerechtigkeit wiederhergestellt, in welcher einst der erste Mensch aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen. Stellvertretend nimmt er aber die Flut von Sünde und Schuld auf sich, welche im Gefolge der ersten Sünde über die Menschheit hereingebrochen, und stellt in seinem Leben ein Vorbild auf, wie der Mensch, den inneren Keim und die äußere Anreizung der Sünde niederkämpfend, die ihm bestimmte Gotteskindschaft und deren selige Erbschaft wieder gewinnen kann.

Von den typischen Idealen des Heidentums ist sein Charakterbild deshalb grundverschieden: wir finden in ihm weder die Kalokagathie der Hellenen, die im Zauber des Schönen, in der höchsten Verfeinerung des sinnlich-geistigen Lebens die höchste individuelle Vervollkommnung und den höchsten egoistischen Genuß sucht, noch die starre virtus romana, die sich mit dem Staatsgedanken identifizierend, rücksichtslos alles vor sich niederwirft, um im Besitz von Macht und Ruhm zu schwelgen. Es lebt auch nichts von jener Goldgier in ihm, welche die mächtigen Handelsvölker des Altertums beherrschte und über die Hälfte der Menschen in Sklavenfesseln schlug. Er kam vielmehr, um diese Fesseln zu brechen; aber nicht als stolzer Übermensch und Eroberer, sondern als das hehre Vorbild der Armut und Demut, der Entsagung, des Gehorsams, der Geduld, der uneigennützigsten Gottes- und Menschenliebe.

Die magna charta seiner Freiheit lautet drum so grundverschieden von allem, was die jüdischen Gesetzeskundigen geträumt, was die Philosophen und Staatsmänner des Altertums angestrebt. Das Joch äußerer Tyrannei kann nie gebrochen werden, es kann nur Namen und Formen wechseln, wenn nicht im Innern des Menschen das Joch der Sünde gebrochen wird.

Selig preist er deshalb die Armen im Geiste und die Sanftmütigen, die nach Gerechtigkeit Hungernden, die über ihre Sünden Trauernden, die Barmherzigen, die Herzensreinen, die Friedfertigen, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgten. Er leitet die Menschen nicht zu stolzem Philosophieren, zu nimmersattem Erwerb, zu ehrgeizigem Streben an, sondern zum Wachen und Beten, zur Buße und Selbstüberwindung, zur Los-

schälung vom Irdischen und zu freudiger Hingabe an Gott. Alle Werke der Liebe und Barmherzigkeit hat er im weitesten Umfange geübt und zu deren Übung aufgefordert. Er hat dem tyrannischen Joch der Sünde und der menschlichen Leidenschaften einen unversöhnlichen Krieg erklärt, aber die reuigen Sünder mit unendlicher Güte aufgenommen, verteidigt und mit Wohlthaten überschüttet. Das Kreuz, ohne welches es kein Heil giebt, hat er selbst zuerst und freiwillig auf sich genommen und hat es für uns getragen und hat an demselben unsere Schuld getilgt. Es giebt keine wahre Freiheit, und es giebt kein Heil, als seinem Rufe zu folgen und mit ihm das Kreuz zu tragen.

4.

Das Christentum würde indes zum flachen Humanismus herabsinken, wenn wir in Christus nur eine rein menschliche Idealgestalt erblicken wollten. Er ist Mensch und Gott. In der gnadenreichen Vereinigung von Gottheit und Menschheit in der Person Jesu Christi beruht unsere Erlösung, beruht das innerste Wesen des Christentums. Mögen uns daher auch apologetische Untersuchungen zuweilen nötigen, den göttlichen Stifter des Christentums mit den Urhebern anderer Religionen zu vergleichen, so dürfen wir nie vergessen, daß ein solcher Vergleich seiner eigentlich unwürdig ist und immer nur den Sinn haben kann, ihn so weit als möglich von ihm abzuwehren. Schon als Mensch steht er unvergleichlich hoch über ihnen; als Gott ist er ihr Herr, Schöpfer und Richter. Dem Wahn und Irrtum, an denen ihre Systeme so reich sind, steht er als die ewige Wahrheit gegenüber, zu der wir nur mit tiefer Ehrfurcht aufblicken dürfen.

„Wie es unselig und unheilvoll ist, vom Wege abzuirren, so nicht minder, die Wahrheit zu verlassen. Die erste, absolute und wesenhafte Wahrheit aber ist Christus, als das Wort Gottes, wesensgleich und gleich ewig mit dem Vater, eins mit dem Vater: ‚Ich bin der Weg und die Wahrheit.‘ Sucht also die menschliche Vernunft die Wahrheit, so gehorche sie vor allem Jesu Christo und ruhe sicher in seiner Unterweisung, weil durch Christi Stimme die Wahrheit selbst spricht. — Es giebt unzählige Wissensobjekte, in deren Erforschung und Behandlung die Fähigkeiten des menschlichen Geistes wie auf ihrem eigensten Gebiete sich frei bewegen mögen, und zwar nicht nur unter Zustimmung, sondern gemäß einer Forderung der Natur. Aber Frevel ist es und wider die Natur, den Geist nicht innerhalb seiner Schranken halten zu wollen und mit Außeracht-

lassung der gebührenden Bescheidenheit die Lehrautorität Christi zurückzuweisen. Die Lehre, von der unser aller Heil abhängt, handelt durchweg von Gott und göttlichen Dingen, und keine menschliche Weisheit hat sie hervorgebracht, sondern Gottes Sohn hat sie ganz und gar vom Vater selbst geschöpft und empfangen: ‚Die Worte, die du mir gegeben, habe ich ihnen gegeben' (Joh. 17, 8)".

Aus diesem unmittelbar göttlichen Ursprung der christlichen Offenbarung folgert die Encyklika das Vorhandensein von Geheimnissen, deren Höhe der menschliche Geist ebensowenig zu erreichen vermag, als er das Wesen Gottes selbst begreifen kann, und die Notwendigkeit, den begrenzten menschlichen Verstand der göttlichen Lehrautorität Christi zu unterwerfen, eine Unterwerfung, welche nichts Knechtisches und Unwürdiges in sich schließt, weil sie freiwillig nicht der Herrschaft eines andern Menschen, sondern Gott, unserem Schöpfer und Herrn, der ewigen und unabänderlichen Wahrheit selbst, geleistet wird und den menschlichen Geist über die natürlichen Schranken seiner Erkenntnis hinaus zu höherer Freiheit führt. Die Wissenschaft braucht deshalb von seiten des Glaubens nicht um ihre Freiheit besorgt zu sein; vielmehr sollten ihre Vertreter es scheuen, die Herrschaft Christi abzulehnen und sich halsstarrig gegen Gott zu empören.

„Der göttlichen Gewalt entledigt, werden sie darob nicht freier; sie fallen in irgend eine menschliche Gewalt; denn sie werden, wie dies thatsächlich der Fall ist, irgend jemand sich wählen, den sie hören, dem sie anhängen, dessen Lehre sie folgen. Zudem zwängen sie ihren von der Teilnahme an den göttlichen Dingen ausgeschlossenen Geist in die engere Sphäre der Wissenschaft ein, und auch an das, was sie mit der Vernunft erkennen, treten sie minder befähigt zum Fortschritt heran. Denn es giebt in der Natur der Dinge nicht wenige Punkte, zu deren Erfassung und Aufhellung die göttliche Lehre sehr viel beiträgt. Und nicht selten straft Gott solchen Hochmut dadurch, daß solche Leute das Wahre nicht finden, damit sie eben darin ihre Strafe erhalten, worin sie sündigen. Aus beiden Ursachen kann man sehen, wie sehr viele hochbegabte und kenntnisreiche Gelehrte bei der Erforschung der Natur Ungereimtheiten zu Tage fördern, die schlimmer sind als der schlimmste Irrtum.

„So steht denn fest, daß im christlichen Leben der Verstand ganz und voll sich der göttlichen Autorität überlassen muß. Wenn bei der Unterordnung der Vernunft unter die Autorität jener Vernunftstolz, der so mächtig in uns wirkt, sich zurückgedrängt und verletzt fühlt, so ist das

nur ein Beweis mehr, daß der Christ nicht nur einer großen Willensbeherrschung, sondern einer ebensolchen Verstandeszucht bedarf. Das mögen diejenigen bedenken, die in der christlichen Religion eine Norm des Denkens und Handelns aufstellen und zur Geltung bringen wollen, deren Vorschriften möglichst dehnbar und gegen die menschliche Natur nachsichtiger sein und von uns keine oder nur eine mäßige Anstrengung fordern sollten. Diese Leute verstehen nicht zur Genüge das Wesen des christlichen Glaubens und seiner Einrichtungen; sie merken nicht, daß uns überall das Kreuz vor Augen tritt als Vorbild des Lebens und immerwährendes Banner für alle jene, die Christo nicht bloß dem Namen nach, sondern wirklich und thatsächlich nachfolgen wollen."

5.

In ihrem letzten Teile entwickelt die päpstliche Encyklika, wie Christus nicht bloß „der Weg und die Wahrheit", sondern auch für den Einzelnen und die gesamte menschliche Gesellschaft das „Leben" ist. Von aller Ewigkeit her und seiner Natur nach ist Christus das „Leben", weil er Gott von Gott ist. Von ihm als dem letzten und erhabensten Prinzip ist alles Leben über die Welt ausgeströmt und wird immer ausströmen; was immer ist, ist durch ihn; was immer lebt, lebt durch ihn; weil durch das Wort „alles gemacht ist, und ohne dasselbe nichts gemacht worden ist, was gemacht ist". Wie das Leben der Natur, so geht aber auch das Leben der Gnade und dessen selige Vollendung im Leben der Glorie von Christus aus. Er ist der Urheber, Vater und Nährer des Glaubens, auf welchem alle übernatürliche Tugend, Heiligkeit und Gerechtigkeit beruht, ohne welchen es unmöglich ist, Gott zu gefallen. Eingehender wird hierauf der Irrtum derjenigen zurückgewiesen, welche die Sittlichkeit von dem göttlichen Glauben trennen, die bloße Vernunft zur Lehrmeisterin der Sittlichkeit machen wollen und so den Menschen seiner höchsten Würde berauben und ihn zu seinem größten Verderben aus dem übernatürlichen Leben in das bloß natürliche zurückdrängen. Es werden dabei nicht nur die deutlichen Aussprüche der Offenbarung hierüber geltend gemacht, sondern auch ausführlich die verhängnisvollen Folgen besprochen, welche die Lostrennung der Moral vom Glauben für das gesamte moderne Gesellschaftsleben nach sich gezogen hat.

„Wie kommt es, daß trotz all der Bemühungen, die öffentliche Wohlfahrt zu begründen und zu heben, die Staaten dennoch in so vielen und so wichtigen Beziehungen mehr und mehr leidend und krank sind? Man

Die Pflicht im Wirtschaftsleben.

Wenn man als Ziel der sozialen Reform die wirtschaftliche und soziale Hebung der breiten Volksmassen bezeichnet hat und zugleich betont, daß jenes Ziel nur durch eine allmählich voranschreitende, überall an das Bestehende anknüpfende Kleinarbeit erreicht werden könne, so ist damit eine wohl begründete und nicht minder bedeutsame Warnung ausgesprochen allen jenen Bestrebungen gegenüber, die mit wenigen großen Mitteln in kürzester Zeit alles Elend aus der Welt schaffen möchten. Verfehlt aber wäre es, wollte man in einseitiger Wertung der praktischen Thätigkeit prinzipiellen Erörterungen keine oder nur geringe Bedeutung zumessen. Es hieße das nicht bloß, sich das richtige und tiefere Verständnis der unsere Zeit bewegenden Kämpfe völlig verschließen, sondern auch die praktische Kleinarbeit selbst der sicheren Leitung, des unentbehrlichen Schutzes vor Verirrung berauben.

Die eigene vernünftige Natur nötigt nun einmal den Menschen, daß er sich von Ideen leiten lasse. Das beweist die Geschichte aller Zeiten, das giebt sich kund in jeder großen Bewegung. Wann wurde mehr die Kleinarbeit, die als solche in der That so fruchtbare Detailforschung, gerühmt als zur Zeit, wo die Aufklärung den Kampf gegen das überlieferte positive Christentum, die traditionelle Philosophie, die herkömmlichen Staats- und Gesellschaftsformen eröffnete? Und doch stand diese ganze Strömung unter der Herrschaft einer alles dominierenden Idee, eines falschen, verheerenden Freiheitsgedankens, der mit mancher morschen, des Unterganges würdigen Schranke sehr vieles, was der Menschheit Segen gebracht, dem Verderben weihte, der die feste Wahrheit den wechselnden Systemen, die politische und soziale Ordnung der Revolution und dem Libertinismus opferte, der das Massenelend schuf, die sozialen Bande zerriß, die Gesellschaft in schroffe Gegensätze auflöste.

Auch die heutige soziale Reform wird beherrscht von einer Idee, der sie ihre Kraft, ihre Richtung und Leitung entnimmt. Sie verwirft prinzipiell jenen Individualismus, welcher die Freiheit nur als Mittel und Bedingung für die Zwecke eines rücksichtslosen Egoismus, der freie Bahn forderte für alle diejenigen, welche die Macht haben, sie zum eigenen Vorteil auszunutzen und in klingende Münze umzusetzen, der jede Schutz-

maßregel zu Gunsten der Mittelstände als freiheitswidrig bekämpfte, aber zugleich jeden Augenblick bereit war, die Freiheit anderer zu opfern, wenn es z. B. galt, die Abhängigkeit der Arbeit vom Besitze zu mehren, die große Masse des Volkes zu nötigen, im Dienste einiger weniger ihre Kräfte zu verbrauchen, diese reicher und reicher zu machen und dabei selbst in äußerst beschränktem Maße an den Gütern aufsteigender Kultur teilzunehmen. Jenem egoistischen Libertinismus gegenüber hat die soziale Reform die wahre Freiheit auf ihre Fahne geschrieben, die Freiheit, die mit der Gerechtigkeit in Einklang steht, die Freiheit für alle, welche die Rechte der Schwachen nicht weniger schützt als die Rechte der Starken, welche die individuellen Interessen mit dem Glück und Wohl der nationalen Gesamtheit vereinbart, jene Freiheit, die über sich die sittliche Pflicht im Wirtschaftsleben anerkennt, das auf sittlicher Grundlage ruhende Recht und Gesetz, und welche nicht bloß soweit vom „Gesetze" etwas weiß, als es sich darum handelt, die selbstsüchtigen Gelüste mit den angeblichen Naturgesetzen der ökonomischen Ordnung zu verdecken. Kurz, Freiheit und Pflicht in der rechten Verbindung nach Gottes Gesetz zum allgemeinen und umfassenden irdischen Wohle der Völker, das ist der Grundgedanke, die große, leitende und höchste Idee der sozialen Reformbewegung im neuen Jahrhundert. Von hier müssen letztlich die Goldbarren entlehnt werden, die in einer klugen, stufenweise voranschreitenden, stets an die gegebenen Verhältnisse anknüpfenden staatlichen, kommunalen, korporativen, privaten Kleinarbeit ihre Ausprägung erhalten. Hier ist aber zugleich der sichere und feste Stützpunkt gefunden, von dem aus die nationalökonomische Wissenschaft die ihr noch immer fehlende Vollendung erreichen kann. Man wird es daher lebhaft begrüßen müssen, wenn neuerdings die Bedeutung der Pflicht für das Wirtschaftsleben von einem als Staatsmann wie als Gelehrter hervorragenden Nationalökonomen, dem gegenwärtig bedeutendsten Vertreter der wissenschaftlichen Statistik, Georg v. Mayr, mit allem Nachdruck hervorgehoben wurde[1]. Es handelt sich in dieser Frage keineswegs um spekulative Liebhabereien, sondern geradezu um eine Weichenstellung für die nationalökonomische Forschung. Diese wird offenbar in ganz andern Geleisen voranschreiten, sobald sie neben den wirtschaftlichen in der rechten Weise auch ethischen Erwägungen Beachtung schenkt.

[1] Die Pflicht im Wirtschaftsleben. Von Dr. Georg v. Mayr, o. Professor der Statistik, Finanzwissenschaft und Nationalökonomie an der Universität München, kaiserl. Unterstaatssekretär z. D. Tübingen 1900.

Daß im Kulturleben der Gesellschaft die sozialen Wechselbeziehunge dem Gebiet bloß thatsächlicher Machtwirkung entrückt seien, fordert, sowei wenigstens der Schutz der Person und des Eigentums in Frage steht selbst der extremste Individualismus und Libertinismus. Man wird auc darüber hinaus heutzutage eine gesetzliche Eindämmung des gewaltthätige oder doch in seiner brutalen Rücksichtslosigkeit gehässigen Egoismus sic gefallen lassen, ja selbst dort den Konflikt mit der staatlichen Zwangs gewalt zu vermeiden suchen, wo man nur unwillig die durch das Gese geschaffenen Schranken erträgt, die durch dasselbe geforderten Opfer bringt Die Frage bleibt aber: Giebt es im Wirtschaftsleben außer und über de gesetzlichen Pflichten noch sittliche Pflichten? „Die Frage scheint vielleich thöricht", sagt v. Mayr[1]. „Denn es ist nicht abzusehen, warum gerad dieses wichtige Stück des Gesellschaftslebens, das wir Wirtschaftsleben nennen, den Geboten der Sitte nicht unterliegen sollte. Und doch ist di Frage nicht überflüssig. Wir sehen, wie die Anhänger materialistische Auffassung und die Bewunderer namentlich der neuzeitlichen wirtschaft lichen Entwicklungstendenzen in rücksichtslosem Bestreben, jedes Hinderni einer möglichsten Beschleunigung dieser Entwicklung beiseite zu schieben nicht davor zurückschrecken, den Erwägungen der Sittlichkeit im Rahme des Wirtschaftslebens keinen Raum zuzugestehen. Nach Zeitungsnachrichte hat ein Breslauer Kollege, Werner Sombart, gelegentlich der Ver sammlung des Vereins für Sozialpolitik in Breslau den Satz formuliert Sittlichkeit auf Kosten des ökonomischen Fortschrittes sei seines Erachten der Anfang vom Ende. Hier ist meines Erachtens der Punkt, wo es fü den Kollegen eines solchen Nationalökonomen Pflicht werden kann, ent schiedenen Widerspruch zu erheben."

Die Anerkennung der Sitte als eines das Wirtschaftsleben regelnde Prinzips ist übrigens Gemeingut der ganzen neueren historisch-ethische Richtung in der Nationalökonomie. Dabei wird insbesondere zugestanden daß auch die positive Rechtsbildung sich dem Einfluß der Sitte beug d. i. jener Summe von traditionellen Vorstellungen, Urteilen, Überzeugunge und Strebensrichtungen, in welchen das sozial als recht und geboten Erachtet mehr oder minder deutlich zum Ausdruck gelangt. Freilich können dies durch religiöse Momente und als Erbschatz vorausgegangener Kultur bestrebungen geheiligten, sittlichen Anschauungen und Postulate auf jede

[1] A. a. O. S. 8 f.

Stufe nur teilweise eine positiv gesetzliche Formulierung finden. Nicht als ob der staatlichen Gesetzgebung für jede Unterlassung ein begründeter Vorwurf erwüchse; die volle Verwirklichung aller sittlichen Auffassungen und Forderungen geht eben über die Aufgaben und Möglichkeiten des positiven Rechts hinaus. Gerade das ist ein besonderer Vorzug der Sitte, daß sie weiter greift als der staatliche Zwang, und daß sie auch dort die Ordnung des sozialen Lebens mit kräftigen Motiven wahrt, wohin das positive Recht und die staatliche Handhabung der Rechtspflege nicht zu dringen vermag. Die Bedeutung der Sitte für das Wirtschaftsleben wird anderseits keineswegs durch den Umstand verkürzt, daß die ethische Beurteilung gewisser sozialer und ökonomischer Verhältnisse nicht selten nach dem Stande, nach der Klasse der Beurteiler wechselt. Handelt es sich dabei nicht etwa um ein durch das Eigeninteresse irre geleitetes Bewußtsein, sondern um wirklich objektiv sittliche Forderungen, so werden dieselben sich durchweg kaum lange auf die zunächst interessierte Klasse beschränken, vielmehr nach und nach auch in der Grundstimmung und allgemeinen Überzeugung der normalen gesellschaftlichen Gesamtheit zu klarem Ausdruck gelangen, wie dies z. B. in unserer Zeit in den dringendsten Fragen des Arbeiterschutzes sich bekundet hat.

Ist nun die Beachtung des sittlichen Momentes in der neueren Nationalökonomie als ein bedeutender Fortschritt anzuerkennen, so haftete gleichwohl der historisch-ethischen Richtung bisher ein bedenklicher Mangel an, der die auf positiv christlichem Standpunkte stehenden Nationalökonomen und Sozialpolitiker abhalten konnte, der neuen Schule sich rückhaltslos anzuschließen. Es zeigte sich nämlich immer mehr, wie die Historiker vermöge ihrer durchaus berechtigten Absage an die naturgesetzliche Auffassung im Sinne der klassischen Nationalökonomie sich nachgerade zu einer unklaren, relativistischen und positivistischen Auffassung von Sitte und Recht verleiten ließen — nicht bis zu dem Extrem des biologischen Evolutionismus; aber immerhin fehlte es bislang an jener festen, unwandelbaren Grundlage, in welcher eine ethisch gerichtete Nationalökonomie die dem Charakter der Wissenschaft entsprechende Stütze finden muß. So konnte es geschehen, daß Gustav Schmoller in seinen bekannten „Grundfragen des Rechts in der Volkswirtschaft" Recht, Gerechtigkeit, Sitte nicht als absolute Größen anerkennen wollte und anderseits doch wieder von dem „ewigen Grundprinzip alles staatlichen und gesellschaftlichen Lebens" sprach [1].

[1] Vgl. unsere diesbezüglichen Ausführungen in „Philosophische Grundlagen des ökonomischen Liberalismus" (1. u. 2. Aufl. Freiburg 1899) S. 385. 388 ff.

In seinem neuerdings erschienenen wertvollen „Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre“ [1] unterscheidet Schmoller zwischen Moral und Sitte, indem er von einer Entstehung der Moral neben und über Sitte und Recht spricht:

„Indem man begann, die in Spruch und Lied, in gereimter und ungereimter Form überlieferten sozialen Normen zu sammeln, zu vergleichen, zu interpretieren, ergab sich das Bedürfnis, sie gewissen obersten Vorstellungen von der Welt, von den Göttern, vom Menschenschicksal unterzuordnen; die Regeln erschienen nun als Gebote der Gottheit, verbunden durch kosmogonische Vorstellungen, die man erklärte, ausdeutete. Es ergaben sich so einheitliche religiöse Lehrsysteme, die die ersten Versuche rationaler Erklärung alles Seienden ebenso enthalten, wie sie die Lenkung alles Handelns zum Guten bezwecken; es handelt sich um einen Glauben, der die Zweifel beruhigt, das Gemüt beherrscht, der das Gute finden lehrt, der ein klares und deutliches Sollen vorschreibt. Alle ältere Moral wird so als das logische Resultat eines religiösen Glaubenssystems erfaßt; sie fällt mit Sitte und Recht noch ganz oder teilweise zusammen. Man ist sich . . . lange über den Gegensatz von Sünde, Ritualvorschrift, Sitte und Recht nicht klar. Aber immer zielt die priesterliche Moral schon auf etwas anderes als Sitte und Recht. Die äußeren Satzungen der Priester mögen noch auf Befestigung der gesellschaftlichen Verfassung gerichtet sein; die Spekulation über den Willen der Gottheit führt zur Erörterung des inneren Seelenlebens der Menschen. Zumal die höheren Religionssysteme erkennen mehr und mehr die Bedeutung der sittlichen Gesinnungen für das Leben und die Handlungen. Das zusammenhängende einheitliche Nachdenken über die Ursachen, warum wir gut handeln sollen, über die sittlichen Gefühle, Urteile, Handlungen erzeugt die Moral, d. h. einheitliche Lehrgebäude, welche das Gute begreifen, darstellen und lehren wollen, welche aus einheitlichen Grundgedanken und Prinzipien die sittlichen Pflichten, Tugenden und Güter ableiten wollen. Die Moral, das Moralsystem ist so stets im Gegensatz zu Sitte und Recht ein theoretisches und praktisches Ganzes; sie will Regeln und Gebote für alles Leben geben, aber sie formuliert sie nicht fest und klar, wie Sitte und Recht. Und sie will nicht bloß das äußere Leben regulieren, sondern auch das innere in die rechte Verfassung setzen. Sie will das Gute an sich lehren, sie will überreden, überzeugen, sie will die sittlichen Kräfte schaffen, aus denen Sitte und Recht selbst als abgeleitete Erscheinungen hervorsprießen. . . . Sitte und Recht sind Regeln des äußeren Lebens, die Moral umfaßt äußeres und inneres Leben, alles menschliche Handeln und alle Gesinnung. Sitte und Recht sind in bestimmten Geboten und Verboten fixiert; die Moral wendet sich ohne feste Formeln und Sätze an die Wurzel des Handelns, sie will die Seele zum richtigen Handeln fähig machen, das Gewissen schärfen. Ihr Höhepunkt ist die freie Sittlichkeit, die ohne Bindung an schablonenhafte Regeln sicher ist, aus sich heraus überall das Gute und Edle zu thun. Die Moral leuchtet als führende

[1] Erster Teil (1.—3. Aufl. 1900) S. 55 ff.

ckel der Sitte und dem Recht, die ihr gar oft nur zögernd folgen, voran; sie dert Gesinnungen und Thaten, denen oftmals nur die Sitte der Besten entcht, die zu einem großen Teil vom Recht nicht verlangt werden können. Die tte hat in der öffentlichen Meinung, in der Ehre, im Klatsch der Nachbarn, s Recht in der Staatsgewalt, die Moral hauptsächlich im Gewissen ihren ekutor. Die Moral ist ein unendlich feineres, verzweigteres Gewebe als Sitte d Recht; aber sie hat keine andern Mittel, zur Geltung zu kommen, als Überung und Überzeugung."

Wenn Schmoller anerkennt, daß die Begriffe des Moralischen und der itte in ihrer herkömmlichen Bedeutung sich nicht völlig decken, so pflichten r ihm darin vollkommen bei. Doch wird die Art und Weise, wie chmoller die Differenzierung der Moral von Sitte und Recht sich vollhen läßt, kaum als eine wissenschaftlich hinreichend begründete anerkannt rden können. Die Moral ist eben nicht das wechselnde, historische, menschhe Gebilde, als welches sie hier wiederum erscheint. Es giebt vielmehr te, allgemeine, objektive, von Zeit und Raum unabhängige und darum wandelbare moralische Postulate, die, soweit sie die Gesellschaft in ihren sentlichen Formen und Gestaltungen ordnen, in der That, um Schmollers jenes Wort zu gebrauchen, das „ewige Grundprinzip alles staatlichen und sellschaftlichen Lebens" darstellen. Wer diese dauernden Postulate verletzt, r handelt nicht bloß den traditionellen und befestigten Anschauungen und rderungen der Kulturgesellschaft entgegen, er widersetzt sich auch dem illen desjenigen, in dem allein „ewige Grundprinzipien" ihre Stütze, wandelbare Normen ihren Quell haben können, der sein die soziale Ordng, das Gedeihen und die kulturelle Entwicklung der Menschheit fordern-s und garantierendes Gesetz, als solches erkennbar, der menschlichen Vernunft unauslöschlich eingeschrieben hat. Der Begriff der bloßen Sitte, die ch auf ein soziales Gesamtempfinden zurückführt und die von der Kulturgesellschaft stets neu erzeugt wird als ein Inbegriff von Urteilen, Überugungen, Strebensrichtungen, ist weiter als der Begriff der Moral, soweit diese das äußere Leben zum Gegenstande hat! Dort aber, wo die historische Sitte mit der ewigen Moral sich deckt, z. B. im Hinblick auf die Anerkennung des natürlichen Endzweckes der staatlichen Gesellschaft, auf die Autorität der Staatsgewalt, auf Treue und Gerechtigkeit im Verkehr u. s. w., erscheint die Sitte lediglich als geschichtliche Manifestation und Verkörperung des Moralgesetzes der menschlichen Vernunft. So gefaßt, bedarf die Sitte in ihren wichtigsten Anforderungen jedoch offenbar noch einer Ergänzung, um der vollen Idee der Sittlichkeit als einer ver-

pflichtenden Norm des menschlichen und darum auch des wirtschaftlich Handelns zu genügen. Wo von Verpflichtung die Rede ist — und h wird ja die Kulturgesellschaft selbst als verpflichtet vorausgesetzt —, muß es eine höhere Autorität geben, die sich auch über die Kulturgesellschaft erhebt, ihr als Herr und Gesetzgeber gegenübertreten kann. Ob dieses höchsten Gesetzgeber wäre ihr Gesamtempfinden durch keine wa Autorität gestützt, etwas mehr oder minder Unfaßbares, und was Pflicht gefordert wird, nicht bloß ganz und gar relativ und wandelb sondern überhaupt ohne jeden festen Halt — man müßte denn mit Schmo an die „öffentliche Meinung, die Ehre, den Klatsch der Nachbarn" ap lieren und darin einen ausreichenden Halt für die Pflicht im Wirtscha leben suchen wollen oder mit dem bloß individuellen Gewissensspruch Einzelnen sich begnügen.

Es handelt sich in unserer Frage keineswegs um die Geltendmach des spezifisch katholischen Standpunktes, sondern um eine ähnliche Fo bildung der historischen Auffassung, wie sie bereits Trendelenbu und Stahl mit Rücksicht auf die historische Rechtsschule als notwen erkannt hatten. „Es verschmäht," sagt Trendelenburg[1], „die ration Ansicht nicht selten die historische, und die historische umgekehrt die rationa doch herrscht zwischen beiden nur aus Einseitigkeit Feindschaft, denn Mensch ist ein historisches Wesen und dadurch Bürger der Geschichte. Da liegt sein Eigentümliches, und darum ist nach allen Seiten hin die schichtliche Betrachtung richtig. Indessen macht die rein historische Auf allenthalben und auch im Recht nur das Daseiende als ein Vergange geltend und will das Daseiende mit dem Anspruch der Vergangenheit physisch fortsetzen. Die nackt rationale Ansicht will umgekehrt nur Recht der Idee, ohne nach dem Daseienden zu fragen. Jene wird st diese luftig; die tiefere philosophische besteht darin, auf jeder historis Stufe je nach dem Stande der Entwicklung das Rationale aufzufa und auf der letzten durch die innewohnende Idee auf die weitere A bildung hinzuweisen. In diesem Sinne muß die historische Ansicht in rationale, und die rationale in die historische aufgenommen werden."

Stahl aber bestreitet überhaupt, daß wenigstens die führenden Ge innerhalb der historischen Rechtsschule den außerzeitlichen Hintergrund a Geschehens aus den Augen verloren hätten. „Die geschichtliche Schu

[1] Naturrecht auf dem Grunde der Ethik (2. Aufl. 1868) S. 45.

sagt er[1], „beseitigt nicht den absoluten sittlichen Maßstab, sie bekämpft nur das, was man damals als Inhalt desselben ansah, und macht noch den relativen oder vielmehr den individuellen Maßstab geltend, den man bis dahin übersah. Es ist gerade eine tiefere philosophische Wahrheit, auf welcher sie unausgesprochen, ja den meisten vielleicht unbewußt, in ihrem letzten Grunde steht, das ist die Anerkennung des lebendigen göttlichen Waltens in der Geschichte. Aus ihr kommt die Ehrfurcht vor dem Bestehenden, die menschliche Bescheidung in der Änderung desselben, das Hinsehen auf eine höhere Macht, von der man das Wesentlichste und Beste dabei erwarten muß."

Nur zu lange ist in der That der Name Gottes in der Wissenschaft entweder gar nicht mehr oder nur mit einer gewissen Zurückhaltung und Schüchternheit genannt worden. Man sollte endlich diesen heiligsten Namen nennen und vor aller Welt offen bekennen, daß allein dort, wo das göttliche Sittengesetz gebührend beachtet wird, das wahre Gemeinwohl der Völker sicheren Schutz und kräftige Förderung finden kann. Die Anerkennung eines in seinen Normen unwandelbaren göttlichen Sittengesetzes entzieht der Sitte, so wie die heutige Wissenschaft sie versteht, keineswegs den Boden, im Gegenteil stärkt sie die Achtung vor dem Hergebrachten, die Ehrfurcht vor dem Bestehenden; sie gewährt dazu den obersten sozialen Normen eine Festigkeit, Beständigkeit, Allgemeingültigkeit, wie sie eine bloß geschichtliche und menschliche Herkunft nicht zu verleihen vermag.

Gerade nach dieser Richtung hin hat nun Georg v. Mayr die Fortbildung der historisch-ethischen Auffassung eingeleitet. Wie er von einem festen Kern von Rechtsnormen redet[2], ohne deren Gewährleistung die Weiterentfaltung unseres Kulturlebens undenkbar erscheint, so giebt es ihm zufolge nicht minder auf dem weiteren Gebiete der Sitte ebenfalls einen festen Kern normalen Gesamtempfindens, ein festgeschlossenes Programm für das in der Kulturgesellschaft unerläßlicherweise als sittlich Gebotene[3]. Mögen immerhin die historischen Einzelgestaltungen wechseln, in jeder geschichtlich bedingten, sei es durch dauernde, traditionelle Überzeugungen getragenen, sei es lediglich von praktischen Erwägungen mit Rücksicht auf vorübergehende Bedürfnisse geforderten, Ausprägung muß dieser feste Kern rechtlicher und sittlicher Normen (z. B. die Solidarität im

[1] Geschichte der Rechtsphilosophie (3. Aufl. 1854) S. 586 f.
[2] A. a. O. S. 5. [3] A. a. O. S. 4.

Gesellschaftsleben, der soziale Charakter der Arbeit, der natürliche Staatszweck, die Gerechtigkeit im Tauschverkehr u. s. w.) zur thatsächlichen Geltung gelangen, wo überhaupt von einer Kulturgesellschaft die Rede sein kann. —

Eine derartige ganz allgemeine Hindeutung auf Recht und Sitte genügt freilich nicht. Es wird vielmehr näher darzulegen sein, in wie ausgedehnter und mannigfaltiger Weise das Wirtschaftsleben unter der Kontrolle jener absoluten Normen steht, und wie daraus — mit Berücksichtigung der gegebenen konkreten Gesellschafts- und Wirtschaftsverhältnisse — für die verschiedenen Gruppen der am Wirtschaftsleben Beteiligten gegenwärtig eine Fülle sittlicher Pflichten erwächst. Wir müssen uns natürlich an dieser Stelle lediglich auf einige Beispiele und kurze Andeutungen beschränken, indem wir mit v. Mayr der Reihe nach den Güterverbrauch, die Erzeugung und Verteilung der Güter ins Auge fassen[1].

Es liegt auf der Hand, daß die Art und Weise, wie sich der Verbrauch der Güter vollzieht, von den wichtigsten Folgen wirtschaftlicher Art für den Einzelnen wie für die gesellschaftliche Gesamtheit begleitet ist. Man kann nun freilich von dem Nationalökonomen nicht fordern, daß er sich als Lehrer der christlichen Askese geriere um der besondern Zwecke willen, welche diese verfolgt. Was er von seinem Standpunkte wünschen muß, das ist jedoch: bei angemessener Differenzierung der körperlichen und geistigen Genüsse Vermeidung der Exzesse nach einer Richtung und gebührende Rücksichtnahme auf die Gestaltung der Leistungsfähigkeit in Gegenwart und Zukunft, wobei kluge Zurückhaltung im Augenblicksgenuß die Möglichkeit künftigen Aufsteigens zu einer höheren wirtschaftlichen und sozialen Stufe nicht selten gewährleistet. Der Nationalökonom ist ex officio Lobredner vernunftgemäßer Sparsamkeit. Er verurteilt die Verschwendung. Indem er anderseits von einem jeden den seinem Stande und seinen Verhältnissen entsprechenden Güterverbrauch in der Regel fordern muß, da der Verbrauch die soziale Voraussetzung erfolgreicher Gütererzeugung darstellt, so erwartet er doch insbesondere von dem Reichen, daß er die überfließenden Mittel dem Gemeinwohle, der Unterstützung der Armen, der Förderung von Kunst und Wissenschaft zu Diensten stelle, anstatt nur auf Accumulation seiner Spekulations- und Rentengewinne zu sinnen.

Um eine solche nationalökonomisch wünschenswerte Ausbildung des Güterverbrauchs zu erreichen, können Rechtsformulierungen nur wenig

[1] Vgl. v. Mayr a. a. O. S. 9. 11 ff.

nutzen, wie die alten Kleiderordnungen, die Versuche einer staatlichen Bekämpfung des Alkoholgenusses u. s. w. beweisen, ganz abgesehen davon, daß der Eingriff der Gesetzgebung in das Gebiet der privaten Konsumtion allzu leicht zu einer durchaus ungebührlichen Beschränkung der persönlichen Freiheit führen müßte. Hier hilft nur jene Mäßigung und Regelung der Begierden, jene Selbstbeherrschung, Nüchternheit und Klugheit, wie sie, in einer für den Gesamtzustand des Volkes entscheidenden Ausdehnung, lediglich die praktisch lebendige Geltung der Idee sittlicher Pflicht zu gewähren im stande ist. In der gewissen Erkenntnis, daß bei der Regelung der Güterverwendung, mag es sich um die Lebenshaltung eines Millionärs oder um Führung und Überwachung des schlichten Haushaltes einer Arbeiterfamilie handeln, die sittliche Pflicht für die weitesten Kreise das eigentlich entscheidende Wort spricht, wird daher jeder verständige Nationalökonom von seinem eigensten Standpunkte aus nicht umhin können, die hohe Bedeutung sittlichen Pflichtgefühls allgemeiner praktischer Geltung der sittlichen Normen für das Gedeihen der Volkswirtschaft offen anzuerkennen.

Der Blick auf das Gebiet der Gütererzeugung kann uns in dieser Auffassung nur noch mehr bestärken. Die Hervorbringung oder Beschaffung einer genügenden Menge von Sachgütern in gebührender Ausgliederung und Verschiedenheit ist für die Erhaltung unseres Geschlechts und im Hinblick auf den kulturellen Fortschritt unerläßlich. Triebe und Pflichten, Selbsterhaltung, Selbstvervollkommnung, Eigeninteresse, die pflichtmäßige Sorge für die Zukunft, für das Glück der Familie, die Arbeitspflicht u. s. w. gewähren die Garantie, daß es an Sachgütern innerhalb einer Volkswirtschaft regelmäßig nicht fehlen wird. Unter Umständen können die gesetzgebenden und administrativen Instanzen zum Eingreifen verpflichtet sein, z. B. mit Rücksicht auf einen vernachlässigten Bergbau oder Bodenanbau u. dgl. Notwendiger jedoch als der nur selten berechtigte Betriebszwang wird es sein, daß die Staatslenker ihrerseits pflichtgemäß alles Erforderliche thun, um durch eine angemessene Zoll- und Handelspolitik das Interesse der Unternehmer an der heimischen Produktion zu erhalten und zu steigern. Bei aller Verschiedenheit in der vielfach verzweigten Berufsschichtung lassen sich ferner auch für den Unternehmer schlechthin und überhaupt eine Anzahl allgemeiner ethisch-sozialer Pflichten sowohl im Hinblick auf die Ausgestaltung der Produktion feststellen, wie besondere Pflichten der Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Liebe gegenüber den in seinem Betriebe beschäftigten Personen. Handelt es sich

um eine durch wirkliche Fortschritte der Technik bedingte Großentwicklung von Unternehmungen, die sich unter möglichster Schonung anderer selbständiger ökonomischer Existenzen vollzieht, so wird man dabei von einer Verletzung sittlicher Normen an und für sich nicht reden können. Die Betriebsformen sind eben in ihrer Eigenart nicht für ewige Zeiten festgelegt. Sie unterliegen dem Gesetze historischer Wandelbarkeit nach den wechselnden Bedürfnissen und Möglichkeiten fortschreitender Kultur. Mag dann auch eine solche Umwandlung manche Opfer fordern, größer und verhängnisvoller ist jedenfalls die künstlich erzeugte Not, welche gewissenlose Monopolisten in habsüchtiger Geldgier schaffen, jene rücksichtslose Ausdehnung einer ins Ungemessene gehenden Produktions- und Handelsthätigkeit, so zwar, daß der Groß- oder Kolossalbetrieb zugleich zielbewußt die Vernichtung zahlreicher Mittel- und Kleinbetriebe erstrebt, jenes brutale Niedertreten alles dessen, was hindernd im Wege steht, die skrupellose Geltendmachung der Übermacht im Konkurrenzkampfe, die zur Aushungerung der Arbeiter anderer Unternehmungen und schließlich zu deren Ruin führt. Das Gesetz mag in solchen Anlässen viel leisten können zum Schutze der Schwächeren, einem gewissenlosen Großunternehmertum gegenüber erreicht es doch niemals vollständig sein Ziel.

Und bedarf es ferner noch besonderer Erwähnung, daß der sittliche Pflichtenkreis des Unternehmers mit Rücksicht auf die in seinem Betriebe thätigen Arbeiter in den Anforderungen auch der besten Arbeiterschutz- und Versicherungsgesetzgebung keineswegs seine Grenze findet? Die vom sittlichen Standpunkte ausgehende Beurteilung der Lohnarbeit kann insbesondere mit einer Gleichstellung zwischen menschlicher Arbeit oder Arbeitskraft und einer „Ware" sich nie und nimmer versöhnen. Sie sieht in dem Arbeiter immer den Menschen, in dem Arbeitsverhältnis stets eine Relation vom Menschen zum Menschen, fordert darum eine menschenfreundliche, rücksichtsvolle Behandlung und nicht zum wenigsten, daß bei der Entlohnung zugleich mit der jeweiligen spezifischen oder individuellen ökonomischen Bedeutung der Arbeitsleistung alle jene natürlichen Lebenszwecke Beachtung finden, zu deren Erreichung und Befriedigung der Lohn die Möglichkeit gewähren muß, wenn nicht der Arbeiterstand und mit ihm die Gesellschaft dem Verderben anheimfallen soll. Wie sehr sie sodann jede ungebührliche Beschränkung der Freiheit des Arbeiters, speziell mit Bezug auf die Eingehung des Lohnverhältnisses, auf die Festsetzung der Arbeitsbedingungen und deren Verbesserung durch den Einfluß der Koalitionen zurückweist, so

kann sie anderseits die Arbeiter nicht zu Unternehmern stempeln, muß vielmehr unbedingt die für den gedeihlichen Verlauf des Produktionsprozesses notwendige Unterordnung des Arbeiters unter die Leitung des Unternehmers, gewissenhaften Fleiß, wie eine ausdauernde, das Interesse des Unternehmers wahrende Treue fordern. Was speziell die Arbeiterorganisationen betrifft, so verdient hier das von ethischen Erwägungen ausgehende, ernste Mahnwort eines aufrichtigen Freundes des Arbeiterstandes, des Kardinals James Gibbons, beachtet zu werden: Diese Organisationen haben unzweifelhaft Rechte, die ihnen gewährleistet werden müssen, sie führen Klagen, die beherzigenswert sind, aber sie haben auf der andern Seite auch heilige Pflichten zu erfüllen. Sie sollen und müssen sich hüten, leichtfertigen Demagogen Gehör zu schenken, sie dürfen sich nicht zu politischen Wahlmaschinen herabwürdigen lassen. Sie sollen ihre eigene Reputation, das Ansehen, die Ehre, die Rechte ihres Standes auf das nachdrücklichste wahren. Aber sie dürfen nicht den Kampf suchen um des Kampfes willen, nicht durch ein ungerechtes, gewaltthätiges Verhalten gegen Unternehmer, andere Arbeiter oder deren Verbände, durch staatsstürzende, revolutionäre Theorien und Agitationen ihre Verbindung in den Augen der Öffentlichkeit herabsetzen, das Mißtrauen der Gesellschaft wachrufen und staatliche Zwangsmaßregeln geradezu herausfordern. Die gewaltsame Repression dürfte übrigens, wenn auch hier als äußerstes Mittel erlaubt, einem in seiner breiten Masse entsittlichten Volke gegenüber nur von höchst prekärem Erfolge sein. Darum wird jede einsichtsvolle Regierung um so mehr alles daran setzen, daß alle für die sittliche Hebung des Volkes bedeutsamen Kräfte in Kirche und Schule zur vollen Geltung kommen können[1]. Daneben dürfte es sich empfehlen, wenn staatlicherseits die bislang auf Privatinitiative beruhenden Organisationen in ruhige, geordnete, öffentlich-rechtliche Bahnen gelenkt würden, nicht minder auch

[1] Das ist ebenfalls die Ansicht Georg v. Mayrs: „Bedeutungsvoller noch als das, was die Staatsgewalt in Gestalt der Strafsetzung leisten kann und aus Rücksichten der Selbstachtung leisten muß, ist das, was hier die Massenerziehung zu leisten berufen ist. Gegenüber dem vergiftenden Einfluß der Agitatoren, welche mittels Aushöhlung alles sittlichen Inhalts des Arbeitslebens den Arbeiter zur wirtschaftlichen Maschine im Massenkampf gegen die bestehende Gesellschaftsordnung umzugestalten bemüht sind, erwächst allen Instanzen, die unsere Kulturerrungenschaften wahren wollen, eine gewaltige Aufgabe der Belehrung und Erziehung. Staat und Kirche stehen hier auf dem gemeinsamen Boden der Wahrung sittlicher Normen gegenüber dem Anprall materialistischer Sturmflut“ (a. a. O. S. 55).

die zur Beseitigung einer anarchischen Produktion in Dienst zu stellenden Organisationen der Unternehmer. —

Gesetzgebung und Verwaltung schaffen nicht den allgemeinen, höchsten Zweck der staatlichen Gesellschaft. Er ist von der Natur gegeben, für die Staatsleitung ein pflichtmäßig zu verwirklichendes Ziel, der Art, daß alle speziellen Rechte und Pflichten der Staatsgewalt von jener fundamentalen Pflicht sich herleiten. Ebenso wird auch die Pflicht der Individuen und Einzelwirtschaften, sich der staatlichen Rechtsordnung zu unterwerfen und dem gesellschaftlichen Ganzen harmonisch sich einzufügen, von der Natur, nicht vom Staat diktiert. Der natürliche Zweck der staatlichen Gesellschaft, die öffentliche Wohlfahrt und durch diese im Verein mit der Selbstbethätigung der Bürger vermittelt, der Wohlstand des Volkes, steht nun in wesentlicher Abhängigkeit von der Art und Weise, wie die Güter sich unter die Volksgenossen verteilen, man mag die fortlaufende Austeilung der Produktionserfolge unter die Gesamtheit der an der Produktion Beteiligten, oder die relativ dauernde, konsolidierte Besitzschichtung ins Auge fassen. Wir wollen nicht zurückkommen auf die sittliche Forderung nach Wahrung der ausgleichenden Gerechtigkeit im Tauschverkehre, besonders in der Lohnzumessung, nicht noch einmal der Pflicht der Reichen gedenken, von ihrem Überfluß den Armen mitzuteilen, oder der staatlichen Pflicht, das Armenwesen im Sinne der Vorbeugung und der Pflege ergänzend zu regeln, nicht reden vom Schutze der wirtschaftlich Schwachen, des Mittelstandes durch entsprechende Staatsmittel und Förderung der korporativen Organisation, nicht von der Hintanhaltung der schlimmen Mißbräuche: durch Getreidespekulationsverbände künstliche Preissteigerungen z. B. Es mag uns noch ein kurzes Wort gestattet sein im Hinblick auf den Geld- und Kreditverkehr. Das Schlimmste treibt den Kapitalisten darnach gezogen das Geld der Produktion dienstbar zu machen, aber es kommt darauf an, daß dies in der rechten Art und am rechten Platz geschehe. Mögen die Banken Maßregeln für ihre Sicherheit treffen, mögen sie auch die Kapitalzinsfüße immerhin gewisse Grenzen nicht überschreiten, so ist die Stabilität und Flüssigkeit [illegible] doch [illegible] Pflichtverletzung. Wo [illegible] Gewinn [illegible] Spekulation hinausgeht und auch in der Art der Kapitalanlage [illegible] Sicherheit [illegible], kann es [illegible] Pflicht sein, daß die Gesellschaft [illegible] Gesetzgebung oder [illegible] Zweck in den Banken [illegible] Sicherheit. Ge-

meinsinn, Liebe sie erheischen, daß nicht dem Feinde Geld und Waffen gegeben werden zum Kampf gegen das eigene Vaterland, zur Vernichtung der einheimischen Industrie u. s. w. Nur das Pflichtgefühl kann bewirken, daß, was seiner Natur nach Hilfe sein soll, in der That Rettung und Förderung sei, nicht aber zur Erdrosselung diene, zur verderbenbringenden Belastung eines Ertrinkenden werde.

Es war ein fruchtbarer Gedanke, wenn Adolf Wagner und neuerdings wieder Eugen Jäger eine sozialpolitische Ausgestaltung der staatlichen Steuerpolitik forderten. Die Besteuerung nach Maßgabe der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und unter Berücksichtigung der persönlichen Verhältnisse, so wie die distributive Gerechtigkeit es verlangt, die stärkere Belastung des fundierten Einkommens, die steuerpolitische Zurückhaltung einer für das Gesamtwohl belanglosen, für viele mittlere und kleinere Betriebe aber verderblichen Ausdehnung gewisser Großunternehmungen, die verstärkte Heranziehung von Spiel- und Spekulationsgewinnen neben der direkten Vereitlung von Vermögensanhäufungen sittlich bedenklicher Art durch legislatorische Maßnahmen u. s. w., das sind nur wenige Momente, deren Wichtigkeit für die Erhaltung der nationalen Wohlfahrt auf den ersten Blick sich ergiebt.

Wiederholt aber betonen wir, daß auch von derartigen legislatorischen Maßnahmen nur ein Teilerfolg zu erhoffen steht. Lediglich dort, wo ein sittlich hoch entwickeltes, in seiner breiten Masse pflichtbewußtes Volk in treuer Hingabe an die Arbeit und den Beruf, um des Gewissens willen auf jedes unruhige Hasten nach maß- und müheloſem oder gar ungerechtem Gewinn verzichtet, wo man Rücksicht nimmt auf der andern Bürger Wohl, das Gedeihen des Ganzen, da und da allein besitzt die allgemeine Wohlfahrt sichere, ja die besten Garantien.

Das muß der Nationalökonom anerkennen. Mehr verlangen wir von ihm nicht. Er braucht also nicht den Moralisten oder Sittenprediger zu machen, nicht das Gute als Gutes zu fordern, nicht die ethischen Prinzipien und Gesetze aufzusuchen oder zu entwickeln. Sie sind ihm gegeben. Es genügt, daß er sie kennt und beachtet. Aber es bleibt für den Kulturfortschritt von höchster Bedeutung, daß heute gerade von nationalökonomischer Seite klar und unumwunden eingestanden und nachgewiesen wird, wie auch die materielle Wohlfahrt der Nationen wesentlich bedingt ist durch die lebensvolle Herrschaft des ewigen, göttlichen Sittengesetzes. Eine Nationalökonomie, die nur mit dem positiven Recht und

mit der hiſtoriſch wandelbaren Sitte operiert, bleibt außer ſtande, das Gemeinwohl gegen den libertiniſtiſchen Egoismus und die Eigentumsinſtitution gegen den Andrang des Sozialismus auf die Dauer wirkſam zu ſchützen.

Es gereicht uns zur beſondern Genugthuung, daß ein Mann von der wiſſenſchaftlichen Bedeutung Georg von Mayrs nach dieſer Seite hin die Klärung des Standpunktes unſerer hiſtoriſch-ethiſchen Nationalökonomie in Angriff genommen hat.

Heinrich Peſch S. J.

Moniſtiſche Entwicklungslehre — entwicklungsleere Entwicklungsmäre.

Vorwort zu einem Verſuch über die „Entwicklung" des Katholizismus.

Aus dem vorſtehenden Untertitel erhellt, daß wir eine hiſtoriſch-theologiſche Frage zu erörtern beabſichtigen, welche fernab von allen naturwiſſenſchaftlichen Angelegenheiten liegt. Da man aber mit gefälſchten Begriffen ebenſowenig eine Unterſuchung führen, wie mit unechten Geldſtücken eine Rechnung zahlen kann, erſcheinen einige vorläufige Bemerkungen über den Begriff der Entwicklung unerläßlich. Und unvermeidlich iſt, daß ſie polemiſch beginnen. Sobald nämlich dieſes Wort ausgeſprochen wird, denken die meiſten Bildungsmenſchen der Gegenwart an eine beſtimmte Weltanſchauung oder an etwas, was ſich für eine ſolche ausgiebt, die angeblich „moniſtiſche", thatſächlich materialiſtiſche „Entwicklungslehre". Den Inbegriff von deren Dogmen hat E. Häckel in dem jüngſten Gericht dargeboten, das er zugleich den Liebhabern ſolcher Genüſſe als ſein letztes vorſetzt[1]. Und kaum ſtand es auf der litterariſchen Speiſekarte, als es auch ſchon in „zehntauſend" Portionen verlangt und der Verlagshandlung zufolge „verſchlungen" wurde. Daß aber dabei der Ruf der moniſtiſchen Küche gewonnen hätte, wird man nicht unbedingt behaupten dürfen.

[1] E. Häckel, Die Welträtſel. Gemeinverſtändliche Studien über moniſtiſche Philoſophie. Bonn, E. Strauß, 1900.

Ist sehr viel darüber und vieles dafür, so ist auch Scharfes und Schärfstes dawider geschrieben worden. Paulsen hat das Buch „mit brennender Scham gelesen, mit Scham über den Stand der allgemeinen und der philosophischen Bildung unseres Volkes“ [1]. Er setzte sich vor, darzuthun, „daß Häckel als Philosoph nicht ernst zu nehmen ist“ [2]. Ein hervorragender protestantischer Kirchenhistoriker, Professor Loofs, hat sich der peinlichen Aufgabe unterzogen, mit Häckel über Christus und Christentum zu rechten [3]. Häckel berief sich auf das „ausgezeichnete Werk“ „Jehovas gesammelte Werke“ von „Saladin“ und erklärte, daß er „selbst“ sich „großenteils auf diese Quelle stützte“ [4]; beiläufig bemerkt, eine Stellung, die man nicht einnehmen kann, ohne umzufallen und naß zu werden. Des „ausgezeichneten Werkes“ deutsche Übersetzung, die Häckel citierte, fand sich weder auf den Universitätsbibliotheken von Halle, Göttingen, Jena und Leipzig, noch auf der königlichen Bibliothek in Berlin. Nachdem es Loofs gelungen war, es in einem genugsam unterirdischen Verlag ausfindig zu machen, lag ihm ein Machwerk vor, das nur mit der Zange anzufassen ist; nach den mitgeteilten Auszügen zu urteilen — nichts als Voltairesche Pamphletistik [5], dem Fortschritt zu Ehren ins Unbeschreibliche verpöbelt. Wie Loofs darüber quittierte, davon mag die Anmerkung eine Probe geben [6]; Entrüstung ist begreiflich, wenn „ein Fanatiker des Atheismus, dessen Herzenswunsch écrasez l'infame ist“ — so nennt Paulsen a. a. O. den Verfasser der „Welträtsel“ [7] —, wenn ein „Fanatiker des Atheismus“ verpöbelten Voltaire für theologische Weisheit ausgiebt.

---

[1] Preuß. Jahrb. CI (Juli 1900), 72. [2] Ebd. S. 31.

[3] „Anti-Häckel. Eine Replik nebst Beilagen.“ 1900. Ich zitiere nach der 3. Auflage.

[4] Zeitschrift für wissenschaftliche Kritik und Antikritik I (1900), 50, in Loofs' „Beilagen“ S. 72.

[5] Voltaires Examen important etc. nebst vielen ähnlichen Streitschriften aus den letzten 20 Jahren seiner schriftstellerischen Thätigkeit werden meines Erachtens in dieser Art Litteratur bis auf den heutigen Tag unaufhörlich direkt und indirekt benutzt; vgl. z. B. „Welträtsel“ S. 376 ff. mit Voltaires Oeuvres compl. XXVI (éd. Moland), 222 s.

[6] „Einem verwahrlosten Hund das Ungeziefer abzusuchen würde leichter sein, als die wissenschaftlichen Thorheiten zu sammeln, die dies Buch (Saladins) enthält; und gegenüber einem Manne, der den Tertullian, weil er ‚ein Afrikaner war‘, als einen ‚schwarzen Knecht‘ Gottes bezeichnet, wird kein Gelehrter, der Rüben und Birnen zu unterscheiden weiß, mir solch ekelhafte Arbeit zumuten“ (Anti-Häckel S. 9).

[7] Preuß. Jahrb. CI, 63. Häckels Quelle nennt Paulsen a. a. O. S. 60 eine „schmutzige Quelle“.

Anderſeits hat ein Gönner occultiſtiſcher Beſtrebungen von dieſem Standpunkte aus Häckel eine „faſt ſchimpfliche Unwiſſenheit“ auch auf dieſem Gebiete vorgeworfen[1]. Überdies veröffentlicht der Präſident der Cogitanten-Allianz Dr. Eduard Löwenthal eine Einleitung zum „revidierten Statut“ dieſer neuen „Weltreligion“ (§ 3) unter dem Titel: „Der Bankrott der Darwin-Häckelſchen Entwicklungstheorie“ (Berlin, Ebering, 1900). Die ſtolze Zuverſicht dieſes Titels erklärt ſich daraus, daß Löwenthals „Syſtem und Geſchichte des Naturalismus“ in ſechſter Auflage vorliegt und ſchon in der erſten das Welträtſel des Lebensurſprungs nebſt allen umliegenden Welträtſeln gelöſt worden iſt, zudem ebendaſelbſt „überhaupt ganz neue Ein- und Ausblicke in das wahre Weſen der Welt an ſich und des ewigen Werdeprozeſſes der Einzelwelten“ ſich finden (S. 10). Herab vom „Lehrſtuhl“ der „Kultushalle“ (S. 16) erklärt der Religionsſtifter Löwenthal: „die Frage nach der Weltſchöpfung erledigt ſich dahin, daß es eine ſolche gar nicht giebt“ (S. 8); aber ebenſowenig vollzieht ſich die Lebensentwicklung nach der bankbrüchigen Entwicklungslehre, „ſondern in der Form eines blitzartigen, den ganzen betr.[2] Weltkörperkomplex erſchütternden Involutions- oder Impanſionsaktes, der mit dem Geſtaltungs-, Belebungs- und Beſinnungsakt als mikrokosmiſcher Reflexgebilde zuſammenfällt“ (S. 9). Wer aber auf dieſe makrokosmiſche Weltreligion hineinfällt, bekommt zu der Offenbarung über Involutions-, Impanſions- und Inverſionsakte auch noch „involutive, inverſive, impanſive und intenſive Phänomene“ (S. 10) gratis dazugeliefert, und ſein Name „wird am ſchwarzen Brett in der Kultushalle bekannt gemacht“ (S. 16). Verſtändlicher als dieſe hohe Myſtik iſt das Schlußwort: „Einſendungen ſind Berlin, Gneiſenauſtraße 107, zu adreſſieren.“

Vom Standpunkt Kantiſcher Orthodoxie hat Richard Hönigswald eine „Kritiſche Antwort“ auf Häckels Welträtſel in Leipzig bei Eduard Avenarius abgeſchoſſen. Weitaus das klarſte an dieſer Schrift iſt das Motto, das nicht ohne ominöſen Beigeſchmack iſt: „Sucht nur die Menſchen zu verwirren, — ſie zu befriedigen iſt ſchwer. Goethe.“ Verwirrt, um es ſchlankweg zu geſtehen, verwirrt war ich nach den 161 Seiten reichlich, befriedigt nicht im geringſten. Verſtanden habe ich nur das eine: Kant hat doch

[1] Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ 1899 Nr. 58 S. 4.

[2] So im Text. Wir wagen nicht zu entſcheiden, ob der betreffende oder betriebene, betreibende oder betriebene, betrübende oder betrübte, betrauerte, betrogene, betrunkene Weltkörperkomplex zu leſen iſt.

dieſen, wir wüßten ein für allemal nichts; wie kann Häckel dann an-
ndigerweiſe behaupten: was ihn betrifft, ſo wiſſe er alles? Iſt das
ht der Sinn der beregten Ausführungen, ſo geben wir nachdrücklich zu,
ſch verſtanden zu haben; aber behufs tieferen Eindringens die 161 Seiten
hmals leſen — dafür danken wir.

Bebel hat bekanntlich der Hoffnung Ausdruck gegeben, Häckels Buch
rde in nicht allzu ferner Zeit die Ideen der Arbeiterwelt beherrſchen.
hat aber verſäumt, zu ſagen, was ein Leben voll erdrückender Arbeit
) vielfacher Entbehrung, eventuell voll Elend und Not, damit anfangen
, wenn ihm ein Haufe anmutiger Worte in den Schoß fällt, wie
knoſe und Gonimatik, Plasmophagen und Blaſtoſphären; primärer,
ndärer Thanatismus und erotiſcher Chemotropismus; anthropiſtiſche,
hropozentriſche, anthropolatriſche, anthropomorphiſche Religionswahn-
ilde u. ſ. w. Mag man in dieſen und vielen andern ſprachlichen Pracht-
cken eine wunderbare Bereicherung des Geiſteslebens ſehen, oder mit
ulſen eine „ans Kindiſche“ grenzende „Sucht, mit neuen Wortbildungen
Armut der Gedanken zu verhüllen“ [1], unerfindlich bleibt in jedem Falle,
s Fabrikarbeiter davon haben und damit anfangen ſollen. Was Bebel
Häckel ſo ſchätzbar findet, iſt ohne Zweifel das nämliche, wodurch
ckel der Abgott vorab der italieniſchen Freimaurerei geworden [2], „der
rſteher des Reiches des Lichts und der Aufklärung“, „der neue Adam“,
. mit dem „die zweite Hälfte der Geſchichte beginnt“, wie Paulſen
t [3]. Es iſt einmal das beharrliche Bemühen, den „ungeheuren Kultur-
npf“ [4] zu ſchüren, das Chriſtentum in Grund und Boden zu ſchelten,
beſondere Katholizismus und Papſttum aus der Welt hinaus zu ver-
nſchen. Denn, wir geben hier abermals Paulſen das Wort, „Katholizis-
s und Papſttum wirkt auf unſern Philoſophen überhaupt wie auf ein
deres Geſchöpf das rote Tuch: wenn er auf dieſe Dinge kommt, erfolgt
elmäßig ein kleiner Anfall von Tobſucht; die Päpſte ſind ihm in der
ißen Mehrzahl ſchamloſe Gaukler und Betrüger, viele von ihnen nichts-
rdige Verbrecher“ (Welträtſel S. 374), „die Klöſter die Höhlen aller
ſter, das Cölibat die Quelle ſchamloſer Greuel u. ſ. w.“ [5]. Während der

[1] A. a. O. S. 41.
[2] Vgl. H. Gruber, Mazzini, Freimaurerei und Weltrevolution (1901) S. 67 f.
[3] A. a. O. S. 66. 67.
[4] „Welträtſel“ S. 385 u. a. Vgl. Paulſen a. a. O. S. 64.
[5] A. a. O. S. 64.

„fanatische Atheist" für andere Religionen Wohlwollen hegt[1], ja eine neue Religion selbst zu gründen ihn zu gelüsten scheint[2], möchte er den Katholizismus und das Papsttum mit Pech und Schwefel vertilgen, d. i. mit seiner „Quelle" und seinem Zorn, ohne zu bedenken, daß eine Religion, die der Atheismus gründet, doch wohl nur ein Possenspiel sein kann, und solche Religionen, denen der Atheismus freundlich zublinzelt, eben dadurch tödlich kompromittiert werden, diejenige aber, welche er haßt, er zweifellos auch fürchtet. Übrigens sind Häckels Ausführungen in ihrem widerchristlichen und atheistischen Kern oft genug in populären Schriftwerken breitgetreten worden, welche der Bildungslage und Fassungskraft der Arbeiterwelt weit besser angepaßt sind als Häckels Abracadabra. Weshalb ward also an Häckel appelliert? Unseres Erachtens aus zwei Gründen. Erstens um wieder einmal die Solidarität des sozialdemokratischen Atheismus mit dem Bourgeois-Atheismus festzulegen, welch letzterer aus zwei Quellen gespeist wird, aus dem Journalisten-Atheismus[3] und dem universitären Atheismus[4]. Zweitens weil man in Freidenkerkreisen aus tiefster Seele nach stärkenden Autoritäten verlangt, nach Päpsten der Aufklärung, und sie nimmt, wo man sie findet, um ihnen blind alles zu glauben, was ungläubig ist, mag es noch so unglaublich sein.

Neben den vielerlei Äußerungen, die durch Zustimmung oder Widerspruch sich direkt auf Häckels Buch beziehen, wären manche interessante Symptome zu beachten, welche darthun, daß Häckels Monismus anfängt, im Zeichen des Krebses zu stehen. Beispielsweise erwähnen wir, daß die „Deutsche Rundschau", die Häckel schon öfters mit Beiträgen verziert hat, bald nach dem Erscheinen der „Welträtsel" eine Abhandlung Reinkes ge-

---

[1] Für den Buddhismus („Welträtsel" S. 410), für den Islam (ebd. S. 330).

[2] „Welträtsel" S. 462 f.: „Unterhalb der Kirchenfenster" werden in der „monistischen Kirche" „Aquarien" mit „reizenden Siphonophoren" angebracht, „an die Stelle des Hochaltars wird eine Urania treten", „zwischen den hohen Säulen der gotischen Dome, welche von Lianen umschlungen sind, werden ... zierliche Bananen und Bambusen an die Schöpfungskraft der Tropen erinnern". Welche Affenarten in der monistischen Kirche die ersten Kirchenstühle bekommen, wird nicht gesagt.

[3] „Nach unserer Kenntnis der Dinge ist es eine relativ niedrige Schätzung, wenn man nur neunzig Prozent der liberalen Berliner Journalisten als Atheisten bezeichnet" („Köln. Volksztg." vom 18. Juni 1900, Nr. 554).

[4] Ähnliches hat bekanntlich (vgl. diese Zeitschrift Bd. LVI, S. 131) Professor Kaufmann von den Universitätsprofessoren bei akademischer Freiheit behauptet.

bracht hat, welche aus einer fachwissenschaftlichen Zeitschrift, wie es das „Biologische Zentralblatt" ist, einen Ausspruch herübernahm, dessen Urheber, ein „jüngerer Zoologe" von „angesehenem Namen", H. Driesch, wenn wir nicht irren, aus Häckels Schule hervorging. Seine Worte lauten: „Der Darwinismus gehört der Geschichte an, wie das andere Kuriosum unseres Jahrhunderts, die Hegelsche Philosophie; beide sind Variationen über das Thema: ‚Wie man eine ganze Generation an der Nase führt', und nicht gerade geeignet, unser scheidendes Säkulum in den Augen späterer Geschlechter besonders zu heben." [1] Reinke seinerseits möchte dieses Urteil „höchstens den Übertreibungen des Darwinismus gegenüber für gerechtfertigt halten" [2]. Es dürfte aber notorisch sein, daß es keine Übertreibung des Darwinismus giebt, wenn der Häckelismus keine solche darstellt. In einem schönen und lehrreichen Buch: „Die Welt als That" [3], hat Reinke zwar jede direkte Polemik wider Häckel vermieden, der letztere aber hat sich in den „Welträtseln" über das erwähnte Werk wenig gnädig geäußert. Und das läßt sich leicht begreifen, wenn man bei Reinke etwa liest: „Der Atheismus . . . scheint mir auf einer inneren Abneigung gegen die Annahme einer Gottheit zu beruhen, auf der Flucht vor einer unerwünschten Lösung des Welträtsels, auf einer bis ins Pathologische gesteigerten menschlichen Überhebung. Der Atheismus *will* unter keinen Umständen das Walten einer Gottheit annehmen, folglich *darf* es auch nicht aus der Natur erschlossen werden. Das ist seine Logik." [4]

Es war weder unsere Absicht, ein Bild des Streites um die „Welträtsel" zu entwerfen, noch die Zahl der Entgegnungen zu vermehren. Es deucht uns dieses um so weniger geboten oder auch nur erforderlich, als eine treffliche „Antwort auf Häckels Welträtsel" vorliegt, die uns als schönes Dokument katholischer Apologetik erscheint, Professor Michelitschs „Häckelismus und Darwinismus" (Graz, Styria, 1900). Wir meinen, daß diese Schrift von ihrem Wert nichts dadurch einbüßt, daß Superintendent A. H. Braasch in Jena sie mit der Zensur abfertigen zu dürfen glaubt, sie sei „ganz im Geist des Ultramontanismus geschrieben" [5]. Durch

[1] Aus dem „Biol. Zentralblatt" 1896, S. 355 Anm., in „Deutsche Rundschau" CII, 249. [2] A. a. O.

[3] 1899. Von Professor Mausbach geistvoll und sympathisch gewürdigt in „Die Kultur" I (1900), 591 ff.

[4] *Die* Welt als That S. 460.

[5] „Über E. Haeckels Welträtsel. Hefte zur christlichen Welt" 1900, Nr. 46 Anm.

derlei ſtereotype Bemerkungen wird die Wiſſenſchaft nicht ſonderlich gefördert; ſie fordern die Frage heraus, welches philoſophiſche Syſtem der „Geiſt des Proteſtantismus" wider Häckel zu verteidigen erſtens geneigt und zweitens im ſtande wäre.

Uns handelt es ſich hier bloß um den Begriff der Entwicklung, der durch die „Entwicklungslehre" vollkommen verdreht, ja gefälſcht und zudem mißbraucht wird. Das geſchieht erſtens dadurch, daß man, dem Zwange der Logik folgend, den Begriff der Entwicklung ſeines geſamten Inhaltes entleert und mit dem Wort „Entwicklung" Vorgänge bezeichnet, welche mit Entwicklung gar nichts gemein haben, als daß irgend etwas vor ſich geht. Der Mißbrauch aber beſteht darin, daß man die „Entwicklungslehre" für eine Weltanſchauung ausgiebt und als einen vollgültigen Erſatz für Gott den Schöpfer zu preiſen nicht müde wird. Dieſe extrem-darwiniſtiſche, wir würden lieber ſagen pſeudo-darwiniſtiſche, materaliſtiſch-atheiſtiſche Entwicklungslehre, die nach dem Wort eines Kenners ganze Generationen „an der Naſe führte" und nunmehr im heiligen Buch der „Welträtſel" niedergelegt ward, dieſe Entwicklungslehre dünkt uns entwicklungsleere Entwicklungsmäre.

Der materialiſtiſche Atheismus iſt ein Todfeind aller Zweckmäßigkeit und Zielſtrebigkeit; er muß durchaus ateleologiſch ſein. Wie lauten doch die prachtvollen Sätze Trendelenburgs, welche mit ſo vollendeter Meiſterſchaft den Grund dafür angeben, daß alle Gottesleugnung abſolute Zweckleugnung ſein muß und jede Zweckmäßigkeit in der Weltordnung eine Gottesſpur iſt? Sie lauten: „So weit der Zweck herrſcht, ſo weit herrſcht der Gedanke." [1] „Der verwirklichte Zweck iſt nur durch das Prius des Gedankens zu begreifen, dem die Macht über das Sein in die Hand gegeben iſt. Daher verbürgt die zweckbeherrſchte Welt den unbedingten, allmächtigen Gedanken: Deus cogitat: ergo est." [2] Wie iſt es nun möglich, daß der materialiſtiſche Atheismus nicht bloß beſtändig Entwicklung im Munde führt, ſondern ſie gewiſſermaßen für ſich allein in Anſpruch nimmt, da doch Entwicklung ſo voll iſt von Zweckmäßigkeit und Zielſtrebigkeit, daß man dieſe aus dem Entwicklungsvorgang gar nicht eliminieren kann, ohne daß alle Entwicklung mitverſchwindet!

Entwicklung iſt mehr als Entſtehung; alles, was ſich entwickelt, muß erſt entſtanden ſein, vor aller Entwicklung liegt eine Erſtentſtehung. Aber

[1] Logiſche Unterſuchungen II (2. Aufl. 1862), 433. [2] Ebd. S. 434.

s, was entsteht, hat, entstanden, Entwicklungsfähigkeiten; allen
ı und nur den Lebewesen eignen solche. Gesteinsschichten und
, chemische Verbindungen und Resultanten mechanischer Kräfte
, aber weder wachsen noch blühen noch eröffnen sie die Abfolge
:rationen. Die Voraussetzung jeder Entwicklung ist ein Keim
:n Triebkraft; Keimentfaltung, d. i. vorherbestimmte Selbstvervoll-
ıg, das Wesen jeder Entwicklung. Der gelehrte Pflanzenphysiolog,
en gedacht ward, schreibt: „Das Ei des Apfelbaumes ist vom Ei
ıbaumes so gut spezifisch verschieden, wie der blühende Apfelbaum
jenden Birnbaum, wie das Blatt oder die Frucht beider Arten.“ [1]
neutrale Keime für beides und alles, das wären die eigentlichen
-links der „Entwicklungslehre“. Aber derlei neutrale Keime giebt
nicht: Keime, aus denen ebensowohl eine Rose wie eine Distel
önnte. Jeder Keim ist das, was er ist, durch das, was aus
:rden soll, ist durch und durch Plan und Gesetz; als Plan
orwegnahme des Zieles, als Gesetz reelle Kraft zu dessen Ver-
ng, in Bezug auf die Zukunft eine realisierte Idee, innerhalb
nwart eine zukunftsschwere Realität. Die Welt keimenden Lebens
:in Etwas, das jenseits aller rein stofflichen Zeit- und Raum-
sse entstanden ist, das uns unmittelbar vor einen geistreichen Er-
nstellt.

: Keime ist gewissermaßen eine Umstülpung der Raum- und Zeit-
sse. Nicht bloß wird ein gegenwärtiger Keim nach seiner eigenen
von andern unterschieden, nach ihr bestimmt und benannt; nicht
d Zukunft und Gegenwart im Keime gleichzeitig und das zu-
Ganze in den Teilen enthalten: die Zukunft ist sogar vor der
ırt, das Ganze vor den Teilen; denn der künftige Entwicklungs-
ıd die künftige Figur des Ganzen sind die Ursache, wegen
und welcher gemäß der gegenwärtige Keim so ist und nicht anders.
›wo ist also die Zukunft des Keimes vor seiner Gegenwart, die
Figur vor dessen gegenwärtiger Beschaffenheit: „Der verwirklichte
t nur durch das Prius des Gedankens zu begreifen“; so-
twicklung herrscht, herrscht Plan, Gesetz und Gedanke. Bei der
ehung von Lebenskeimen muß ein Erfinder und Bildner die Zukunft
Gegenwart, das Ganze vor den Teilen erfaßt haben, um die

[1] Die Welt als That S. 350.

Gegenwart auf die Zukunft zu veranlagen, die Teile nach dem Ganzen zu geſtalten, weshalb dieſe Erſtentſtehung jenſeits von Stoff und Kraft liegt. Jeder Keim iſt zugleich Inhaber unendlicher Entwicklungsfähigkeiten, ſchon deshalb, weil er, über ſich hinausweiſend, auf unbeſchränkte Fortdauer der Gattung gerichtet erſcheint. Die Erſtentſtehung der keimenden Lebewelt verlangt deshalb einen Bildner, der unbegrenzte Macht hat über Stoff und Kraft.

Gewiß iſt kein einziges Lebeweſen dieſer Welt unbedingt, d. h. von Bedingungen unabhängig, bedingt vielmehr und abhängig von inneren und auch von äußeren Faktoren, von ſeiner Herkunft, von Boden und Klima, allgemein geſagt, von ſeiner Vorwelt und ſeiner Umwelt. Es iſt aber dieſen Einflüſſen gegenüber nicht paſſiv wie weicher Lehm, der widerſtandslos die Fährte in ſich ausprägen läßt. Eine Eigenſchaft aller Triebkraft iſt die aktive Anpaſſungsfähigkeit, welche die Einflüſſe der Außenwelt in Aneignungen umſetzt. Wie der Keim, ſo iſt auch die Triebkraft und Anpaſſungsfähigkeit durchaus zielſtrebig, ihre Bethätigungen nichts als das ſich auswirkende Ziel.

Alle dieſe Elemente jeder Entwicklung muß die „Entwicklungslehre“ als nicht vorhanden betrachten. Zwar ſpricht ſie zahlloſemal von Keimen, von Keimgeſchichte, Keimentwicklung u. ſ. w. Sind dieſe Keime aber Keime, Kunſtwerke, in denen Plan und Kraft verſchmolzen ward, ſo iſt fertig und abgethan die „Lehre“. Für dieſe giebt es nur neutrale, paſſive, indifferente Keime, wie weiche Lehmklümpchen wider alles Geſtoßen- und Gedrückt-, Modelliert- und Geknetetwerden indifferent ſich verhalten, paſſiv ſind. Die Lehre ſpricht auch zahlloſemal von Triebkraft und Anpaſſung; jene aber darf nichts Vorherbeſtimmtes auswirken, muß neutral ſein zwiſchen Roſe und Diſtel und allem, was es giebt, iſt ein triebloſer Trieb; die Anpaſſungen aber ſind nicht von ferne, wie Reinke ſie bezeichnet, „der Höhepunkt organiſcher Zweckmäßigkeit“ [1], ſondern reine Paſſivität; ſie entwickeln, wie eine Quetſchung „entwickelt“, wie der Thon ſich zum Topf „entwickelt“, wenn er geknetet wird.

Hat das nicht auch Wigand geſagt? Gewiß, und zwar faſt mit den nämlichen Worten und rund vor einem Vierteljahrhundert. Er wies [illegible] die einzige Eigenſchaft, welche der Darwinismus dem einzelnen [illegible] Weſen beläßt, die Variabilität iſt, paſſive Empfänglich-

[illegible] Bd. S. 439.

eit für alles und Abgang jeglicher Bestimmung zu einem; daß die ein-
gen, Ursachen, welche modellieren, welche dem Unbestimmten zu einem be-
immten Typus verhelfen, Zufall und Bearbeitung von außen sind; daß
ieser Thatbestand durch Worte wie Anpassung, Zuchtwahl u. a. nur ver-
üllt werden soll und in alledem eine Fälschung des Entwicklungsbegriffes
egt: „die Fortbildung des organischen Reiches vermittelst der natürlichen
uchtwahl ist so wenig ein Entwicklungsprozeß, als man das Entstehen
nes Topfes unter der bildenden Hand des Töpfers ‚Entwicklung' nennen
nn". „Mit welchem Recht nimmt also die Selektionstheorie den stolzen
amen einer oder vielmehr ‚der Entwicklungstheorie' in Anspruch, da
re Auffassungsweise doch in Wahrheit nach jeder Seite hin das gerade
egenteil von dem ist, was man allgemein unter Entwicklungsprinzip ver-
eht? Es scheint, als ob durch die Usurpation einer Bezeichnung wie
ucus a non lucendo gerade die schwächste Seite des Darwinismus
askiert werden sollte." [1]

Wigands Kritik übertönte damals freilich der Korybantenlärm der
entlichen Meinung, die völlig trunken war. Auch ein Riesenrausch, wie
eser, ist schließlich von kurzer Dauer; „nach einiger Zeit verflog" er,
gte 1894 Du Bois-Reymond in einer akademischen Rede, in welcher er
Bigands Werk als verfrüht bezeichnete, weil es zur Zeit des gedachten
ausches erschien und deshalb geringem Verstand begegnete. Seitdem griff
ie Ernüchterung öfters auf Wigand zurück; v. Baers und Wigands
ndenken widmete schon im gleichen Jahre (1894) H. Driesch seine „ana-
ytische Theorie der organischen Entwicklung", den gegenwärtigen Stand
er Frage hat Reinke in seinem mehrfach angezogenen Werk dargelegt,
arin auch das wahrhaft erlösende Wort sich findet: ich vermag „*einen
Gegensatz zwischen Schöpfung und Entwicklung nicht an-
uerkennen*, denn die Entwicklung selbst kann niemals die Erzeugerin
on Organismen sein, sie ist nur die Form der Erzeugung" [2].

Denn das ist der Achilles der Entwicklungsmäre, der beregte *Gegen-
atz zwischen Schöpfung* und Entwicklung, wie ihn die berühmte Alter-
ative ausspricht: „*Schöpfung oder* Entwicklungslehre". Wer am Schöpfer
hält, soll wissen, daß er wissenschaftlich anathematisiert ist, und wer
ulturmensch sein will, soll wissen, daß er erst den Schöpfer verleugnen muß.

[1] Der Darwinismus u. s. w. II (1876), 375.
[2] Die Welt als That S. 440.

Es gewährt ein eigentümlich ſchmackhaftes Vergnügen, dieſe zwei Thatſachen zu würdigen, die erſte, daß die erwähnte Alternative eine unermeßliche Zugkraft ausübt, die zweite, daß ſie gar keinen Sinn hat, ſo gar keinen, daß man dieſes noch mit dem letzten Hauch des Mundes bezeugen müßte, auch wenn alle übrigen Menſchen um das Idol tanzend ſängen: „Schöpfung *oder* Entwicklungslehre".

Wenn es der freien, ganz freien „Wiſſenſchaft" und ihren Hilfskräften, welche öffentliche Meinung machen, einmal gelänge — mit den Mitteln, über die ſie verfügen, ließe es ſich verſuchen, und Gläubige finden ſie ſtets —, dem Publiko die Alternativen aufzuzwingen: Schöpfung oder Radfahren, Schöpfung oder Seifegebrauchen, ſo wäre das vielleicht ein geſchickter polemiſcher Zug gegen den „Gottesglauben", weil zahlloſen „Bildungsmenſchen" es unmöglich ſcheinen würde, auf die zwei Dinge zu verzichten, welche mit der Annahme des Schöpfers ausgeſchloſſen ſein ſollen. Ein ausbündiger Unſinn wären dieſe Alternativen aber lediglich aus dieſen zwei Gründen: In beiden Alternativen ſchließen die beiden Glieder einander nicht aus, in beiden iſt je das zweite Glied keine Weltanſchauung, keine Antwort auf die Frage nach dem erſten Woher aller Dinge.

Die Lieblingsalternative des „Monismus" verfällt unrettbar dem nämlichen Schickſal. So einleuchtend ihr polemiſcher Zweck, ſo unmöglich iſt ein vernünftiger Sinn. Da für ausgemacht gilt, daß die Entwicklungslehre das Licht ſelbſt iſt, erübrigt für die Gegenſeite nur abſolute Finſternis; das ſoll wohl zugkräftig ſein. Was aber den Sinn angeht, ſo iſt dieſe Alternative mit den gleichen Gebreſten behaftet wie die obenbemeldeten.

In unſerem Falle handelt es ſich um die Schöpfung von *Lebeweſen*, alſo um die Erſtentſtehung von Weſen, welche als *entwicklungsfähige* Weſen entſtehen. Schöpfung und Entwicklung verhalten ſich demnach zu einander wie Grundlegung und Ausführung, wie Zeugung und Wachstum. Sie ſtehen ebenſowenig in unvereinbarem Gegenſatz wie Quelle und Bach, wie Sonnenlicht und Blumenblüte, wie Elektrotechniker und elektriſcher Betrieb, wie Reichsgericht und Inſtanzenzug, wie Violinvirtuoſe und Violinkonzert. Es müßte heißen: Schöpfung *nebſt* Entwicklung der Weltweſen und der Weltordnung *oder* Zufall nebſt Quetſchungen; zieht man eine Formel vor: Null plus Fragezeichen. Denn als Urſprung der Entwicklung giebt der Atheismus null an, und was Entwicklung iſt, weiß er nicht.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Zweitens: Wie das Radfahren Benutzung eines modernen Verkehrs-
tels, der Gebrauch von Seife private Kulturthätigkeit iſt, ſo ſoll die
ntwicklungslehre" eine Hypotheſe oder Theorie auf dem begrenzten Ge-
: der Biologie ſein und bleiben, aber nicht mehr oder anderes. Für
allein, oder gar im Gegenſatz zur Schöpfung, iſt ſie kein bißchen Welt-
chauung.

Weltanſchauung iſt doch nur das, was die ewigen Fragen nach dem
ıher und Wozu der Weltdinge und der Weltordnung beantwortet, reſtlos
löſt. Das kann nur durch eine Antwort geſchehen, die jedes weitere
ıher offenſichtlich gegenſtandslos macht; kann alſo nur dadurch geſchehen,
; man als erſte Urſache ein Weſen angiebt, welches in keinerlei Rück-
t über ſich hinausweiſt, durch keine Bedingung, keine Abhängigkeit,
ıe Herkunft von irgendwo, keinen Trieb nach irgend etwas, ſonſt wäre
es Weſen ja nicht von ferne das definitive Daher und Dazu, ſondern
: ein neues Woher. Ebenſowenig wie es auch nur die Spur einer
twort auf die Frage nach dem Namen des Vaters eines Kindes ent-
t, wenn man mir ſagt, es wachſe, mir angiebt, um wieviel Kilo es
ahm und um wieviel Millimeter es ſich verlängert hat, ebenſowenig iſt
„Entwicklungslehre" eine Weltanſchauung.

Jedermann weiß, daß „Gott der Schöpfer" in der That eine Löſung
:r ewigen Fragen bietet, welche den Anforderungen, die wir eben nam-
t gemacht, durchaus entſpricht und allein entſpricht. Wird aber
und das nämliche unendliche Daher und Dazu als Urſprung und End-
der Welt hingeſtellt, ſo bleibt zwiſchen beiden für unendliche Ent-
klungsvorgänge unendlicher Spielraum, weshalb wir denn vorhin ſagten:
ıöpfung nebſt Entwicklung. Der Begriff der Entwicklung für ſich
:in beantwortet die Fragen nach dem erſten Woher und dem letzten
ızu überhaupt gar nicht, ſondern ſtellt dieſe Fragen. Jedwede Ent-
klung iſt ja zwiſchen ihnen wie eingeklemmt. Wenden wir uns nach
einen Seite, ſo ſpringt ein Woher in die Augen, wenden wir uns
ḥ der andern Seite, ſo ſetzt ſich uns ein Wozu in den Nacken. Jede
twicklung ſchreit unaufhörlich: Ich bin durchweg abhängig und be-
gt, ich weiſe immerfort über mich hinaus. Vom Anfang her bin ich
ingt durch den Keim, aus dem ich werde; vom Ende her durch das
:l, dem ich gehöre; von innen durch das Maß meiner Triebkraft,
ı außen durch Umſtände, an denen ſich meine Anpaſſungsfähigkeit er-
ıben muß.

Dieſen einſtimmigen Ruf aller Entwicklungsvorgänge in der Natur hat der hl. Auguſtinus in den bekannten Worten wiedergegeben: „non sumus Deus tuus“, „quaere supra nos“. Keime und Triebkräfte, Bedingtheiten und Anpaſſungen, Werden und Wachſen, kurz das durch Welten und Zeiten flutende Leben ſagen: wir ſind nicht das abſolute Leben, ſondern das Leben von Gottes Gnaden.

Wenn nun die Entwicklungslehre weder von eigentlichen Keimen etwas weiß, noch von Triebkräften, noch von aktiver Anpaſſungsfähigkeit, ſondern lediglich paſſive Anpaſſung kennt und dieſe Fähigkeit, geknetet zu werden, „Entwicklung“ nennt, ſo läßt ſich weiter fragen, wer die paſſive Anpaſſung bearbeitet, wer knetet? Sind es planmäßig, geſetzmäßig waltende Kräfte, ſo ſind ſie zugleich Diener und Herolde einer Intelligenz — weg mit ihnen; der moniſtiſche Materialismus kann nur einen Weltbildner kennen, den Zufall. Ein blinder Blödſinniger, der in Lehm wühlend ein tadelloſes Modell des Kölner Domes oder einer Dynamomaſchine herſtellte, wäre dann gar nichts Merkwürdiges; denn er hat doch Hände. Der abſolute Zufall aber, blind und blöd wie er iſt, hat nicht einmal dieſe. Die Alternative nimmt demnach endlich und letztlich dieſe Geſtalt an: Schöpfung nebſt Entwicklung der Weltweſen und der Weltordnung, oder Zurechtknetung der Weltweſen und der Weltordnung durch den Zufall[1], d. h. durch einen blöden Blinden, der nicht einmal Hände hat. Wie er knetet, iſt das ſtille Geheimnis entwicklungsleerer Entwicklungsmäre.

Der Begriff der Entwicklung darf durch den Monismus nicht kompromittiert werden; er kann nichts dafür, daß man ihn als Deckmantel des Atheismus verwendet. Ganz und gar teleologiſch, gehört er den Idealiſten zu eigen und iſt Beſtandteil einer religiöſen Weltanſchauung. Beſonders energiſch müſſen alle Soziologen und Kulturhiſtoriker ſich dagegen verwahren, daß einer ihrer Grundbegriffe gefälſcht und mit irreligiöſem Stempel verſehen werde.

Die Elemente jeder Entwicklung ſind: Keim und Triebkraft, als innere Entwicklungsfaktoren; die äußeren Bedingungen der Entwicklung laſſen ſich auf die Vorwelt und Umwelt zurückführen. Die Verbindung zwiſchen den inneren und den äußeren Faktoren wird durch die aktive und paſſive Anpaſſungsfähigkeit, die der Triebkraft eignet,

[1] „Die Zwecke in der belebten Natur laſſen ſich durch keine Sophiſtik hinwegdisputieren. Darwins Verſuch, ſie zu leugnen, indem er in ſeiner Theorie den Zufall zum Weltprinzip erhob, iſt mißlungen“ (Die Welt als That S. 439).

ergestellt; die aktive vermag auch Einflüsse von außen in Anignungen umzusetzen, während die passive sich vorwiegend rezeptiv erhält.

Sonach wäre „Entwicklung" die eigenste Art organischen Lebens. Es versteht sich, daß der Begriff übertragen werden kann, und daß das Wort Anteil hat an der wunderbaren Schmiegsamkeit des Sprachgebrauchs. Wenn man auf dem Gebiet mechanischer Kräfte die Laplacesche Theorie, die eine Theorie der Weltentstehung oder Weltbildung ist; wenn man die sogen. „historische" Geologie, welche im gleichen die Entstehung der Erdrinde erklärt, mit dem Ausdruck Entwicklung in Verbindung bringt, die erstere als Weltentwicklungstheorie, die zweite als Entwicklungsgeschichte der Erdrinde bezeichnet: so geschieht das nicht ohne Unebenheit im Begriff und im Wort, was aber gleichgültig ist, weil derlei Wendungen als Metaphern anzusehen sind. Allein neben der organischen Entwicklung giebt es noch eine andere, welche den Begriff der Entwicklung auf das deutlichste ausprägt: die soziale Entwicklung. Einige Bemerkungen über diese mögen hier noch Platz finden; durch den Hinweis auf den Untertitel der Überschrift erscheint das genugsam begründet.

Die zwei Gebiete, auf denen dem Begriff der Entwicklung so große Bedeutung eignet, wo er geborener Führer ist, sind das des organischen und das des sozialen Lebens; die Dinge, welche sich in eigentlichem Sinne entwickeln, sind Organismen und soziale Verbände. Freilich ist auch auf kulturgeschichtlichem Gebiet häufig von Entwicklungen die Rede, ohne daß da korporativer Betrieb Unternehmer wäre. Man spricht von der Entwicklung der Wissenschaft und Kunst, des wirtschaftlichen Lebens, der Technik, von der Entwicklung des Rechts, philosophischer Systeme u. s. w. Allein alle derlei historische oder logische Entwicklungen stehen mit dem Begriff der sozialen Entwicklung in naher Beziehung, sind als Erweiterungen dieses Begriffes anzusehen. Denn wenn sie auch nicht in sozialem, genossenschaftlichem Betrieb stehen, so kommen sie doch durch das Doppelprinzip aller sozialen Arbeitsorganisation zustande, durch die geteilte Arbeit und die vereinten Kräfte. Deshalb wird der Arbeitsertrag solcher Entwicklungen auch stets irgendwie in Allgemeinbesitz übergeleitet gedacht und einem Kollektivum wie einem Besitzer zugeschrieben, einem Volk oder mehreren Völkern, die eine Kulturgemeinschaft bilden, einem Stande oder einer „Zeit".

Die wesentliche Übereinstimmung zwischen einem Organismus und einem sozialen Verband liegt einmal darin, daß beide aus Teilen

(Organen) beſtehen, welche zwar eine eigene Funktion ausüben, aber doch nur im Dienſte und zu Gunſten des Ganzen; ſodann darin, daß beide durch Selbſtbehauptung und Selbſtvervollkommnung thätig ſind, was das Weſen jeder eigentlichen Entwicklung ausmacht. Jeder Verein iſt ein Keim voll Triebkraft, alles Vereinsleben Keimentfaltung[1]. Wie ferner organiſche Lebeweſen von äußeren Bedingungen abhangen, vorab von Boden und Klima, ſo wird jedes ſoziale Lebeweſen von der Vorwelt und Umwelt beeinflußt; ihnen gegenüber muß die organiſche wie die ſoziale Triebkraft ſich als aktive Anpaſſungsfähigkeit bewähren.

Wichtiger als dieſe und andere Übereinſtimmungen dünkt uns aber der weſentliche Unterſchied zwiſchen organiſcher und ſozialer Entwicklung. Er läßt ſich in verſchiedener Weiſe erfaſſen und darſtellen, dürfte aber der Hauptſache nach daraus abzuleiten ſein, daß zwar alle ſozialen Verbände auf Grund der Solidarität menſchlicher Intereſſen entſtehen, die menſchlichen Individuen aber mit ihrer perſönlichen Eigenart und Freiheit Träger auch alles korporativen Lebens ſind. Aus dieſer Syntheſe von individueller Initiative und ſozialer Bindung ergeben ſich weitere Zuſammenfügungen, die aller ſozialen Entwicklung eigentümlich ſind, die von Milieueinflüſſen mit perſönlichſten Rückwirkungen auf die Umwelt, die von Autorität und Freiheit, von Kontinuität und Fortſchritt, von Aufſchwung und Stillſtand, von Niedergang und neuem Aufſchwung.

Allen Menſchen ſind einige, zahlloſen vielerlei Intereſſen gemeinſam. Daß jeder dieſe allein für ſich ſelbſt beſorge, überſteigt die Einzelkraft, zwingt zu ſozialer Organiſation der Arbeit, zwingt dazu, daß man die Arbeit teile und die Kräfte vereine: in dieſem Sinne entſtehen ſoziale Verbände auf Grund der Solidarität menſchlicher Intereſſen. Ein ſo entſtandener Keim iſt aber in mancher Beziehung weit komplizierter als organiſche Keime und manche ſoziale Entwicklung bringt eine Verwicklung über die andere. Die Zellen des ſozialen Keimes ſind ſamt und ſonders eigenſtändige Individuen, welche nichts anderes thun können, als die Triebkraft ihrer eigenen Einſicht und ihres freien Willens einzuſetzen und zu

[1] Obgleich die Wortverbindungen „organiſche", „ſoziale" Entwicklung im Grunde doppelſinnig ſind, enthalten ſie doch keine begriffliche Schiefheit. Jede Entwicklung iſt aktive Veränderung; der Beiſatz „organiſch", „ſozial" kann nun ſowohl deren Produkt wie deren Prinzip bedeuten. Aber gerade dadurch wird die Eigenart der Entwicklung näher beſtimmt als ſolche, die darin beſteht, daß Urſache und Wirkung dieſer aktiven Veränderung im nämlichen Einzelweſen befindlich ſind (Selbſtvervollkommnung).

gebrauchen. Nur das gemeinsame Ziel bringt Einheit in das Vielerlei dieser Bemühungen. Bliebe aber das Urteil darüber, welche Handlungen und Thätigkeiten das Ziel fördern, welche nicht, welche mehr, welche weniger, durchaus und definitiv den Einzelnen überlassen, so könnte nie eine soziale Einheit auch nur über Nacht bestehen bleiben. Daher die Notwendigkeit von Normen, von Statuten. Aber diese können nicht von ferne genügen. Erstens müssen sie sehr allgemein gehalten sein, zweitens erhebt sich abermals die Frage, wer über ihren Sinn zu befinden und über ihre Anwendung zu wachen hat. Deshalb bedarf auch der freieste Verein einer Vereinsleitung, welche allein die einheitliche soziale Entwicklung verbürgt und herstellt. Diese Vereinsleitung besteht aber nun wiederum aus Individuen, die zur gedachten Aufgabe lediglich ihren individuellen Verstand und ihre Freiheit mitbringen, als Vereinsleitung aber dann eine neue, vom Vereinsleben des gesamten Verbandes geschiedene Thätigkeit ausüben, durch welche auch die Vereinsleitung als solche sich selbst vervollkommnet. So lösen sich aus jeder sozialen Entwicklung drei Entwicklungsvorgänge aus, die des Gesamtverbandes, die der Zentralgewalt und die des Zusammenhanges und Zusammenwirkens beider.

Zur komplizierten Eigenart sozialer Entwicklung gehört zweitens, daß sie zwar in ganz anderer Weise auf freien Fortschritt gerichtet ist als die organische Entwicklung, die sich nach notwendigen Gesetzen vollzieht, daß es aber anderseits der sozialen Entwicklung an der Ruhe und Stetigkeit gebricht, welche dem organischen Wachstum eignet.

Die vier großen Motoren alles freien Fortschrittes arbeiten in jeder sozialen Entwicklung zusammen: der erfindungsreiche Menschenverstand und der ruhelos vorwärts drängende Menschenwille der Einzelnen und die Steigerung freier Einzelkräfte durch das Doppelprinzip der sozialen Arbeit: die geteilte Arbeit und die vereinten Kräfte. Aber wo die Individuen und darum die Freiheit der Meinungen, der Entschlüsse, der Ausführung selbst und der Ausführungsweise eine so wichtige, beherrschende, entscheidende Stellung einnehmen, dort haben wir mit einem wandelbaren und unberechenbaren, launenhaften und unzuverlässigen Faktor zu rechnen. Deshalb deckt sich soziale Entwicklung durchaus nicht mit kontinuierlichem Fortschritt; deshalb wächst soziale Entwicklung nicht ruhig wie ein Baum, sondern wogt auf und ab wie das Meer.

Jeder soziale Verband ist ein feiner Apparat, funktionellen Störungen sehr ausgesetzt. Die nützlichsten Impulse, aber ausgehend von unberufener

Seite, können ſehr leicht Gleichgewichtsſchwankungen veranlaſſen. Eine allzu plötzliche oder einſeitige Entfaltung von Arbeitskraft ruft Reibungswiderſtände hervor oder endet mit großer Erſchöpfung. Ein allzu geniales Subjekt kann alles durcheinander bringen. Die Überwindung ſolcher Störungen und Schwankungen, Widerſtände und Verwirrungen iſt an ſich ſchon ein Moment ſozialer Entwicklung.

Wegen der Freiheit der Meinungen, der Entſchlüſſe, der Ausführung und der Ausführungsweiſe, die multipliziert werden muß mit der Zahl der Verbandsmitglieder, iſt es wohl möglich, daß die ſoziale Entwicklung jeweils ſich wie ein Chaos widerſtreitender Kräfte, unvereinbarer Ideen, entgegengeſetzter Beſtrebungen anſieht. Und doch iſt es gleichwohl möglich, daß darin keine Verfallsſymptome liegen, ſondern reiches ſoziales Leben zur Entfaltung kommt, aus dem ſo oder anders ſozialer Fortſchritt ſich emporringen wird. Und ob er gleich ausbleiben kann, iſt wiederum die Überwindung der Hinderniſſe, der Ausgleich der Gegenſätze an ſich ſchon ein Moment ſozialer Entwicklung.

In dem Maße endlich, als das ſoziale Ziel hoch, der Verband umfaſſend iſt, in dem Maße wird eine allſeitig gleichmäßig günſtige und anhaltend anſteigende Entwicklung, der eigentliche Fortſchritt alſo, zu einer ungemeſſen großen Aufgabe, zu einer Aufgabe für Generationen.

Wenngleich alſo jede ſoziale Entwicklung auf Fortſchritt gerichtet und jeder poſitive ſoziale Ertrag in irgend einer Weiſe ein Fortſchritt iſt, ſo enthält doch weder jede Phaſe einer ſozialen Entwicklung noch jede erſprießliche Bethätigung ſozialen Lebens überhaupt oder gar ſichtbarlich und nachweisbar einen Fortſchritt. Soziale Entwicklung finden wir zudem nicht bloß in Überwindung von äußeren oder inneren Hinderniſſen oder Widerſtänden, ſondern auch in dem ungeſtörten Fortbeſtand eines ſozialen Verbandes auf längere Dauer hin. Denn er ſetzt eine Verjüngung und Erneuerung des Verbandes und der Verbandsleitung durch die heranwachſenden Geſchlechter voraus; daß dieſe aber ſo in den Verband hineinwachſen, das allein iſt ſchon ſoziales Leben und ſoziale Entwicklung.

Die Eigenart der ſozialen Entwicklung beſteht drittens darin, daß ſie nicht bloß, im Gegenſatz zur organiſchen Entwicklung, Objekt der Geſchichte, ſondern daß ſie zugleich einer der wichtigſten Oberbegriffe hiſtoriſcher Betrachtung iſt. Wenn das geſamte Leben und Streben eines Vereines durch den Begriff der ſozialen Entwicklung erſchöpfend er-

faßt wird, so muß er auch den Gesamtinhalt der Geschichte jedes Verbandes zum Ausdruck bringen. Und wenn das Bild einer sozialen Entwicklung aus Licht und Schatten sich zusammensetzt, die Entwicklung selbst gelegentlich darin bestehen mag, daß gegensätzliche Kräfte sich aufheben, wenn das Schlußurteil über den gegenwärtigen Stand eines Verbandes nur eine Bilanz sein kann, welche Günstiges und Ungünstiges wider einander abwägt, so muß die historische Erforschung vergangener Entwicklungen damit rechnen, daß partielle Stillstände, zeitweilige Rückschritte, innere Störungen mit dem Wesen der sozialen Entwicklung verknüpft sind; sie muß für diese wie für andere Mängel, Mißstände, Irrungen und Verwirrungen ein offenes Auge haben. Wie endlich schon ein genauer Rechenschaftsbericht über die Jahresthätigkeit eines Vereines nicht bloß die thatsächlichen Veränderungen statistisch feststellt, sondern diese Veränderungen auf die Vereinsthätigkeit zurückführt, dabei doch den Individuen gerecht wird und hierdurch einen Einblick in die Vereinsentwicklung gewährt, so muß erst recht ein historischer Rechenschaftsbericht nicht bloß Veränderungen nachweisen, sondern weiterhin sie auch als Entwicklungsvorgänge würdigen, indem er sie sowohl aus individueller wie aus sozialer Arbeitsleistung ableitet und aus der Syntheſe beider.

Diese merkwürdige Vereinigung von Individuellem und Sozialem, welche die Seele aller sozialen Entwicklung bildet, ist nun in ganz besonderer Weise die Seele des historischen Christentums.

Zunächst ist Christus die größte individuelle, seine Kirche die größte soziale Erscheinung, von der die Weltgeschichte Kunde giebt. Nicht bloß seiner inneren und persönlichen Würde wegen sehen wir im Herrn den Höhepunkt der Geschichte der Menschheit, sondern ebensowohl, weil er der Lehrer der Menschheit ist, ihr Erlöser und der Stifter, der Herr seiner Kirche. Die drei Beziehungen besagen Fernwirkungen und Massenwirkungen, besagen individuelle und soziale Einwirkungen ohnegleichen. Die Geschichte der Christenheit läßt sich unter dem Gesichtspunkt eines individuellen und sozialen Fortwirkens Christi zusammenfassen. Aber ingleichem läßt sie sich unter dem Gesichtspunkt eines individuellen und sozialen Mitwirkens der Menschheit betrachten. Im Einklang beider liegt die Entwicklung des Katholizismus.

Ideen, welche die Gegenwart mächtig bewegen, nötigen die Frage förmlich auf, ob der größte historische Vorgang, das Werden eines, historisch gesprochen, einzigen sozialen Gebildes auch dadurch beleuchtet werden könne,

daß man darauf den Begriff der sozialen Entwicklung anwende. Eine objektiv ausreichende, subjektiv befriedigende theologisch-historische Beantwortung dieser Frage wird wohl auch das Ergebnis von Arbeitsteilung sein müssen und in diesem Sinne der Ertrag sozialer, intellektueller Entwicklung. Deshalb will es uns nicht allzu vermessen erscheinen, wenn wir, mit vorstehendem Vorwort beginnend, in folgenden Abhandlungen einen Beitrag zu liefern versuchen.

R. von Nostitz-Rieneck S. J.

Das Wesen des Christentums eine Schale ohne Kern.

1. Wer trägt das reine, unverfälschte Evangelium Christi vor? Die Katholiken? die Russen? die Lutheraner? die Calvinisten? Oder welche von den vielen religiösen Gemeinschaften, die sich den Namen Christen beilegen?

Keine von allen. Unverfälscht, befreit von allen menschlichen Zuthaten und Verderbnissen hat nur Professor Adolf Harnack in 16 Vorlesungen, gehalten an der Universität Berlin, „das Wesen des Christentums" zum Besten der religionsbedürftigen Menschheit dargelegt[1].

Drei große Irrtümer beherrschen nach dieser Darlegung alle, oder doch fast alle, die bisher Christen sein wollten. Erster Irrtum, daß man, um ein Christ zu sein, bestimmte Glaubenssätze als geoffenbarte Wahrheiten annehmen muß. Zweiter Irrtum, daß man nach Jesu Vorschrift gewisse Sakramente empfangen muß. Dritter Irrtum, daß man sich der von Christus gestifteten Kirche anschließen muß.

Dem gegenüber ist nach Harnack festzuhalten: Erstens, das Evangelium enthält keine dogmatischen Lehren. Zweitens, Christus hat keinerlei äußere Zeremonien zum Zwecke der Gnadenmitteilung eingesetzt. Drittens, von der Gründung einer Kirche durch Christus kann keine Rede sein. Was nach Beseitigung jener drei Irrtümer als Wesen des Christentums übrig bleibt, ist etwas so Einfaches, daß für niemand mehr ein ernstes Bedenken besteht, sich dem Christentum anzuschließen.

[1] A. Harnack, Das Wesen des Christentums. Leipzig 1900.

Dieses Christentum ist wesentlich germanisch im Gegensatz zu dem griechischen Christentum, in welchem althellenische Lehren und Mysterien das Evangelium überwuchert haben, und im Gegensatz zum römischen Christentum, in welchem an Stelle des Reiches Christi das Reich der Cäsaren fortlebt (S. 177).

Bequem ist dieses Christentum auch. Man braucht keine theoretischen Glaubensartikel anzunehmen. Man braucht nicht im Schatten einer Kirche zu leben, sondern genießt, unbekümmert um jede religiöse Autorität, die vollste Freiheit des Denkens und Handelns. Nur etwas allgemeine Gottes- und Menschenliebe ist erforderlich, dagegen keine Weltentsagung, kein Fasten, keine Buße; denn „die Askese ist den Deutschen niemals ein so durchschlagendes Ideal gewesen wie den andern Völkern" (S. 177). Dieser herzhafte Widerspruch gegen Askese und religiöse Autorität dürfte wohl das Allergermanischste an dem neuentdeckten Wesen des Christentums sein.

Indessen auch die übrigen Erleichterungen des christlichen Gewissens sind nicht zu verachten.

„Wir werden sehen, daß das Evangelium im Evangelium etwas so Einfaches und kraftvoll zu uns Sprechendes ist, daß man es nicht leicht verfehlen kann. Es sind nicht weitschichtige, methodische Anweisungen und breite Einleitungen nötig, um den Weg zu ihm zu finden" (S. 9). „Was Ihnen hier [im Evangelium] unverständlich ist, das schieben Sie ruhig beiseite. Vielleicht müssen Sie es für immer unbeachtet lassen, vielleicht geht es Ihnen später in einer ungeahnten Bedeutung auf" (S. 19).

Größere Freiheit kann doch kein Christenmensch verlangen: Was uns im Evangelium unverständlich ist, schieben wir beiseite.

Fällt die Annahme bestimmter Lehrsätze schwer? Nur beiseite damit!

„Das Evangelium ist keine theoretische Lehre, keine Weltweisheit; Lehre ist es nur insofern, als es die Wirklichkeit Gottes des Vaters lehrt.... Es giebt die Zusage, daß trotz alles Kampfes Friede, Gewißheit und innere Unzerstörbarkeit die rechte Lebensführung krönen werden. Was kann unter solchen Umständen ‚Bekennen' anders heißen, als den Willen Gottes thun in der Gewißheit, daß er der Vater und der Vergelter ist? Von keinem andern ‚Bekenntnis' hat Jesus jemals gesprochen.... Wie weit entfernt man sich also von seinen Gedanken und von seiner Anweisung, wenn man ein christologisches Bekenntnis dem Evangelium voranstellt und lehrt, erst müsse man über Christus richtig denken, dann erst könne man an das Evangelium herantreten! Das ist eine Verkehrung.... Kein Vorbau vor seiner [Christi] Predigt, den man erst zu durchschreiten, kein Joch, das man allem zuvor auf sich zu nehmen hätte" (S. 92 f.).

Gewiß, schon die Urkirche hatte ihre Lehre, schon der Hebräerbrief (Kap. 6) bezeichnet gewisse Lehrstücke als grundlegend, schon in den sogen.

Pastoralbriefen und in den Johannesbriefen wird die Leugnung bestimmter Lehren als verbrecherisches Unterfangen gebrandmarkt. Indessen „alle Hinweise auf die Bedeutung, welche die Lehre schon im apostolischen Zeitalter besessen hat, und auf die Ansätze, sie in spekulative Form zu bringen, genügen hier nicht" (S. 141). Auch das Urchristentum mußte vergehen, damit das Wesen des Evangeliums bleibe. Die ersten Christen, ja Christus selbst, waren so gut wie wir Kinder ihrer Zeit und in Anschauungen befangen, die für uns jeden Wert verloren haben.

Schon bei den ältesten Kirchenschriftstellern finden wir Tauf- und Glaubensbekenntnisse, deren Annahme allen zur Pflicht gemacht wird. Aber Professor Harnack hat bereits vor mehreren Jahren nachgewiesen, daß das apostolische Glaubensbekenntnis durchaus kein wesentliches Stück des Christentums ist, ja daß jedes Gebundensein an dasselbe der Freiheit des Evangeliums widerstreitet.

Alle Kirchen des Morgen- und Abendlandes und an ihrer Spitze jene großen Männer, die wir Kirchenväter nennen, haben sich zu dogmatischen Lehren bekannt und für die Verteidigung derselben ihre ganze Geisteskraft eingesetzt, weil sie sich zum Festhalten und Verteidigen dieser Lehren durch göttliches Gebot für verpflichtet erachteten. Tausende von Märtyrern sind für das Bekenntnis dieser Lehren freudig in den Tod gegangen.

Trotzdem war das eitel Täuschung, eine Verwechslung des menschlichen, wandelbaren Elementes mit dem ewigen, göttlichen.

„Das Evangelium ist nicht als statutarische Religion in die Welt getreten, und es kann daher in keiner Form seiner intellektuellen und gesellschaftlichen Ausprägung, auch nicht in der ersten, seine klassische und bleibende Erscheinung haben" (S. 119). Mit der Lehre kam „die Gefährdung der Freiheit und Selbständigkeit in der Religion. Keiner soll sich als Christ, d. h. als Gotteskind, fühlen und beurteilen dürfen, der nicht zuvor seine religiöse Erfahrung und Erkenntnis der Kontrolle des kirchlichen Bekenntnisses unterworfen hat. ... Die christliche Religion hat schon damals [am Anfange des 3. Jahrhunderts] jene Richtung auf den Intellektualismus erhalten, die ihr in der Folgezeit geblieben ist. Wenn sie sich aber als ein ‚lang, breit ausgereckt Ding' darstellt, als eine schwierige und weitschichtige Lehre, so ist sie nicht nur belastet, sondern ihr Ernst droht auch zu schwinden. ... Die Religion leidet Schaden. Dieser Schade ist bereits am Anfang des 3. Jahrhunderts unverkennbar" (S. 131 f.).

An uns ist es, den Schaden auszubessern. Darum fort mit jeder statutarischen Lehre!

Mit jeder Lehre? Auch mit der Lehre von dem dreieinigen Gott und dem Gottmenschen Jesus Christus? Ei natürlich, mit

dieser zuallermeist; denn sie steht zum modernen Denken in unlösbarem Widerspruch. Diese Lehre ist nach Harnacks Behauptung dadurch entstanden, daß die griechischen Kirchenväter meinten, der Übergang von der Sünde zum unsterblichen Leben lasse sich nur bewerkstelligen durch Einsenkung der Gottheit in die Menschheit. Diese Einsenkung fand statt in Jesus Christus. Er ist zugleich Gott und Mensch. Durch ihn werden die übrigen Menschen wieder mit der Gottheit verbunden und der Unsterblichkeit teilhaftig. Da Jesus aber ein anderer ist als der himmlische Vater, so kam man zu einer Mehrheit von göttlichen Personen, und zwar wegen der Aussagen über den Heiligen Geist, zu einer Dreiheit. Die griechischen Kirchenväter haben die Dogmen von der objektiven Erlösung, von der Gottheit Christi und von der Dreieinigkeit gemacht (S. 143 ff.).

Gegen diese Lehre nun legt Harnack Verwahrung ein.

„In ihrer Ausführung muß sie jeden, der von den Evangelien her an sie herantritt, ganz fremd anmuten“ (S. 144)[1]. „Es ist zu sagen: 1. die Vorstellung von der Erlösung als Vergottung der menschlichen Natur ist unchristlich, weil ihr sittliche Momente im besten Falle nur angefügt werden können; 2. die ganze Lehre ist unannehmbar, weil sie mit dem Jesus Christus des Evangeliums kaum zusammenhängt und ihre Formeln auf ihn nicht passen; sie entspricht also nicht dem Wirklichen; 3. sie führt, weil sie nur durch unsichere Fäden mit dem wirklichen Christus zusammenhängt, von ihm ab: sie erhält nicht sein Bild lebendig, sondern sie verlangt, daß man dieses Bild lediglich in angeblichen Voraussetzungen erkenne, die in theoretischen Sätzen zum Ausdruck gebracht sind.... Man mag zugestehen, daß die Vorstellung von dem menschgewordenen Gott nicht überall nur wie ein berauschendes Mysterium wirkt, sondern zu der bestimmten und reinen Überzeugung: Gott war in Christus, überleiten kann. Man mag endlich einräumen, daß der egoistische Wunsch nach unsterblicher Dauer innerhalb der christlichen Sphäre eine sittliche Reinigung erfahren wird durch die Sehnsucht, mit und in Gott zu leben und untrennbar mit seiner Liebe verbunden zu bleiben. Aber all diese Zugeständnisse können die Einsicht nicht wegschaffen, daß in der griechischen Dogmatik die verhängnisvollste Verbindung geschlossen ist zwischen dem antiken Wunsche nach unsterblichem Leben und der christlichen Verkündigung. Auch kann niemand leugnen, daß diese Verbindung, eingestellt in die griechische Religionsphilosophie und ihren Intellektualismus, zu Formeln geführt hat, die unrichtig sind, einen erdachten Christus an Stelle des wirklichen setzen und außerdem der Selbsttäuschung Raum geben, daß man die Sache habe, wenn man nur die richtige Formel besitze. Selbst wenn die christologische Formel die theologisch zutreffende wäre — wie weit hat sich die Kirche vom Evangelium entfernt, die da behauptet,

[1] Der Protestant Tischendorf bemerkt in seiner kritischen Ausgabe des Neuen Testamentes zu 1 Joh. 5, 7, die Lehre von der allerheiligsten Dreieinigkeit werde im Neuen Testamente so klar und so häufig vorgetragen, daß es auf die Echtheit eines Textes mehr oder weniger gar nicht ankomme.

man könne zu Jesus Christus kein Verhältnis gewinnen, ja man versündige sich an ihm und werde hinausgestoßen, wenn man nicht allem zuvor anerkenne, daß er eine Person mit zwei Naturen und zwei Willensenergien, je einer göttlichen und einer menschlichen, gewesen sei? Bis zu solcher Forderung hat sich der Intellektualismus ausgebildet! Darf da noch das Evangelium vom kananäischen Weibe oder vom Hauptmann zu Kapernaum gelesen werden?" (S. 146.)

Also fort mit dem Intellektualismus! fort mit der Lehre von dem dreieinigen Gott und von dem Gottmenschen Jesus Christus! Wer wird als Christ noch wagen, dem egoistischen Unsterblichkeitsverlangen zu huldigen, nachdem er gehört hat, daß das antik heidnisch ist?

Wie frei muß in dieser gereinigten Luft jeder aufatmen, dem die christlichen Dogmen wie eine schwere, beklemmende Atmosphäre vorkommen! Drum nur ohne Zagen dem mutigen Führer nach, der uns zu kritischen Höhen hinanführen wird, wo die Glaubensluft so dünn und fein wird, daß man schwer begreift, wie die Religion darin ihr Leben überhaupt noch fristen kann.

Das Übernatürliche im weitesten Sinne des Wortes ist gewissermaßen das Lebensprinzip aller Religionen, die je auf Erden bestanden haben und noch bestehen. Ganz vorzüglich gilt dies von der christlichen Religion. Wir mögen die Evangelien, die Briefe der Apostel oder der späteren kirchlichen Schriftsteller lesen, alles ist von dem Glauben an das Übernatürliche getragen und beseelt.

Dem modernen Menschen jedoch ist das Übernatürliche etwas durchaus Widerstrebendes, und deshalb muß es beiseite geschoben werden. Es ist gar nicht nötig, von dem streng Übernatürlichen, von der heiligmachenden Gnade, der Gnade des Beistandes und den Gnadenmitteln zu reden. Harnack hat schon wiederholt erklärt, die „dingliche Gnade", d. h. der von Gott der Seele eingegossene Gnadenzustand und die äußeren Gnadenmittel (Sakramente) gehörten zu den ärgsten und betrübendsten Verirrungen der katholischen Kirche. Die Sache ist abgethan.

Wunder und Weissagungen begegnen uns im neuen Testamente sozusagen auf Schritt und Tritt. Christus sagt sogar den Juden, wenn er keine Zeichen und Wunder gethan hätte, brauchten sie nicht zu glauben; wenn sie aber seinen Worten nicht glaubten, dann sollten sie seinen Wunderwerken glauben.

Harnack dagegen kann mit Wundern als mit sichern geschichtlichen Ereignissen nicht rechnen, noch viel weniger kann er seinen Glauben darauf bauen.

„Gewiß, es geschehen keine Wunder, aber des Wunderbaren und Unerklärlichen giebt es genug.“ Jesus hat über die Wunder „wesentlich anders gedacht als seine Evangelisten. . . . Die Wunderfrage ist etwas relativ Gleichgültiges gegenüber allem andern, was in den Evangelien steht“ (S. 18 f.).

Gefallen uns die Wunderberichte in den Evangelien nicht, so schieben wir sie beiseite.

Ein Wunder indessen scheint nicht so einfach weggerückt werden zu können: das Wunder der Auferstehung Jesu von den Toten. Paulus schreibt: „Wenn Christus nicht auferstanden ist, so ist unsere Predigt eitel, eitel auch euer Glaube“ (1 Kor. 15, 14). Auf die Thatsache der Auferstehung gründen die Apostel ihre Aufforderung an Juden und Heiden, den Glauben Jesu Christi anzunehmen. Dieses große, durchschlagende Wunder scheint also doch wesentlich zum Christentum zu gehören, wie ja auch die Christen von der ältesten bis zur jüngsten Zeit bekannt haben: Ich glaube an Jesus Christus, der gekreuzigt, gestorben, begraben und am dritten Tage von den Toten auferstanden ist.

Verzagen wir nicht, auch das Joch dieses Glaubensartikels wird Harnack von uns nehmen durch eine äußerst feinsinnige Unterscheidung: Der Osterglaube ist notwendig, die Osterbotschaft von der körperlichen Auferstehung Christi mag beiseite gesetzt werden.

„Wenn diese Auferweckung nichts anderes besagte, als daß ein erstorbener Leib von Fleisch und Blut wieder lebendig gemacht worden sei, so würden wir alsbald mit dieser Überlieferung fertig sein. Aber so steht es nicht. Das Neue Testament selbst unterscheidet zwischen der Osterbotschaft von dem leeren Grabe einerseits und dem Osterglauben anderseits. Obschon es den höchsten Wert auf jene Botschaft legt, verlangt es den Osterglauben auch ohne sie. . . . Der Herr ist der Geist, sagt Paulus, und in diese Gewißheit war seine Auferweckung mit eingeschlossen. Die Osterbotschaft berichtet von dem wunderbaren Ereignis im Garten des Joseph von Arimathia, das doch kein Auge gesehen hat. . . . Der Osterglaube aber ist die Überzeugung von dem Siege des Gekreuzigten über den Tod, von der Kraft und der Gerechtigkeit Gottes und von dem Leben dessen, der der Erstgeborene ist unter vielen Brüdern. . . . Wer von uns kann behaupten, daß er sich nach den Erzählungen des Paulus und der Evangelien ein deutliches Bild von diesen Erscheinungen [des Auferstandenen] machen könne, und wenn das unmöglich und keine Überlieferung einzelner Vorgänge absolut sicher ist, wie will man den Osterglauben auf sie gründen? Entweder muß man sich entschließen, auf Schwankendes, auf etwas, was immer neuen Zweifeln ausgesetzt ist, seinen Glauben zu stellen, oder man muß diese Grundlage aufgeben, mit ihr aber auch das sinnliche Wunder“ (S. 101 f.).

Fort mit dem sinnlichen Wunder der Auferstehung! Behalten wir nur den Osterglauben, d. h. die Überzeugung und das Vertrauen, daß

die Sache Christi in irgend einer nicht näher bestimmbaren Weise gesiegt hat und siegen wird.

So sind wir also alle Wunder glücklich los. Auf die übrigen Irrtümer der gesamten Christenheit einzugehen, lohnt sich kaum der Mühe. Sakramente, Kultus?

„Nichts ist trauriger zu sehen als diese Umwandlung der christlichen Religion aus einem Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit zu einem Gottesdienst der Zeichen, Formeln und Idole! ... Wo ist in der Verkündigung Jesu auch nur eine Spur davon zu finden, daß man religiöse Weihen als geheimnisvolle Applikationen über sich ergehen lassen soll, daß man ein Ritual pünktlich befolgen, Bilder aufstellen und Sprüche und Formeln in vorgeschriebener Weise murmeln soll? Um diese Art von Religion aufzulösen, hat sich Jesus Christus ans Kreuz schlagen lassen[1]; nun ist sie unter seinem Namen und unter seiner Autorität wieder aufgerichtet.... Damit ist der Rückfall in die antike Form der Religion niederster Ordnung bezeichnet" (S. 148).

Wohl steht im Evangelium, Christus habe den Aposteln gesagt: Gehet hin und taufet alle Völker. Die Überlieferung des Textes ist durchaus gesichert. Aber „das ist kein Herrenwort". Harnack hat's gesagt, und das muß uns genügen. Mit derselben Leichtigkeit lassen sich die übrigen „Ceremonien" abthun.

An einer andern Stelle (Matth. 16, 18) lesen wir, Christus habe zu Petrus gesprochen: „Du bist der Fels, und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen." Ebenfalls „kein Herrenwort".

„Der römische Katholizismus als äußere Kirche, als ein Staat des Rechts und der Gewalt, hat mit dem Evangelium nichts zu thun, ja widerspricht ihm grundsätzlich. Daß dieser Staat sich vom Evangelium einen Schimmer borgt, und daß dieser Schimmer ihm außerordentlich nützlich ist, kann das Urteil nicht umstoßen. Die Vermischung des Göttlichen mit dem Weltlichen, des Innerlichsten mit dem Politischen ist der tiefste Schade, weil die Gewissen geknechtet werden und die Religion um ihren Ernst gebracht wird" (S. 165).

Nunmehr sind wir völlig befreit von der Kirche, von den Sakramenten, von dem Glauben an die Auferstehung, an die Wunder, an den

---

[1] Jedenfalls eine ganz neue und originelle Idee. Paulus meint, Christus habe sich ans Kreuz schlagen lassen um unserer Sünden willen und sei auferstanden um unserer Rechtfertigung willen (Röm. 4, 25). Harnack muß das besser wissen. Auch finden sich in der Apostelgeschichte und den Apostelbriefen allerlei Ceremonien und „geheimnisvolle Applikationen" erwähnt. Das ist eben das Bedauerliche, daß mit dem Evangelium vom ersten Tage an zugleich die Verderbnis des Evangeliums aufgewachsen ist.

Gottmenschen Jesus Christus, an den dreieinigen Gott. Wir glauben weder wie das christliche Altertum, noch wie die folgenden Zeiten. Das ist in der That eine ganz neu erfundene, eine echte fin de siècle-Religion.

Freilich Luther hat den Prozeß zu dieser vollständigen Auflösung des Christentums, zu dieser Religion des Unglaubens eingeleitet; aber er war viel zu wenig folgerichtig, das meiste, was er hat stehen lassen, muß entschieden abgethan werden.

„Die Reformation ist zurückgegangen nicht nur hinter das elfte Jahrhundert, auch nicht nur hinter das vierte oder zweite, sondern bis auf die Anfänge der Religion selbst. Ja sie hat, ohne es zu ahnen, sogar Formen modifiziert oder beseitigt, die schon im apostolischen Zeitalter bestanden haben" (S. 178). Aber sie war doch nicht gründlich genug. „Sie hat nicht vermocht, ihre neuen Erkenntnisse in allen Konsequenzen zu überschauen und rein durchzuführen" (S. 181). Dazu brauchte es Herrn Harnack.

„Man muß noch mehr sagen auf die Gefahr hin, zu den Verkleinerern Luthers gezählt zu werden; dieser Genius ... hat nicht auf der Höhe der Erkenntnisse, wie sie schon in seiner Zeit zugänglich waren, gestanden.... Er nahm nicht nur die alten Dogmen von der Trinität und den zwei Naturen [Christi] in das Evangelium hinein — er war auch außer stande, sie geschichtlich zu prüfen — und bildete sogar neue, sondern er vermochte überhaupt nicht sicher zwischen ‚Lehre' und Evangelium zu unterscheiden.... Er forderte in Fällen, wo ihm ein Buchstabe wichtig geworden war, Unterwerfung unter das: ‚Es steht geschrieben'; er forderte sie peremptorisch, ohne sich zu erinnern, daß er selbst andern Sprüchen der Heiligen Schrift gegenüber jenes ‚Es steht geschrieben' für unverbindlich erklärt hatte.... Er hat sich in die peinlichsten Streitigkeiten verwickeln lassen über das Abendmahl und die Kindertaufe, in Kämpfe, in denen er in Gefahr stand, sowohl seinen hohen Begriff von Gnade wieder gegen den katholischen einzutauschen, als die grundlegende Einsicht einzubüßen, daß es sich um etwas rein Geistiges handelt, und daß neben Wort und Glaube alles andere gleichgültig ist. Die Hinterlassenschaft, die er seiner Kirche zurückgelassen hat, ist ein verhängnisvolles Erbe geworden" (S. 178 ff.).

Also weder Katholiken noch Griechen, weder Lutheraner noch Calvinisten haben die rechte Kenntnis des reinen, ungetrübten Christentums besessen. Diese Kenntnis ist erst unserer Zeit durch die Ritschlsche Schule aufgegangen. Die klare und unverblümte Darlegung der wahren Sachlage ist das eigenste Verdienst des Herrn Harnack, eine neue Entdeckung, die er ganz für sich in Anspruch nehmen darf.

„Indem man die ganze Verkündigung Jesu auf diese beiden Stücke zurückführen kann — Gott als der Vater, und die menschliche Seele so geadelt, daß sie sich mit ihm zusammenzuschließen vermag und zusammenschließt —, zeigt es sich, daß das Evangelium überhaupt keine positive Religion ist wie die andern, daß es nichts Statutarisches und Partikularistisches hat, daß es also die Religion selbst ist" (S. 41).

Der Glaube an „Gott", hoffentlich ohne eine Vorhalle von Beweisen oder sonstigen intellektualistischen Voraussetzungen. Der Gott der Ritschlschen Schule kann nicht bewiesen oder durch Schlußfolgerungen erkannt werden, er wird geahnt, gewünscht, gefühlt, er ist ein Postulat. Das menschliche Herz verlangt einen über der Welt stehenden Liebeswillen, durch welchen dem Menschen die Herrschaft über die blinden Naturkräfte und eine sittliche Gemeinschaft in und mit dem höchsten Gute sichergestellt wird.

Näher ist jene höhere Macht nicht definierbar, die wir nicht intellektualistisch erfassen, sondern nur fühlend erleben können. Das Ineinsleben mit dem höchsten postulierten Liebeswillen, das und gar nichts anderes ist das „Wesen des Christentums". In der That ebenso neu als einfach, so luftig, daß sich niemand dadurch gedrückt fühlen kann, so unbestimmt, daß sich jeder dabei denken mag, was er will; aber nie und nimmer jenes kraftvolle Christentum, welches das Antlitz der Erde erneuert hat, nie und nimmer das Christentum Christi, sondern eine Schale ohne Kern, Worte ohne Gehalt, eine Religion ohne Kraft und Saft.

2. Zu Beginn seiner Vorlesungen bittet Prof. Harnack seine Zuhörer, es doch nicht zu machen wie jenes Kind, „welches nach dem Kerne suchend, einen Wurzelstock so lange entblätterte, bis es nichts mehr in der Hand hatte und einsehen mußte, daß eben die Blätter der Kern selbst waren" (S. 9).

Eine treffliche Charakteristik der eigenen Theorie: Das Harnacksche „Wesen des Christentums" ist wie eine Zwiebelknolle, lauter Schale ohne Kern.

Es ist, wie wir früher sahen, ein Christentum ohne den dreieinigen Gott, ohne den Gottmenschen Jesus Christus, ohne Auferstehung von den Toten, ohne Wunder, ohne Glaubensbekenntnis, ohne Sakramente, ohne Kirche, nur bestehend aus einem sehr vagen Gottesgefühl und einigen ganz allgemein gehaltenen Moralvorschriften.

Da ist freilich der Kern gründlich ausgenommen, und man muß sich mit der Schale begnügen, einer Schale, die fad genug wäre, wenn sie nicht pikant gemacht würde durch geistreiche Theorien und Hypothesen, durch eine ganz einzigartige Ausnutzung von Texten des Neuen Testamentes und geradezu wunderbare Blicke in die Entwicklungsgeschichte der christlichen Dogmen und der kirchlichen Einrichtungen. Diese Hypothesen und Erklärungen haben zwar ihre Wurzel nicht in dem objektiven Thatbestande, legen aber dafür um so glänzenderes Zeugnis ab von dem schöpferischen

Genie ihres Urhebers. Schaffen heißt aus nichts etwas machen, und das versteht Harnack meisterhaft, wenn seine Schöpfungen auch nur Schalen ohne Kern sind.

So viele hundert Jahre lang haben die Christen geglaubt, das Wesen des Christentums zu besitzen, und sich redlich Mühe gegeben, in dieses Wesen immer tiefer einzudringen. Es war täuschender Glaube, vergebliche Mühe. Jetzt erst ist uns das wahre Licht aufgegangen, gerade noch an der Grenzscheide vom neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert.

Zwar läßt sich nicht leugnen, daß David Friedrich Strauß und vor ihm viele andere das wahre Wesen des Christentums schon aufgedeckt haben wollen, und daß sie damit zu Schanden geworden sind. Allein das waren nur kindliche Versuche, angestellt von Männern, die nicht auf der Höhe der Wissenschaft standen, und denen besonders jener historisch sichere Blick fehlte, vermittels dessen man sofort erkennt, was geschehen ist und was nicht, weil es so geschehen mußte und nicht anders geschehen konnte.

Erst heutzutage ist man so weit gekommen, wahrhaft klassische Theorien und Hypothesen aufzustellen, denen sich die Quellen absolut unterzuordnen haben, und die sich von selbst unter der Hand in geschichtliche Thatsachen umwandeln, an denen niemand zweifeln kann, ohne dem Verdikt geistiger Rückständigkeit zu verfallen.

Überdies ging man früher viel zu plump voran. Im Eifer, die mythische Kruste abzuschälen und zum Wesen der Sache vorzudringen, warf man alles weg. Die neutestamentlichen Schriften sollten zum großen Teil nichts als ein Lügengewebe, das Christentum, wie es sich in seinen geschichtlichen Formen darstellt, ein Gebilde der ärgsten menschlichen Verkommenheit sein.

Das war recht ungeschickt, mit solch saurem Wein fängt man keine Fliegen. Das christliche Bewußtsein empörte sich gegen eine derartige Behandlung der Heiligen Schrift und der Kirche.

Harnack ist in der Beziehung vorsichtiger.

„Die Behauptung von Strauß, die Evangelien enthielten sehr viel ‚Mythisches', hat sich nicht bewahrheitet, selbst wenn man den sehr unbestimmten und fehlerhaften Begriff des Mythischen, den Strauß in Anwendung bringt, gelten läßt. Fast nur für der Kindheitsgeschichte, und auch da nur spärlich, läßt es sich nachweisen. Alle diese Trübungen reichen nicht bis in das Innerste der Berichte hinein; nicht wenige von ihnen korrigieren sich für den Betrachtenden leicht, teils durch Vergleichung der Evangelien untereinander, teils durch das gesunde, an geschichtlichem Studium geschulte Urteil" (S. 19).

Gerade weil dieses historisch reife Urteil immer als Korrektiv bei der Hand ist, braucht Harnack gar nicht ängstlich zu sein im Zugeständnis der Echtheit eines Textes; denn diesem Urteil muß auch der echteste Text sich fügen.

Von diesem Standpunkte aus lassen sich die Sprüche des Neuen Testamentes sogar recht trefflich zur Erhärtung der eigenen Theorie verwerten. Die Evangelisten legen z. B. großes Gewicht auf die Wunder; „sehr beachtenswert ist es aber, daß Jesus selbst auf seine Wunderthaten nicht das entscheidende Gewicht gelegt hat. Hat er doch klagend und anklagend ausgerufen: ‚Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubt ihr nicht.' Wer diese Worte gesprochen hat, kann nicht der Meinung gewesen sein, der Glaube an seine Wunder sei die rechte oder gar die einzige Brücke zur Anerkennung seiner Person und seiner Mission" (S. 19).

Die Evangelien heben die Thatsache der leiblichen Auferstehung Jesu von den Toten aufs nachdrücklichste hervor; „aber die Geschichte des Thomas wird ausschließlich zu dem Zwecke erzählt, um einzuschärfen, daß man den Osterglauben haben solle, auch ohne die Osterbotschaft: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben" (S. 101).

Die Evangelien tragen außer den Moralvorschriften auch eine große Anzahl anderer Lehren vor, aber weil Jesus gesagt hat: „Nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! werden in das Himmelreich eingehen, sondern die den Willen meines Vaters thun", d. h. weil das Bekenntnis ohne die entsprechenden Werke nicht genügt, so folgt, daß ein Glaubensbekenntnis gar nicht notwendig ist, sondern nur gute Werke (S. 80).

Auf diese Weise braucht Harnack sich vor keinem Texte des Neuen Testamentes zu scheuen; sein frischer Blick läßt ihn stets mit Sicherheit das Richtige unter der täuschenden Hülle erkennen.

Ähnlich verhält er sich der katholischen Kirche gegenüber. Das katholische Christentum steht nun einmal als eine imponierende Thatsache in der Weltgeschichte. Es ist noch keineswegs zu einem verschwindenden Grenzwerte zusammengeschrumpft, über den man mit dem Schwamm fährt, und nach dessen Eliminierung die Rechnung ruhig weiter geführt werden kann. Darum ist Harnack gerne bereit, mit volltönenden Worten das Großartige am Katholizismus hervorzuheben. So rückt er seine Unparteilichkeit ins rechte Licht und kann nachher mit desto größerem Erfolge erklären, daß die Kirche dem Evangelium widerspricht, und wenn auch vielleicht passend für vergangene Zeiten, doch heute ein Anachronismus ist.

Ja, viele schönklingende Worte über das Evangelium und Christus und die Kirche finden sich in den Vorlesungen Harnacks, so schönklingend,

ɜ selbst einige Katholiken geistreich genug sind, sich locken zu lassen[1]. er die Worte allein thun's nicht; sagen zwei dasselbe, so ist es noch ıge nicht immer dasselbe.

Wenn jemand das Neue Testament auch über alle Sterne preist, dann ɛr erklärt, was daran haltbar sei und was nicht, das müsse der Leser t klarem Blick selbst herausfinden, so büßt in dieser Auffassung das Neue stament seinen eigentümlichen Charakter ein; der Anspruch, mit dem es stritt, nichts als die reine Wahrheit zu lehren, ist eine Anmaßung, es rd zur Schale ohne Kern.

Man mag von Christus so begeistert sprechen, als man will: wenn ın ihn seiner Gottheit entkleidet und zu einem irrtumsfähigen und irrenden enschen herabwürdigt, so ist Christus nicht das, als was die Evangelien d die Apostelbriefe ihn schildern, er wird zu einer Schale ohne Kern.

In der Geschichte des Christentums unendlich viel Schönes und Beınderswertes finden und es dabei doch nur eine Geschichte menschlicher rungen sein lassen, heißt dem Christentum gerade das nehmen, wodurch sich von allen andern Religionsformen unterscheidet, und es zu einer hale ohne Kern machen.

Es ist wahr: An letzter Stelle kommt alles auf die werkthätige Gottes- d Nächstenliebe an; aber nach der Lehre der Heiligen Schrift muß die urzel dieser Liebe der Glaube an die von Gott geoffenbarten Wahrheiten n. Bei einem Baume sind freilich die Früchte das Beste, aber es wäre ɔricht, darum die Wurzeln absägen zu wollen. Harnack sägt die Wurzel ɛ rechtfertigenden Liebe ab, indem er den Glauben an die Offenbarung :stört, und will dann, daß der so verstümmelte Baum noch jene Früchte

[1] Vgl. Natur und Offenbarung XLVI (Münster 1900), 504 f. — Es ist ıwer verständlich, daß ein Katholik nicht zu unterscheiden vermag zwischen dem vangelium und dem Christus Harnacks und dem Evangelium und dem Christus ɛr katholischen Kirche. Weit entfernt, daß die Vorlesungen Harnacks über das Wesen des Christentums einem Katholiken als Leitstern dienen können, fallen dieselben vielmehr unter die §§ 2 und 3 der Constitutio Leos XIII. Officiorum ac munerum und sind ein für Katholiken verbotenes Buch. — Über die Absicht Harnacks können wir nicht urteilen. Wir müssen annehmen, daß er seine Überzeugung ehrlich ausspricht und Gutes stiften will. Trotzdem bleibt die Sache, die er vorträgt, verderblich und verwerflich. Indem er der Religion jeden objektiven Gehalt entzieht und alles in das Subjektive verlegt, kann er jenen nicht unrecht geben, die sich mit Berufung auf ihre subjektiven Anlagen dem Atheismus und Anarchismus in die Arme werfen. Ist die Darstellung Harnacks zutreffend, so ist das Christentum in seiner geschichtlichen Erscheinung eine großartige Täuschung, und seine Gegner waren und sind in vollem Recht.

der Gottes- und Nächstenliebe hervorbringe, denen das ewige Leben verheißen ist. Das heißt etwas Unmögliches versuchen: Gott lieben und sich doch seiner Offenbarungsautorität nicht unterwerfen wollen. Es ist ein Spiel mit Worten, eine Schale ohne Kern.

Das Christentum ist wesentlich die Religion des Übernatürlichen. Es verspricht uns ein ewiges seliges Leben in dem Besitze Gottes, d. h. in einer Erkenntnis und Liebe Gottes, die durchaus über unsere natürlichen Kräfte hinausliegt und nur durch einen besondern Beistand Gottes möglich ist. Zu diesem Besitze Gottes wird der Mensch hienieden durch die rechtfertigende Gnade vorbereitet, indem Gott (die entsprechende Mitwirkung des Menschen vorausgesetzt) der Seele eine übernatürliche Schönheit mitteilt, die ihr das Bürgerrecht des Himmels und den Erbanspruch auf die ewige Seligkeit verleiht. Die Eingießung der rechtfertigenden Gnade ist an den Gebrauch der von Gott verordneten Gnadenmittel geknüpft. Das ist in kurzen Zügen das Übernatürliche am Christentum. Alles dies fällt nach Harnacks Darlegung weg. Seine Lehre ist pelagianischer Naturalismus, eine Schale ohne Kern.

Dieser Naturalismus, die Verwerfung jedes übernatürlichen Einwirkens Gottes ist ein Grundzug der Ritschlschen Schule, ebenso wie die Verwerfung des „Intellektualismus“ und der „Metaphysik“. Weil nach diesem System die Religion nur ein persönliches Erleben sein kann, dem alles „Dingliche“ fremd ist, darum muß die christliche Religion nach ihrer objektiven Seite als Menschenwerk erklärt werden. Wie sehr Harnack sich auch bemüht, seine Theorie als das Ergebnis geschichtlichen Studiums darzustellen, so war doch die Theorie zuerst da, und das geschichtliche Material wurde nach der Theorie zurechtgelegt. Daß das Dogma nicht von Gott geoffenbart und die Kirche nicht von Gott eingesetzt ist, stand aus aprioristischen Gründen fest; Aufgabe der Dogmengeschichte konnte nur sein, das Wie der Entstehung nachzuweisen.

Aus der Darstellung Harnacks selbst geht klar hervor, daß die Christen aller Zeiten eine objektive Offenbarung, eine objektive Erlösung, eine objektive Gnade und objektive Gnadenmittel als den Kern des Christentums aufgefaßt haben. Es gab niemals ein Christentum ohne Glaubensartikel, ohne Taufe, ohne Kirche. Sollen wirklich alle Jahrhunderte mit ihrer Überzeugung unrecht, dagegen Harnack mit seinem rein subjektiven Christentum recht haben? Oder ist nicht vielmehr diese rein „persönliche“ Religion das gerade Gegenteil vom Christentum?

Harnack hebt wiederholt hervor: Wenn die alten Christen die Zu-
nde in dieser oder jener Kirchengemeinschaft sähen, so würden sie ent-
ieden dagegen protestieren, daß das die Religion Christi sei. Nun was
irden sie zur Leugnung der Trinität und der Gottheit Christi und
es dessen sagen, was ihnen als heilig und göttlich galt? Sie würden
hts anderes in dieser Lehre erblicken als nackten Unglauben. Auch die
ien. Reformatoren würden nicht anders urteilen. Selbst jene, die von
ther als „verteufelte, eingeteufelte und durchteufelte" Ketzer und Schwarm-
ster gescholten wurden, hatten lange nicht so gründlich aufgeräumt wie
rnack.

Was er uns bietet, ist lediglich ein Gemisch von Gefühls- und Bieder-
nns-Religion ohne „intellektualistische" Grundlage, ohne „statutarische"
fenbarung und Gesetzgebung Gottes, ohne alles Übernatürliche hier oder
Jenseits, nur bestehend in subjektiven Annahmen und Erlebnissen von
das Göttlichem, das wir als guten Papa über uns waltend denken, und
etwas spießbürgerlicher Moral. Das soll die Religion Christi sein?
mmermehr, das ist Harnackscher Rationalismus. Das Christliche daran
d fast nur einige mißverstandene oder mißdeutete Bibelstellen, die als
abesken um die flache Theorie geschlungen sind.

Hätte Harnack die Zeugen genommen, wie sie sind, und nicht bloß
e ausgewählt, die ihm behagen, hätte er ihnen nicht das Wort am
und abgeschnitten, sobald sie anders zeugen als ihm lieb ist, hätte er
s Übriggebliebene nicht so lange gedreht und gedrückt, bis vielfach das
genteil des ursprünglich Gesagten zum Vorschein kommt, dann könnte
sich unmöglich in die Illusion einwiegen, als ob er uns wirklich das
esen des Christentums vorgeführt habe, dann müßte es ihm deutlich
rden, daß er das Christentum entgeistigt oder vielmehr nur seine eigenen
eorien mit christlichen Worten überkleidet hat.

Es war nicht ein solch abgeklärtes Christentum, das die heidnische
elt überwunden, eine neue Gesittung heraufgeführt und der Menschheit
ne geistigen Reichtümer geschenkt hat, an denen Gläubige und Ungläubige,
wußt oder unbewußt, auch heute noch zehren. Eine solche Schale ohne
ern ist nicht das Heilmittel für die Nöten und Gefahren unserer Zeit.
Wir brauchen, wie unsere Vorvordern, das ganze Evangelium, den ganzen
hristus, seine ganze Lehre, die ganze von ihm gestiftete Kirche, mag
arnack diese Forderung auch noch so oft für „schlimme und täuschende
Schlagworte" erklären.

Wir wollen einmal abwarten, ob das neue „Weſen des Chriſtentums“ einen ſolchen Siegeszug durch die Völker und Zeit feiern wird, wie ihn die katholiſche Kirche gefeiert hat und auch, nach menſchlichem Ermeſſen, in Zukunft feiern wird. Ein Zweifel daran ſcheint Herrn Harnack ſelbſt aufzudämmern. „Ich meine, nach einigen Jahrhunderten wird man auch in den Gedankengebilden, die wir zurückgelaſſen haben, viel Widerſpruchsvolles entdecken und wird ſich wundern, daß wir uns dabei beruhigt haben“ (S. 35).

Nach einigen Jahrhunderten? Könnte das nicht auch etwas früher eintreten? Hat nicht Harnack ſelbſt ſchon an ſeinen Theorien ſehr viel gemodelt und geändert? Sind nicht viele von ſeinen ſo zuverſichtlich aufgeſtellten Sätzen ſogar von ſeinen eigenen Geſinnungsgenoſſen ſtark zerzauſt worden? Giebt es unter den Proteſtanten keine andere Theologie mehr als nur die Ritſchlſche? Oder iſt dieſe vor jeder übrigen zukunftskräftig? Iſt es nicht naiv, wenn jemand das alte geſchichtliche Chriſtentum in mitgebrachte Formen umgießt und dann dieſen Neuguß uns als das echte Weſen des Chriſtentums darbietet?

Wir Katholiken ſind überzeugt, daß die katholiſche Kirche noch leben und blühen wird, wenn das Chriſtentum des Herrn Harnack längſt zu ſo vielen früheren verunglückten Verſuchen ähnlicher Art ad acta gelegt ſein wird. Die Kirche hat ganz andern Anſtürmen ſtandgehalten, vor dieſem inhaltloſen Berliner Chriſtentum wird ſie nicht zuſammenbrechen.

Chriſtian Peſch S. J.

Die Renaiſſance des Altertums in China und ihr Einfluß auf das Staatsleben.

In der alles beherrſchenden Stellung des litterariſchen Altertums liegt unſtreitig der Schlüſſel zu dem kulturgeſchichtlichen Charakterbilde der chineſiſchen Geſellſchaft. Es iſt daher vom anziehendſten Intereſſe, den Faktoren nachzugehen, auf denen die litterariſche Bildung zu jener umfaſſenden ſozialen und politiſchen Macht emporwuchs, daß ſie dem Staats- und Geſellſchaftsleben in China den einzigartigen Charakter aufdrücken konnte. Die Frage führt uns in die wichtigſte Epoche des chineſiſchen Staatslebens. Denn das Emporſteigen der Gelehrten zur

mangebenden Macht iſt an den Namen eines der größten Herrſcher aus der poche der Reſtauration geknüpft, welche von der Han-Dynaſtie eingeleitet urde [1].

Unter allen Herrſchern dieſer Dynaſtie hat der hochbegabte Kaiſer Wu-ti 40—86 v. Chr.) den nachhaltigſten Einfluß ausgeübt durch die Stellung, elche er der litterariſchen Vergangenheit im politiſchen und ſozialen Leben nräumte. Wenn Hoang-ti der Schöpfer der militäriſch-politiſchen Einheit Chinas urde, ſo iſt Wu-ti der Schöpfer der geiſtigen und ſozialen Einheit des chineſiſchen olkes, nicht als hätte ſich Wu-ti weniger durch kriegeriſche Erfolge ausgezeichnet. ie militäriſchen Erfolge Wu-tis haben im Gegenteil dem Reiche einen beutenden Gebietszuwachs ſowohl im Süden wie im Weſten und Norden gebracht. iegreiche Kämpfe erfüllen die ganze lange Regierungszeit von 140—86 v. Chr., ämpfe, welche das Reich in enge Berührung mit den Nachbarvölkern brachten id den politiſchen wie wiſſenſchaftlichen Horizont der Chineſen erweiterten. Um r kriegeriſchen Erfolge willen, welche ſeine Herrſchaft auszeichnen, iſt denn auch m Kaiſer der poſthume Ehrentitel „Krieger-Kaiſer" zuerkannt worden. Aber n höchſten Ruhmestitel erwarb ſich Wu-ti in der Pflege des wirtſchaftlichen id geiſtigen Lebens der Nation. „Das Jahrhundert des Kaiſers Wu-ti", ſchreibt havannes, „erglänzt in der Geſchichte Chinas nicht bloß durch die Feldherren, ren Heereszüge dieſem Zeitalter einen glorreichen Namen gaben, ſondern iſt enſo berühmt durch die ſeltene Fülle von ſchöpferiſchen Talenten, die es entſſelte. In dieſem Zeitpunkt erreichte das chineſiſche Geiſtesleben eine jener pochen, die in der Entwicklung des Volks- und Geſellſchaftslebens das bedeuten, as die Meiſterwerke in der Laufbahn eines Künſtlers darſtellen. Die ringende rbeit eines Säkulums zeitigt ihre Früchte; man erfreut ſich des Erbes, das ſich ırch Generation und Generation angehäuft hat." [2]

Kaiſer Wu-ti führte das Scepter während 54 Jahren. Dieſer Umſtand war ɔn überaus glücklicher Einwirkung. Im Augenblick, da Wu-ti den Thron beſtieg, ɔdurfte es einer energiſchen und unbeugſamen Politik, um die Dynaſtie in ihrer ſtacht zu feſtigen, die erſt ſeit dem kurzen Zeitraum von 60 Jahren herrſchte. he-Hoang-ti hatte zwar der Autonomie der Einzelſtaaten ein Ende gemacht nd alle Gewalt in ſeinen Händen vereinigt. Aber es war ihm nicht beſchieden ewejen, einen ebenſo fähigen Nachfolger zu erhalten, der die Rieſenaufgabe ɔeiter führte. Die erſten Kaiſer der Han-Dynaſtie nahmen das Werk der Zentraliſation entſchloſſener in die Hand. Die partikulariſtiſchen Tendenzen jedoch virkten trotz aller vorbeugenden Maßnahmen fort, und aus den Provinzen chienen ſich wiederum autonome Fürſtentümer herauszubilden. Wu-ti trat nun ɔer Gefahr mit Entſchloſſenheit entgegen. Der Einfluß des alten Adels wurde ſyſtematiſch zurückgedrängt, zunächſt durch Aufhebung der Majoratsherrſchaften.

[1] Peking Oriental Society 1888, vol. II. Programme d'histoire de Chine p. 383.

[2] *Chavannes*, Les Mémoires historiques de Se-Ma-Tsien I (Paris 1895), LXXXVIII.

Bislang hatte in den Familien des grundherrlichen Adels, mochten sie dem Fürsten-, Grafen- oder freiherrlichen Range angehören, das Hausgesetz gegolten, daß der Älteste in den Besitz der ganzen und ungeteilten Grundherrschaft mit allen ihren Erträgen eintrat. Die jüngeren Söhne empfingen so gut wie nichts. In dieser Konzentration gewaltiger Güterkomplexe lag eine andauernde Gefahr für den Zentralismus der kaiserlichen Macht. Denn aus dem Eigentum des ausgedehnten Grund und Bodens entwickelte sich ein Territorialbesitz mit fürstlichen Rechten. Wu-ti hob nun den Majorat auf. Unter dem Vorwande, den jüngeren Söhnen des Adels eine bessere wirtschaftliche und soziale Stellung zu sichern, beseitigte er die Unteilbarkeit des Grundeigentums und bestimmte, daß den jüngeren Familiengliedern ein angemessener Anteil am Grundbesitz zufallen müsse. Die Wirkung zeigte sich sofort. Der gewaltige, in verhältnismäßig wenigen Händen ruhende Latifundienbesitz wurde zerstückelt, und mit der Zerstückelung des Grundeigentums löste sich die in ihm wurzelnde autonome Macht des Adels auf.

Seit dieser Zeit schwindet der Geburtsadel, der in den begüterten und altgesesteten Geschlechtern eine große geschlossene und selbstbewußte Macht durch Jahrhunderte gebildet hatte. Es ersteht ein neuer Adel, nicht der Geburt, sondern der Intelligenz. Die neuen Herrscher berufen zu den öffentlichen Ämtern die geistig fähigsten Männer, mögen sie auch noch so niedriger Abkunft sein, und es sind nicht selten gerade die letzteren, welche jetzt im politischen Leben die erste Rolle zu spielen beginnen. So stellten die Han die Nation, wie sie heute vor uns steht, auf ihre definitive Grundlage, indem sie der Bildung das Vorrecht der Teilnahme an der Regierung einräumten. Che-Hoang-ti, der rücksichtslose Zerstörer der feudalen Burgen, hatte die alten Adelsgeschlechter in den Staub geworfen. Die Han errichteten auf den Trümmern ihrer Macht eine neue Zivilisation, innerhalb welcher Macht und Einfluß nicht dem feudalen Repräsentanten des Altertums, sondern der mit den Schätzen des Altertums vertrauten Bildung zufiel.

„Mit den Han", so bemerkt treffend Chavannes, „begann sich jene Richtung des chinesischen Wesens bemerkbar zu machen, die den Urgrund aller Weisheit in den klassischen Werken des Altertums suchte. Indem diese Tendenz sich durch zwei Jahrtausende immer wachsend fortpflanzte, brachte sie jenes Resultat hervor, daß heute nahezu die Hälfte der Litteratur in Neuausgaben und Kommentaren der alten klassischen Werke besteht." [1] Hatten zwar bereits die Vorgänger Wu-tis der Wiederbelebung der litterarischen Vergangenheit ihre Aufmerksamkeit zugewandt, so hängt das Emporsteigen der Wissenschaft des Altertums zur politischen Macht doch in erster Linie mit den Verfügungen zusammen, in denen Wu-ti nach und nach das Programm seiner neuen Politik ganz systematisch entwickelte und ausbaute. Überall schaute er einzig auf die Tüchtigkeit und die Kenntnisse des Mannes, dem er sein Vertrauen schenkte. Trotz des Widerstandes, der sich aus dem Geburtsadel gegen diese Zurückdrängung des privilegierten Standes erhob,

[1] *Chavannes* l. c. I, 106.

e er auf seiner Politik „und gründete seine Macht auf jene Basis, welche
s chinesischen Staatswesens bis auf den heutigen Tag geblieben ist“ [1].
nerkannt Tüchtigsten in Wissenschaft und Litteratur sollten die Schicht
aus denen die Beamten bis hinauf zu den höchsten Würdenträgern hervor-
. Heutzutage ist es das System der Staatsprüfungen, auf dem die
enhierarchie ruht. In jener abschließenden Gestalt, wie sie heute besteht,
iese Institution unter den Han noch nicht organisiert. Aber es waren
ch der Tüchtigkeit und des Wissens bereits von Wu-ti Verfügungen ge-
, die zu den Staatsprüfungen den Weg ebneten.

Im Jahre 134 schrieb der Kaiser einen Wettbewerb aus für das beste
über die Kunst zu regieren. Im gleichen Jahre erließ er eine Verordnung,
welche die einzelnen Provinzen aufgefordert wurden, ihm die besten und
isreichsten Männer innerhalb ihres Verwaltungsbezirkes namhaft zu machen.
ngab sich der Kaiser mit einem Kreise der fähigsten, aus allen Teilen des
s auserwählten Männer.

Wie ernst es der Kaiser mit der Auswahl tüchtiger Männer nahm, geht
:n empfindlichen Strafen hervor, die er im Jahre 128 jenen Provinzial-
androhte, welche es versäumten, ein wachsames Auge auf begabte und
isreiche Männer ihres Distriktes zu haben und sie ihm namhaft zu machen.
nem vollständigen System endlich wurde die, durch jene Dekrete eingeleitete
ganisation des Beamtenstandes ausgebaut im Jahre 124 v. Chr. Seit
Jahre 136 hatte der Kaiser die höchste Aufmerksamkeit den litterarischen
ıälern des Altertums gewidmet, welche der vernichtenden Katastrophe unter
ıang-ti im Jahre 213 entgangen waren. Der letztere war im Jahre 210
ıen. Während der sieben Jahre des Aufruhrs, die seinem Tode folgten,
s allerdings nicht möglich gewesen, das so schwer betroffene litterarische
um wiederum zu beleben. Inter arma silent musae, bewahrheitete sich
auf chinesischem Boden. Aber es war zum wenigsten kein Tyrann mehr
chten, der jene, die sich zum Studium des Altertums hingezogen fühlten,
gehindert hätte.

Mit der Dynastie Han trat nun auch hier ein durchgreifender Umschwung
ınsten der alten Litteratur ein. Das Proskriptionsedikt der Thsin wurde
:ufen. Alles wurde aufgeboten, um die Trümmer des litterarischen Alter-
zu retten. Wo es sich um berühmte Werke handelte, die in vielen Kopien
das Reich verbreitet waren, wurde die Nachforschung schnell mit Erfolg
ıt. So sind denn vor allem die beiden klassischen Werke „Das Buch der
ichte“ (Schu-King) und „Das Buch der Lieder“ (Schi-King) gerettet worden
mit ihnen eine nicht unbedeutende Anzahl der wichtigsten Schriften der
ıcianischen Schule und anderer philosophischen Systeme, genug der litterari-
Schätze, um das Studium des Altertums zu neuem Leben zu entfachen.
its im Jahre 136 hatte Wu-ti dem Studium der Litteratur einen amtlichen

[1] *Chavannes* l. c. I, 92.

Charakter gegeben, indem er die Rangstufe der „Gelehrten der fünf Klassiker" schuf. Ihnen lag das offizielle Studium und die Interpretation der großen Denkmäler des Altertums ob. Mit der Schaffung dieser Rangstufe war die Wissenschaft der Vergangenheit in den Vordergrund des geistigen Lebens der geeinten Nation gestellt. Die litterarische Vergangenheit wurde die Quelle der nationalen Bildung und Erziehung.

Aber erst im Jahre 124 erließ Wu-ti das entscheidende Dekret, durch welches dem Studium des Altertums eine dauernde Grundlage gegeben wurde. Das kaiserliche Dekret schuf „die Akademie des großen Studiums". An der Spitze dieser kaiserlichen Akademie der Wissenschaften standen „die Gelehrten des großen Wissens der fünf Klassiker". Als Glieder sollten der Akademie immer fünfzig der begabtesten Jünglinge des Reiches angehören, welche den offiziellen Titel führten „Schüler der Gelehrten des großen Wissens" [1]. Wer den Titel empfing, mußte bereits hervorragende Proben seines Wissens abgelegt haben. So sammelte sich in der „Akademie des großen Studiums" die Blüte der jungen Gelehrtenwelt. Die Akademie war die hohe Schule der künftigen Staatswürdenträger. Durch eine umfangreiche Bibliothek wurde den auserlesenen Akademikern Gelegenheit geboten, sich die ausgedehntesten Kenntnisse zu erwerben.

So hatte die Neuorganisation des alten Staatswesens einen noch viel tiefer gehenden Umschwung im inneren Leben Chinas zur Folge durch den Einfluß, den die gelehrte Bildung auf das politische Leben gewann. Mit der erstarkenden Macht des zentralistischen Staates geht der Zentralismus des Geisteslebens jetzt Hand in Hand. Es beginnt eine Epoche der Renaissance, welche die Schätze des Altertums sammelt und zum erstenmal einen Gesamtüberblick über die zurückliegende Zeit des religiösen und sozialen, künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens giebt. Die anbrechende „Neue Zeit" der chinesischen Gesellschaft geht auf das Altertum zurück, um in ihm die maßgebende Norm, das Ideal des Lebens und Strebens zu finden. Von jetzt an wird die Vergangenheit mit ihren Ideen und Institutionen der Mittelpunkt, um den sich das geistige Leben der Nation bewegt. Als die Restauration des Altertums im Zeitalter der Han begann, konnte China bereits auf einen herrlichen Schatz litterarischen Schaffens zurückblicken. Das glänzendste Zeugnis für den umfassenden Charakter dieser Litteratur liegt in dem von Wu-ti begonnenen, aber erst unter seinem vierten Nachfolger vollendeten Katalog aller Bücher, die allmählich in der Bibliothek der kaiserlichen Akademie vereinigt worden waren. Der im Jahre 5 v. Chr. dem Kaiser Ai vorgelegte Katalog zählte in sieben Abteilungen 13000 Bände größeren und kleineren Umfangs auf, das Werk von annähernd 600 Schriftstellern, die namhaft gemacht werden. Den Mittelpunkt des Katalogs bilden die klassischen und kanonischen Werke. Es gab unter anderem bereits damals 294 Sammlungen des Buches der Wandlungen, 412 Sammlungen des Buches der Geschichte, 416 Sammlungen (besser Ausgaben) des Buches der Lieder. Der Löwenanteil fällt der Ge-

[1] von Fries, Abriß der [illegible] ihrer Entstehung (Wien 1884) S. 85.

8 Sammlungen und der Philoſophie des Lao-tſe mit 993 Bänden
um der Riten iſt durch 555 Bände, die Muſik durch 165 Bände

chlich ſteht der Bücherſchatz der Chineſen da unter allen aſiatiſchen
rabiſche mag ihn an Vielſeitigkeit, der indiſche an Selbſtändigkeit
Zahl und Umfang der Werke kommt ihm kein anderer nahe. Das
olk Aſiens iſt zugleich von alters her eines der ſchreib- und leſe-
ſen. Seine Sprache wurde früher als die meiſten andern Trägerin
igſten Geiſteserzeugniſſe, und ſie zählt, durch Jahrtauſende geſchult,
ntwickelten Sprachen unſerer Erde [2].

reichen Litteratur ragen zwei Gruppen, wie man deutlich erkennt,
uppe der „Geſchichte“ und die Gruppe der „Philoſophie“. Geſchichte
ie bilden denn auch die Angelpunkte, innerhalb deren ſich jenes
haffen vornehmlich bewegt, das von entſcheidendem Einfluß auf
Bildung und Erziehung geworden iſt, die in ihrem eigenartigen
n andern umbildenden Einfluß bis jetzt widerſtanden hat. Geſchichte
ie ſind die Nationalwiſſenſchaften Chinas ſeit mehr als 2000 Jahren.
r der Geſchichte und der Spekulation hatten bereits einen weiten
nommen, als das Kaiſertum begründet wurde. Aus ihnen ging
erſter Linie die Renaiſſance der litterariſchen Vergangenheit, der
der nationalen Bildung hervor.

tät für das Altertum war ſchon in weit zurückliegender Zeit eine
t des litterariſchen Schaffens geweſen. Sie tritt am bezeichnendſten
und lebhaft erwachten hiſtoriſchen Sinn hervor. Durch den Sinn
unterſcheidet ſich das chineſiſche Volk vielleicht am ſchärfſten von
gleichalterigen indo-ariſchen Volke. Indien beſitzt eine glänzende
tur. Dagegen fehlt uns jede ältere Spur einer wahrhaft geſchicht-
ung der Ereigniſſe. Umgekehrt giebt ſich der hiſtoriſche Geiſt des
olkes in einem geradezu unerſchöpflichen Reichtum von Chroniken,
würdigkeiten kund. Es iſt aber bemerkenswert, daß dieſem litterariſch
n Volk, dem eine ſo große Vergangenheit vor Augen ſtand, jeder
t abzugehen ſcheint. Eine Epopöe, welche das Heldenalter dichteriſch
hat ſich nie bei ihm entwickelt. Und doch zeigen ſo manche tief-
Lieder des Schi-King, welche poetiſche Kraft in den Adern dieſes
eine Kraft, die ein unvergleichliches Denkmal epiſcher Kunſt hätte
t, wenn nicht das Volks- und Stammesleben ſo früh im Organismus
eberten Staatsweſens aufgegangen wäre, daß der dichteriſche Zauber,
der Jugend des Volkes ruhte, vor der nüchternen Realität des
bens ganz zurücktrat. Solange es große Volks- und Stammes-

[2] The Chinese Classics I, 11.
der Gabelentz, Chineſiſche Grammatik (Leipzig 1881) S. 5. Vgl.
Überſicht bei Baumgartner, Geſchichte der Weltliteratur (1897)

interessen sind, die in den Kämpfen ausgefochten werden, da ist das ganze Volk, wie es leibt und lebt, mit den Ereignissen der Vergangenheit verflochten. In dem Wechsel von Kampf und Sieg, in dem Ringen und Schaffen pulsiert sein eigenstes Leben, und es bildet sich ein echt nationaler Stoff, der den Sänger zur Verherrlichung der Vergangenheit entflammt, zu einem Gesange, der so ganz des Volkes eigenste Geschichte, sein innerstes Leben, seine Freude und sein Leid wiederspiegelt. Es entsteht die Epopöe als Bild der volkstümlichen Vergangenheit. Vergebens suchen wir in China nach *solchen* Sängern. Die Stelle des epischen Dichters nimmt der Chronist ein, der die Verordnungen und Erlasse des Herrschers niederschreibt, dann der Historiograph, der die Ereignisse des Reiches aneinanderreiht, wie sie sich folgen. Und so liegt uns als älteste litterarische Urkunde unter dem Namen Schu-King eine Sammlung von Erlassen, Reden, Proklamationen der alten Könige vor. Diese Sammlung bildet den Ausgangspunkt für die Historiographie des chinesischen Staatslebens. Man verehrte in ihr die weisen Entscheidungen der alten Herrscher und die tugendhaften Ratschläge und Normen, die sie zum Besten des Volkes verkünden [1]. Die Idee des Staates beherrscht das Ganze und durchdringt die Sammlung bereits mit jenem ethisch-politischen Geiste, der im 6. Jahrhundert v. Chr. seine höchste Verkörperung in Confucius findet. An diese Sammlung schließen sich die historischen Annalen [2]. Daß es Staatsarchive und Annalen, die einen amtlichen Charakter trugen, schon vor Kung-fu-tse gegeben hat, steht außer Zweifel. Denn die unter dem Namen „Frühling und Herbst" bekannte Geschichte der Staaten Tsi und Lu ruht bereits auf den amtlichen Jahrbüchern und den Staatsurkunden dieser beiden Feudalstaaten. Um das Jahr 481 v. Chr. sammelte Confucius die Dokumente, welche sich auf jene Staaten bezogen. Aus dieser Sammlung ging das den klassischen Büchern einverleibte berühmte Tchoen-tsieou hervor, das die Geschicke des kleinen Staates Lu vom Jahre 481 bis zum Jahre 742 v. Chr. zurückverfolgt.

Der merkwürdige Titel des Werkes „Frühling und Herbst" ist keineswegs eine Erfindung des Confucius. Unter dem Namen Tchoen-tsieou gab es bereits in vorconfucianischer Zeit historische Sammelwerke der einzelnen Feudalstaaten, und schon Confucius konnte sich der Che-ki, d. h. „Historischer Denkwürdigkeiten", bedienen. „Es muß", wie Chavannes einleitend bemerkt, „eine ganz enorme Masse von Dokumenten in den Archiven der Vasallenhöfe gegeben haben. Man unterhielt offizielle Historiographen, denen die Aufgabe zugewiesen war, Jahrbücher der einzelnen Feudalstaaten anzufertigen." [3] Im gleichen Sinne äußert sich Legge [4]. Letzterer entwirft uns ein höchst anziehendes Bild der älteren chinesischen Chronisten im Zusammenhang mit der Geschichte des Tchoen-tsieou. Es wurde Sorge getragen, daß alle Verordnungen, Gesetze der Fürsten schriftlich abgefaßt und in

[1] *Chavannes* l. c. I, 151.

[2] Cf. *A. Martin*, The Study of Chinese History, a discourse addressed to the Peking Oriental Society (Journal of the Peking Oriental Society 1887, p. 122).

[3] *Chavannes* l. c. I, 152.

[4] *Legge* l. c. V, 10; cf. IV, 24—26.

Reichsarchive niedergelegt wurden. Zu diesem Zwecke bildete sich nach und
h eine ganze Rangordnung von Schreibern, Chronisten, Historiographen,
ter- und Oberarchivaren aus. Wir lesen z. B.: „Er hat die Aufgabe, die
schichte der Vasallentümer innerhalb des ganzen Reiches niederzuschreiben."
r ist mit der Sammlung der Erlasse für die auswärtigen Besitzungen betraut."
Seines Amtes ist es, alle Verordnungen der Kaiser niederzuschreiben, und zwar
doppelter Abschrift." [1] Diese und ähnliche Stellen beweisen bestimmt, daß
eits in vorconfucianischer Zeit die Herrscher mit großer Umsicht für die
mmlung und Aufbewahrung der kaiserlichen und königlichen Edikte, für die
onologische Darstellung aller in Betracht kommenden Ereignisse des Reiches,
: die zuverlässige Übermittlung der politischen und militärischen Aktionen sorgten.
e Chroniken sind in dem nüchternsten Stile abgefaßt. Thatsache reiht sich an
atsache. Wenn aber ihre Nüchternheit uns auch oft ermüdet, so müssen wir
h anerkennen, daß die Chroniken von ihrem ersten Erscheinen an bereits alle
e Eigenschaften der Genauigkeit und Klarheit besitzen, die einen Vorzug der
nesischen Historiographie gegenüber den verwandten Schriften anderer morgen-
ndischer Völker bilden. Schon die dem confucianischen Werke Tchoen-tsieou
ausgehenden tragen diesen Charakter.

So stand im Zeitalter der litterarischen Renaissance das Altertum monu-
ntal im geschichtlichen Bewußtsein des Volkes.

Parallel zur Geschichte läuft die Entwicklung der philosophischen Litteratur.
enn auch von dieser Litteratur viel verloren gegangen ist, so bezeugt uns doch
philosophische Sprache eines Confucius, Lao-tse oder Men-se in der Vollendung
s Ausdrucks, daß es sich um eine weit zurückreichende Entwicklung handelt.
n Gegensatz zur indischen Philosophie trägt die chinesische weniger einen
kulativen als einen praktischen, auf das staatliche und soziale Leben gerichteten
arakter. Überall tritt die Entwicklung der Staats- und Gesellschaftsordnung
herrschend in den Vordergrund. Daß die Philosophie einen so ausgesprochenen
ats- und rechtsphilosophischen Grundzug erhielt, hatte vornehmlich seinen Grund
dem lebhaften Interesse, welches die begabtesten und fähigsten Männer des
ndes an dem politischen Leben nahmen. Sie sahen den zunehmenden Verfall
kaiserlichen Macht und der Reichseinheit. Die Fehdepolitik der Einzelstaaten,
: Raub und die Verwüstung, welche die Kriegszüge der rivalisierenden Vasallen
gleiteten, hatten namenloses Elend ins Land gebracht. Wohlstand und öffentliche
ittlichkeit waren gesunken. Und gerade die Besten der Nation empfanden es
n tiefsten. Die Klage um den Niedergang des Reiches gab sich in Liedern
nd, und unter den Liedern des Schi-King gehören die politischen zu den
greifendsten. Vor allem aber lenkte das politische Elend das philosophische
enken in die Bahn einer Spekulation, welche sich mit dem Problem be-
häftigte, wie dem zunehmenden Verfall der Gesittung durch Rückkehr und Ein-
eit vorgebeugt werden könne. „Und nun muß man", schreibt von der Gabe-

[1] *Legge* l. c. III, 11.

lentz [1], „bewundern, wie vielgeſtaltige Früchte dieſes Denken trug. Sehe ich von jenen älteſten, halb mythologiſchen Spekulationen des chineſiſchen Geiſtes und von jener früh entſtandenen Litteratur gereimter Lehrſprüche moraliſchen, metaphyſiſchen, oft myſtiſch-paradoxen Inhalts ab, deren Spuren wir in Schriften der klaſſiſchen Periode zu erkennen meinen, von jenen jugendlich ſinnigen Spekulationen eines hochbegabten Volkes: ſo muß ich die Zeit vom 7. bis zum 3. Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung zugleich die erſte und die fruchtbarſte der chineſiſchen Philoſophie nennen.“ Da begegnet uns bereits im 7. Jahrhundert der berühmte Kuan-tſe (geſt. 645 v. Chr.) als Staats- und Rechtsphiloſoph. Kuan-J-Wu, „ein kühler, klarer Kopf, war als theoretiſcher Staatsmann nicht minder bedeutend denn als praktiſcher. Seine Lehren ſind in einem großen Werke von 24 Büchern enthalten.“ [2] Die berühmteſten Vertreter dieſer ſtaatsphiloſophiſchen Richtung der Spekulation ſind Lao-tſe und Confucius. Lao-tſe war bis in ſein Alter Reichsarchivar am Hofe der Tcheou-Dynaſtie und als ſolcher ein genauer Kenner der vaterländiſchen Geſchichte und Einrichtungen. Den wachſenden Verfall des Reiches konnte niemand beſſer beobachten als er. Aber ihn lockte es nicht, als praktiſcher Staatsmann am politiſchen Leben ſich zu beteiligen. Das beſchauliche Leben zwiſchen ſeinen Büchern und Akten ſagte ihm um ſo mehr zu, als es ihm Zeit ließ zur Ausgeſtaltung ſeiner Philoſophie. In ſpäteren Tagen verzichtete er auch auf ſein Amt als Reichsarchivar und begab ſich auf die Wanderſchaft. Unterwegs ſchrieb er jenes kleine tiefſinnige Buch über „Vernunft und Tugend“ (tao-te-king), in welchem er die Summe ſeiner philoſophiſchen Anſchauungen niederlegte. Als Gelehrter und Denker genoß Lao-tſe hohes Anſehen. Das Lehrweſen im damaligen China war das denkbar freieſte. Und ſo konnte es auch Lao-tſe wagen, mit Anſchauungen hervorzutreten, welche erheblich von den älteren Schulen und Lehrern abwichen. Unter allen Philoſophen des alten China nimmt er als Staatshiſtoriker neben Confucius die einflußreichſte Stellung ein. Übertroffen wird ſein Einfluß durch den etwas jüngeren Confucius. Schon in frühen Jahren wandte ſich Confucius dem Staatsdienſte zu, „erfüllt von einem mächtigen Trieb, etwas Großes zu leiſten, und getragen von einer unbegrenzten Wiſſensbegierde“ [3]. Mit 20 Jahren wird er Lehrer und erwirbt ſich die Achtung der angeſehenſten Männer, die ihn zu Rate ziehen. Aber ſein Ziel ſtand höher. Es leuchtete ihm in der Regeneration von Staat und Geſellſchaft Chinas. Gleich vielen ſeiner Landsleute wandte er ſich der Erforſchung der alten litterariſchen Denkmäler zu. „Er wurde“, wie von der Gabelentz ſagt, „Hiſtoriker, um Staatsmann zu werden.“ In der Vergangenheit ſeines Vaterlandes fand er die Ideale und Inſtitutionen, zu denen er das zerrüttete Land zurückführen wollte. In dem Axiom: „Ich ſchaffe nichts Neues; ich nehme, was das Altertum enthält, und

[1] von der Gabelentz, Über den chineſiſchen Philoſophen Mek Tik (Sitzungsbericht der Königl. Sächſ. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften 1888, Hiſtoriſch-philolog. Abteilung S. 631.

[2] von der Gabelentz a. a. O. S. 63.

[3] *von der Gabelentz*, Confucius and his Teaching (China Review 1891, p. 65).

überliefere es den künftigen Geschlechtern", kommt die Richtschnur zum Ausdruck, welche sein ganzes Schaffen beherrscht. Was ihn bei den historischen Arbeiten leitete, war nicht das theoretische Interesse des Historikers, sondern das praktische des Staatsmannes. Sein Ziel war der soziale und wirtschaftliche Aufschwung seines Vaterlandes. Die Mittel und Wege, welche diesem Ziele zuführten, suchte er in der Vergangenheit seines Volkes. Vor den Augen des historisch forschenden Staatsmannes erhob sich über dem Elend der Gegenwart das leuchtende Bild einer glorreichen Vergangenheit, die Gestalten weiser Friedensfürsten, Blüteepochen der materiellen Wohlfahrt und des sittlichen Fortschrittes, Herrscher, die sich in Zeiten des Verfalls erhoben hatten, um mit der Macht des Schwertes alles, was in Unordnung und Zerfall daniederlag, hinwegzufegen und auf der Basis des geistigen Schaffens eine neue Epoche des Aufschwungs zu begründen [1]. Am fernen Horizont der Vergangenheit stieg für ihn ein neuer Stern zukunftsvoll und hoffnungverheißend empor. „Ich bin ein Herold der alten und kein Schöpfer neuer Ideale und Konstitutionen." [2] In diesen Worten liegt der Schlüssel für den Charakter der machtvollen Persönlichkeit und für das Geheimnis seines allumspannenden Einflusses. Aber es ist ein Irrtum, wenn man annimmt, daß des Confucius Einfluß, der das innerste Leben der Nation heute durchdringt, bereits in den nächsten Jahrhunderten, die seinem Tode folgten, so bahnbrechend sich über das chinesische Kulturgebiet ausgebreitet hätte. Wohl hatte sich Confucius schon bei Lebzeiten mit einem Kreise hervorragender Schüler umgeben, und die beiden nächsten Jahrhunderte führten zahlreiche Männer auf den Weg der historisch-politischen Forschung, welchen Confucius eingeschlagen hatte. Die confucianische Staats- und Sittenlehre wurde weiter ausgebildet. Aber in gleichem Maße schritt auch die Schule des Lao-tse voran. Und gerade der Taoismus gab der Zeit zwischen 400 und 200 v. Chr. eine Reihe der hervorragendsten philosophischen Prosaschriftsteller. Die Sprache eines Tuang-tse, Lie-tse, Han-fei-tse wird immer mustergültig bleiben. Nicht weniger bedeutsam ist der staats- und rechtsphilosophische Gehalt ihrer Schriften.

Aber es traten neben den Schulen des Confucius und des Lao-tse noch ganz andere Richtungen hervor, Schulen, die hier frech und frei die Lehre vom cynischen Egoismus und der genußfrohen Sinnlichkeit predigten, dort das Ideal der „allgemeinen Menschenliebe" verkündeten und Staat und Gesellschaft *von unten* herauf umbilden und auf eine neue Basis stellen wollten. Confucius und Lao-tse hatten sich bemüht, die Reform von oben nach unten zu leiten, indem sie in ihren Schriften ein Herrscherideal vorführten, das vorbildend für das ganze Volk wirken sollte. Den umgekehrten und einen geradezu demagogischen, auf die Erregung der Massen berechneten Weg schlugen die Philosophen Yang-Tschu und Mei-ti ein, der erstere Begründer des chinesischen Epikuräismus [3], der andere Schöpfer einer sozialistischen Staatslehre. Beide lebten vor Mencius (372—298).

[1] *von der Gabelentz* l. c. p. 67. [2] *Legge* l. c. I, 94.

[3] Vgl. den lehrreichen Aufsatz von A. Forke, Yang-Chu, The Epicurean in his relation to Lieh-Tse, the Pantheist (Peking Oriental Society IV, 204).

Ihnen nun fehlte es erst recht nicht an Jüngern. Mencius klagt: „Jetzt erfüllen des Yang und des Mei Worte das Reich.“ [1] Gegen ihr Treiben kämpften die Taoisten und Confucianer mit gleichem Eifer an. Von ganz besonderem Interesse ist die Lehre des Mei-ti, weil sie zum Teil der späteren Epoche des Zentralismus die Wege ebnete durch Bekämpfung der grundherrlichen und einzig privilegierten Stände, anderseits aber auch jenen entgegentrat, die alles Heil für das zerklüftete Reich in der absoluten Zentralgewalt eines geeinten Staatswesens suchten. Die Einzelstaaten, die Standesunterschiede, den hohen und niedern Adel will der Prophet der allgemeinen Menschenliebe zwar nicht aufheben; nur die Auswüchse will er beseitigen; und deren findet er allerdings sehr viele. „Besonders heftig bekämpft er die Üppigkeit der Großen seiner Zeit, bei der das arme Volk darbe. Hier wie öfter zeigt er Rousseausche Züge, malt das Bild einer harmlos einfachen Urzeit vor und mahnt zu deren Sitten zurückzukehren. Für die bildende Macht des Luxus hat er keinen Sinn, die Pracht in Wohnungen, Kleidungen, Fahrzeugen ist ihm ein Greuel; selbst die Konzertmusik, wie sie an den Höfen gepflegt wurde, verwirft er. Er stellt sich dabei auf den Standpunkt der plattesten, rohesten Nützlichkeit: die Musik macht den Hungernden nicht satt, die Frierenden nicht warm, die Leidenden nicht heil, aber sie entzieht so und so viele Menschen der nützlichen Feld- und Hausarbeit. So wenig trägt er dem Frohsinne seiner musikfluſtigen Landsleute Rechnung. Es ist dies nicht das einzige Mal, daß er die chinesische Sinnesart mißachtet. Auch dem Prunke bei Begräbnissen, doch eigentlich einer Äußerung schöner Pietät, ist er nicht minder abhold. Kein Wunder, daß ihn die Confucianer darum schelten.“ [2]

In seinem Unwillen gegen das aus der herrschenden Zersplitterung hervorgehende Elend stimmte zwar Mei-ti mit Confucius überein; aber während Confucius der Kleinstaaterei ein Ende gemacht wissen will durch den Zentralismus einer kaiserlichen Macht, beschränkt sich Mei-ti auf Empfehlung einer tüchtigen Verteidigungsmacht mit starken Grenzposten und Festungen, damit die einzelnen Staaten sich gegenseitig in Schach halten.

In einem Punkte griff er aber der Zeit weit voraus. Wenngleich er den grundherrlichen Adel nicht aufheben wollte, so meinte er doch, es müsse der Geburtsaristokratie ein Gegengewicht in einer Aristokratie der Bildung gegeben werden; durch seine besten und fähigsten Männer sollte das Volk an der Verwaltung des Landes teilnehmen. Die Idee wurde von Kaiser Wu-ti verwirklicht.

So fehlte es auch innerhalb der Staats- und Rechtsphilosophie keineswegs an packenden Gegensätzen der Anschauungen über die großen Probleme der Staats- und Gesellschaftsordnung. Rückkehr zum Altertum: das war die Parole, welche Confucius ausgegeben hatte. Aber obschon die confucianische Schule zum lebhaften Studium der litterarischen Vergangenheit anregte, so trug dieses Studium seine Früchte doch erst in einem viel späteren Zeitraum, als Mei-tis Gedanke eines Adels der Bildung, der an die Stelle des Geburtsadels trat, durch den

[1] von der Gabelentz a. a. O. S. 64. Cf. *Legge* l. c. II, 95.
[2] von der Gabelentz a. a. O. S. 67.

Reorganisator des Reiches, Wu-ti, zur Thatsache wurde. Erst von diesem Zeitpunkt tritt Confucius als Herold der litterarischen Vergangenheit in den Vordergrund des geistigen Lebens. Erst jetzt beginnt der Chinese in ihm den Hüter der Schätze des Altertums und den Dolmetsch der Ideale des goldenen Zeitalters in China zu verehren. Durch den Anschluß an Confucius wird die in den Schätzen des Altertums wurzelnde Bildung nunmehr eine streng einheitliche. Überall wird Confucius gelehrt [1].

Das einheitliche, auf Confucius gegründete Studium der alten Litteratur schuf eine geschlossene Bildung in einem Beamtenstand, der an den Werken des Altertums sich zur Übernahme der Staatsämter heranbildete. Bildung und Beamtentum durchdringen sich und verwachsen zu einer sozialen und politischen Macht, die ihre granitne Grundlage in jenem Altertum des chinesischen Kultur- und Kultuslebens hat, das sich in den litterarischen Denkmälern der Vergangenheit widerspiegelt. Dadurch nimmt das litterarische Altertum eine ausnehmende und einzigartige Stellung im sozialen und politischen Leben Chinas ein. Dieses Altertum ist bis auf den heutigen Tag das Fundament der Staatsform und Gesellschaftsordnung geblieben.

Was der Litteratur dieses Übergewicht verleiht, ist das nationale Element, welches mit dem litterarischen enge verbunden ist. Diese Litteratur bildet darum die Basis alles höheren, zu den Staatsämtern befähigenden Unterrichtes, weil sie ganz auf dem klassischen Altertume Chinas beruht. In dem litterarischen Studium wird die Kenntnis des Altertums überliefert. Und als Kenner des Altertums sind die Litteraten befähigt, zu den höchsten Würden emporzusteigen. Aus den Schätzen der Litteratur erfüllt sich das gebildete China mit dem religiösen und sittlichen Geiste seiner nationalen Entwicklung. Durch die Eigenart dieser litterarischen Bildung, die ihm in den Denkmälern der Vergangenheit vermittelt wird, bewahrt sich daher das chinesische Volk nicht bloß in Kontinuität mit dem Altertum, sondern giebt sich auch jene Einheit der höheren Bildung, die das ganze gewaltige Reich durchdringt.

Es ist zwar ein Irrtum, daß China nur eine Sprache redet. So ungleich die Volksstämme sind, aus denen es sich im Süden und Norden, im Osten und Westen zusammensetzt, so verschieden sind auch die Dialekte [2]. Aber über dieser Verschiedenheit steht die eine klassische Sprache der Litteratur als Trägerin der Schätze des Altertums.

„Neben all ihren andern Vorzügen hat die chinesische Schriftsprache vor allem das vor der Umgangssprache voraus, daß sie sich wirklich ein dem ganzen China und allen Chinesen im Lande und außerhalb desselben gemeinsames, einheitliches Verständigungsmittel zu sein rühmen kann. Eine Dialektlitteratur in unserem Sinne giebt es in China fast gar nicht; was auf chinesisch geschrieben oder gedruckt ist, ist daher mit ganz geringfügigen Ausnahmen jedem gebildeten

[1] *Legge* l. c. I, 93.

[2] Karl Arendt, Handbuch der nordchinesischen Umgangssprache, 1. Teil (Berlin 1891), S. 211 ff.

Chinesen verständlich. . . . Mit mehr Leichtigkeit als uns ist dem Chinesen gegönnt, sich in seiner alten Litteratur heimisch zu machen, und seine Schriftwerke aus Notkers Zeit oder gar aus unserer mittelhochdeutschen Periode sind ihm, sobald er seiner Schriftsprache überhaupt kundig ist, ohne weiteres verständlich. Ja diese Allgemein- und relative Leichtverständlichkeit reicht noch viel weiter, bis mehrere Jahrhunderte, sagen wir etwa 550 vor unserer Zeitrechnung zurück. Denn mit Ausnahme der archaistischen Sprache im Schu-King und Schi-King und einigen wenigen andern Werken der altklassischen Litteratur, ist es eben im wesentlichen nicht eine Verschiedenheit der Sprache, sondern nur des Stils, um die es sich für den Chinesen handelt. . . . Kein Riß hat die ruhige Weiterentwicklung des chinesischen Schriftentums unterbrochen und als ein einheitliches Ganzes repräsentiert sich die chinesische Schriftsprache im Wechsel der Zeit, wie mitten im Gewirr der lebenden Dialekte."[1] Sie bildet und formt das litterarische Studium zu jener geschlossenen Einheit, welche die Riesenbevölkerung in lebendigem Kontakt mit der Vergangenheit des nationalen Geisteslebens hält.

Vornehmstes Ziel des Studiums ist das Verständnis und die Nachahmung der alten Muster klassisch schöner Darstellung. Daß es solche Muster sprachlichen Ausdrucks gab, beweisen uns Chinas alte Prosaschriftsteller. Es sind elegante Stilisten, wahrhaft Meister des sprachlichen Ausdrucks. Es sei nur an die Sprache eines Cuang-tse oder Lie-tse, jener beiden Philosophen des 4. Jahrhunderts v. Chr., erinnert. Wenn die Sprache eine solche Vollendung des Ausdrucks zeigt, so hat dies seinen Grund in der frühen, die mannigfachsten Gebiete umfassenden Entwicklung des litterarischen Lebens. Man könnte in dieser Beziehung Chinas Litteratur mit einer einzigen großartigen Encyklopädie vergleichen.

Gerade über dieser Sprache ruht ein eigener Zauber. In ihrer scheinbaren Sprödigkeit ist sie so reich und bildsam wie keine zweite Sprache der Erde. Sie bewegt sich ebenso leicht und spielend in der ungebundenen Form des Romans wie in dem gemessenen Ausdruck des Historikers. Sie entwickelt die knappe, dem Lapidarstil vergleichbare Form des Chronisten und die buntfarbige Sprache anregender Unterhaltung. An Klarheit und Schärfe steht sie nicht hinter der Sprache Latiums, an Harmonie und Schönheit nicht hinter der Sprache von Hellas zurück. Sie ist fähig, die feinsten Nuancen des Gedankens auszudrücken. So fremd uns daher auch der Organismus dieser Sprache scheinen mag, so kündet sich doch gerade in der klassischen Vollendung der Sprache und in der Fülle ihrer Erzeugnisse die Fruchtbarkeit des litterarischen Schaffens an.

So begreift es sich, warum die Pflege dieser Sprache zu den vornehmsten Erfordernissen der höheren Bildung zählt. In ihrer Frische und Vielfarbigkeit wird sie der Ausdruck eines regen geistigen Schaffens. Mag das Volk selbst äußerlich noch so sehr ein seniles Gepräge tragen, so läßt sich dies keineswegs von der geistigen Schaffenskraft desselben behaupten. Bei scheinbarem äußeren

[1] Karl Arendt a. a. O. S. 208 ff.

Stillstand zeigt sich doch ein wachsender Fortschritt des litterarischen Lebens in dem mit rastloser Energie betriebenen Studium des Altertums.

„Jene Art des ‚Fortschrittes', die in Umwälzungen und Revolutionen besteht," sagt von der Gabelentz [1], „haben die Chinesen mehr denn einmal bethätigt im Laufe ihrer langen Geschichte. Aber diese Sorte von ‚Fortschritt' fiel nur zu ihrem Nachteil aus, und sie verzichteten bald wiederum darauf [2]. Auch an einflußreichen revolutionären Denkern, an Männern, die alles in Frage stellten, hat es ihnen nicht gefehlt. Es gab vor allem glänzende Schriftsteller und Lehrmeister der Nation, die große Scharen von Schülern um sich einten, Staatsmänner, die durch die Gunst ihrer Herrscher zu allgewaltigem Einfluß im Staate emporstiegen. Die Geschichte der chinesischen Philosophie erzählt uns von Naturalisten und Sensitivisten, von Pessimisten und Epikuräern, von Sozialisten und Mystikern; sie berichtet von gewaltigen Stürmen im Reiche der Geister, die vorübergehend eine weit und tief sich ausbreitende Bewegung hervorriefen, um zuletzt die geistige Atmosphäre zu klären und zu neuen Fortschritten zu führen." Wie im politischen Leben, so kehrten im litterarischen Wirken und Schaffen die Chinesen aber immer wiederum zu den Idealen der Vergangenheit zurück, welche ihnen in den Schätzen des Altertums entgegentraten. Wenn der moderne Chinese an den Institutionen seiner großen Vergangenheit so zäh festhält, so wurzelt diese Zähigkeit in dem lebendigen Bewußtsein, daß die auf den Schätzen des Altertums ruhende Bildung und Erziehung bis auf den heutigen Tag das eherne Bollwerk seines nationalen Lebens und Schaffens gewesen ist. Der politische Zentralismus hat auf diese Weise seine festeste Basis in dem von Confucius erstrebten, aber erst von den großen Herrschern der Han-Dynastie begründeten Zentralismus der Bildung und Erziehung gewonnen.

„Es gehört", sagt Legge [3], „zu den hervorstechendsten Zügen Chinas, daß der Unterricht von den ältesten Zeiten an hoch in Ehren stand." So war es in der Zeit vor Confucius. So ist es immer geblieben. Zu den charakteristischen Äußerungen des Staatsmannes und Philosophen gehört auch das Wort: „Ein schlecht unterrichtetes Volk in den Krieg führen heißt es ins Verderben führen." „Als Confucius diese Äußerung that, dachte er nicht an militärische Zucht, sondern an die Erziehung überhaupt, wie sie ihm im Unterricht über die sozialen und sittlichen Pflichten als Ideal seines ‚Staatsbürgers' vorschwebte." Als Mencius dem Herrscher von Thang Vorträge über die Kunst zu regieren hielt, sagte er [4]: „Daß Festungen unvollkommen, Waffen nicht reichlich vorhanden sind, ist nicht das Unglück des Staates; auch daß die Länder nicht ausgedehnt, große Finanz-

---

[1] Confucius and his Teaching (China Review l. c. p. 62).

[2] Huc schreibt sogar: „Die Annalen dieses merkwürdigen Volkes beweisen uns, daß China das revolutionärste Land der Welt ist" (Das chinesische Reich, 2. Teil [deutsche Ausgabe, Leipzig 1856], S. 160).

[3] *Legge* l. c. I, 92.

[4] Faber, Eine Staatslehre auf ethischer Grundlage oder Lehrbegriff des chinesischen Philosophen Mencius (Elberfeld 1877) S. 232.

schätze nicht vorhanden sind, ist noch kein Unglück des Staates. Wenn aber die Obrigkeit keine Gerechtigkeit, der Unterthan keine Bildung besitzt, so erhebt sich rebellisches Volk, und der Zusammensturz ist nicht fern."

Noch bezeichnender aber ist der folgende Satz [1], in dem die Errichtung verschiedener Kategorien von Schulen empfohlen wird. „Man errichte Gemeinde- und Bezirksschulen, Elementar- und Hochschulen zum Unterricht fürs Volk." Dazu bemerkt der Kommentar: „25 Familien vereinigten sich zur Gemeindeschule und 5 Ortschaften zur Bezirksschule." Die Residenzen der Fürsten hatten Hochschulen, welche in den Provinzen nachgeahmt wurden. Der Erfolg dieser uralten Bestimmungen zeigt sich bis auf den heutigen Tag in der weiten Verbreitung des Unterrichts. „In wenigen Ländern", sagt Legge, „ist der Schulmeister so zu Haus wie in China" [2], und Huc [3], der trefflichste Schilderer des heutigen China, bemerkt: „China ist gewiß das Land der Welt, wo der Elementarunterricht am meisten verbreitet ist. Es giebt kein Dorf, ja keine größere Pächterei, in denen man nicht einen Lehrer träfe.... Mit wenigen Ausnahmen können alle Chinesen lesen und schreiben, wenigstens soviel sie zum gewöhnlichen Leben brauchen. Daher sind die Handwerker, selbst die Landleute im stande, über ihre täglichen Arbeiten Bemerkungen in ein kleines Heft einzutragen, ihre Korrespondenz selbst zu führen, den Kalender, die Bekanntmachungen der Mandarine und oft selbst die Erzeugnisse der Tageslitteratur zu lesen. Elementarunterricht wird selbst in den schwimmenden Häusern gelehrt, die man zu Tausenden auf den Flüssen, Seen und Kanälen des Himmlischen Reiches sieht. Stets findet man auf diesen kleinen Barken Schreibzeug, Pinsel, Rechentafel, Kalender und einige Broschüren, mit deren Entzifferung die armen Schiffer sich ihre Mußezeit vertreiben."

Und nun vergleiche man mit dieser, dem modernen China entlehnten Schilderung das, was Confucius im 6., Mencius im 4. Jahrhundert v. Chr. von der Pflege des Unterrichts sagen. Man wird alsdann erkennen, wie tief Bildung und Erziehung diesem Volke eingewurzelt sind. Und überall, von der untersten Dorfschule bis hinauf zur kaiserlichen Akademie der „Gelehrten des großen Studiums", herrscht Confucius als Lehrer des Altertums und Lehrmeister des Volkes. Aus den klassischen Textbüchern schöpft der Kandidat der Staatslaufbahn das Wissen, das ihn befähigt, die großen Staatsprüfungen mit Erfolg zu bestehen. Das ganze Beamtentum ist aufs engste mit der Litteratur vertraut, die Confucius aus dem Altertum gerettet. Des Confucius Ideenwelt beherrscht die Regierungsorgane von der untersten Rangstufe bis hinauf zur höchsten. Dazu kommen alle jene, welche den Bildungsgang durchgemacht, aber keine Verwendung im Staatsdienste finden. Sie alle sind des Confucius Schüler. Nach mehr denn 2000 Jahren steht das sittliche, soziale, politische Leben Chinas noch ganz unter dem Scepter jener idealen Vergangenheit, welche einst dem Confucius vorschwebte, als er die Schätze des Altertums zu sammeln begann. Und so lebt die Renaissance der

[1] Faber a. a. O. S. 234.
[2] Legge l. c. I. 93. Cf. Wells Williams, The Mittle Kingdom I, 642 ff.
[3] Huc, Das chinesische Reich I (deutsche Ausgabe. Leipzig 1856), 66.

litterarischen Vergangenheit, welche von einem der größten Herrscher Chinas eingeleitet wurde, in der machtvollen Einheit fort, welche das geistige Leben der Nation durch das unausgesetzte Studium des Altertums empfangen hat. Aus der Wiederbelebung der Antike ging ein Adel der Bildung hervor, „eine wissenschaftliche Oligarchie“ [1], unter deren unmittelbarem Einfluß das mächtige und ausgedehnte Zentralisationssystem des Staatslebens steht. Diese einzige, heute in China anerkannte „Aristokratie“ ist nicht mit Unrecht „die Kraft und der Nerv des Reiches“ genannt worden. Um so höhere Aufmerksamkeit verdient daher das hier pulsierende geistige Leben der Nation. „China zeigt uns in der That“, so schreibt der feinsinnige Kenner Chinas, „ein großes Schauspiel; es liegt etwas tief Geheimnisvolles in dieser so alten Zivilisation, welche bis auf den heutigen Tag der Ebbe und Flut der Revolutionen hat widerstehen und sich dem vollständigen Sturze hat entziehen können, trotz seiner unsichern Grundlagen, seiner schlechten Grundsätze und der geringen Moralität seiner Bewohner.“ [2] Nur wenn die abendländische Kultur im Bereiche dieses geistigen Lebens erobernd vordringt, wird das neue Jahrhundert seine weltgeschichtliche Mission gegenüber einem Volke erfüllen, das sich im vollen Sinne einer Jahrtausende alten Staats- und Gesellschaftsordnung erfreut. Von der christlichen Kultur allein kann wahrhaft neue Kraft dem Osten belebend und verjüngend zuströmen, und es wäre der vornehmste Ruhm des neuen Jahrhunderts, wenn der unermeßliche Kulturboden des fernen Ostens den Idealen christlicher Gesittung endlich erschlossen würde. Der Heiland des Evangeliums wird sich auch hier als der Heiland der Welt offenbaren, als die lebenspendende Sonne der Kultur und Gesittung, das wahre „Licht zur Erleuchtung der Völker“.

---

[1] Huc a. a. O. I, 52.

[2] Huc a. a. O. II, 160. — Nicht ohne Interesse mag in diesem Augenblicke sein, was dieser ausgezeichnete Kenner Chinas vor 50 Jahren von der Möglichkeit einer Wiedergeburt Chinas schrieb. „Wenn man China, dieses Reich von 300 Millionen Einwohnern, genau kennt, wenn man weiß, wie viel Hilfsquellen es in der Bevölkerung und dem Boden dieser reichen und fruchtbaren Gegenden hat, so fragt man sich, was denn noch nötig wäre für dieses Volk, um die Welt zu erregen und gewaltigen Einfluß auf die Geschicke der Menschheit auszuüben. Es fehlt ihm aber der rechte Mann, und da fehlt freilich alles; aber es müßte ein Mann von umfassendem Geiste sein, ein wahrhaft großer Mann, um alles sich anzueignen, was noch an Kraft und Leben in dieser Nation vorhanden ist, welche Europa an Menge übertrifft und seit mehr als 30 Jahrhunderten zivilisiert ist. Wenn ein Kaiser mit weitgehenden Plänen und eisernem Willen aufstände, ein reformatorischer Geist, der es wagte, mit den alten Traditionen zu brechen, um sein Volk in die Fortschritte des Westens einzuweihen, so glauben wir, daß dieses Werk der Umgestaltung mit Riesenschritten vor sich gehen und vielleicht der Zeitpunkt kommen würde, in welchem die Chinesen, die man heutigestags für so lächerlich hält, allen Ernstes selbst peinliche Unruhe denen erregen könnten, welche den Sturz aller alten Nationen Asiens sehnlich herbeiwünschen“ (I, 238).

Joseph Dahlmann S. J.

Rezenſionen.

1. **La Divina Commedia di Dante Alighieri.** Riveduta nel testo e commentata da ***G. A. Scartazzini.*** Vol. I. L'Inferno. Seconda edizione intieramente rifatta ed accresciuta di una Concordanza della Divina Commedia. 8°. (XX, 624 e 168 p.) Leipzig, Brockhaus. 1900. Preis *M.* 12; geb. *M.* 13.
2. **La Divine Comédie de Dante Alighieri.** Traduction en vers français, accompagnée du texte italien, d'une introduction historique et de notices explicatives en tête de chaque chant par ***Amédée de Margerie,*** ancien professeur de philosophie à la faculté des lettres de Nancy, doyen de la faculté libre des lettres à Lille. 2 Tomes. 8°. (LXXXVIII, 384 et 508 p.) Paris, Retaux, 1900. Preis *Fr.* 15.
3. **Dante's Ten Heavens.** A study of the Paradiso by ***Edmund G. Gardner,*** M. A. Gonville and Caius College, Cambridge. 8°. (XVI and 352 p.) Westminster, Constable, and New York, Scribner's Sons. 1900. Preis *sh.* 12.

1. Um den Aufſchwung, welchen die Danteſtudien während der letzten Jahrzehnte in Deutſchland genommen, hat wohl kein anderer Forſcher ſich ſo umfaſſende und tiefgehende Verdienſte erworben wie Dr. Joh. Andreas Scartazzini. Schon ſein erſtes 1869 veröffentlichtes Werk über den großen florentiniſchen Dichter ſtellte eine tüchtige Leiſtung dar, welche auf gründlichen Vorarbeiten beruhte. Seither hat er aber dieſen erſten Grundſtock ſeiner Danteſtudien durch mehr als dreißig Jahre unermüdlicher Forſchung erweitert und vertieft und nicht aufgehört, dieſelben durch Schriften von ebenſo ſolid wiſſenſchaftlichem Gehalt als praktiſcher Anlage zum Gemeingut werden zu laſſen. Sein „Dante-Handbuch" Leipzig 1892 iſt der gediegenſte und zuverläſſigſte Führer, um ſich über Dante und die Dante-Literatur zu orientieren und ſich praktiſch zum Studium des Dichters vorzubereiten. Seine vollſtändige Enciclopedia Dantesca (Dizionario critico e ragionato di quanto concerne la vita e le opere di Dante Alighieri. Milano, 1896–1899 bietet das reichhaltigſte, ſorgfältigſte und überſichtlichſte Repertorium zu all den Ergebniſſen, welche die ältere und neuere

Dante-Litteratur in zahlloſen Monographien, Schriften und Aufſätzen aufgeſpeichert hat. Sein Dante in Germania (Milano 1880. 1882) und ſeine meiſterhaften Berichte über neuere Dante-Litteratur (in den Beilagen zur „Allgem. Ztg.“) erweiterten und ergänzten die bereits vorhandenen bibliographiſchen und kritiſchen Dantewerke. Seine kritiſche Ausgabe der Divina Commedia, deren erſten Band er 1874 erſcheinen ließ und die 1890 zum Abſchluß gelangte, iſt den beſten und handlichſten neueren Ausgaben beizuzählen, der ſie begleitende Kommentar ebenſo reichhaltig als gründlich durchgearbeitet. Wir begrüßen es darum mit hoher Freude, daß der verdienſtvolle Gelehrte in der Lage iſt, dieſelbe in zweiter Auflage herauszugeben, vollſtändig neu umgearbeitet und mit der rieſigen Detailkenntnis bereichert, welche ein lebenslanges Studium ihm zur Verfügung ſtellte.

Der Text ſelbſt bietet die reife Frucht der eingehendſten Textkritik, welche der Verfaſſer mit umſichtiger Verwertung aller früheren Vorarbeiten auf dieſem Gebiete vorgenommen. Die Anmerkungen, welche nicht ſelten mehr als zwei Drittel der Seite, mitunter die ganze Seite füllen, ſind allerdings für ſchwächere Augen bedenklich klein gedruckt und machen das Leſen ſehr anſtrengend; allein größerer Druck hätte größeres Format erheiſcht, das Werk verteuert, die Überſichtlichkeit vermindert und noch andere Nachteile mit ſich gebracht. Sachlich ſtellen dieſe Anmerkungen einen wahren Muſterkommentar dar, wie wir ihn in ſolcher Fülle und Präziſion wohl nur für wenige Autoren beſitzen. Zunächſt iſt immer der Sinn der einzelnen ſchwierigen Worte oder Namen mit größter kritiſcher Genauigkeit feſtgeſtellt und erklärt, dann der Sinn ganzer Versglieder, Verſe und Stellen, endlich der Zuſammenhang mit dem übrigen. Mit derſelben Sorgfalt ſind die Parallelſtellen aus andern Cantos der Dichtung oder aus andern Werken des Dichters (Vita Nuova, Convito, De Monarchia, De vulgari eloquio etc.) vermerkt, welche Wort- oder Satzſinn im Geiſte des Dichters genauer zu beſtimmen geeignet ſind, ebenſo einſchlägige Verſe der Heiligen Schriften, Stellen der Kirchenväter, der Scholaſtiker und Myſtiker, der alten Klaſſiker, der zeitgenöſſiſchen Hiſtoriker, Chroniſten und Dichter, die irgendwie zum beſſeren Verſtändnis beitragen können. Bei ſchwierigeren, disputabeln Stellen iſt jeweils die ganze ältere und neuere Dante-Litteratur herangezogen, in einer Fülle, wie kein anderer Kommentar ſie bietet, dabei mit bewundernswerter Knappheit, überſichtlicher Gruppierung, ſicherem Urteil und einer unbefangenen Objektivität, welche die verſchiedenſten Erklärungen und Meinungen zu Worte kommen läßt und ſich nicht ſcheut, in dem betäubenden Gewirr der ſich bekämpfenden Anſichten die ſehr oft einzig vernünftige und wiſſenſchaftliche Entſcheidung, das non liquet, auszuſprechen, anſtatt a priori wiſſen zu wollen, was der Dichter nun einmal in Wolken gehüllt hat, und anſtatt alle niederzukämpfen, welche die ſubjektive Deutung nicht als magistralia verba anzunehmen gewillt ſind.

Aus Anmerkungen, wie Scartazzini ſie beiſpielsweiſe zu lonza (p. 8—10), Virgilio (p. 14. 15), Veltro (p. 21), Feltro (p. 22. 23), la seconda morte (p. 24. 25), Beatrice (p. 36. 37), Lucia (p. 40, 41) giebt, lernt man mehr, als aus langen Abhandlungen, welche uns Hypotheſen und Konjekturen als allein gültige Normen für das Verſtändnis aufdringen wollen. Um die Dichtung im

Sinne und Geiſt des Mittelalters auffaſſen zu lernen, trägt es nicht wenig bei, daß die alten Kommentatoren, Jacopo della Lana, Benvenuto da Imola, Pietro und Jacopo Dante, der Ottimo Commento, der Anonimo Fiorentino, Boccaccio, Graziolo de' Bambaglioli, Bargigi, Buti, Serravalle, Landino, faſt auf Schritt und Tritt zu Worte kommen und gleichſam immer in erſter Linie befragt werden. Aber auch was ſpätere Erklärer wie Lombardi, Tommaſeo, Fraticelli, Witte, Philalethes, Lord Vernon, Longfellow, Graul, Kopiſch, L. G. Blanc, Francke, Gildemeiſter, Fr. Xav. Kraus zur Aufklärung dunkler Stellen beigetragen, iſt mit größter Umſicht verwertet. Ohne ſich von den Hirngeſpinſten eines Gioberti, Balbi und Gabriel Roſſetti beſtechen zu laſſen, hat der Verfaſſer auch ihren Schriften manche nützliche Gloſſe entnommen. Auch neuere katholiſche Erklärer wie Ozanam, Hettinger, Cornoldi und Gietmann begegnen uns öfter; nur der neueſte Kommentar P. Palmieris zum Inferno (Commento alla Divina Commedia. Prato, Giachetti, 1898) ſcheint ihm entgangen zu ſein. Dabei tritt ſichtlich das Beſtreben zu Tage, in theologiſchen Dingen eine gediegene fachmänniſche Erklärung zu geben. So ſind z. B. bei dem Ausdruck la seconda morte (p. 24. 25) neben den klaſſiſchen Schrifttexten (Offb. 20, 14; 21, 8) Thomas von Aquin (Summa theol. 3, qu. 98, a. 3), Bambaglioli, Benvenuto da Imola (mit einer Stelle aus Auguſtin), Buti, der Anonimo Fiorentino, Serravalle, Bargigi, Jacopo della Lana und von den Neueren P. Giov. Maria Cornoldi als Erklärer herangezogen. Wären dem Verfaſſer die trefflichen Bemerkungen Palmieris über die Klaſſifikation der Sünden in Inferno XI (Commento p. 111—125) zu Geſicht gekommen, ſo hätte er gewiß nicht ermangelt, auf dieſelben hinzuweiſen, da dieſe Stelle ſonſt nirgends ſo gründlich beleuchtet worden iſt.

Da der Verfaſſer weder Katholik noch ein geſchulter ſcholaſtiſcher Theologe iſt, ſo verdient ſein Streben nach der unbefangenſten Objektivität gewiß die höchſte Anerkennung. In der That finden ſich auch nur einige wenige Stellen, wo er dieſelbe nicht auch thatſächlich erreicht hat, und wo, allerdings nur ſehr indirekt und ohne ein verletzendes Wort für uns Katholiken, ſein perſönlicher Standpunkt durchblickt. Es ſind die bekannten Stellen, in welchen Dante, um es kurz und derb zu ſagen, über einige Päpſte ſchimpft und beſonders den ihm verhaßten Bonifaz VIII. geradezu mißhandelt.

Wie wenig Voreingenommenheit indes bei dem Verfaſſer waltet, zeigt ſchon der Umſtand, daß er von einer dieſer Stellen (Inf. III, 60) geradezu alles Gehäſſige eliminiert hat, indem er in demjenigen, che fece per viltate il gran rifiuto, gegen die opinio communis nicht den Papſt Cöleſtin V. ſieht, ſondern, nach Angabe der verſchiedenen Meinungen, die ſeinige dahin abgiebt: „Da Dante den Namen der Perſon verſchwiegen hat, ſo werden wir eingeſtehen müſſen, daß wir ihn nicht kennen" (p. 53).

Auch bei den andern zwei Stellen trifft die Schuld im Grunde mehr Dante ſelbſt als ſeinen Kommentator. In der einen verſetzt Dante Nikolaus III., Klemens V., Bonifaz VIII. und noch andere nicht genannte Päpſte als Simoniſten in die Hölle. Wie ſehr er hierdurch in ſeinem blinden Parteihaß dieſen Päpſten

unrecht gethan hat, findet ſich trefflich nachgewieſen bei Palmieri (Commento I, 377—382). Auch unſer Kommentator hätte ſich nicht begnügen ſollen, ſich bloß bei Villani Rat zu holen, ſondern wenigſtens darauf hinweiſen müſſen, daß der leidenſchaftliche Richterſpruch des Dichters keineswegs einſtimmig von den Kirchenhiſtorikern angenommen iſt.

Ähnlich iſt es mit den noch gehäſſigeren Invektiven, welche Dante (Inf. 27, 58—152) auf den ihm beſonders verhaßten Bonifaz VIII. ſchleudert. Hier hat ſich Scartazzini noch mehr von den Anſchauungen Dantes gefangen nehmen laſſen. Er teilt (p. 473. 474) nicht nur Belegſtellen aus Villani und Franz Pipin (bei Muratori) mit, welche einen erdrückenden Schuldbeweis darzuſtellen ſcheinen, ſondern zieht noch durchaus willkürlich eine Stelle aus Macchiavelli (Princ. c. 18) herbei, welche zu Bonifaz VIII. in gar keiner inneren Beziehung ſteht, als daß ſie ihm allenfalls macchiavelliſtiſche Grundſätze unterſchiebt, und ſchließt dann mit den Worten: „Einige bezweifeln die geſchichtliche Wahrheit deſſen, was hier der Dichter erzählt; doch dieſer Zweifel entbehrt jeder Grundlage. Thatſache iſt, daß Bonifaz dem trügeriſchen Ratſchlage folgte“ (p. 475). So einfach liegen die Dinge denn doch nicht. Die Gerechtigkeit hätte erfordert, die Alcuni zu nennen und ihre Gründe wenigſtens ſummariſch anzuführen. Es giebt auch Alcuni, welche die Klagepunkte Dantes gegen den Papſt nicht bloß bezweifeln (wie z. B. Philalethes [2. Aufl. 1871] S. 210 Anm.), ſondern dieſelben für „offenbar märchenhaft“ halten, wie Heſele (Konziliengeſchichte VI [2. Aufl. 1890], 308), und als unhaltbar nachgewieſen haben, wie Kardinal Wiſeman (Papſt Bonifaz VIII. in den „Abhandlungen“ III, 177 ff.), Don Luigi Toſti (Storia di Bonifazio VIII, II [1846], 48. 268—281) und Konſt. Höfler (Protokoll eines mehrtägigen Verhörs der Colonna im Jahre 1311, Abhandl. der k. bayr. Akademie der Wiſſenſch., Hiſtor. Kl., 1843, Bd. III, 3, S. 30 ff.). Mit Recht nennt Palmieri (Commento I, 473) die Behauptung Dantes, Bonifaz VIII. habe Guido di Montefeltro zum voraus Abſolution von künftigen Sünden verſprochen, eine goffa menzogna und eine grossa corbelleria. Ebenſo weiſt Amédée de Margerie in dem gleich zu beſprechenden Werke (I, 219. 220) die Klagepunkte Dantes gegen Bonifaz als ein audacieux mensonge des Colonna zurück, gleichwertig mit den 29 Punkten der Klageſchrift, welche Philipp der Schöne am 13. Juni 1309 gegen den Papſt aufſtellen und beſchwören ließ (vgl. Heſele, Konziliengeſchichte VI, 355—357). Beachtung verdienen endlich die Artikel Bonifacio VIII ed un celebre commentatore di Dante in der Civiltà Cattolica, Ser. 17ª, Vol. VI (Roma 1899), 45—59. 301—318. 687—700, in welchen Dantes Verhalten gegen dieſen Papſt, mit Bezug auf Scartazzinis Enciclopedia Dantesca (I, 244), eingehend beleuchtet iſt.

Papſt Bonifaz VIII. gehört wegen ſeines ſtreng kirchlichen Geiſtes wie wegen ſeiner unbeugſamen Thatkraft zu den hiſtoriſchen Perſönlichkeiten, die anerkanntermaßen geradezu in unglaublichſter Weiſe geſchmäht und verleumdet worden ſind. Im Intereſſe der hiſtoriſchen Wahrheit glauben wir darum einen doppelten Wunſch ausſprechen zu müſſen: einen an unſere Leſer, daß ſie zu

dieſen Stellen auch katholiſche Dante-Erklärer und Hiſtoriker nachſehen mögen, den andern an den in allem übrigen ſonſt ſo trefflichen Kommentator, daß er bei ähnlichen Stellen im Purgatorio (z. B. 32, 130 ff.) und im Paradiso (27, 40 ff.; 30, 148) die leidenſchaftliche ghibelliniſche Auffaſſung des Dichters nicht zum ausſchließlichen Maßſtab der Beurteilung nehmen, ſondern auch auf das hinweiſen möge, was von angeſehenen Kommentatoren und Hiſtorikern gegen dieſelbe vorgebracht worden iſt. Denn niemand wird von einem Dante-Kommentator ebenſowenig wie von Dante ſelbſt erwarten, daß er über ein ſo viel umſtrittenes Pontifikat wie dasjenige Bonifaz VIII. das letzte, entſcheidende Wort ſpricht.

Wir werden, wenn dieſer gewiß billige und beſcheidene Wunſch erfüllt iſt, den im übrigen ausgezeichneten Kommentar ohne jeglichen Vorbehalt unſern Leſern anempfehlen können. Auch jetzt ſoll der Vorbehalt, den uns die erwähnten Stellen abnötigen, den herzlichen Dank nicht verkürzen, welchen wir dem hochverdienten Gelehrten für ſeine ausgezeichnete Leiſtung zollen, noch das Intereſſe, mit welchem wir den übrigen Bänden entgegenſehen.

2. Die franzöſiſchen Romantiker, beſonders Chateaubriand, Montalembert und Ozanam, haben nicht wenig dazu beigetragen, daß das Mittelalter und ſein größter Dichter Dante nach langer Mißkennung und Zurückſetzung im Laufe des 19. Jahrhunderts im ganzen civiliſierten Europa wieder ſo hoch zu Ehren gekommen ſind. In Bezug auf Dante hat aber Frankreich mit Deutſchland und England nicht gleichen Schritt gehalten. Wo ein Schmutzmaler wie Zola der geleſenſte Tagesſchriftſteller werden konnte, da war eben wenig Raum für das „Paradies“, und neben Nana konnte eine Beatrice nicht viel bedeuten. In den beſſeren akademiſchen Kreiſen intereſſierte man ſich mehr für Montaigne, Voltaire, Diderot, Renan, Taine, Victor Hugo, Muſſet, Shakeſpeare, Goethe, engliſche und amerikaniſche Romannovitäten, Ibſen und Tolſtoi als um den mittelalterlichen Sänger der Divina Commedia. Um ſo erfreulicher iſt es, daß in dem vortrefflichen Werk des Herrn Amédée de Margerie ſich wieder einmal ein Lebenszeichen in dieſer romantiſchen Richtung zeigt. Wie weit ſeine Überſetzung den Forderungen der Akademie und dem heutigen Geſchmack der Pariſer entſpricht, wie weit ſie einen anregenden und fruchtbaren Einfluß auf die litterariſchen Kreiſe gewinnen mag, müſſen wir natürlich unſern Grenznachbarn mit gebührendem Reſpekt überlaſſen. Es will uns aber bedünken, daß dieſelbe auch in Deutſchland Leſer finden und Nutzen ſtiften könnte.

Nicht jeder hat Talent und Zeit, um ſich eine ſolche Kenntnis des Italieniſchen zu verſchaffen, daß er Dante und ſeine italieniſchen Kommentatoren im Urtext leſen kann; nicht jeder hat auch den Ernſt und die Geduld, einen ſo tief gehenden philoſophiſch-theologiſchen Kommentar wie etwa denjenigen Hettingers zu ſtudieren oder andere Kommentare, welche mit ihren zahlloſen Anmerkungen ein eigentlich ſchulmäßiges Studium erheiſchen. Nicht als ob das vorliegende Werk auf bloß oberflächlichen Vorarbeiten beruhte. Im Gegenteil; Canto für Canto verrät eine ſehr ausgebreitete Kenntnis und teilweiſe eine ſehr gründliche Beherrſchung der älteren wie neueren Dante-Litteratur. Aber bei allem Fleiß und

bei aller Beleſenheit lieben es die Franzoſen, das mühſam Erworbene in leichterer, anmutigerer und freierer Weiſe mitzuteilen als in einem gelehrten Apparat, in welchem der Text beinahe vor den Anmerkungen entſchwindet. Herr de Margerie hat demgemäß auf alle und jede Anmerkungen verzichtet. Sein Buch präſentiert ſich als ein ſchön gruppiertes Ganze, das man in angenehmſter Behaglichkeit voranleſen kann, ohne bei jedem dritten Wort unter den Strich zu ſchauen. Die Unſumme von Details, welche man mit zur Lektüre bringen muß, wenn die wohlklingenden Verſe nicht zum größten Teil hieroglyphiſch bleiben ſollen, hat er auf eine größere allgemeine Einleitung verteilt, welche der geſamten Dichtung voranſteht, und auf kleinere Reſumés, welche jeden Geſang einleiten. Darauf folgt die franzöſiſche Überſetzung, die jeweilen zwei Drittel der Seite einnimmt; unter dem Strich befinden ſich dieſelben Terzinen des Urtextes in noch ſehr angenehm leſerlichem Petitdruck. Dieſe Ökonomie ſcheint mir für eine erſte Bekanntſchaft mit dem ſchwierigen Gedichte vortrefflich. Wenn ſo auch manche Stellen dunkel bleiben müſſen, gewinnt man doch einen wertvollen, fruchtbaren Einblick in das Ganze, die notwendige Grundlage für ein ſpäteres, eingehendes Studium. Viele Leute haben mir geklagt, ſie ſeien nie über die Hölle hinausgekommen, und ich muß geſtehen, daß es mir, mit mehreren grundgelehrten Kommentaren, ebenſo ergangen wäre, wenn mich nicht die wohlklingende Reimüberſetzung von Kopiſch mit dem gegenüberſtehenden italieniſchen Text zu raſchem, kurſoriſchem Leſen angelockt hätte. Dann erſt bekam ich Luſt und Mut, auch die zahlloſen Anmerkungen anderer Kommentare durchzuarbeiten. Dieſen Dienſt kann die Ausgabe de Margeries in noch viel vorzüglicherer Weiſe leiſten.

Die allgemeine Einleitung iſt wirklich trefflich darauf angelegt, in den geſamten Ideenkreis der Dichtung einzuführen. In großen Umriſſen, feſt und klar, konkret und lebendig, zeichnet ſie uns zuerſt die Geſchichte von Florenz mit weiteren Ausblicken in die Geſchichte Italiens. Dann wendet ſie ſich nicht etwa den metaphyſiſchen und theologiſchen Quäſtionen des hl. Thomas zu, ſondern der Geſchichte des chriſtlichen Kaiſertums in ſeinen Beziehungen zum Papſttum, erzählt uns kurz die gewaltigen Kämpfe der beiden höchſten Gewalten, welche einen ſo großen Teil der mittelalterlichen Geſchichte beherrſchen, und giebt uns ſo alles an die Hand, um den kirchenpolitiſchen Standpunkt Dantes geſchichtlich verſtehen und unparteiiſch würdigen zu können. Dann ſkizziert uns der Erklärer die erregten Parteikämpfe der kleinen italieniſchen Gemeinweſen, die Verfaſſung, Verwaltung, die ſozialen und politiſchen Verhältniſſe von Florenz, die Kämpfe der Weißen und Schwarzen, die Hauptereigniſſe der allgemeinen Zeitgeſchichte, welche unmittelbar Dante vorangingen und in deſſen Leben hineinſpielten. Auf dieſem wohlgruppierten Hintergrund zeigt er uns dann die Perſönlichkeit und die Geſchicke des Dichters, indem er faſt nur die ſicheren Hauptmomente berührt, alles Disputable und Unſichere beiſeite läßt. Darauf folgt eine knappe Charakteriſtik der kleineren Werke des Dichters und zuletzt die Divina Commedia. Überall iſt das Beſtreben darauf gerichtet, aus dem Gewirr zahlloſer Einzelfragen das Sichere oder wenigſtens das Wahrſcheinlichſte zu gewinnen und dieſes wieder möglichſt klar zu verbinden. Alle übrigen Erklärungen ſind auf die Ein-

leitungen zu den einzelnen Cantos verſchoben, ſo daß man nicht ermüdet, ſondern mit friſchem Intereſſe und im ganzen wohlvorbereitet an die Dichtung herantritt. In den kleineren Einleitungen herrſcht eine ähnliche Methode. Dieſelben faſſen erzählend den Inhalt eines jeden Canto kurz zuſammen und flechten in dieſen Abriß die etwa nötigen hiſtoriſchen, philoſophiſchen, theologiſchen, mythologiſchen Erklärungen ein, ſo daß dunkle Stellen, Ausdrücke und Wendungen ſchon zum voraus einige Beleuchtung erhalten.

Auch die Überſetzung kommt dieſem Streben nach Klarheit, ſo weit möglich, entgegen. Sie iſt nicht immer wörtlich, aber gerade deshalb um ſo treuer, weil ſie den Sinn ſehr genau im Geiſte der franzöſiſchen Sprache, zugleich ſchön, poetiſch und melodiſch wiedergiebt. Die eigentliche Terzine mit ihrem dreifachen Kreuzreim hat Herr de Margerie nicht nachzubilden gewagt, und wie ich glaube, zum entſchiedenen Vorteil. Das Franzöſiſche verträgt dieſe Art von Kranzgewinde nicht, in welchem ein Zweig immer in die folgenden hineingreift, ſie halb verdeckt, für Aug' und Ohr nie einen klaren Abſchluß bietet bis am Schluſſe des Geſanges. Selbſt im Deutſchen hat die Nachbildung der Terzine etwas Mißliches, und die Überſetzer, welchen es um Deutlichkeit und engſten Anſchluß an den Wortſinn zu thun war, haben darauf verzichtet. Als Vers iſt natürlich der Alexandriner verwandt; aber wenn auch je drei Verſe gleich Terzinen zuſammengedruckt ſind, reimen ſich doch ſtets zwei Verſe paarweiſe und bieten ſo ſehr häufig eine angenehme Pauſe, die harmoniſch dem Sinne entſpricht. Die volle Kraft und Harmonie des Urtextes vermögen dieſe gleichmäßig dahinfließenden Verspaare freilich nicht wiederzugeben, aber ihr ſorgfältiger Bau ſetzt doch keine geringe Mühewaltung voraus; ſie leſen ſich leicht und wirklich fließend, bei weitem beſſer als zahlreiche deutſche Überſetzungen, welche am Wortſinn haften und in ihrer myſteriöſen Dunkelheit und Härte mehr zum Leſen der Anmerkungen als zu eigentlich poetiſchem Genuſſe anregen. Möge der wackere Überſetzer bei ſeinen Landsleuten die Anerkennung finden, welche ſeine tüchtige Arbeit verdient, und möge ſie in Frankreich jenen Idealismus neu beleben, als deſſen Bannerträger der gewaltige Dichter von Jahrhundert zu Jahrhundert erſchütternd und weckend, erfriſchend und ermutigend gewirkt hat!

3. Auch das dritte Werk, das uns noch zu beſprechen bleibt, iſt in weiterem Sinne den Dante-Kommentaren zuzuzählen. Es kündigt ſich zwar nur als eine „Studie zum Paradiso" an und teilt den Stoff in ſieben freiere Gruppen: I. Dantes Paradies. II. Innerhalb des Schattens der Erde. III. Klugheit und Stärke. IV. Weltreich und Kloſter. V. Über den himmliſchen Stufenpfaden. VI. Der oberſte Himmel. VII. Dantes Briefe. Schon nach dem erſten Abſchnitt des erſten Kapitels, worin uns Bedeutung und Topographie des Danteſchen Paradieſes erläutert werden, kann indes dem Leſer kein Zweifel mehr darüber ſein, daß der Verfaſſer uns an Dantes Hand, d. h. genau der Dichtung folgend, von Stern zu Stern, von Himmel zu Himmel führt und uns als Dolmetſch des Dichters deſſen Berichte bald kurz zuſammenfaßt, bald in breiteren Exkurſen erweitert, bald einläßlicher die ſcholaſtiſchen Fragen erläutert, an welchen bekanntlich das Paradies von den drei Teilen der Dichtung am reichſten iſt, bald uns

wieder auf den Hauptgehalt der Dichtung zurücklenkt, bald uns ſeine eigenen Eindrücke mitteilt, bald uns den Text durch ausgewählte Stellen älterer und neuerer Kommentatoren beleuchtet. Anſtatt uns aber den vollſtändigen Text vor Augen zu führen und ſeine Erklärungen in ununterbrochener Reihenfolge an denſelben zu knüpfen, teilt er uns nur dann und wann eine beſonders ſchöne oder wichtige Stelle in der urſprünglichen Sprache und zugleich in der meiſterhaften, echt poetiſchen Überſetzung Longfellows mit, während er das übrige teils in Proſa verkürzt, teils auch ganz übergeht. Sein hauptſächliches Intereſſe gilt den religiöſen, philoſophiſchen und theologiſchen Elementen der Dichtung, nicht den hiſtoriſchen, politiſchen und individuellen, obwohl auch dieſe gelegentlich zur Sprache kommen. Demgemäß lehnt ſich die Erklärung mit Vorliebe an den Ottimo Commento und an Benvenuto da Imola, an Hettinger-Bowden, Cornoldi, an die einſchlägigen Quäſtionen des hl. Thomas (mit Benutzung von Rickabys Aquinas Ethicus) und an das von Lupton herausgegebene Werk Colets über Pſeudo-Dionyſius. Auch die übrige Dante-Litteratur (die deutſche wenigſtens, ſoweit ſie in engliſchen und italieniſchen Überſetzungen zugänglich war) iſt in reichem Umfang herangezogen und verſtändig benutzt. Der Wert der Studien liegt indes nicht in neueren Forſchungsergebniſſen, ſondern darin, daß der Verfaſſer aus der unabſehbaren Erklärungslitteratur eine Fülle von wertvollen Bemerkungen unter wirklich bedeutſamen Geſichtspunkten vereint, viele Goldkörner aus dem Flugſande der Anmerkungen hervorholt und in den Text verſetzt, den religiöſen und theologiſchen Kern der Dichtung zur Geltung bringt und mit warmer Begeiſterung erfaßt. Da es gerade die ſcholaſtiſchen Fragen ſind, welche den Leſern des Paradiso die größten Schwierigkeiten zu bereiten und manche ſogar von weiterem Studium abzuſchrecken pflegen, ſo können wir das Unternehmen des Verfaſſers nur als ein ſehr verdienſtliches bezeichnen. Die Ausführung aber iſt eine durchaus glückliche. Der Verfaſſer hat den Stoff in kurze, überſichtliche, leicht zu bewältigende Gruppen geteilt, die Erklärung in eine anziehende, oft feſſelnde Form gekleidet, die Schwierigkeiten ſoweit geebnet, als ſie ſich ebnen ließen. So dürfte es ihm gelingen, Dante manche Leſer zuzuführen, während ſich auch der Kenner der Dichtung an der ſchönen Gruppierung und an manchen ſonſt weniger beachteten Geſichtspunkten erfreuen wird.

Der ſkeptiſchen Auffaſſung, mit welcher die neuere Forſchung die Briefe Dantes behandelt, ſteht der Verfaſſer mit vorſichtigem Konſervatismus, aber doch etwas ablehnend gegenüber. Er ſucht daran zu retten, was zu retten iſt. Dabei fällt für das Verſtändnis und die Würdigung des Dichters immerhin manche nützliche Bemerkung ab. Doch wäre es uns erwünſchter geweſen, wenn er die Politik Dantes, welche auf die dunkelſten und anfechtbarſten Stellen der Dichtung ſo großen Einfluß ausübte, einläßlicher und im Zuſammenhang erörtert hätte. Beſonders verdient Dantes Verhältnis zu Bonifaz VIII. und den übrigen Päpſten eine gründlichere Behandlung, die nicht den Dichter auf Koſten der Päpſte zu entſchuldigen ſucht, oder über ſeine furchtbaren Anklagen gegen dieſelben ſcheu und kleinlaut dahingleitet.

A. Baumgartner S. J.

Geſchichte der Weltliteratur. Von **Alexander Baumgartner** S. J. III. Die griechiſche und lateiniſche Literatur des klaſſiſchen Altertums. gr. 8°. (XII u. 596 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 8.40; geb. *M.* 10.80.

Haben die beiden erſten Bände dieſes raſch fortſchreitenden Werkes eine freundliche Aufnahme gefunden, ſo wird dieſer dritte Band auf einen noch weiteren Leſerkreis rechnen dürfen. Noch gilt ja Kenntnis der lateiniſchen und griechiſchen Sprache und Litteratur als weſentlicher Beſtandteil unſerer humaniſtiſchen Bildung. Wer unſer deutſches Gymnaſium durchgemacht hat, wird hier manchem begegnen, was Erinnerungen an ſeine Jugendſtudien in ihm wachruft, anderſeits aber auch einer Fülle von Neuem, was ſeine Auffaſſung der alten Klaſſiker zu vertiefen und den Kreis ſeines Wiſſens nach verſchiedenen Richtungen hin zu erweitern geeignet iſt.

Der vorliegende Band behandelt die ganze altklaſſiſche heidniſche Litteratur von Homer bis auf den Neuplatoniker Proklus um das Jahr 500 n. Chr. Im ganzen wie im einzelnen hält der Verfaſſer durchgehends die geſchichtliche Ordnung ein; denn es gilt ihm, die Geſchichte der litterären Geiſteserzeugniſſe im lebendigen Zuſammenhange mit der Entwicklung des allgemein-kulturellen, ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Lebens darzuſtellen. Dementſprechend nimmt die altgriechiſche Litteratur vor Chriſtus den erſten Platz, die größere Hälfte des Ganzen, 333 Seiten, ein; an dieſe ſchließt ſich, 208 Seiten füllend, die lateiniſche von Livius Andronicus bis auf die Zeit Konſtantins; iſt ja die lateiniſche klaſſiſche Litteratur „für die geſamte Weltlitteratur hauptſächlich dadurch bedeutſam geworden, daß ſie die griechiſche fortgeſetzt und helleniſch-römiſche Bildung über das ganze Abendland verbreitet hat". Den Abſchluß bildet die heidniſche griechiſche Litteratur der Kaiſerzeit auf 43 Seiten.

Im Rahmen der altgriechiſchen Litteratur werden der geſchichtlichen Folge entſprechend zuerſt die Dichter behandelt: Epiker, Elegiker, Lyriker, Tragiker, und als Repräſentant der alten Komödie Ariſtophanes — dann Geſchichtſchreiber, Redner, Philoſophen, die Proſaiker der alexandriniſchen Zeit und in einem eigenen Kapitel die Vertreter der helleniſch-jüdiſchen Litteratur — und ſchließlich die Dichter der alexandriniſchen Zeit, die mittlere und neue Komödie. Der entſprechende hiſtoriſche Gang wird eingehalten bei Beſprechung der lateiniſchen Litteratur. Um die Dichter der auguſteiſchen Zeit mit Livius gruppieren ſich hier auf der einen Seite die Dramatiker mit Ennius und die Geſchichtſchreiber, Redner und Philoſophen des goldenen Zeitalters, auf der andern Seite die Dichter und Proſaverfaſſer der Kaiſerzeit.

Von dem hohen Standpunkte eines Weltlitteratur-Hiſtorikers aus überſchaut der Verfaſſer nicht allein die Geiſteserzeugniſſe von Alt-Griechenland und Alt-Rom; ſein Blick ſchweift gelegentlich über die Grenzen dieſes Gebietes räumlich und zeitlich hinaus, nach dem Orient hinüber und herein in die Zeit der Herrſchaft des Chriſtentums. Dieſe Weite ſeines Blickes ermöglicht es ihm, aus der Überfülle des Stoffes mit ſicherer Hand die richtige Auswahl zu treffen und als

Maßſtab für die ungleiche, mehr oder minder eingehende Behandlung der verſchiedenen Gruppen und Individuen deren größere oder geringere Bedeutung für die Geſamtlitteratur zu nehmen. Dieſe Rückſicht, nicht ſubjektive Vorliebe allein, dürfte ihn beſtimmt haben, ſeine Hauptaufmerkſamkeit den Dichtern zuzuwenden, und unter dieſen den Epikern und Dramatikern. Die aus der Blütezeit des griechiſchen Dramas zu uns herüber geretteten Stücke „gehören zum wertvollſten Beſtande der Weltlitteratur". Je ein ganzes Kapitel widmet er der Ilias, der Odyſſee, Heſiod, Pindar, Äſchylos, Sophokles, Euripides, Ariſtophanes, Plautus, Terenz, Vergil, Horaz, Ovid und Lukian, letzterem als dem „Totengräber und ſarkaſtiſchen Leichenbeſchauer des alten Götterglaubens". Und damit dem Leſer ein Vergleich mit der durchſchnittlichen Behandlung der Proſaiker ermöglicht und ein beſtimmteres Maß als der ſelbſtverſtändlich ſchwankende Umfang eines Kapitels geboten werde, mögen auch folgende Zahlen hier Platz finden: Homer ſind 45 Seiten gewidmet, Sophokles 15, Thukydides 3, Demoſthenes 4, Plato 7, Ariſtoteles 8, Plautus 22, Terenz 7, Vergil 22, Horaz und Ovid je 20, Lukian 8, Seneca 15, Tacitus 7, Cicero, der „wie kein anderer Repräſentant des heidniſchen Altertums aus den vor ihm aufgeſpeicherten ſittlichen Ideen und Grundſätzen der Griechen wie der Römer das Beſte und Menſchenwürdigſte ausgehoben und geſammelt", 12 Seiten.

Was die Weiſe der Behandlung angeht, ſo begegnet der Leſer nie und nirgends bloßen Namen, auch da nicht, wo mehrere minder bedeutende Schriftſteller nur wie im Vorübergehen geſtreift werden; jeder Einzelname und jeder Gruppenname erſcheint vielmehr als Glied eines lebendigen Organismus, von dem Vorausgehenden beeinflußt, das Folgende beeinfluſſend; dabei bilden, wie ſchon angedeutet, den mit wenigen, kräftigen Strichen ſkizzierten Hintergrund des litterären Geiſteslebens die jeweiligen politiſchen Begebenheiten und ſozialen Verhältniſſe. Biographiſche und bibliographiſche Details werden bei Beſprechung irgendwie hervortretender Schriftſteller zwar nicht übergangen, das Hauptgewicht aber legt der Verfaſſer ſelbſtverſtändlich auf gerechte Beurteilung der Perſonen nach Charakter, Leben und Wirken und auf vorurteilsloſe Würdigung ihrer Schriften nach Inhalt, Gehalt und Form, alſo vom ethiſchen wie vom äſthetiſchen Standpunkte aus. Dieſe Wertung, welche den Hauptvorzug des Werkes ausmacht, legt ſelbſtverſtändlich an den Inhalt den Maßſtab des natürlichen Sittengeſetzes, ohne ſich von deſſen Forderungen etwas abmarkten zu laſſen, bewährt dabei aber ſtrenge Unparteilichkeit und maßvolle Ruhe, iſt weder voreingenommen, noch einſeitig, noch unklar oder verſchwommen, hat ein offenes Auge ebenſowohl für Vorzüge wie für Fehler und Mängel, tadelt unumwunden das Tadelnswerte, anerkennt aber ebenſo unumwunden, was Anerkennung verdient. Von Ovids Liebesgedichten z. B. meint der Verfaſſer, „ſie hätten im alten Rom und ſpäter in der weiten Welt unberechenbares Unheil angerichtet und könnten vom ſittlichen Standpunkte aus wohl kaum zu ſcharf beurteilt werden"; dann aber heißt es weiter: „Kann darum gerade die Jugend nicht genug vor dieſen verführeriſchen Dichtungen gewarnt werden, ſo bleibt dabei doch die litteraturgeſchichtliche Thatſache beſtehen, daß hier die ſtaunenswerteſte Formgewandtheit, die ſpielende Leichtigkeit und das

Schönheitsgefühl eines wahrhaft genialen Dichters an den unwürdigſten Stoff verſchwendet worden iſt. Tiefe des Gefühls zeigt ſich bei Ovid allerdings ſelten, Tiefe des Gedankens noch ſeltener. Aber mag er Sagen, Anekdoten, poetiſche Einzelzüge aus griechiſchen Dichtern entlehnen, oder ſelbſtändige Bilder aus dem Leben der römiſchen Gegenwart oder Vergangenheit entwerfen, oder eigene Erlebniſſe und Erfindungen zum beſten geben, nie iſt in ſeiner Dichtung ein mühſames Geſtalten zu erkennen, alles blitzt und ſprudelt von lebendiger Natürlichkeit, jugendlicher Friſche und ſcherzender Schalkhaftigkeit."

Gern giebt der Verfaſſer fremden Kunſtrichtern das Wort. Sogar diametral entgegengeſetzte Urteile über ein und dieſelbe Perſönlichkeit werden regiſtriert: F. v. Schlegel, der Pindar „hohe Schönheit, muſikaliſche Weichheit der Sprache und die Neigung, alles in einem verſchönernden Lichte zu betrachten", nachrühmt, und daneben als ſeltſamer Kontraſt J. Hart, der findet, „in Pindars Adern rolle das ſchwere Blut der Böotier, und ſo ſtampfe der Dichter denn dahin durch die Haine der helleniſchen Dichtung, ſchwer und wuchtig wie ein Maſtodon". Vor Baumgartners eignem Auge ſteht „Pindaros da in ſelbſtändiger Eigenart und unerreichter Größe, als Höhepunkt und Schlußſtein der geſamten helleniſchen Lyrik, eine der hervorragendſten Geſtalten der geſamten Weltlitteratur" — wie der Leſer denn überhaupt niemals im unklaren gelaſſen wird über das eigene Urteil des Verfaſſers.

Man vertraut ſich deſſen bewährter Führung auf dem Gebiete litterärer Kritik um ſo lieber an, als man bald die Überzeugung gewinnt, daß er auch für dieſen Band ein überaus reiches und weitſchichtiges Material einſchlägiger Forſchungen und Entdeckungen verarbeitet und auch die jüngſten (S. 109 u. 115) in den Kreis ſeiner Vorſtudien einbezogen hat. Beiſpielsweiſe ſei hier hingewieſen auf ſeine in die Tiefe wie in die Weite gehenden Erörterungen über die Versmaße, Melodien und muſikaliſchen Inſtrumente der Griechen (S. 92 ff.) und über das griechiſche Drama, ſpeziell die Tragödie, deren Geiſt und Zweck, Einheit und Aufbau, Schauplatz und Aufführung mit Ausblick auf das moderne Theater und deſſen Aufführungen.

Zahlreiche Fußnoten verweiſen den Leſer zwecks eingehenderer Studien nicht bloß auf verſchiedene Ausgaben und deutſche Überſetzungen der alten Schriftſteller, ſondern auch auf einſchlägige wiſſenſchaftliche Aufſätze und größere Werke. Der Verfaſſer wünſcht und hofft alſo wohl dieſen Band ſeiner Weltlitteraturgeſchichte auch in den Händen von Fachmännern zu ſehen. Referent teilt Wunſch und Hoffnung. Es dürfte nicht zweifelhaft ſein, daß auch ſpezielle Freunde und Kenner des klaſſiſchen Altertums das vorliegende Werk mit hoher Befriedigung und nicht ohne Vertiefung, ja auch nicht ohne Erweiterung ihrer Kenntniſſe leſen werden.

Aug. Perger S. J.

Die katholiſche Lehre vom Ablaß vor und nach dem Auftreten Luthers. Von Dr. **Anton Kurz**, Univerſitäts-Profeſſor zu Prag. Mit kirchlicher Druckerlaubnis. 8°. (IV u. 308 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1900. Preis *M.* 6.

„Der Verfaſſer hat ſich die Aufgabe geſtellt ... zu zeigen, daß die von den katholiſchen Predigern am Ende des 15. und bei Beginn des 16. Jahr-

hunderts vorgetragene Ablaßlehre mit der Lehre der katholiſchen Kirche über den Ablaß in der Gegenwart vollkommen übereinſtimme" (Vorrede S. III). Es iſt das immerhin auch heute noch ein löbliches Unternehmen. Andere deutſche Publikationen aus jüngſter Zeit, die unſer Verfaſſer mit keinem Worte erwähnt, haben denſelben Zweck verfolgt und, obgleich ſie in beſcheidener Form auftraten, vollauf erreicht. Wer, der in Deutſchland ſich mit dem Studium der Abläſſe beſchäftigt, kennt nicht die gediegenen Artikel des Münchener Gelehrten Dr. N. Paulus über dieſen Gegenſtand?

Das vorliegende Buch will aber gründlicher oder wenigſtens ausführlicher die Sache behandeln. Auf 308 Seiten wird denn auch in 24 Paragraphen die ganze Ablaßlehre in der Weiſe vorgeführt, daß der einzelne Paragraph zuerſt die gegenwärtige Lehre der katholiſchen Theologen bringt und daneben ausdrücklich die Doktrin der Gottesgelehrten aus dem 15. bezw. 16. Jahrhundert hinſtellt. Ausführlicher geben alsdann die Noten den ganzen Text jener älteren Quellen. Wenn dabei das Verfahren auch etwas zu ſummariſch erſcheint und dasſelbe der kritiſchen Exegeſe ermangelt, ſo läßt ſich die Theſe des Buches doch, was die weſentlichen Punkte der katholiſchen Ablaßlehre angeht, aus den angeführten Quellen als erwieſen anſehen. In nebenſächlichen Punkten, in denen auch heute noch die Theologen geteilter Anſicht ſind, kann nicht und braucht nicht von einer Übereinſtimmung die Rede zu ſein. Es giebt ſogar einzelne derartige Punkte, in welchen die Theologen der Gegenwart abweichend von den früheren Quellen und Gelehrten einig ſind, wobei alſo ein gewiſſer Fortſchritt der Ablaßlehre nicht zu verkennen iſt. Dem wiſſenſchaftlichen Werte des Buches hätte es keinen Eintrag gethan, wenn eben dies an den richtigen Stellen jedesmal vermerkt worden wäre, zumal da der Verfaſſer ſo ausführlich die Quellen beibringt auch über manche nebenſächliche ſtrittige Punkte. Indem bloß Lehre neben Lehre geſtellt und dabei kurzerhand vermerkt wird, daß dieſelben übereinſtimmen, wird man nicht ganz befriedigt. Die exegetiſch-kritiſche Feile dürfte noch angelegt werden. Wenn dies in einer Neubearbeitung des Buches geſchieht, wird der Verfaſſer von ſelbſt mit der ungenauen, unhiſtoriſchen Einleitung auch eine ganze Reihe unliebſamer Wiederholungen und viel überflüſſiges Beiwerk ausſcheiden.

Die Faſſung der Doktrin iſt im Werke nicht immer ganz korrekt oder wenigſtens nicht genau und klar gegeben. Beiſpielshalber ſeien Sätze angeführt wie S. 15: „Die Kirche kann, als Stellvertreterin Gottes, im Bußſakramente nicht mit der ewigen Strafe auch alle zeitlichen Strafen erlaſſen"; S. 19, letzter Satz, § 2; S. 23: „Die ewige Strafe iſt in Rückſicht auf die Reue in die zeitliche verwandelt"; die Überſetzung S. 23 (vgl. Note 1, S. 23—24) iſt nicht die beſte: „Außer der ewigen hat der Sünder auch eine zeitliche Strafe verwirkt.... Die ewige Strafe iſt in Rückſicht auf die Reue in die zeitliche verwandelt." Zwiſchen dieſen beiden Sätzen iſt ein kleiner Widerſpruch, der ſich aber nicht in der Coelifodina findet. S. 33 f.: „... Kommt der Ausdruck (remissio *poenae* et *culpae*) wirklich vor, dann iſt es eine Textfälſchung (?) [abusio vocabuli]." Eine aufklärende Anmerkung über das a culpa et poena nach den Forſchungen Paulus' im „Katholik" 1898, in der „Innsbrucker Zeit-

ſchrift" 1899, in ſeinem „Johann Tetzel" (Mainz 1899) wäre hier ganz am Platze geweſen.

S. 37 (§ 5: Giebt es Abläſſe?) ſagt der Verfaſſer: „Chriſtus der Herr hat der Ehebrecherin im Evangelium nicht bloß die Sünde, ſondern auch die dafür verwirkte Strafe erlaſſen; gleicherweiſe hat er der ſündigen Magdalena Schuld und Strafe verziehen." Selbſt wenn man das beweiſen könnte, ſieht man noch nicht ein, daß damit etwas für die Exiſtenz der Abläſſe bewieſen iſt. Es heißt auf S. 48: „Würde die Schuld bleiben und doch die Strafe erlaſſen, ſo wäre die Schande der Schuld vorhanden ohne die Zierde der Gerechtigkeit, was man von der göttlichen Weisheit nicht vorausſetzen darf." Der Satz iſt unverſtändlich und findet ſich jedenfalls nicht in der Quelle. Die Verdienſtlichkeit der guten Werke wird S. 54 definiert in den Worten: „Es kann ein und dasſelbe Werk verdienſtlich ſein, inſofern es einem andern zu Ehren gereicht, und genugthuend ..." Dann wäre die Strafe der Verdammten in der Hölle auch verdienſtlich, und noch manches andere könnte man aus ſolcher Definition folgern. In den Satz S. 134: „Niemand kann zur ſelben Zeit einen zweiten vollkommenen Ablaß gewinnen ...", ſollte eingefügt werden: „für ſich"; denn ſonſt iſt das dort Geſagte an ſich falſch und das Folgende auf S. 134 ſchwer verſtändlich. In dem Dekret vom 14. Februar 1842 bedeutet das non oportere doch wahrlich nicht: „dürfen nicht" (S. 135). Der Satz, wie er auf S. 135 ſteht, hätte ja auch kaum einen Sinn. Die Frage S. 157, ob auch Kapitelsvikare bei Erledigung des biſchöflichen Sitzes die Gewalt haben, Abläſſe zu erteilen, ſcheint nun doch ausgemacht. Kraft ihres Amtes haben dieſelben jene Gewalt nicht. Was zu halten iſt von den Citaten, welche der Verfaſſer S. 169 nach der Coelifodina bringt, kann man in den Dekreten der heiligen Ablaßkongregation vom 12. Januar 1878 und vom 26. Mai 1898 leſen. Ebenſo finden ſich noch auf S. 137 und 172 Unklarheiten.

Unrichtige Angaben dagegen macht das Werk auf S. 133: „... Hat der Ablaßtag eine Vigilie ..." Entweder iſt hier idem per idem geſagt, oder es iſt unrichtig. S. 137: „Kranke Mitglieder einer Bruderſchaft ..." brauchen nicht ſtatt des Kirchenbeſuches andere gute Werke im Bußgeiſte zu verrichten (vgl. Decr. Clem. XIII., 2. Aug. 1760), ſie müſſen nur die andern Opera pia, welche ſchon ſo wie ſo zur Gewinnung des Ablaſſes iniuncta ſind, nach beſten Kräften ausführen.

Der Verfaſſer ſchreibt über das privilegium altaris und ſagt S. 199: „Dieſes Privilegium iſt an einen beſtimmten Altar gebunden." Hier ſowie in der voraufgehenden Definition des Altarprivilegs wird nicht unterſchieden zwiſchen privilegium locale und personale. In dieſer Allgemeinheit ſind die Sätze nicht richtig. Ebenſo iſt es unrichtig, wenn es auf der folgenden Seite heißt: „Meßopfer und Ablaß können getrennt werden, wenn es im Indulte nicht heißt: ‚pro defunctis'." Außer dem Dekrete, das der Verfaſſer anführt, exiſtieren darüber verſchiedene andere päpſtliche Entſcheidungen; die letzte vom 25. Auguſt 1897 ſagt ausdrücklich, daß die heilige Meſſe immer für diejenige Seele geleſen werden muß, welcher man den Ablaß des privilegierten Altares zuwenden will

(vgl. Acta S. Sedis XXX, 278). In gleicher Weiſe enthalten die beiden folgenden Sätze (S. 201) Unrichtigkeiten in der Form und Allgemeinheit, wie der Verfaſſer ſie aufſtellt.

Wenn der Herr Verfaſſer nun einmal h..e und anderswo (S. 135 ff. 157 ff.) all die einzelnen Beſtimmungen geben wollte, warum konſultiert er nicht Bücher und Autoren, bei denen er dies alles richtig und mundgerecht vorfindet? Oder fragen wir beſſer, warum bringt er überhaupt all dieſes Beiwerk? Wenn dieſe genauen einzelnen Verfügungen und Beſtimmungen in der Hauptthese des Verfaſſers überhaupt Sinn und Zweck haben ſollen, ſo beweiſen ſie doch genau das Gegenteil von dem, was der Verfaſſer zeigen will. Denn obgleich es S. 201 weiter heißt: „Derſelben Lehre nun von der Zuwendung der Abläſſe an die armen Seelen im Fegfeuer begegnen wir in den Schriften katholiſcher Theologen unmittelbar vor dem Auftreten Luthers", ſo will der Verfaſſer doch wohl keinen glauben machen, dieſe Gleichheit der Lehre erſtrecke ſich ſogar auf alle dieſe einzelnen Beſtimmungen.

Über die Abläſſe, welche den Verſtorbenen zugewendet werden, behauptet unſer Verfaſſer noch immer: „Die erſten Abläſſe per modum suffragii datieren aus dem 9. Jahrhundert; Paſchalis I. und Johannes VIII. erteilten den im Kriege für die Verteidigung der Kirche Gefallenen Abläſſe." S. 197 und weiter unten S. 266: „Ein altes Beiſpiel (hier iſt die Rede von Abläſſen für die Verſtorbenen) war Johannes VIII. und ein noch älteres Julius III. . . ." „Den Vätern des Konzils (von Trient) war außerdem bekannt, daß der Erzbiſchof von Toledo die entgegengeſetzte Lehre des Petrus von Osma als häretiſch verurteilte und Sixtus IV. dieſe Verurteilung beſtätigte." Dieſe Behauptungen werden leider mit keinem einzigen Worte bewieſen. Hätte der Verfaſſer das gethan, viele würden ihm dafür dankbar ſein, und ſein Werk wäre dadurch allein eine empfehlenswerte Arbeit. Vorläufig aber ſieht man ſich genötigt, den Ergebniſſen der Forſchungen des Dr. N. Paulus (vgl. „Der Katholik" 1898, II, 92 ff.; „Innsbrucker Zeitſchrift" 1900, S. 1 ff. 249 ff.) beizupflichten.

Das Eigentümliche des vorliegenden Werkes und ſein Hauptvorzug ſoll nach der Vorrede darin beſtehen, daß der Verfaſſer beim Beweiſe ſeiner Theſe ſich zumal oder einzig auf alte deutſche Drucke und Handſchriften bezieht. Nachdem er nämlich den Zweck ſeiner Schrift klar angegeben (ſ. oben), fährt er fort: „Freilich war es ſchwer, deutſche Bücher zu dieſem Zwecke zu erhalten, da ja die meiſten Bücher der damaligen Zeit in lateiniſcher Sprache herausgegeben wurden. . . . Der Verfaſſer hat in der Bibliothek des verewigten Pfarrers und rühmlichſt bekannten Altertumsforſchers Vincenz Haſak in Weißkirchlitz bei Teplitz in Böhmen zahlreiche alte deutſche Drucke aus jener Zeit, auch ungedruckte Handſchriften eingeſehen und den Inhalt derſelben in vollſter Übereinſtimmung mit der gegenwärtigen Kirchenlehre gefunden. Er hat ſich ausdrücklich nur auf dieſe alten Drucke und Handſchriften bezogen, um dem Vorwurfe vorzubeugen, als habe er nur aus neueren Auflagen dieſer alten Schriften geſchöpft, die der jetzigen Kirchenlehre angepaßt wurden." Nach ſolchen Worten der Vorrede erwartet der Leſer im Buche ſelbſt nun mit den zahlreichen alten deutſchen Drucken

aus jener Zeit und auch mit ungedruckten Handſchriften bekannt zu werden. Er wird aber in etwa enttäuſcht, ſobald er merkt, daß gleich die erſten diesbezüglichen Citate lateiniſchen Werken entnommen ſind. Und ſchließlich — ſofern man die Mühe des Nachzählens nicht ſcheut — wird man gewahr, daß das Buch ſeine Citate über die Ablaßlehre jener alten Zeit ſchöpft aus 14 Druckwerken, die an 121 Stellen beigebracht werden. Unter dieſen 14 ſind nur 5 deutſche, welche zuſammen nur 20 Citate hergeben, darunter 2 Schriften Geilers von Kaiſersberg mit 8 Stellen. Die übrigen 9 Werke, aus denen 101 Citate entnommen werden ſind lateiniſch und ihrer Mehrzahl nach außerhalb Deutſchlands gedruckt. Ja es beſchränken ſich die deutſchen Citate eigentlich auf 5 aus der „Chriſtlichen Pilgerfahrt" und 3 aus dem „Schiff der Buße", ſowie 8 aus der Summa Ioannis (die jedoch auch in ihrer deutſchen Überſetzung oder Bearbeitung durch den Dominikaner Berthold aus älterer Zeit ſtammt, als „Augsburg 1480"; vgl. Quétif-Echard I, 532 u. 722), während aus der einen lateiniſchen Coelifodina des Johannes von Paltz, die allerdings in Deutſchland gedruckt wurde, mehr Stellen (und zumeiſt ſehr lange, im ganzen 62) genommen ſind als aus den 13 andern Werken zuſammen, und aus dem zweiten lateiniſchen Werk Tabiena, Summa Summarum (Bononiae 1517) deren 17, alſo beinahe ſo viele als alle deutſchen Citate zuſammen. Zudem hatte Dr. N. Paulus uns mit der Coelifodina genugſam bekannt gemacht, und unſer Verfaſſer hätte gut daran gethan, die frühere, kürzere deutſche Ausgabe zu ſeinem Zwecke zu benutzen: „Die himeliſche funtgrube."

Das klaſſiſche Werk über die Ablässe, hiſtoriſch und dogmatiſch vollkommen, muß noch kommen, ja es müſſen demſelben noch manche Unterſuchungen und Forſchungen voraufgehen. Den Nutzen hat das oben beſprochene Buch, daß es zu ſolchen Forſchungen einen neuen Anſtoß giebt.

Joſeph Hilgers S. J.

L'épopée Byzantine à la fin du dixième siècle. Par ***Gustave Schlumberger***, membre de l'Institut. Seconde partie. Basile II, le tueur des Bulgares. 8°. (654 p., 262 gravures et 10 planches.) Paris, Hachette et Cie, 1900. Preis *Fr.* 30; geb. *Fr.* 40.

Vor etwa zehn Jahren veröffentlichte Schlumberger die Geſchichte des Nikephorus Phokas, 1896 im erſten Bande ſeiner Épopée die Geſchichte des Lebens des Mörders und Nachfolgers dieſes Kaiſers, des Johannes I. Tzimiskes, und des Anfanges der Regierung des Baſilius II., eines der großartigſten Helden, der länger als ein halbes Jahrhundert auf dem Throne von Konſtantinopel ſaß. Dieſer zweite Band bietet die Beſchreibung des thatenreichen Lebens des „Töters der Bulgaren" bis zu deſſen Hinſcheiden am 15. Dezember 1025. Er zeigt, wie „die byzantiniſchen Adler von Sieg zu Sieg flogen, von den Ufern der Donau bis zu denen des Euphrats, von den wilden Bergen Armeniens bis in [illegible] lachenden Gefilde Italiens". Der Staatsſchatz blieb trotz der unabläſſigen [illegible] gefüllt mit Reichtümern, ſelbſt die kühnſten, ſtärkſten Feinde wurden ge-

demütigt, die Grenzen des großen Reiches nach allen Seiten hin geſichert und erweitert. Wie Baſilius II. Krieg führte, zeigte einer ſeiner erſten Feldzüge. Aleppo war durch eine harte Belagerung dem Falle nahe. Der Kaiſer weilte in Byzanz. Um 40 000 Mann zum Entſatz hinzuführen, hätte er mehr als dreier Monate bedurft, und das war zu viel. Er beſchaffte 40 000 Reittiere und eilte mit ſeiner Armee in 16 Tagen durch ganz Aſien. 23 000 blieben zurück, mit 17 000 erſchien er unerwartet in der Nähe des Feindes, der von Staunen ergriffen eilends floh. Der Verfaſſer erzählt über die Entſtehung ſeines Werkes: „Ich habe Hunderte von Bänden und Schriften durchgearbeitet, um oft nur eine Nachricht, die drei Linien füllte, zu finden, öfters aber auch gar nichts. Aufs genaueſte habe ich alle Quellen, ſowohl die griechiſchen, lateiniſchen, arabiſchen, armeniſchen, georgiſchen und ſlavoniſchen durchforſcht, kein Mittel zur Belehrung vernachläſſigt, keine Art der Denkmäler, weder Handſchriften oder Miniaturen, weder Inſchriften, Münzen, Siegel oder Ruinen. Die mühſame Moſaikarbeit (wodurch ich die weit zerſtreuten Nachrichten ſammelte) koſtete eine unendliche Anſtrengung, Tauſende Arbeitsſtunden."

Daß in einer ſo weitſchichtigen Leiſtung auf einem verhältnismäßig wenig bekannten Boden hie und da Lücken ſich einſtellen, iſt unvermeidlich. Beiſpielsweiſe iſt die Nachricht, der hl. Bernward von Hildesheim ſei als Brautwerber für Otto III. nach Konſtantinopel geſandt worden und in Achaia geſtorben, unrichtig. Die Ausführungen über die Behandlung des Gegenpapſtes durch Gregor V. und die Anweſenheit des hl. Nilus zu Rom, um für den Unglücklichen einzutreten, bedürfen einer Nachprüfung. Theophanus Einfluß auf die Einführung griechiſcher Kultur in Deutſchland iſt nach Labarte behandelt, deſſen Ausführungen veraltet ſind und zu weit gehen. Der aus Caumonts Bulletin (XLVIII, 515) entnommene Beweis für eine griechiſche Kolonie zu Köln im 10. Jahrhundert wird ſich nicht halten laſſen. Doch verſchwinden ſolche kleine Verſehen in der Maſſe des gebotenen Stoffes.

Zahlreiche, nach Handſchriften, Siegeln und landſchaftlichen Aufnahmen großenteils zum erſtenmal veröffentlichte Bilder zieren den Text. Stehen ſie auch zu ihm nicht unmittelbar in Beziehung, ſo ſtellen ſie doch nur Kunſtwerke der im Buche behandelten Zeit oder Gegend dar. Im dritten Bande werden ſie bei Behandlung der griechiſchen Litteratur und Kunſt des 10. und 11. Jahrhunderts ihre volle Erklärung finden. Auch jetzt beweiſen ſie, wie verkehrt die Anſicht iſt, die byzantiniſche Kunſt ſei bereits damals verknöchert und ſchablonenartig geweſen. Sie tritt uns in dieſen Denkmälern in feierlicher Ruhe und geiſtiger Größe entgegen, wenn auch etwas zu gebunden und beeinflußt durch die ſteife Hofetikette. Die Bilder geben Ruhepunkte, während der Text den Leſer voranzieht, ſo daß er dem Heldenkönig von Schlacht zu Schlacht folgt, aus Gefahren und Bedrängniſſen zu Siegen und Triumphen. Einige Jahre nach Antritt ſeiner Regierung machte Baſilius ſich plötzlich frei vom Einfluſſe eines verdienten und allmächtigen Reichsverweſers; am Ende des Lebens finden wir ihn fern an den äußerſten Grenzen des Reiches einem mächtigen Feinde gegenüber, während in ſeinem Rücken eine Militärrevolution ausbricht. Er war verloren, wenn nicht unter den Em-

pörern Zwieſpalt ausgebrochen wäre, der ihre Anſchläge ebenſo raſch vernichtete, als ſie hervorgetreten waren. In Unteritalien kämpften ſeine Feldherren gegen Deutſche und Sarazenen. Theophanu, Ottos II. Gemahlin, war ſeine Schweſter, die Braut Ottos III., welche bei ihrer Ankunft in Italien die Nachricht von dem Tode ihres Bräutigams vernahm und trauernd heimkehrte, eine nahe Verwandte. Der Inhalt des Buches iſt alſo wichtig und wechſelvoll, die Darſtellung feſſelnd, die Ausſtattung glänzend. Das prächtig gedruckte Buch ehrt ebenſo die große Verlagsanſtalt Hachette als den Verfaſſer, Herrn Schlumberger, indem es franzöſiſche Eleganz mit deutſcher Gründlichkeit vereint.

Steph. Beiſſel S. J.

Um das Leben einer Königin. Hiſtoriſcher Roman in zwei Bänden aus der franzöſiſchen Schreckenszeit. (Fortſetzung von „Tapfer und Treu".) Von **Joſeph Spillmann** S. J. 12°. (XII u. 728 S. u. 2 Pläne.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 5.50; geb. *M.* 7.50.

Wie ſchon der Titel beſagt, führt P. Spillmann in dieſem ſeinem neueſten Roman die perſönlichen Schickſale ſeines Helden Damian Muos oder vielmehr die allgemeine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution bis zu einer entſcheidenden Wendung weiter: Muos und Vreneli werden endlich trotz der Entlobung wieder ein Paar, die Geſchicke Frankreichs überſchreiten mit dem 9. Thermidor den Höhepunkt des Entſetzens. — Auch der neue Roman erzählt uns ſeine Geſchichten in Form von „Memoiren" des Helden, die er diesmal zu Papier bringt, um den mit Recht empörten Schwiegervater zu verſöhnlicheren Gefühlen zu ſtimmen. Nach der feierlichen Verlobung iſt Muos eine Zeitlang Schreiber auf der Zuger Stadtkanzlei, wo er ſich zu einem nützlichen Beamten und ſoliden Eheſtandskandidaten ausbilden ſoll. Allein die Langeweile und der Widerwillen gegen die geiſttötende Arbeit halfen den Anlockungen von anderer Seite, den Kanzliſten wieder auf neue Abenteuer nach Frankreich zu treiben. Es gilt diesmal, den Plan einiger Adeligen ausführen zu helfen, der auf nichts Geringeres ausgeht, als die königliche Familie aus der Gefangenſchaft und überhaupt aus dem Machtbereich ihrer Feinde zu bringen. Die verſchiedenen Verſuche, zuerſt die ganze Familie und dann nach des Königs Hinrichtung das Leben der Königin und des Dauphins zu retten, bilden den Inhalt des Romans. Wir haben es alſo, wenn man will, mit einem Abenteuer- oder Intriguenroman ausgeſprochenſter Art zu thun. Daß Spillmann für ſolche Art ein beſonderes Talent hat, beweiſen ganze Partien ſeiner früheren Erzählungen auf das unwiderſprechlichſte. Er feiert denn auch nach dieſer Richtung in dem vorliegenden Roman wieder wahre Triumphe in Erfindung neuer oder Benutzung hiſtoriſcher Intriguen, ſeine Helden zu dem erſehnten Ziele zu führen. Der Leſer weiß ja zum vornherein, daß alle Verſuche der Verſchworenen mißlingen müſſen, da die Geſchichte uns den Tod des Königs, der Königin und des Dauphins meldet. Trotz dieſes Wiſſens über das Fehlſchlagen geht der Leſer aber immer wieder mit neuem Intereſſe an das neue Wagnis, bangt und hofft mit ſeinem Helden bis zum Schluß. Die bisweilen fieberhafte Spannung allein würde indes nicht hin-

reichen, die neue Erzählung auf die Höhe eines Kunſtwerk beanſpruchenden Werkes zu erheben. Dieſer Anſpruch gründet ſich auf anderes. Da iſt erſtens die äußerſt geſchickte Weiſe, die wirkliche Geſchichte in ihren charakteriſtiſchen Perſonen und Thaten dem Leſer vorzuführen, ihn in die Stimmung jener Tage zu verſetzen, ohne ihn durch pragmatiſche Schilderung der Thatſachen zu behelligen. Alles Wiſſenswerte wird ihm in eine perſönliche Perſpektive gerückt und dem Verſtand durch das Gemüt zugeführt. Ein noch beſſerer Grund, die Erzählung weit über den Senſationsroman zu ſtellen, iſt das ſichtliche Beſtreben Spillmanns, ſo viel wie möglich den Schwerpunkt von dem materiellen Geſchehnis auf den Charakter des Handelnden zu übertragen. So begegnen denn auch dem Leſer außer den aus dem erſten Roman „Tapfer und Treu“ bekannten Charakteren des Helden und ſeines treuen Brunnerli, des Geſchwiſterpaars Martha und Iſabella ꝛc. — eine ganze Reihe neuer ebenſo verſchiedener wie gut geſchilderter Perſönlichkeiten. Zu dieſen gehört in erſter Reihe die geſchichtliche Figur Michonis', der aus einem rabiaten Jakobiner ein eifriger, überzeugungstreuer Royaliſt geworden war und nun die Seele der Rettungsverſuche bildete und unſer lebhafteſtes Intereſſe beanſprucht. Der Charakter ſeiner Mutter iſt ein milder Lichtpunkt in dem düſtern Gemälde; derjenige ſeiner Schweſter und der beiden Chénier tragen ungemein zur Belebung der Geſchichte bei, indem ſie uns, echt künſtleriſch, den Einfluß der Geſchehniſſe auf die verſchiedenen Gemüter ſchildern. Wir können hier unmöglich alle die Abſtufungen der alten Ariſtokratie anführen, die Spillmann mit vielem Geſchick nach ihren Vorzügen und Schwächen in ſeiner Geſchichte zum Ausdruck bringt. Noch einmal: gerade in der ſichtlichen Mühe, welche auf Darſtellung und Ausgeſtaltung der Charaktere verwendet wurde, zeigt ſich unſerer Anſicht nach am beſten das Beſtreben des Verfaſſers, mehr zu bieten als eine ſpannende Erzählung. Er hat ſich ſeine Aufgabe nicht leicht gemacht. Schon in „Tapfer und Treu“ brachte der ſchwache Charakter des Helden ein gewiſſes, bei aller Kunſt nicht immer zu hebendes Unbehagen. Uns ſcheint, der neue Roman entgeht noch weniger dieſem Übelſtande. Es iſt gewiß dem Künſtler unbenommen, auch einen nicht gerade heroiſchen Charakter als Gegenſtand ſeiner Studien zu wählen. Dann muß aber notwendig nach altem Muſter eine gewiſſe Reinigung und Erſtarkung des Helden das Ergebnis der Geſchichte ſein, wenn nicht nach neuerem Rezept eine realiſtiſch packende Darſtellung gerade des Abſtoßenden in dem Zwitter die künſtleriſche Tendenz iſt. Jedenfalls würde auch dann ein ſolcher Charakter ſich eher für eine Novelle als für einen Roman eignen. Wie in „Tapfer und Treu“ zeigt ſich auch diesmal das Schwanken Damians wieder am unangenehmſten der Gräfin Iſabella gegenüber. Spillmann hat ja mit wahrem Raffinement alle Fäden ſo zu ſchlagen gewußt, daß der Held darin anſcheinend gefangen werden mußte — aber unſerem perſönlichen Gefühl bleibt trotz aller Anerkennung der techniſchen Vorzüge das ganze Unbehagen der Situation, daß ein geſunder Mann aus Mitleid ein dem Irrſinn nahes Mädchen heiraten will, während er zwar äußerlich frei, aber innerlich noch immer an ſeine frühere Braut gebunden iſt. Die ganze Erfindung der jungen Gräfin halten wir überhaupt für nicht glücklich. Die Verwicklungen, welche ſie herbeiführt, hätte man gerne entbehrt, da auch ohne

sie noch hinreichend Aufregendes vorhanden ist. Und damit kommen wir auf ein zweites Bedenken gegen die Erzählung. Es ist gewiß nur subjektives Empfinden unserseits, aber wir können uns des Eindrucks nicht entschlagen, daß über dem ganzen Roman echt terroristische Atmosphäre lagert, die sich beengend auf das Gemüt des Lesers legt und kein freies Aufatmen, kein genußreiches Ruhen gestattet. Das Brodeln des Hexenkessels, das Geschrei der Blutcarmagnole hört man auf allen Blättern der Erzählung; das allgemeine Gefühl der Unsicherheit, des Ausgelauertwerdens bemächtigt sich allmählich wie eine Art Krampf auch des Lesers; wie von einem Alp befreit, atmet er schließlich in der Freiheit der Berge wieder auf. Das ist ja einerseits ein großes Lob für den Erzähler, zumal der einsichtsvolle Leser auf Schritt und Tritt das Bestreben gewahrt, durch moralische und sachliche Ruhepunkte dem gepreßten Gemüt Gelegenheit zum Ausschnaufen zu gewähren. Das Mißliche lag eben in der Geschichte selbst, und keine Kunst konnte, ohne der Wahrheit zu vergeben, den Eindruck ändern, den die historischen Thatsachen üben müssen. Wir glauben, daß Spillmann selbst die Schwierigkeiten seines Themas voll begriffen hat, als er an die Ausführung ging. Wir schließen dies aus den sichtbaren, zum Teil mit Erfolg gekrönten Versuchen, die Gefahren des Stoffes zu umgehen. So erwarten wir denn mit Zuversicht demnächst einen ganz neuen Stoff, der dem reichen Talent des Erzählers eine noch freiere Entfaltung gestattet als dieses furchtbare Geschichtsdrama in Paris mit den einmal gegebenen Personen. Wenn wir zum Schluß noch den streng geschichtlichen, auf eingehenden Studien beruhenden Charakter der vorliegenden Erzählung ausdrücklich betonen, so soll damit zwar kein neuer litterarischer, aber ein sachlicher Vorzug hervorgehoben sein, der das Werk doppelt zu einer empfehlenswerten Lesung für alle macht, die ein Bild jener traurigen Tage gewinnen wollen. Wo das bereits in zweiter Auflage erschienene „Tapfer und Treu“ sich in den Bibliotheken findet, wird „Um das Leben einer Königin“ bald seine verdiente Stelle neben ihm einnehmen. **W. Kreiten** S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

Apologetik als spekulative Grundlegung der Theologie. Von Dr. Al. von Schmid, o. ö. Professor der Apologetik an der Universität München. gr. 8°. (VIII u. 354 S.) Freiburg. Herder. 1900. Preis *M.* 4.

Nach einer recht gedankenreichen, nur selten zum Widerspruch herausfordernden Einleitung über den Begriff, die Geschichte, das Prinzip, die Methode und die Gliederung der Apologetik behandelt dieser Band in zwei Abschnitten die Möglichkeit, Notwendigkeit und Erkennbarkeit der übernatürlichen Offenbarung. Überall wird die geschichtliche Entwicklung sowohl der gegnerischen Behauptungen als auch

katholischen Anschauungen ausführlich dargelegt. Neue Beweise bringt der Verfasser nicht vor, ist aber meist sehr vorsichtig in der Wahl der Ansichten, n er sich anschließt, und sorgt für eine gute Begründung. Allerdings scheint , daß ein positiver Beweis a priori für die Möglichkeit einer übernatürlichen nung nicht erbracht werden kann, weil unser Verstand allein bei bloßer An- ung der Begriffe nicht positiv einsieht, daß Subjekt und Prädikat keinen erspruch enthalten. Weiterhin wird aus den Gründen des Herrn Verfassers t klar, warum ein natürlich-aktuelles Verlangen nach den übernatürlichen Gütern ein zu Grunde liegendes angeborenes Verlangen undenkbar sein sollte. er appetitus elicitus ist in der bedingten Form, in welcher er einzig auftreten — wenn die übernatürlichen Güter möglich sind —, nur eine singuläre ätigung des angeborenen Verlangens unserer Natur nach allem, was sie be- igt und vervollkommnet. Zu unserer Freude sehen wir, daß der Herr Verfasser diesen Band einen weiteren über die Apologetik als positive Grundlegung der ologie folgen lassen will.

uvres de Saint François de Sales, Évêque et Prince de Genève et Docteur de l'Église. Édition complète d'après les autographes et les éditions originales enrichie de nombreuses pièces inédites ... publiée ... par les soins des Religieuses de la Visitation du Ier Monastère d'Annecy. Tome XI. Lettres: I. volume. 8°. (XXXII et 486 p.) Genève, Trembley (Freiburg, Herder), 1900. Preis à Band *Fr.* 8.

Mit Band XI dieser brillanten Neu-Ausgabe, auf deren Wert in dieser Zeit- ift wiederholt hingewiesen wurde (vgl. Bd. LII, S. 563; Bd. LVI, S. 232), hat Edition der Briefe ihren Anfang genommen, welche für sich allein leicht sechs nde beanspruchen dürfte. Die schweren Mängel, welche der ersten gedruckten mmlung von Briefen des heiligen Kirchenlehrers anhafteten, sind bis jetzt Jahre lang durch alle Neu-Abdrücke hindurch weitergeschleppt und selbst durch e Mißgriffe noch verschlimmert worden. Hier zum erstenmal wird gründlich geräumt. Die wirklichen Briefe des Heiligen werden gegeben, mit den richtigen cessaten, nach chronologischer Folge geordnet. Was an ungedruckten Stücken rend der letzten Jahrzehnte, in Dutzenden verschiedener Organe zerstreut, ans geslicht gebracht wurde, findet sich hier vereint, und überdies liegen 500 neue, zlich unbekannte Stücke zur Veröffentlichung bereit. Gleich dieser erste Band ngt unter 120 Briefen des Heiligen 52 neue, unter 59 an ihn gerichteten reiben 25 bisher unbekannte. In der Veranstaltung der Ausgabe, in Maß Art der Erläuterungen u. s. w. ist an Sorgfalt und gutem Geschmack das chste geleistet, was von einer Briefsammlung erwartet werden kann. Dieselbe rd die schönste und wahrste Lebensbeschreibung des liebenswürdigen heiligen chenlehrers darstellen, aber sie wird nun auch eine wahre und höchst wertvolle schichtsquelle abgeben für das Savoyerland wie für die ganze religiöse Be- gung jener hocherregten und hochinteressanten Zeit. Man darf wohl sagen, daß rade die Briefsammlung von dem ganzen schönen Werke den praktisch allerwert- llsten Teil bildet. Um so mehr ist die Anordnung zu loben, daß die Bände eser Sammlung, gerade wie die der Predigten, für sich ein abgeschlossenes Ganzes ilden werden.

Geschichte der Reformation und Gegen-Reformation auf dem Eichsfelde. Nach archivalischen und andern Quellen bearbeitet von Philipp Knieb, Pfarrer zu Breitenworbis. 8°. (XXIV u. 364 S.) Heiligenstadt, Cordier, 1900. Preis *M.* 5.

Die providentielle Aufgabe, welche für den Norden Deutschlands dem katholischen Eichsfeld zugefallen ist, erscheint zu offenkundig und bedeutsam, um gegen die Kämpfe und Leiden, durch welche diesem merkwürdigen Landstrich das Gut des Glaubens einst gewahrt wurde, gleichgültig zu lassen. Dabei sind diese Schicksale zu lehrreich und charakteristisch, um nicht einer aktenmäßigen Darstellung auch ein allgemeineres Interesse zu verleihen. Eine solche Darstellung liegt hier vor, aus reichen Archivbeständen mit ebenso glücklicher wie fleißiger Hand sorgfältig zusammengetragen und mit mehreren gegnerischen Bearbeitungen desselben Stoffes aus neuerer Zeit gewissenhaft und vorsichtig abgemessen. Zahllose irrtümliche Aufstellungen sind richtig gestellt; eine Fülle von neuem Material ist beigebracht. Fast möchte es scheinen, als ob den gegnerischen Schriften zu viel der Ehre angethan und der Polemik gegen völlig unwissenschaftliche Produkte zu viel Raum verstattet worden wäre. Hiervon abgesehen, wird man den etwas wärmeren und lebhafteren katholischen Ton, der aus manchen Seiten spricht, dem Priester, der über solche das Gemüt im Innersten ergreifende Vorgänge zu schreiben hat, gewiß nicht verargen. Gewaltthätigkeit und niedriger Eigennutz bilden wie anderswo auch hier die Signatur der fortschreitenden Glaubensneuerung, aber hier tritt noch ein anderer Charakterzug besonders klar vor Augen: der Mut der bewußten Unwahrheit. Dem entgegen steht als warnendes Schreckbild die Haltlosigkeit eines bloß halben Katholizismus, der ganze Fluch der Halbheit, der ganze Unsegen der Feigheit, wo es sich um die Kirche Gottes handelt. Zum Glück sah aber jene schwere Zeit auch noch ganze und echte Katholiken; ihnen war der Sieg. Der katholische Eichsfelder, in dem für seine schöne Heimat noch eine Ader schlägt, wird in dieser Erzählung ihrer Leidenszeit tausend Züge entdecken, die teils anheimelnd, teils belehrend sein Interesse in Anspruch nehmen. Auch im übrigen Deutschland verdient die gediegene Arbeit Beachtung und Nachahmung. Jedenfalls hat der hochwürdige Verfasser durch diese seine mühevolle und inhaltreiche Studie sich einen Ehrenplatz errungen unter den tüchtigen Lokalforschern des geistlichen Standes, an welchen das Eichsfeld so reich ist.

Die Notwendigkeit der guten Meinung. Von Dr. Joh. Ernst. 8°. 30 S. Kempten, Kösel 1900. Preis 50 Pf.

Das Schriftchen versucht eine neue Lösung in der in neuerer Zeit vielumstrittenen Frage, ob zur Verdienstlichkeit der Handlungen außer dem Gnadenstande das Handeln aus einem besondern übernatürlichen Beweggrunde erforderlich sei oder nicht. Die Lösung, welche der Herr Verfasser giebt, verneint die Notwendigkeit eines besondern Motivs, behauptet aber, bei jeder irgendwie guten Handlung des Gerechten fließe das aus dem Glauben geschöpfte Motiv der Gottesliebe [illegible]. „In jeder [illegible] guten Handlung des Gerechten ist die übernatürliche Liebe Gottes [illegible] die übernatürliche Erkenntnis Gottes, wenn auch nicht [illegible]. Wenn das der Fall ist, dann ist freilich die Frage gelöst [illegible] die Aussprüche, welche aus dem hl. Thomas [illegible] daß [illegible] zur Verdienstlichkeit einer Handlung der Beweggrund oder der Befehl der Gottesliebe gehöre, daß anderseits

e Handlungen des Gerechten nur entweder sündhaft oder aber verdienstlich seien, bestem Einklang. Ein endgültiges Urteil können und wollen wir über die Frage cht abgeben, möchten aber auf die eine oder andere Schwierigkeit aufmerksam achen: 1. Damit die Gottesliebe irgendwie auf die moralische Güte eines Aktes influß übe, genügt es zweifellos nicht, daß der Gegenstand des Aktes objektiv ne Beziehung zu Gott habe, ja nicht einmal, daß diese Beziehung zu Gott erannt werde, sondern diese Beziehung muß ganz gewiß vom Willen des Handelnden gendwie erfaßt und gewollt sein, und zwar subjektiv als Gottesliebe gewollt in; die Güte muß eben ganz anders erfaßt und gewollt sein, als es genügt, e Schlechtigkeit zu wollen, um eine Handlung schlecht zu machen. Wird die Erlrung des Herrn Verfassers diesem unzweifelhaft feststehenden Grundsatze gerecht? Wenn jeder irgendwie sittlich gute Akt in irgend einer Weise ein Akt der Gottesbe und jeder sittlich gute Akt des Gerechtfertigten darum ein Akt der übertürlichen Gottesliebe ist, weil der Gerechtfertigte Gott nur in der übernatürlichen eziehung zum Menschen auffaßt: dann liegt es nahe, auch alle sittlich guten Akte s gefallenen, aber gläubig gebliebenen Christen als Akte der übernatürlichen ottesliebe aufzufassen. Das würde aber zu ganz unhaltbaren Konsequenzen führen. iese Schwierigkeiten wollen nicht den Wert der angezogenen Schrift berühren, ndern den Herrn Verfasser und die Leser der Schrift veranlassen, sich in die igeregte Frage noch mehr zu vertiefen.

oël et ses Beautés. Par le T. R. P. Lepidi des Frères Prêcheurs, maître des Sacrés-Palais apostoliques. Traduit de l'italien par E. Vignon, docteur en théologie. 18°. (116 p.) Paris, Lethielleux, 1900. Preis *Fr.* 1.

Nachdem in fünfzehn Abschnitten kurz und klar dargelegt ist, was Jesus ist sich, vor Gott und für uns, wie er Gottes Ehre und unsern Frieden fördert, rd daraus dargethan, ein wie schönes Fest der Christtag sei, an dem wir die eburt des Menschgewordenen Wortes Gottes feiern. Das kleine, äußerlich und nerlich trefflich ausgestattete Büchlein eignet sich recht, um als fromme Weihnachtsbe das Herz zu erfreuen und zu erbauen.

Studien zu den Visionen der gottseligen Augustinernonne Anna Kath. Emmerich. Von Prof. Dr. theol. et phil. Herm. Grotemeyer. Erstes Heft. 8°. (IV u. 80 S.) Münster, Aschendorff, 1900. Preis *M.* 1.

Durch den vom hochwürdigsten Ordinariat in Münster geführten bischöfhen Informationsprozeß und die von Rom angeordnete Prüfung der Schriften K. Emmerichs ist die Aufmerksamkeit weiter Kreise wieder besonders auf die herin von Dülmen gelenkt worden. Von Gegnern ihrer Visionen wurde mehr s einmal Widerspruch gegen dieselben erhoben; aber auch an Stimmen zu ihren unsten hat es nicht gefehlt. Der Gegenstand dieser „Studien" wird daher sicherlich r viele Leser von großem Interesse sein, und der Name des gelehrten Verfassers tet auch die Gewähr für eine ruhige und gediegene Behandlung des Stoffes. as erste Heft bringt zwei Abhandlungen: über das Buch Judith und über den ierlichen Einzug Jesu in Jerusalem. Manche Frage, die für die Erklärung der eiligen Schrift von Belang ist, wird in vielfach ganz neuer Beleuchtung erörtert. icherlich bieten die Ausführungen allen mannigfache Anregung und sind sehr eignet, manche Vorurteile zu zerstreuen. Ohne von vornherein Versehen, Fehler

und Irrtümer in den Visionen, so wie sie jetzt vorliegen, in Abrede zu stellen, zeigt der Verfasser in seinen Erörterungen, wie diese Gesichte doch in vielen Punkten zur besseren Erkenntnis der Wahrheit förderlich sein können.

Golgotha und das heilige Grab zu Jerusalem. Von Dr. theol. Carl Mommert, Ritter des heiligen Grabes und Pfarrer zu Schweinitz (Preuß. Schlesien). 8°. (VIII u. 280 S.) Leipzig, Haberland, 1900. Preis *M.* 5.50.

Die heilige Grabeskirche zu Jerusalem in ihrem ursprünglichen Zustande war der Gegenstand der ersten Schrift des hochwürdigen Herrn Verfassers (vgl. diese Zeitschrift Bd. LVIII [1900], S. 101). Mit gleicher Ortskenntnis und großer Belesenheit behandelt derselbe in diesem zweiten Werke, das er als „das Schmerzenskind seiner wissenschaftlichen Thätigkeit" einführt, die beiden vorzüglichsten heiligen Stätten jenes ehrwürdigen Heiligtums. Sehr ausführlich und nicht ohne einige Wiederholungen werden Golgathas und des heiligen Grabes Lage, Gestalt und Geschichte erörtert und manche unrichtige Angaben, besonders auch Toblers, richtig gestellt. Die Echtheit der heiligen Stätten gegen die Angriffe dieses und anderer Gelehrten zu verteidigen, hat der Verfasser einer besondern Schrift vorbehalten. In einzelnen Punkten wird man nicht selten den Ausführungen des Verfassers kaum zustimmen können; durch sorgfältigere Überarbeitung hätten dieselben auch sicher noch erheblich gewonnen. Doch bietet auch so diese Schrift viel Gutes und wird den Freunden des heiligen Landes treffliche Dienste leisten.

Forschungen zur Geschichte Ludwigs des Bayern. Von W. Felten, Gymnasial-Oberlehrer. 4°. (64 S.) Neuß, Schwann, 1900.

Die unseligen Wirren Ludwigs des Bayern mit dem Papst sind häufig Gegenstand der Untersuchung gewesen; hervorragende Historiker haben für Klarstellung derselben ihren Sammelfleiß wie ihren Scharfsinn aufgeboten. Es hat dies den Verfasser nicht abgehalten, den unentwirrbar scheinenden Knäuel der Verwicklung neuerdings zum Gegenstand eindringender Forschung zu machen. Er thut es nicht nur mit Beherrschung der gedruckten Litteratur, sondern auch mit Heranziehung von Handschriftenmaterial, mit freiem Blick, aber sorgfältig abwägendem Urteil. Seine Resultate z. B. über die Natur der Nürnberger Appellation, die richtige Datierung der Sachsenhäuser Appellation u. dgl. sind von Bedeutung. Auch die Würdigung der Appellation von Sachsenhausen nach ihrem politischen Inhalte (54—59) ist recht wertvoll. Überhaupt handelt es sich um ernst wissenschaftliche Forschungen, die Beachtung verdienen. Hoffentlich bilden sie nur den Ausgangspunkt zu weiter ausgreifenden Werken.

Das sociale Wirken der katholischen Kirche in Oesterreich. Im Auftrage der Leo-Gesellschaft und mit Unterstützung von Mitarbeitern herausgegeben von Prof. Dr. Franz M. Schindler, General-Sekretär der Leo-Gesellschaft. VII. Band: Diöcese St. Pölten (Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns). Von Carl Fohringer, Religionsprofessor am n.-ö. Landes-Real- und Obergymnasium in St. Pölten. 8°. (XVI u. 422 S.) Wien, Commissionsverlag Mayer u. Co. 1900. Preis *M.* 7.

Es ist zum viertenmal seit vier Jahren, daß diese Zeitschrift auf neue Lieferungen dieses so lehrreichen wie für die Kirche Österreichs trostvollen Werkes

zurückzukommen Veranlassung hat, eines Werkes, das unter den vielen Unternehmungen der Leo-Gesellschaft wahrhaft die Perle bildet. Den Diözesen Gurk, Seckau und Salzburg steht die von St. Pölten an innerer Triebkraft im seelsorglichen und charitativen Wirken kaum um etwas nach. Vielmehr weckt es Bewunderung, in einer Diözese, die erst seit 100 Jahren besteht, Veranstaltungen zu finden, um welche die besteingerichteten alten Kirchensprengel sie beneiden könnten. Es sei hingewiesen auf die herrlich blühende bischöfliche Taubstummenanstalt, ausschließlich ein Werk der Kirche, auf den Priester-Krankenverein und auf die wohlorganisierte und rührige katholische Preßthätigkeit. Besonderes Interesse verleihen dem vorliegenden Bande die vielen hochbedeutenden und altehrwürdigen Ordenshäuser (Melk, Göttweih, Seitenstetten, Geras, Herzogenburg ꝛc.), welche der Diözese angehören, und deren reiche Geschichte kurz, aber verläßlich skizziert worden ist. Der katholische Gesellenverein zeigt sich seit dem letzten Jahrzehnt in mächtigem Aufschwunge; die Vincenzvereine scheinen hingegen nur wenig Wurzel zu finden. Für kirchliche Armenpflege ist sonst wohl vorgesehen. Große Anerkennung verdienen die Pfarr-Armeninstitute, von mutigen Priestern seit 1872 ins Leben gerufen, nachdem die liberale Gesetzgebung der Kirche die Verwaltung der von ihr selbst geschaffenen Armenfonds aus den Händen gerissen hatte. Um das inhaltreiche Buch trotz der vielen, unendlich fleißigen statistischen Tabellen auch für einen weiteren Leserkreis genießbar zu machen, glaubte der Herr Verfasser eine blütenreiche Darstellung wählen zu sollen. Der kirchliche Sozialpolitiker wird in der Sache selbst Überfülle finden. Jedenfalls enthält auch dieser Band wieder ein unwiderlegliches Zeugnis für die unzerstörbare Kraft, die der Kirche Österreichs innewohnt. Von einem Lande, wo noch so viel Glaube und Liebe lebt, kann Gottes Segen und Hilfe nicht ganz gewichen sein.

Papsttum und Kirchenstaat. 3. Der Kirchenstaat und Piemont. (1850 bis 1870.) Von Dr. Aug. Jos. Nürnberger, a. o. Professor an der Universität Breslau. [Zur Kirchengeschichte des XIX. Jahrhunderts. I. 3.] 8°. (XX u. 560 S.) Mainz, Kirchheim, 1900. Preis *M.* 7.

Kurz bevor die grause That von Monza der Geschichte des Königtums von Italien ein ernsteres Nachdenken wieder zugewendet hat, war vorliegende Darstellung dieser Geschichte mit ihrer dritten Abteilung zur Vollendung gediehen und an die Öffentlichkeit getreten. Wie bei den früheren Teilen (vgl. diese Zeitschrift Bd. LIV, S. 215 und Bd. LV, S. 341) beschränkt sich die Darstellung auf das fleißige und vorsichtige Ineinanderverflechten von Thatsachen und amtlichen Aktenstücken, in welchen die Geschicke des Kirchenstaates bis zum großen Sakrileg des 20. September 1870 sich abgespielt haben. Sie giebt aber dabei das ziemlich vollständige Bild eines politischen Dramas, welches an Erbärmlichkeit, Gewaltthätigkeit und Heuchelei in der ganzen Weltgeschichte kaum seinesgleichen hat. Es war ein Verdienst, aktenmäßig und im Zusammenhang noch einmal dies alles festzustellen; es würde sonst kaum Glauben zu finden vermögen. Je gewisser es ist, daß die „römische Frage" auch für das 20. Jahrhundert eine brennende Frage sein und noch lange bleiben wird, um so dankenswerter erscheint eine solche Zusammenstellung des Thatsächlichen, das derselben zu Grunde liegt. Manches wird ja die Zukunft noch zu ergänzen oder neu zu beleuchten haben. Aber die Grundzüge sind festgelegt, und nicht leicht wird man anderswo so vollständig und so bequem wie hier alles zusammengeordnet finden. In dem Bestreben, persönliche Anschauungen hinter

der Reihe der Thatsachen ganz zurücktreten zu lassen, hat der Verfasser einer Beurteilung der Vorgänge wie einer moralischen Wertung der Hauptakteure sich enthalten. Doch war es sicherlich nicht dies allein, was ihn davor bewahrt hat, die auch heute noch übliche Gepflogenheit gegenüber der untergegangenen Sonne mitzumachen. Gegen den großen Kreuzträger Pius IX. ist der Herr Verfasser nicht ungerecht gewesen. Das ist aller Achtung wert.

Esthétique fondamentale. Par le R. P. Ch. Lacouture S. J. Précédée d'une lettre de M. Eug. Guillaume, de l'Institut, Professeur d'Esthétique au collège de France. 8°. (422 p.) Paris, Retaux, 1900. Preis *Fr.* 7.50.

Fünf frische, klare und anziehende Bücher behandeln Begriff, Einteilung, Stufen, Wirkung und Gesetze des Schönen, d. h. des Glanzes der Ordnung. Materielle oder physische Schönheit fesselt Auge und Ohr, die intellektuelle oder logische ist der Glanz des Wahren, die moralische der Glanz des Guten. Auf der niedrigsten Stufe stehen die leblosen Dinge und die Tiere, dann folgen die Menschen, die Christen und die Heiligen, an deren Spitze Maria und Jesus stehen. Gott besitzt die absolute Schönheit. Im vierten Buche wird der Eindruck des Schönen auf Phantasie und Gedächtnis, auf Verstand, Willen und Herz untersucht und gezeigt, wie und warum der ästhetische Sinn zu pflegen sei. Das fünfte Buch stellt sieben Gesetze auf für die Beurteilung und Schätzung des Schönen. Die beiden letzten sagen: „Was die Freude des Beschauers mindert, ist ein Mangel des schönen Gegenstandes"; und: „Wer über Schönes urteilt, muß sich frei machen von Subjektivismus und Mode." Der Streit über Begriff und Umfang der Schönheit wird auch durch dies Buch nicht geendet werden. Aber es schließt sich so gut an den herrschenden Sprachgebrauch an, seine Sätze lassen sich so leicht auf die Werke der Kunst anwenden und haben so viel inneres und äußeres Gewicht, daß es hohes Lob und ernste Beachtung verdient.

Vie de Saint Stanislas Kostka, Novice de la Compagnie de Jésus, d'après les procès de canonisation, les meilleurs biographes et des documents inédits. Par le P. L. Michel S. J. Lex.-8°. (304 p.) Bruges, Société de Saint-Augustin, Desclée, de Brouwer et Cie., 1900. Preis *Fr.* 5.

Der hochw. Verfasser, welchem wir bereits illustrierte Prachtwerke über den hl. Ignatius und den sel. Canisius verdanken, hat seine ganze Liebe daran gesetzt, in diesem Stanislaus-Buche alles zu vereinigen, was zum Andenken und zum Ehrenpreis des jugendlichsten der Heiligen gesagt werden kann. Er hat sich nicht damit begnügt, aus den zahlreichen bereits vorhandenen Biographien zu schöpfen, sondern ist den Quellen nachgegangen. Er hat in Bezug auf den Heiligen wie auf dessen Familie manches Neue gefunden, namentlich aber den Akten des Kanonisationsprozesses noch vieles Anziehende abzugewinnen gewußt. Bei aller Schonung für überlieferte Erzählungen hat er gegebenen Ortes sich auch nicht gescheut, die Kritik anzurufen. Manches wurde ausgeschieden, was noch in neuerer Zeit von manchen festgehalten war. Das Hauptaugenmerk stand indes dahin, ein fesselndes und gehaltvolles Erbauungsbuch zu schreiben. Dies ist gelungen, und zwar so, daß der Knabe wie der Erwachsene es gerne und mit Frucht lesen werden. Wissenschaftliches Beiwerk und interessante Angaben verschiedener Art sind in dem reich-

altigen Anhange am Schluß untergebracht. Die Illustrationen sind weit karger als in den früheren Bänden, aber noch immer recht dankenswert. Die Nichtaufnahme des alten in Dillingen noch vorhandenen Cyklus von Bildern aus dem Leben des Heiligen wird jeder Kenner schmerzlich bedauern.

Siebentes Jahrbuch des kathol. Lehrerverbandes des Deutschen Reiches. Vereinsjahr 1898/99. 8°. (IV u. 160 S.) Köln, Kommissionsverlag von Theissing, 1900. Preis *M.* 2.

Als dieses Jahrbuch 1891 zum erstenmal in der Öffentlichkeit erschien (vgl. diese Zeitschrift Bd. XLII, S. 230), trat es auf als Organ einer eben mühsam emporgekommenen, mit Schwierigkeiten von außen ringenden, mit Gefahren von innen bedrohten, dabei aber überaus preiswürdigen und notwendigen katholischen Vereinigung. Die 58 Seiten, welche dieses neue Jahrbuch der Weiterentwicklung des Verbandes widmen kann, zeigen glänzend, wie festen Bestand und mächtige Ausdehnung das Werk innerhalb zehn Jahren gewonnen hat. Namentlich lassen dieselben den erfreulichen Umschwung hervortreten, daß das ungerechtfertigte Mißtrauen von seiten der Staatsbehörden in den Hintergrund getreten und mancherorts einer wohlwollenden Haltung Platz gemacht hat. Noch wichtiger und erfreulicher aber ist, daß das ganze Jahrbuch vom Anfang bis zum Ende dafür Zeugnis giebt, daß der katholische Lehrerverband innerhalb seiner idealen Aufgaben und innerhalb der katholischen Grundsätze sich zu bewahren gewußt hat. Ein Verband, der ein solches Programm an die Spitze seines Organes stellt, wie es hier auf den ersten zehn Seiten in wahrhaft herrlichen Worten eines katholischen Lehrers niedergelegt ist, bedarf keiner andern Legitimation noch Empfehlung. Es versteht sich, daß man über einzelne Ansichten oder Vorschläge von dieser oder jener Seite, welche in den Blättern des Jahrbuches berichtet werden, geteilter Meinung sein kann, wie ja auch die Mitglieder des Verbandes über manches geteilter Meinung sind. Jedenfalls zeigt auch das Jahrbuch an sich, trotz seines verminderten Umfanges, einen gesunden Fortschritt insofern, als es sich ausschließlich auf Gebieten bewegt, welche mit der Schule und der Interessensphäre der Lehrer in einem natürlichen Zusammenhang stehen und denselben förderlich sein können. Wer die Verhältnisse und vorherrschenden Anschauungen innerhalb unserer katholischen Lehrerwelt kennen lernen will, braucht nur Leser dieses Jahrbuches zu sein.

Der Verfasser der „Gedanken und Ratschläge" **P. Adolf von Doß** als Freund der Jugend geschildert von Otto Pfülf S. J. Zweite, vermehrte Auflage. Mit dem Bildnis des P. von Doß. 8°. (VIII u. 382 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 2.40; geb. *M.* 3.50.

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage (vgl. diese Zeitschrift Bd. XXXIV, S. 121) ist der Name des P. v. Doß durch seine in elf Auflagen erschienenen, ins Französische, Englische, Holländische, Italienische und Spanische übersetzten „Gedanken und Ratschläge" weithin bekannt geworden. Seine Lebensbeschreibung wird darum jetzt nicht nur für dessen persönliche Bekannte, sondern auch für deren Leser Wert haben. Sie ist ebenso anziehend für diejenigen, denen jene „Gedanken" gewidmet sind, als belehrend für deren Leiter. Die Worte des „Freundes der Jugend" erhalten durch sein Wirken, das vom Verfasser der Leben v. Mallinckrodts, v. Geissels und v. Kettelers mit gewohnter Meisterschaft geschildert ist, doppelte Kraft. Möge es auch nach seinem Hinscheiden durch die Erinnerung teilhaftig werden des Segens, den es vorher gestiftet hat.

Der hl. Theodor von Studion. Sein Leben und Wirken. Ein Beitrag zur byzantinischen Mönchsgeschichte. Von Dr. theol. G. A. Schneider, Religionslehrer an der kgl. Lateinschule in Haßfurt a. M. 8°. (112 S.) Münster i. W., Heinr. Schöningh, 1900. Preis *M.* 2.60; Subskriptionspreis *M.* 2.

Eine ausführliche Monographie hätte der hervorragende Geistesmann und Reformator des byzantinischen Mönchtums, der starkmütige Bekenner und Vorkämpfer gegen Byzantinismus und Bilderfeinde, vor vielen andern schon längst verdient. Der Herr Verfasser hat sich also einen glücklichen Gegenstand gewählt und auch die Art, in welcher er denselben behandelt hat, verdient Anerkennung. Eine ausführliche Arbeit, welche z. B. Theodors Beziehung zu seinen Vorgängern unter den Studiten und zum zeitgenössischen Mönchtum, die Zustände in letzterem zu Theodors Zeit, einzelne litteraturhistorische Fragen ꝛc. eingehend behandelte, wird freilich durch das vorliegende Schriftchen nicht überflüssig gemacht. Der Verfasser wollte eben auf derartiges sich nicht einlassen, sondern nur an der Hand der Quellen ein allseitiges und übersichtliches Lebensbild seines Helden bieten, und es ist ihm das auch gelungen, so daß man die Schrift als eine recht ansprechende bezeichnen muß. Auf S. 94 rechnet der Verfasser eine theologische Frage zu den „schwierigsten der Dogmatik", von der wir mit Heinrich (III, 606) nur sagen können, daß sie keine Schwierigkeit bietet, und daß keine Meinungsverschiedenheit der Theologen darüber besteht. Die vom Verfasser S. 94 getadelte Lehre Theodors über die Restriction ist die Lehre des hl. Alfons und hat mit den von Innocenz XI. verworfenen Sätzen nichts zu thun. Eines der drei Ordensgelübde pflegt der Verfasser als Gelübde der „Jungfräulichkeit" zu bezeichnen. Warum den Worten nicht ihre Bedeutung lassen?

Das Reich des Geistes und des Stoffes. Von Dr. Alois Otten, Professor der Apologetik und Geschichte der Philosophie in Paderborn. (Apologetische Studien, herausgegeben von der Leo-Gesellschaft. I. Bd., 3. Heft.) 8°. (II u. 100 S.) Wien, Mayer u. Co., 1899. Preis *M.* 2.

Unter dem Reich des Geistes versteht der Verfasser dasjenige, was man sonst das Psychische zu nennen pflegt, und er wählte diesen Namen, weil im Gebiet des Psychischen die eigentlich geistigen Thätigkeiten die höchsten und ausgeprägtesten sind. Somit ist der Titel der Schrift dahin zu erklären, daß der Unterschied des Psychischen und Materiellen dargelegt werden soll. Physisches und Psychisches werden demgemäß an und für sich und in ihrer Bethätigung betrachtet und zum Vergleich nebeneinander gestellt. Von den Behandlungen desselben Gegenstandes in den gewöhnlichen philosophischen Handbüchern unterscheidet sich die des Verfassers dadurch, daß er mehr ins einzelne geht und überall an die Thatsachen der empirischen Psychologie, wie sie von den gegnerischen Psychologen namentlich Zeil und Wundt, dargelegt und anerkannt werden, anknüpft. Dem Inhalt nach verdient die Schrift alles Lob, nur ist zu bedauern, daß sie für ein weiteres Publikum zu hoch und zu schwer geschrieben ist. Durch eine weitere Studie den Nachweis eines eigentlich geistigen Prinzips im Menschen zu erbringen ist dem Verfasser gest. 9. Mai 1900 leider nicht mehr vergönnt gewesen.

kundenbuch des Klosters Kaufungen in Hessen. Im Auftrage des Historischen Vereins der Diöcese Fulda bearbeitet und herausgegeben von Hermann von Roques, Major a. D. I. Bd. 8°. (XLII u. 540 S. und 4 Tafeln.) Cassel, Drewfs u. Schönhoven, 1900. Preis *M.* 15.

Man kann dem Historiker kaum eine willkommenere Gabe bieten als die umlung der Urkunden irgend eines in alter Zeit bedeutenderen Gemeinwesens. pelt wertvoll wird die Gabe, wenn das Urkundenbuch mit Verständnis und gfalt gearbeitet ist und zum größeren Teile unediertes Material bringt, wie alles bei dem vorliegenden in vorzüglichem Maße der Fall ist. Einstweilen die erste Hälfte des Werkes vor (bis 1440), durch das beigegebene treffliche ister jedoch bereits dem vollen Gebrauche erschlossen; auch der Schlußband steht rhalb eines Jahres zu erhoffen. Einen Hauptwert der Publikation in den n Beiträgen zur Genealogie der mitteldeutschen Adelsgeschlechter erkennend, hat Herausgeber diesem Punkte eine besondere Sorgfalt zugewendet, wie sie namentlich Beschreibung der Siegel und Wappen hervortritt. Eine Reihe von Stücken n indes auch gute Aufschlüsse über das innere Leben der Genossenschaft, andere religiöse Gebräuche und Andachten, wieder andere über politische Verhältnisse, z. B. Bestrafung des Isenburger Geschlechtes infolge der Mordthat an Engelbert Köln, die Verbrüderung der Klöster zur Abwehr gegenüber der öffentlichen cherheit 1339 und 1386, die Klage über die Verwüstungen der vielfachen den unter Landgraf Hermann 1422. Besondere Aufmerksamkeit verdient die gung eines liber mortuorum 1382 (Nr. 259), die Feier des Allerseelentages die Arme-Seelen-Bruderschaft um 1400 (Nr. 296). Hübsche Momente bieten ere Urkunden hinsichtlich der Andacht zur Gottesmutter. Bei aller Liebe zu Heiligen war indes der Hauptaltar dem heiligen Kreuze geweiht, und der ge neue Altar, der während des 15. Jahrhunderts hinzukam, wurde aufgerichtet hren der heiligen Dreifaltigkeit und der heiligen fünf Wunden. Vermißt wird der sonst musterhaften Edierung ein kurzer Überblick über die Geschichte des ters. Den Regimen et Statuta Konfungensium (Studien und Mitteilungen dem Benediktinerorden 1890 S. 18) hat der Herausgeber mit Recht einen en Umriß vorausgeschickt. Es ist schade, daß nicht die ganze dortige Publikon dem Urkundenbuch einverleibt wurde, zu dem sie notwendig gehört.

hiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters. Herausgegeben von P. Heinrich Denifle O. Pr. und Franz Ehrle S. J. VII. Bd., 3. u. 4. Heft. 8°. (284 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 12.

Für Fachmänner, welche die in diesem „Archiv" aufgespeicherten Schätze für auszubeuten jemals in der Lage waren, genügt die Mitteilung, daß nach langer erbrechung das gelehrte Unternehmen neuerdings seinen Fortgang zu haben benen hat. An Wert und Neuheit des Gebotenen steht der vorliegende Halbband n keinen der früheren Bände zurück. Die große Gestalt des Kardinals Peter Foix des Älteren, der geistig hochbegabte Peter von Luna (Benedikt XIII.) Schriftsteller und das Afterkonzil von Perpignan (1408) mit dem vollständigen zeichnis seiner Teilnehmer bilden die Hauptpunkte, um die her der sorgfältigste ehrtenfleiß einen kaum übersehbaren Reichtum der wertvollsten litterarischen, liothekarischen und archivalischen Notizen nach allen Richtungen hin auszustreuen ußt hat.

Die Frauen in der sozialen Bewegung. Von Laura Marholm. kl. 8°. (186 S.) Mainz, Kirchheim, 1900. Preis *M.* 1.80.

Die Verfasserin bekennt sich nicht zu den falschen, der Aufklärung entlehnten Ideen von der Freiheit und Gleichheit, die in ihrer Anwendung auf das Weib zu den bedenklichsten Folgerungen führen müssen. Sie will die rechte Freiheit, wie die Kirche sie dem Weibe gebracht hat, aber nicht jene unnatürliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit, die der Zielpunkt einer sich verirrenden Frauenbewegung geworden, kein „drittes Geschlecht", das weder Mann noch Weib ist. Mehr noch als materielle Versorgung thut heute dem Weibe die seiner Eigenart entsprechende wahre Charakter- und Geistesbildung not. Das Buch ist anziehend, frisch, geistreich geschrieben; maßvoll im Urteil, gediegen in den Grundsätzen, enthält es manch beherzigenswertes Mahnwort für das weibliche Geschlecht.

Staatslexikon. Zweite, neubearbeitete Auflage. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr. Julius Bachem, Rechtsanwalt in Köln. 1.—7. Heft. Freiburg, Herder, 1900. (Die zweite Auflage des Staatslexikons erscheint in 5 Bänden von je 9—10 Heften zu 5 Bogen. Lex.-8°. Preis pro Heft *M.* 1.50.)

Die bewährten Händen anvertraute Neuauflage des Staatslexikons der Görres-Gesellschaft schreitet rüstig voran. Ohne Änderung der für die erste Auflage maßgebenden Grundsätze und unter strenger Wahrung des katholischen Standpunktes in der Beurteilung der staatswissenschaftlichen Materien, zeichnet diese zweite Auflage sachgemäße Beschränkung des Stoffes bei gleichzeitiger Vertiefung einzelner Abhandlungen aus. Anzuerkennen ist, daß der biographische Teil eine Erweiterung erfahren soll. Die eingehende Besprechung müssen wir uns für die Zeit der Vollendung des Werkes vorbehalten.

Miscellen.

Das Ideal einer Freimaurer-Schule. Ein 1875 verstorbener Franzose, J. G. Prévost, vermachte dem Département de la Seine sein ansehnliches Vermögen zur Gründung eines Waisenhauses für Kinder aller Konfessionen. Bedingung war, daß nur Laienerzieher zugelassen werden dürften. Der an das Vermächtnis sich anknüpfende Erbschaftsprozeß war eben erledigt und die ersten schwierigen Anfänge des Hauses waren gemacht, als 1880 der richtige Laienerzieher gefunden wurde. Es war Paul Robin, erst seit einem Jahre aus der Verbannung in England zurückgekehrt und seitdem als Inspektor einer Primärschule im Dienste des Staates.

Dieser Mann, geboren zu Toulon 1837, hatte nach vorausgegangenen Studien an verschiedenen Gymnasien erst als Apothekerlehrling, dann als Fach-

ihrer in Nebenfächern des Gymnasialschulplanes sich versucht und war endlich, nachdem er den dreijährigen Kurs einer „höheren Normalschule" absolviert hatte, 1861 zum Lehrer der Naturwissenschaften an einem Gymnasium (Lycée) ernannt worden. Infolge dauernder Schwierigkeiten mit der vorgesetzten Behörde sah er nach vier Jahren sich genötigt, den Abschied zu nehmen. Der „I. internationale Studenten-Kongreß" 1865, so kläglich und bedeutungslos auch sein Verlauf war, hatte für Robin, der zu demselben nach Lüttich gekommen war, den Wert, ihn mit den radikalsten Geistern Jung-Belgiens in nähere Beziehung zu bringen. Er verblieb in Brüssel, lebte von Privatstunden und Zeitungsschreiben, deklamierte auf dem II. internationalen Studenten-Kongreß zu Brüssel 1868 über seine Ideen von „integraler Erziehung" und wurde schließlich nach den in Charleroi und Umkreis im März 1869 ausgebrochenen blutigen Arbeiter-Aufständen zugleich mit andern verdächtigen Ausländern aus Belgien ausgewiesen. In Brüssel hatte er sich 1868 mit der Tochter eines radikalen Parteimannes in sogen. Civilehe verbunden. Er rühmte sich später, daß keines seiner Kinder getauft sei, daß auch eine Tochter in bloßer Civilehe lebe und ihr Kind nicht taufen lasse, und daß ein ältester Sohn sterbend den priesterlichen Beistand zurückgewiesen habe.

Die Verweisung aus Belgien führte Robin nach Genf, wo er sich dem anarchistischen Kreise Bakounins anschloß. Im Dienste der neuen Sache nahm er teil an dem IV. internationalen Arbeiter-Kongreß zu Basel 1869 und versah seit Beginn 1870 die Stelle eines Sekretärs des Conseil fédéral der internationalen Arbeiterverbindung in Paris. Er selbst brüstet sich 1894 damit, er sei „Mitglied der Internationalen und fast einer ihrer Mitbegründer" gewesen. Allein die bald ausbrechenden Arbeiterunruhen luden den Häuptern der Internationalen einen Prozeß auf den Hals. Am 22. Juni 1870 stand Robin mit 37 Genossen (unter ihnen der Deutsche Leo Fränkel als Begründer der deutschen Sektion) vor dem Pariser Zuchtpolizeigericht wegen „Teilnahme an einer geheimen (1868 ausdrücklich verbotenen) Gesellschaft, welche unter dem Vorwande ökonomischer Interessen lediglich revolutionäre Zwecke verfolge". Robin gehörte nicht zu den sieben Hauptbestraften, aber auch nicht zu den vier, welche freigesprochen wurden. Mit 26 andern wurde er zu zwei Monaten Gefängnis und einer Geldstrafe verurteilt. Die Proklamierung der Republik (5. September 1870) verschaffte ihm vor der Zeit die Freilassung. In Brüssel, wohin er sich wendete, wurde er sofort wieder in Haft genommen und nach längeren Reklamationen über die Grenze abgeschoben. Er suchte nun eine Anstellung im Unterrichtsfache in London, die er durch Vermittlung von Karl Marx auch erlangte. Zum Dank stellte er sich in dem zwischen diesem und Bakounin ausbrechenden Zwiste mit Eifer auf die Seite der Bakunisten, was ihn mit Marx völlig entzweite. Der Abwechslung halber versuchte er sein Glück für einige Zeit auch auf Neu-Seeland. In London war es, daß Robin durch die Schriften Garniers zu eingehender Beschäftigung mit jener verhängnisvollen Abirrung geführt wurde, die man als Neo-Malthusianismus zu bezeichnen pflegt. Er hat über diese schmutzige Sache eine maßlos cynische Broschüre verfaßt, in welcher der Mensch nur noch in der Bedeutung eines Zuchtviehes erscheint. Diese Broschüre stand später als Manu-

skript seinen Freunden und Mitpädagogen in Cempuis zur Verfügung; diese Sache scheint des öfteren einen Gegenstand seiner Unterhaltungen gebildet zu haben, in späteren Jahren sogar seiner öffentlichen Vorträge. Im übrigen huldigte Robin der Philosophie des Positivismus und schrieb wohl auch in die von Littré geleitete Philosophie positiviste.

Die Mitarbeit an der pädagogischen Encyklopädie von F. Buisson wurde für Robin 1879 die Veranlassung zur Rückkehr nach Frankreich. Buisson in seiner einflußreichen Stellung als Secrétaire général de l'instruction primaire gab ihm Zusicherungen und verschaffte dem anarchistischen Pädagogen den Posten eines inspecteur primaire zu Blois. Schon nach einem Jahre sah sich indes der unruhige Mann in neuen Zerwürfnissen mit seiner vorgesetzten Behörde, so daß er selbst um eine andere Stelle sich bewarb. Da öffnete sich zur rechten Zeit der Platz eines Direktors des Orphelinat Prévost zu Cempuis. Derselbe versprach die größte Unabhängigkeit. Nahezu die einzige Obrigkeit, von welcher das Waisenhaus abhing, war ein vom Provinzialrat des Seinedepartements gesetzter Verwaltungsausschuß. Die große Mehrheit bildeten hier Robins Gesinnungsgenossen, und, pädagogischen Verständnisses bar, ließen sie ihm gerne freie Hand. Anderseits war dem neuen Direktor auch von der Regierungsseite ausdrücklich bedeutet worden, man wisse wohl, daß er mit neuen Ideen sich trage; er habe carte blanche für seine pädagogischen Experimente. Im Oktober 1880 fanden die Vorbesprechungen statt, am 20. Dezember trat Robin seine Stelle an.

Kaum 14 Jahre sollten seine Experimentierungen zu Cempuis währen. Bei seiner Ankunft fand er nur einige 40 Kinder vor und die Anstalt in langer Verwahrlosung. Es brauchte Zeit, bis alles im Gang war, und erst vom Beginn 1883 konnte man mit festen Zuständen rechnen. Dies hindert nicht, daß jetzt auf die „langjährigen Erfahrungen" von Cempuis mit hochtönenden Reden hingewiesen wird; sie sind jetzt eine pädagogische Großthat, ein Triumph, der erst mit Paul Robin zur Welt geborenen véritable pédagogie. In der Bibliothèque internationale des sciences sociologiques ist von einem Jünger Robins, G. Giroud, ein dickes Buch erschienen: Cempuis. Éducation intégrale — Coéducation des Sexes (Paris 1900), ganz im Stil moderner Reklame. Es soll Reklame machen für Robins pädagogische Ideen. Alles, was unter diesem zu Cempuis geschehen, ist vollkommen und bewunderungswürdig; alles hat sich glänzend bewährt; jeder Versuch war auch ein Triumph (abgesehen vielleicht von den Versuchen mit dem Vegetarianismus). Nie hat sich ein Übelstand herausgestellt, nie hat man die geringste üble Erfahrung gemacht, so vollendet war diese Art der Erziehung. Sie wird daher als das zu erstrebende Musterbild allen pädagogischen Kreisen vorgehalten. Durch sie wird die Schule nicht nur die wahre Erziehungsanstalt für die Jugend, sie wird der Mittelpunkt des gesamten Gesellschaftslebens und ersetzt der Menschheit Kirche und Wirtshaus zugleich (p. 250). Ja, im Sinne Robins sollte seine Anstalt in weiterer Ausgestaltung zur Pflanz- und Brutstätte werden für eine neue Menschenrasse und so das Werkzeug abgeben, nicht nur zur intellektuellen und moralischen, sondern auch zur physischen Regeneration der entarteten Menschheit.

Die Aufnahme eines Kindes in das Orphélinat Prévost bedeutete dessen ständige, völlig kostenlose Versorgung vom 4. bis zum 16. Jahre; dieselbe : auf Doppelwaisen keineswegs beschränkt. Eltern oder Vormünder mußten die Aufnahme einkommen; eine besondere Kommission war zur Prüfung Gesuche eingesetzt. Ärztliche Untersuchung und persönliche Vorführung des ides waren unerläßlich. Nur die talentvollsten und nur ganz gesunde Kinder Departements sollten zugelassen werden, im Alter zwischen 4 bis 10 Jahren, r, wie Robin lieber wollte, zwischen 4 bis 6. Die erste Zulassung war s nur eine probeweise auf 3 bis 6 Monate. Traten schlimme Gewohnheiten r Charaktereigenschaften störend hervor, so konnte der Neuling in dieser Zeit ort entlassen werden. Nach Ablauf der Probefrist erstattete der Direktor r jedes einzelne Kind genauen Bericht. War derselbe günstig, so erfolgte gültig die Aufnahme. Die Angehörigen mußten sich schriftlich verpflichten, s Kind bis zum vollendeten 16. Lebensjahr in der Anstalt zu belassen, im dern Falle bis zum Zeitpunkt der Zurückziehung des Kindes die Kosten des terhaltes zu ersetzen. Ferien oder Besuche in der Familie blieben ausgeschlossen. le zwei Monate hatte das Kind an die Angehörigen zu schreiben; zugleich mit n Briefe erhielt die Familie Nachrichten über Führung, Fortschritte und Gedheit des Zöglings und das gedruckte Bulletin der Anstalt portofrei zugesendet. fuche im Waisenhause waren gestattet; an Wochentagen waren die Besucher schließlich auf das Sprechzimmer angewiesen; nur innerhalb der Anstalt rften die Fremden mit den Kindern speisen gegen eine bestimmte, mäßig beffene Entschädigung. Zweimal im Jahre konnte der Direktor den Verwandten r Kinder zum Zweck eines Besuches ermäßigte Eisenbahnfahrt verschaffen; die sten Verbindungen und Züge wurden stets zuvorkommend angegeben. Nur r untersagt, den Kindern Drucksachen, Eßwaren oder Spielzeug zuzustecken. las geschenkt wurde, war für die ganze Anstalt. Keines der Kinder durfte je en Pfennig Taschengeld bei sich haben. Geld lernten sie erst in späteren Jahren nen, wenn sie während der Ferien mit Erwachsenen zum Einkauf auf den larkt geschickt wurden. Über Wert und Preis der Haushaltungsgegenstände hielten die größeren Mädchen besondern Unterricht. Allein kein Kind konnte, lange es Zögling der Anstalt war, für sich das Geringste kaufen. In Bezug f Bücher, Zeitungen und Drucksachen jeder Art wurde die genaueste Kontrolle führt, damit nichts, was gegen die Grundsätze der Leiter der Anstalt war, bei n Kindern Eingang finden könnte.

Auf diese Weise hatte Robin zu seinen Experimenten ein auserlesen gutes d hinreichend abgesondertes Material. Die Zahl der Kinder war auf 180 und rüber erhöht. Wie von seiten der Behörde, so war auch nach der Seite der erwandtschaft hin ziemlich freie Bahn geschafft. Einspruch, ja selbst genauere insichtnahme war kaum zu fürchten; der Pädagog war frei.

Zwei Grundideen beherrschten den ganzen Erziehungsplan. Vorab sollte ie „Laienerziehung" in ihrer ganzen Vollendung durchgeführt werden, d. h. die rziehung ohne Gott. Die Kapelle, die bei der Anstalt bestand, wurde 1882 ls „unnütz" abgethan und in Handwerksstätten umgewandelt. Nicht der Atheis-

mus, so gaben Robin und seine Miterzieher 1894 zu Protokoll, bilde den Ausgangspunkt seines Unterrichtes, sondern lediglich die „Neutralität", die „Ignorierung Gottes", da die Wissenschaft von Gott nichts wisse. In der That aber wurden die Kinder vom zarten Alter an nicht dem Religionsbekenntnis gegenüber neutral, sondern mit ausgesprochenem Haß gegen jede Religion und mit Verachtung gegen die Offenbarungslehre großgezogen. „Für Herrn Robin", schreibt sein Schüler (p. 179), „ist Gott lediglich das Produkt von Phantasie und Gefühl. Die Gottesidee hat nach ihm keinerlei wissenschaftliche Grundlage, ist ohne jeden praktischen Nutzen, ja sie ist sogar ein Übel." Es handelte sich darum, „das Buch der Mystik, über welchem die entschwundenen Generationen erbleicht sind, zu schließen und es zu ersetzen durch das große, stets geöffnete Buch der Natur, um wenigstens von den schönsten Seiten desselben einige zu durchblättern". Was die Kinder über Religion zu lernen hatten, hörten sie im Geschichtsunterricht als histoire des mythologies, de *toutes* les mythologies (p. 130), wo das Glaubensgeheimnis von der heiligsten Dreifaltigkeit als gleichwertig neben die heidnische Göttersage gestellt wurde. Durch besondere Vorträge wußte man dem kindlichen Geiste noch nachzuhelfen; der Inhalt ist schon in der Ankündigung (p. 214) genügend angedeutet:

„Vertrauliche Unterhaltungen über die Absurdität gewisser Glaubenssätze, Vorurteile und Superstitionen. — Erklärung und Nachweisung natürlicher Vorgänge sowie der Leistungen außergewöhnlicher Handfertigkeit oder Täuschungskunst, welche infolge von Unwissenheit, Gedankenlosigkeit und Leichtgläubigkeit . . . nur zu leicht für phantastische Wunder gehalten werden, zumal Gaukler und Charlatane sorglich darauf ausgehen, zu eigenem Vorteile solche Täuschung zu unterhalten."

Die zweite Hauptidee war, daß Knaben und Mädchen, die in dem Orphélinat anfangs getrennt erzogen worden waren, nach amerikanischem Vorbild in völliger Gemeinsamkeit aufwachsen sollten. Abgesehen von den Schlafstätten, die in verschiedenen Gebäuden untergebracht waren, verkehrten Knaben und Mädchen von 4—16 Jahren ohne jede Rücksicht auf Verschiedenheit des Alters oder Geschlechtes den ganzen Tag über aufs freieste und hatten den Unterricht wie alle Übungen gemeinsam. Man sah die Mädchen mit den Knaben nicht nur auf der Schulbank und dem Spielplatz, sondern auch um die Wette auf dem Velociped und auf den Stelzen, mit der Trompete oder der Trommel, beim Turnen wie beim Baden, in der Schmiede- und Schreinerwerkstätte, wie in der Küche, beim Schneider und bei der Näherin. Nur von wenigen Übungen, wie dem Boxen oder der schweren Schmiedearbeit, waren die Mädchen gesundheitshalber ausgenommen. Jedem älteren Knaben war ein jüngerer zur Versorgung und Anleitung übergeben, jedem größeren Mädchen ein kleines. Sie hatten für die Reinlichkeit, die Kleidung, das Essen bei Tisch, das Benehmen u. s. w. dieser Kleinen Aufsicht zu führen und trugen die Verantwortung; man nannte sie die „Papas" und „Mamas".

Auf Grund dieser Vorbedingungen sollten die 180 Kinder und die etwa 50 Köpfe des Lehr- und Aufsichtspersonals wie eine große Familie zusammenleben in völliger Gleichheit und Unabhängigkeit. Die Erziehung zielte darauf hin,

jeden nationalen, gesellschaftlichen oder autoritativen Unterschied völlig zu beseitigen. Die Freiheit des einzelnen Kindes sollte nur Schranken finden an den Rücksichten auf seine Gesundheit wie auf die Freiheit und das Wohlbefinden seinesgleichen. Befehle oder Strafen waren ausgeschlossen; jeder Akt der Autorität verpönt.

„Ich betrachte es als einen Punkt von entscheidender Wichtigkeit," hatte Robin schon 1870 geschrieben, „daß alle Erwachsenen die Freiheit des Kindes auf das vollendetste respektieren und ehrlich darauf verzichten, ihm gegenüber eine Autorität geltend zu machen, die keine andere Grundlage für sich hat als das Recht des Stärkeren.... Ich bin der Meinung, daß insbesondere die an Allgewalt grenzende Autorität des Vaters einer der verderblichsten Überreste der ehemaligen theologischen Weltanschauung ist. . . .

„Die Freiheit des Kindes ist schon genug eingeengt durch Schranken jeder Art, welche die natürlichen Faktoren ihm entgegenstellen, und unter diese rechne ich zunächst den Widerstand, den es bei der Gruppe derjenigen finden wird, deren Freiheiten beeinträchtigen zu wollen ihm in den Sinn kommen könnte. . . .

„Bei der gegenwärtigen Ordnung der Dinge wird das Kind wohl den Namen Obrigkeit (maître) aussprechen hören. Möge es beizeiten dieses Wort verabscheuen lernen! Möge es mit Haß erfüllt sein gegen jede Autorität, unter welcher Gestalt sie ihm auch entgegentreten mag, und möge in unserer gegenwärtigen Übergangsperiode der Geist der Auflehnung die erste seiner Tugenden werden!" (p. 189—191.)

Statt der Achtung eines höheren Ansehens soll das Kind nur durch Vertrauen zu überlegener physischer oder intellektueller Kraft geleitet werden.

„Ist es nicht ein Gewinn, daß dieses von selbst erwachende Vertrauen ganz und gar jenen leidenden Gehorsam verdränge, den eine (in ihrem Begriff) absurde Autorität verlangt und den die auf unserem westlichen Kontinent am meisten verbreitete religiöse Sekte (d. h. die katholische Kirche) als die höchste aller Tugenden ansieht?"

Bei der großen Zahl pädagogischer Grundsätze, Mittel und Experimente, welche zu Cempuis unter Robin im einzelnen eine Rolle spielten, ist nicht zu leugnen, daß auch manches an sich Treffliche sich findet. Sieht man einmal ab von dem sittlich Umstürzenden der Tendenz und Grundlage, so ist es überaus anregend für den Freund der Jugenderziehung, zumal die Leiter ähnlicher Anstalten, all diese Versuche und Anschauungen prüfend an sich vorüberziehen zu lassen.

Einen großen Teil der „moralischen Erziehung" setzt Robin bei seiner realistischen Lebensauffassung in die Erzielung möglichst starker Nerven. Ausdrücklich adoptierte er den Erziehungsgrundsatz der alten Jesuiten: mens sana in corpore sano. Was zur Pflege der Gesundheit und Reinlichkeit, der Abhärtung und Kraftübung, zur Gewöhnung an Mäßigkeit und einfache Nahrung zu Cempuis alles geschah, war zwar nicht frei von Übertreibung und Pedanterie, in der Hauptsache aber vortrefflich. Wie hier, so erinnert die Sorgfalt für ersprießliche Ausnutzung der Erholungszeit, für Mannigfaltigkeit der Spiele und Körperübungen auf jeden Schritt an die Jesuitenschule. Nicht anders das durchwegs väterliche Regiment des Lehrers und Erziehers im Gegensatz zur herkömmlichen Unnahbarkeit des Professors, die Betonung der Deklamierübungen und

Schulkomödien, die öffentliche Ausstellung der besseren schriftlichen Arbeiten, die allwöchentliche feierliche Notenverlesung, die Pflege des Gesanges, die bevorzugte Stellung der großen Blechmusikbande, die kürzeren und längeren Ausflüge unter Begleitung der Lehrer u. s. w. Gar oft, wo Robin sich einreden möchte, etwas ganz Neues erfunden zu haben, bewegt er sich völlig in altbekannten Bahnen. Was er z. B. als „eurhythmisches Turnen" bezeichnet, rhythmische Reihenbewegungen oder Tänze, ist in den alten Jesuitenkollegien unter dem Namen Ballet oder Tanz bei den Schulfesten fleißig geübt worden. Auch die Anleitung zur Handarbeit neben dem sprachlichen und grammatischen Unterricht war keineswegs, wie Robin behaupten möchte, der alten Pädagogik unbekannt. Ludwig XIII. übte als Knabe das Maurer- und Schreinerhandwerk und die Bildhauerkunst und zeichnete und malte recht fleißig; die Schlosserkünste des jugendlichen Ludwig XVI. sind bekannt. Die bayrischen Prinzen aus der katholischen Linie Wittelsbach lernten neben dem Unterricht in den klassischen Sprachen nicht nur Zeichnen und Musik, sondern auch das Drechslergewerke, Edelstein- und Glasschleifen, Goldschmiedekunst, Elfenbeinschnitzen, Wachsmodellieren u. dgl. An öffentlichen Kollegien ließen sich solche Übungen freilich nicht einführen, allein die Pädagogik jener Zeit hatte den relativen Wert solcher Beschäftigungen keineswegs übersehen.

Vortrefflich ist es, wenn Robin in der verfrühten und übertriebenen Spezialisierung des Erlernens und der Bethätigung (la spécialisation à outrance, étroite et commencée trop tôt, sans base d'instruction générale) ein großes Übel erkennt, nicht nur für den einzelnen, sondern auch für den Bestand der ganzen menschlichen Gesellschaft. Er verlangt einen gewissen Grad von allgemeiner Ausbildung, sowohl der Geisteskräfte wie der körperlichen Fertigkeiten *vor* jeder Spezialisierung. Unter dieser allgemeinen Ausbildung versteht er jedoch keineswegs jenen Grad feiner Gesittung, veredelten Geschmackes und allseitiger Empfänglichkeit für höhere geistige Interessen wie die alte Schule — von alledem hat er selbst nicht die leiseste Ahnung —, sondern eine „allgemeine Ausbildung" sieht er nur darin, daß das Kind „von allem etwas" weiß und kann, daß es eine wirklich encyklopädische Geistesfütterung und Dressierung, eine wenigstens inchoative Schulung *aller* Fertigkeiten und Fähigkeiten, die nur in ihm sind, erhalten habe: De toute science et de tout art, non pas de vagues lueurs, mais de solides notions, précises, quelque élémentaires qu'elles soient.

Man versteht Robins Abneigung gegen theoretischen Unterricht, gegen Schulbücher, Grammatiken, überhaupt gegen jede einseitige Überbürdung oder nicht unabweisbar notwendige Ermüdung des kindlichen Geistes. Es ist nur zu loben, wenn den Kindern der Unterricht anziehend und angenehm gemacht wird, wenn auf Wechsel, Bewegung und Vergnügen bei allen Beschäftigungen des Tages Wert gelegt wird. Es geht aber zu weit, wenn das Kind keinerlei ernste Anstrengung und keinerlei Überwindung seiner selbst kennen lernen soll und alles Lernen zu bloßem Spiel und Zeitvertreib wird.

Wann immer die Jahreszeit es erlaubte, wurden zu Cempuis die Schulen im Freien gehalten. Jedes Kind stand oder saß während des Unterrichtes, wie ihm beliebte. Da war nichts vom Stillesitzen, vom Geradehalten oder vom An-

schauen des Lehrers. Es durfte laut und selbst lärmend zugehen in den Schulen. Sache des Lehrers war es, die Kinder immer unter Atem, immer beschäftigt und interessiert zu erhalten. Auch während des Essens war niemals Silentium. Überall die möglichst uneingeschränkte Freiheit.

Eine Besonderheit in der leiblichen Ausbildung auf Cempuis bestand in der Sorgfalt, die auf planmäßige Stärkung der Organe und Verschärfung der Sinne verwendet wurde, Schärfe und Sicherheit des Auges und Ohres, Geschicklichkeit der Hand u. s. w. Über den Wert der verschiedenen Übungen, die dafür angewendet wurden, kann man geteilter Meinung sein; einiges war ganz gut. Eine Übung der Knaben während der Erholungszeit im Schießen mit Bogen oder Armbrust nach einem bestimmten Ziel läßt man sich gefallen. Aber daß alle Knaben vom 14. bis 16. Jahre im Schießen mit Pistole und Flinte geübt wurden, so daß sie bei öffentlichen Preisschießen mit Erfolg Erwachsenen an die Seite treten konnten, hat doch sehr große Bedenken. Überhaupt erinnert die militärische Einschulung zu Cempuis, die sich nicht auf das Exerzieren in Reih und Glied beschränkte, sondern auch auf das Schwärmen und Plänkeln sich ausdehnte, nur allzu ernst an die Einschulung für einen Volkskrieg. Pädagogischer erscheint die Abrichtung der Kinder für den Feuerwehrdienst; in der richtigen Weise geleitet, vermag sie Spiel und Turnübung in einer die Knaben höchst ansprechenden Weise zu ersetzen und bringt thatsächlich wertvolle Fertigkeiten und Erfahrungen für manche kritische Augenblicke im späteren Leben. Die allwöchentlichen komplizierten Körpermessungen und selbst die tägliche Reinlichkeitsinspektion in der dem Soldatenleben entnommenen Weise, wie sie thatsächlich geübt wurden, hatten neben dem berechtigten Grundgedanken manches Übertriebene und waren selbst nicht frei von Bedenken.

Eine größere Betonung der Handarbeit war für Kinder, welche nicht zu höheren Studien berufen, sondern durch ihre häuslichen Verhältnisse schon auf die Kreise der arbeitenden Klassen sich angewiesen sahen, gewiß ganz am Platze. Auch hier ging Robin von dem Grundsatz aus, daß es für Erlernung einer mechanischen Fertigkeit irgend welcher Art, und somit auch des Handwerks, von größter Wichtigkeit sei, daß der Knabe schon vor Antritt der Lehrzeit gelernt habe, alles prüfend zu beobachten, und daß er für Blick und Hand Sicherheit und Gewandtheit sich bereits erworben habe. Vielleicht daß hier allzuviel der theoretisierende Schulmeister sich verrät, der dabei die wirkliche Natur des Kindes aus dem Auge verliert. Bisher lehrte die Erfahrung, die man wohl als eine allgemein bewährte bezeichnen darf: „Lasset den Jungen ein Handwerk gründlich und bis zur Vollendung lernen, und er wird Geschick und Verständnis haben für jede andere Handfertigkeit.“ Robin aber sagt: „Lasset den Jungen in allem sich versuchen, von allem etwas erlernen, so erwirbt er Geschicklichkeit. Ist er aber einmal geschickt, so ist die Erlernung jedes Handwerks für ihn eine Kleinigkeit.“ Diesem Grundsatz entsprechend mußten zu Cempuis alle Kinder, soweit nur Alter und Kraft es gestattete, bei häuslichen Arbeiten jeder Art mit Hand anlegen. Überdies bestanden für 15 verschiedene Gewerbe eigene Werkstätten mit eigenen Vorarbeitern oder Lehrern (ouvrier-professeur). Alle Kinder, die Mädchen nicht ausgenommen,

mußten in jeder dieser Werkstätten für einen bestimmten Zeitraum tägliche Dienste leisten und mitarbeiten, neben den eigentlichen Lehrlingen. Bis die Klassen der Elementarschule durchgemacht waren, hatte demgemäß jedes der Kinder in wenigstens 15 Arten mechanischer Erwerbsarbeit sich versucht und Erfahrungen gesammelt, und konnte mit einiger Sicherheit dasjenige auswählen, was ihm besonders zusagte und für was es besondere Anlagen zu besitzen glaubte. Allein mit diesen 15 verschiedenen Erwerbsarten hatte es sein Bewenden noch keineswegs. Nebenbei wurde unter Anleitung der Erwachsenen noch allerlei getrieben. Mauerwerk wurde aufgeführt, tote Tiere wurden kunstgemäß zerlegt, meteorologische Messungen und Beobachtungen wurden angestellt und aufgezeichnet u. s. w. Meistens erfolgte die Wahl eines bestimmten Gewerbes schon mit dem vollendeten zwölften Jahre. Von da an war das Kind im eigentlichen Sinne Lehrling und hatte unter fachmännischer Leitung durchschnittlich fünf Stunden des Tages sich in seiner Kunst zu üben. Der Rest der Zeit blieb für Fortbildung und für die Freuden des Lebens. Robin war der Ansicht, daß ein Knabe, der scharfe Beobachtung und geschickte Hand schon mitbringe, unter einer verständigen Anleitung, die mit den praktischen Handgriffen auch die theoretische Erklärung verbinde, zur Erlernung eines Handwerks außerordentlich wenig Zeit brauche.

Am meisten Erfolge hatte Cempuis in der Musik und im Zeichnen. Frühzeitig mußten alle Kinder die Noten lesen lernen. Es wurde vom Blatt gesungen und gespielt; auch das Repertorium der Gesangstücke, welche die Kinder auswendig wußten, war bald sehr groß. Abgesehen von der gutgeschulten Blechmusik, für welche Knaben und Mädchen ohne Unterschied eingestellt wurden, erhielten musikalisch beanlagtere Kinder Unterricht auf dem Klavier, dem Harmonium oder der Violine. Auch ein neu erfundenes Streichinstrument, das „Cécilium", wurde auf Cempuis fleißig gespielt. Das Zeichnen geschah nicht nach Vorlagen, die höchstens der Probe halber zuweilen einmal gezeigt wurden, sondern nach der Natur; meist begann man mit Blättern und Blumen. Besonders gelungene Zeichnungen durften mit Farben bemalt werden. Modellieren in Lehm und Wachs, sei es nach der Phantasie, sei es nach gegebenen Vorbildern, wurde von allen geübt. Übungen wurden auch angestellt im Versmachen. Die Stenographie mußte von allen erlernt werden und wurde mit größtem Nachdruck betrieben. Fremde Sprachen wurden von manchen erlernt, aber ohne Grammatik, lediglich durch Übung. Schulfeste mit Theatervorstellung, Konzert, Deklamation oder freien Vorträgen waren häufig, bald nur im häuslichen Kreise, bald vor zahlreichen fremden Zuhörern. Es wurde jedoch dabei nicht immer Neues aufgeführt, sondern mit Vorliebe wurde zur öffentlichen Schaustellung das wiederholt, was in der Schule oder Übung besonders gut gelungen war. Durch Tanz, Gesang, Turnen, Orchester u. dgl. wußte man solchen Vorstellungen große Mannigfaltigkeit zu verleihen, wie diese Feste selbst wieder dem ganzen Leben in Cempuis einen immer festlichen Ton, den Schimmer des ununterbrochenen Vergnügens verliehen.

Wie angeblich jede Bestrafung der Kinder, zumal jede körperliche Züchtigung, so war auch die Belohnung, die Anweisung von Plätzen, Graden, Rangstufen, Preiskarten u. dgl. verpönt. Auf Umwegen und unter anderem Namen kam

man aber doch auf manches dieser Aneiferungsmittel zurück. So teilte man z. B. die einzelnen Klassen in verschiedene Gruppen, die der sehr guten, der guten, der genügenden, der ungenügenden Schüler. Zwischen diesen Gruppen fanden dann wohl Versetzungen statt, im günstigen wie im ungünstigen Sinne; die Gruppe der dauernd Ungenügenden wurde selbstverständlich an die nächst untere Klasse abgeschoben. Merkwürdig ist das Surrogat, das an Stelle der Strafe zu Hilfe genommen werden mußte, der envoi à la réflexion. Er entspricht ganz jener Verkennung des wirklich kindlichen Charakters und jener Heranzüchtung der Frühreife und Altklugheit, wie sie auch sonst bei der Erziehungsmethode zu Cempuis zu beobachten ist. Diese Kinder, die vom Alter der Unmündigkeit an über alle Probleme der Wissenschaft wie des Menschenlebens schwatzen hörten und schon bald angeleitet wurden, auch selbst über alles mitzureden, sollen z. B. in den Stunden des sogen. „Freistudiums" ein „Tagebuch" führen, ihre Eindrücke von einer Woche oder einem Monat für sich niederschreiben: excellente habitude à contracter dès l'enfance! Entsprechend ist nun das Strafmittel:

„Zöglinge, die einen schwereren Fehltritt begangen haben gegen die Ehrenhaftigkeit, die gute Erziehung u. dgl., werden während der Stunden des Schulunterrichtes oder der Erholung unter Aufsicht eines der Professoren in ein Zimmer geschickt, um über den begangenen Fehler nachzudenken und einen Bericht darüber zu Papier zu bringen, kurz, aber nach Stil, Rechtschreibung und Schönschreibung so sorgfältig als möglich. Dieser Bericht kann das einfache Geständnis der Schuld enthalten unter Beifügung der guten Vorsätze für die Zukunft, oder Erklärungen, welche den begangenen Fehler in milderem Lichte erscheinen lassen, oder selbst eine vollständige Rechtfertigung. Dies ist auch die Gelegenheit, bei der eine Übung, eine Aufgabe oder eine Arbeit irgend welcher Art, die entweder gar nicht oder nicht gut gemacht war, gemacht oder vervollständigt oder wiederholt werden muß."

Man will mit dieser Art der Bestrafung auf Cempuis besonders gute Erfahrung gemacht haben. Allein der zumeist gerühmte Nutzen lag auf anderem Gebiete als dem der Besserung oder heilsamen Warnung des Zöglings.

„Die Lehrer, trotz all ihrer Vortrefflichkeit, konnten von der Ungeduld zu einem zu strengen Urteile sich hinreißen lassen. Die wenigen Minuten der réflexion, während welcher der Zögling den Bericht über seinen Fehler niederschreiben oder seine Rechtfertigung erbringen mußte, genügten, um den Erzieher sich wieder abkühlen zu lassen, wenn er in großem Zorn gewesen war, und nun unter günstigeren Bedingungen sich ein Urteil zu bilden."

So findet sich in den tausend Einzelheiten der Erziehungsweise von Cempuis überall Abgeschmacktes mit Gutem vermischt. Kein Zweifel, daß auch manches Gute sich fand und daß man von den dort gemachten Experimenten positiv oder negativ manches lernen kann. Wäre indes des wirklich Guten auch weit mehr, als es thatsächlich ist, und wäre wirklich alles dies von Robin ganz neu erfunden, was es thatsächlich nicht ist, so würde es doch das furchtbare Attentat niemals gut zu machen im stande sein, das in diesem Waisenhaus an den unsterblichen Seelen von Hunderten von Kindern begangen worden ist.

Seit Robins Eintreffen in Cempuis hatten noch nicht 14 Jahre sich erfüllt, als er am 31. August 1894 summarisch seiner Stellung enthoben werden mußte,

Die Regierung hatte sich veranlaßt gesehen, durch eine außerordentliche Kommission von Sachverständigen die Verhältnisse des Waisenhauses eingehender untersuchen zu lassen. Als Ergebnis dieser Untersuchung wurde amtlich mitgeteilt:

„In Bezug auf die Überwachung, die innere Verwaltung, die moralische Richtung des Unterrichtes, die Auswahl der Lehrkräfte und internationalistischen Theorien hat die Untersuchung Thatsachen solcher Beschaffenheit ergeben, daß das Minister-Conseil sich außer stande sah, Robin länger an der Spitze dieser Anstalt zu lassen, und auf Antrag zweier Minister dessen sofortige Abberufung beschloß."

Über das Nachspiel, das die Angelegenheit im Parlamente erlebte, schrieb man am 11. November 1894 von Paris aus an die „Allgemeine Zeitung" (Nr. 314):

„In der gestrigen Sitzung der Deputiertenkammer wurde die vielbesprochene Cempuis-Affaire — die vom Ministerrate verfügte Absetzung des Direktors Robin, welcher die Zöglinge des seiner Obhut unterstellt gewesenen Waisenhauses zum Gegenstande der gewagtesten pädagogischen Experimente gemacht hatte — von sozialistischer Seite durch eine Interpellation zur Sprache gebracht. Es konnte dem Unterrichtsminister Leygues nicht schwer fallen, unter Hinweis auf das Aktenmaterial die Kammer davon zu überzeugen, daß die Regierung pflichtwidrig gehandelt haben würde, wenn sie nach Konstatierung gewisser Thatsachen Herrn Robin auch nur eine Stunde länger auf seinem Posten hätte belassen wollen. ‚Wäre derselbe nicht sofort beseitigt worden,' erklärte der Minister, ‚so hätte ich mein Portefeuille keinen Augenblick mehr behalten.' . . . Mit der erdrückenden Mehrheit von 466 gegen 40 Stimmen wurde das Verhalten der Regierung ausdrücklich gutgeheißen."

Wohl suchte die Kommunalbehörde, die durch den Skandal auch ihrerseits sich bloßgestellt sah, des bisherigen Untergebenen sich anzunehmen und warf ihm eine Pension aus. Robin und seine Helfershelfer führten alles auf Lüge und Verleumdung zurück. Allein den Experimenten in Cempuis war ein Ende gemacht, und Robin hat trotz seiner Geschäftigkeit im Dienste der Loge eine Verwendung im Staatsdienste nicht mehr gefunden.

Es giebt überspannte Apostel der Mildherzigkeit, die sich aufs höchste erregen, wenn einmal zur Förderung der Wissenschaft an lebenden Tieren schmerzverursachende Versuche vorgenommen werden. Hier sind unter ausdrücklicher Konnivenz einer Staatsregierung und einer Provinzial-Verwaltung zur Erprobung wahnwitziger und selbst umstürzender Ideen ungleich grausamere, für immer vielleicht unheilbare Experimente unternommen worden an den unsterblichen Seelen von Hunderten der best veranlagten Kinder! Möge Gott es Frankreich verzeihen!

Über den Bestand der russisch-schismatischen Kirche finden sich in den Echos d'Orient III (Constantinople-Paris 1900), 312—316 einige Mitteilungen, welche dem letzten offiziellen Bericht des heiligen Synod an Kaiser Nikolaus II. entnommen sind. Danach waren die 78 849 817 Angehörigen der russischen Kirche (39 265 493 Männer und 39 584 324 Frauen) verteilt auf 65 Bistümer oder Eparchien, davon 64 in Rußland, eines in Amerika, und besaßen an Bauten zu gottesdienstlichen Zwecken 36 361 Pfarrkirchen, 18 000 Kapellen, 10 000 Kirchhofs- und Privatkapellen. Der Klerus setzte sich zusammen aus 3 Metro-

politen, 14 Erzbischöfen, 48 Bischöfen, 38 Titelbischöfen, 2035 Protopopen, 42 005 Priestern, 14 062 Diakonen, 43 950 niederen Klerikern.

In 495 Männerklöstern zählte man 8076 Mönche und 6978 Brüder, in 268 Nonnenklöstern 8942 Nonnen und 27 166 Schwestern.

Neben der gewöhnlichen Seelsorge hat der Klerus sich auch der Missionsarbeit zur Bekehrung von Heiden und Andersgläubigen gewidmet. Auf dem Boden des europäischen und asiatischen Rußland giebt es nach dem offiziellen Bericht des heiligen Synod 23 Missionen, für deren Unterhalt die 14 243 Mitglieder der „Gesellschaft der orthodoxen Missionen" 384 509 Rubel für das Jahr 1896, 396 961 Rubel für 1897 zusammenbrachten. Die Hauptpunkte, an welchen die Missionsarbeit ihre Thätigkeit entfaltet, sind Finnland, Georgien und — Polen, wenn man für die Bekehrungen in letzterem Land den Namen „Missionen" gebrauchen darf.

Die Erfolge der Bekehrungsarbeit werden durch folgende Zahlen veranschaulicht:

Konvertiten aus den	im Jahre 1896	im Jahre 1897
Lutheranern	1 874	1 754
Katholiken	1 500	2 081
Unierten	312	185
Reformierten	21	32
Armeniern	26	47
Protestanten	70	41
Raskolniken	7 800	8 196
Juden	901	873
Mohammedanern	451	485
Heiden	2 226	2 667
	15 181	16 361

Außerhalb des russischen Reiches besitzt die orthodoxe Kirche Missionen in Japan und Amerika. In dem erstgenannten Lande zählte man, laut dem offiziellen Bericht, im Jahre 1897 23 856 orthodoxe Christen in 225 Gemeinden, die von einem Bischof, einem Archimandriten, 27 Priestern und 5 Diakonen geleitet wurden. Davon sind 26 Priester und 4 Diakonen japanischer Abstammung. Die Mission besitzt 3 Zeitungen, eine Katechismusschule zu Tokio, ein Seminar, eine Schule für (liturgischen?) Gesang, eine Kinderschule, die mit einer Werkstatt für religiöse Malerei in Verbindung steht. Die Zahl der Taufen betrug 937 im Jahre 1896, 993 im folgenden Jahre.

Auf Amerika kommen 29 russische Missionen mit 30 Kirchen und 70 Kapellen. Sie unterstehen einem Bischof, der in San Francisco seinen Sitz hat. Man schätzt die Zahl der russisch-orthodoxen Christen auf 50 000, darunter auch bekehrte Eskimos, Bewohner der Aleuten, Chinesen, Japaner. Im Jahre 1897 soll die Zahl der Konvertiten 700 gewesen sein. Seit 1896 besteht eine Zeitung für die schismatischen Gemeinden, sie besitzen aber erst 3 Schulen.

Eine Mission in Korea ist geplant, war aber zu Beginn 1898 noch nicht ins Dasein getreten.

Seine Ausbildung erhält der russische Klerus in Proseminarien, Seminarien und Akademien, über deren Verhältnisse folgende Zahlen Aufschluß geben. Man zählte 1897

185	Proseminarien	mit 1818	Lehrern	und	31 038	Schülern,
58	Seminarien	„ 1017	„	„	19 151	„
4	Akademien	„ 125	„	„	938	„

Die 4 Akademien sind ungefähr das, was wir theologische Fakultäten nennen. Sie befinden sich in Petersburg, Moskau, Kiew und Kasan. An dem letztgenannten Ort findet sich auch eine besondere Vorbildungsschule für Missionäre.

Dem Elementarunterricht von 1 338 598 Knaben und Mädchen widmeten sich 31 821 Lehrer an 38 475 Kirchenschulen. Zum Unterhalt der Schulen wurden mehr als 8 Millionen Rubel aufgewandt, von welchen 1½ Millionen Staatszuschuß ist.

Im übrigen war das Kultusbudget wie folgt. Es wurden ausgegeben für

das Personal der Schulen	3 150 766	Rubel,
Stipendien	1 361 981	„
Miete, Heizung	600 527	„
Neubauten von Schulen	372 000	„
Personal der Synodaldruckereien zu Petersburg und Moskau	536 576	„
Bau von Pfarrhäusern ꝛc.	515 456	„
Unterhalt des heiligen Synod	265 514	„
Unterhalt der Kathedralen, Bischofswohnungen ꝛc.	845 000	„
Konsistorien	724 672	„
Unterhalt von Klöstern	416 744	„
Unterhalt des Klerus in Stadt, Land, Missionen	8 773 010	„
Verschiedene Bauten	564 955	„
Unterhaltung des Synodalpalastes	10 541	„
Verbesserungen im Schulwesen	7 263 601	„
Verschiedene Ausgaben	542 187	„
Für das orthodoxe Kirchenwesen im Ausland	156 634	„

Natürlich sind diese Zahlen zum Teil mit Vorsicht aufzunehmen. Unter die 78 Millionen Orthodoxgläubige sind z. B. auch mit Gewalt bekehrte Unierte aufgenommen, welche gegen ihre Zugehörigkeit zum Schisma stets Verwahrung einlegten. Ebenso sind dazu die Millionen von Raskolniken gerechnet, obschon sie den Czar ungefähr auf gleiche Stufe mit dem Antichrist stellen. Auch über die russischen Heidenbekehrungen wurden Stimmen laut, welche sie als bloße Scheinbekehrungen bezeichneten (The Tablet, 4 febr. 1899, p. 18[illegible]).

Paramente mit Darstellungen des Totentanzes. Von Darstellungen des Totentanzes in Kirchen und Friedhofshallen ist eine [illegible] Anzahl bekannt; dagegen sind liturgische Gewänder, welche mit [illegible] sind, äußerst selten und deshalb natürlich von besonderem Interesse. [illegible] deren nur im Dom zu Osnabrück und in St. [illegible] gefunden. Zu Osnabrück sind die Besätze eines Pluviale zu [illegible] Kasel

und eines Pluviale mit Totentanzszenen bestickt. Ehedem waren das auch die Stäbe der zu den beiden letztgenannten Gewändern gehörenden und noch vorhandenen Dalmatiken, doch wurden von denselben leider in späterer Zeit die Darstellungen entfernt.

Auf dem einen der beiden Längsstreifen des Osnabrücker Pluviale, von denen jeder aus drei von einer Borte umsäumten und in ihrem oberen Teile mit einer Arabeske gefüllten Feldern besteht, holt der Tod die geistlichen Würdenträger zu seinem grausigen Tanz. Im obersten Felde führt er den mit der Tiara gekrönten Papst, im mittleren einen Kardinal, im unteren einen Bischof von dannen. Auf dem andern Stabe ladet der Knochenmann die weltlichen Großen zu seinem Reigen ein, den Kaiser mit der Erdkugel, einen König mit dem Scepter und einen Edelmann mit einem Falken.

Mit einer eigenartigen Szene ist der Schild des Pluviale versehen. In der Mitte erhebt sich ein Kreuz, rechts davon gewahren wir drei Edelleute hoch zu Roß. Sie sind, wie der Falke auf der Hand eines der Reiter bekundet, ausgezogen, um die Lust der Jagd zu genießen. Mit Schrecken schauen sie auf drei gespenstische Gestalten, die auf der andern Seite des Kreuzes ihnen in den Weg getreten sind. Es sind drei Gerippe, von denen eines eine Sense trägt, das zweite die Hände nach den Reitern ausstreckt, das dritte eine Lanze auf die Gesellen schleudert. Das Bild ist eine Illustration des mittelalterlichen, in Frankreich sehr verbreiteten Liedes von den drei Lebendigen und den drei Toten.

Vollständiger als auf dem Osnabrücker Pluvialbesatz ist die Reihe der Darstellungen auf der Kasel und dem Pluviale von St-Nicolas zu Mons. Die Kasel hat auf dem Rücken ein Kreuz, auf der Vorderseite einen bloßen Stab. Bedauerlicherweise ist ersteres in seinem unteren Teile erheblich verstümmelt. Auch die Stäbe und der Schild des Pluviale sind nicht unversehrt geblieben. Jene wurden — wie es scheint, bei einer Restauration des Gewandes — verkürzt, dieser hat sich einen Ausschnitt gefallen lassen müssen, wie man ihn in neuerer Zeit in Frankreich und Belgien um den Hals herum an der Chorkappe gewöhnlich anzubringen beliebt, damit dieselbe besser sitze.

Was die Darstellungen der Kaselbesätze anlangt, so enthält das Kreuz in den Querbalken und in dem oberen Teile des Längenbalkens den Weltenrichter, der die Toten aus den Gräbern ruft. Rechts und links knien fürbittend Maria und Johannes. Zu den Füßen des auf dem Erdball thronenden Gottmenschen steigen zwei Tote aus ihrer Gruft. Den Rest des Längenbalkens nehmen zwei Totentanzszenen ein, Tod und Papst und Tod und Kardinal. Auf dem Stabe der Brustseite des Gewandes befinden sich zwei weitere, oben Tod und Erzbischof, darunter Tod und Bischof. Zu beachten ist, daß auf dem Meßgewand nur solche Szenen des Totentanzes angebracht sind, in denen geistliche Personen zum Todesreigen abgeholt werden.

Die Darstellung auf dem Schilde des Pluviale entspricht dem Bilde im oberen Teile des Meßgewandkreuzes. Sehen wir dort die Auferweckung der Toten zum Gericht, so gewahren wir hier als Gegenstück dazu die Wiedererweckung

Die Stäbe des Pluviale bestehen gerade wie beim Osnabrücker Chorkappenbesatz aus je drei übereinander angebrachten Feldern. Es haben auf ihnen die weltlichen Herren ihren Platz erhalten. Die Reihenfolge der Szenen beginnt an der linken Seite mit Tod und Kaiser; darunter folgt Tod und König, weiter Tod und Herzog. Rechts eröffnen den Reigen Tod und Graf; ihnen schließen sich an Tod und Ritter und als die letzten Tod und Edelmann. Die dargestellten Personen sind dieselben, die auch sonst in den Totentänzen aufzutreten pflegen. Welche Szenen einst auf den Dalmatiken dargestellt waren, läßt sich nicht mehr feststellen.

Hinzugefügt sei, daß die Besätze aller drei Gewänder nach Ausweis der Technik und des Stiles der Stickereien flandrische Arbeit aus dem Ende des 16. Jahrhunderts sind, und zwar müssen sie aus ein und derselben Hand oder doch derselben Werkstätte hervorgegangen sein. Das bekundet der Charakter der Borten, welche die einzelnen Felder umrahmen, die Behandlung des Fußbodens, die Form der Arabesken, welche auf allen drei Gewändern den oberen Teil der Felder füllen und sich voneinander nur in minimaler, mehr zufälliger als beabsichtigter Weise unterscheiden. Namentlich erhellt das aber daraus, daß drei Szenen der Osnabrücker Pluvialstäbe: Tod und Papst, Tod und Kardinal, Tod und Bischof, wenn wir uns des Ausdruckes bedienen dürfen, wörtlich auf der Kasel von St-Nicolas wiederkehren.

Totentänze auf Friedhöfen und an geeigneter Stelle in Kirchen waren gewiß ein ergreifendes Memento mori und eine ernste Predigt. Die Angemessenheit ihrer Anbringung auf liturgischen Gewändern wird man indessen mit Recht bezweifeln dürfen. Die gute mittelalterliche Kunst würde bei all ihrer Naivetät und ihrem kindlich frommen Sinn schwerlich einen solchen Gegenstand zur Ausschmückung der Paramente verwandt haben. Eine würdige Dekoration sind die drastischen Totentanzszenen für die heiligen Gewänder gewiß nicht. Die Vergänglichkeit des Menschen und den Ernst des Todes zu predigen, ist nicht Zweck und Aufgabe der liturgischen Kleidung.

Es kam erst im Verlauf des 16. Jahrhunderts unter dem Einfluß der antiken Ideen dazu, daß man die Paramente mit Emblemen des Todes und ähnlichen an den Tod erinnernden Dingen auszustatten anfing. Wohin das zuletzt geführt hat, ist bekannt; es sei nur an die Monumente, Grabhügel, Urnen, Todesgenien, die umgestürzten Fackeln und Cypressen erinnert, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein so beliebtes Motiv für die Ausschmückung schwarzer Kaseln u. s. w. waren. Von seiten Roms hat man sich übrigens schon früh gegen derartige Geschmacklosigkeiten gewandt. Das 1600, also zur Zeit, da die oben beschriebenen Gewänder mit der Totentanzdarstellung entstanden, herausgegebene Ceremoniale der Bischöfe wendet sich unter ausdrücklichem Verbote gegen eine solche Unsitte. Freilich geholfen hat's nicht. Die Strömung der Zeit war zu mächtig.

Die Weltkirche.

Ein Versuch über die „Entwicklung" des Katholizismus. I.

In einer vorläufigen Abhandlung haben wir uns bemüht, für einen Versuch über die Entwicklung des Katholizismus freie Bahn zu schaffen. Es geschah dieses durch eine Erörterung über den Begriff der Entwicklung. Wir bitten, an die Hauptsätze erinnern zu dürfen.

Organische und soziale Gebilde entstehen; sind sie entstanden, so beginnen sie sich zu entwickeln. Voraussetzung und Ursache der organischen Entwicklung sind der Keim und seine Triebkraft; die der sozialen Entwicklung ein Verband und seine soziale Arbeitskraft. Die Entwicklung ist Selbstvervollkommnung, die eigentliche Eigenart des Lebens. In der organischen Entwicklung vervollkommnet sich ein Lebewesen durch Nahrungsaufnahme und Wachstum, durch Widerstandskraft wider ungünstige, durch aktive Anpassung an günstige Lebensbedingungen; die Triebkraft des pflanzlichen Lebens trägt Blüten und Früchte, eröffnet mit diesen den Ausblick in die endlosen Fernen sich stets erneuernden Lebens.

In einer sozialen Entwicklung vervollkommnet sich ein soziales Gebilde durch das Vereinsleben und dessen sozialen Ertrag; Subjekt, Wesen und Ergebnis sozialer Entwicklung sind durch diesen Satz bestimmt. Das Vereinsleben ist die Summe aller geordneten Vereinsthätigkeit; der Verein selbst behauptet sich durch diese; wächst; nach außen widersteht er Widrigem und paßt sich Günstigem an. Der Vereinszweck wird hierin und durchweg gefördert, die bleibenden Fortschritte in dessen Verwirklichung sind der Kollektivbesitz des Vereins an Ergebnissen, sein sozialer Ertrag.

Wenn wir nun daran gehen, den Begriff der Entwicklung auf den Katholizismus anzuwenden, so ist zuvörderst festzuhalten, daß wir unter „Katholizismus" die Kirche und ihr Bekenntnis verstehen, von einer sozialen Entwicklung demnach reden wollen, deren Subjekt die römisch-

katholiſche Kirche iſt. Damit ſind vielleicht ſchon manche Bedenken behoben. Wenn ſoziale Entwicklung nichts iſt als Vereinsleben und was dabei herauskommt, ſo wird Entwicklung des Katholizismus nicht viel anderes bedeuten als das Leben der Kirche und deſſen religiös-ſozialen Ertrag, wogegen ſich nichts einwenden läßt.

Allein es gebricht nicht an andern Bedenken. Sie heften ſich an die Definition der Entwicklung und den Genetiv „des Katholizismus“. Einige ſtehen am Ausgangspunkt der Entwicklung, andere mitteninne im Verlauf, andere am Ziel. Sie fragen: „Selbſtvervollkommnung des Katholizismus“, was ſoll denn das heißen? Nicht etwa nichts? Iſt der Katholizismus Produkt einer hiſtoriſchen Entwicklung? Wie kann man von Entwicklung reden, wenn das Höchſte und Größte, Unerreichbare und Unübertreffliche am Anfang ſteht? Kann die Offenbarung und Erlöſung vervollkommnet werden? Öffnet dieſe „Entwicklung“ nicht Thür und Thor äußeren, menſchlichen, natürlichen Einflüſſen und trübt ſie nicht mindeſtens den übernatürlichen Charakter der Kirchengeſchichte? Man würde dahin gebracht, den Katholizismus als beſtändig im Fluſſe, in Umformung befindlich zu denken. Wer wird behaupten wollen, daß die ſpäteren Phaſen der Kirchengeſchichte immer und durchweg höhere Entwicklungsſtufen darſtellen? Wer wird das heute behaupten wollen! Fürwahr, es dürfte geratener ſein, damit nicht anzufangen und den Reſt Schweigen ſein zu laſſen.

Wir wollen zunächſt dieſe und andere Bedenken zurückſtellen und ſogleich ſagen, weshalb ſich hiſtoriſcher Betrachtung der Begriff der ſozialen Entwicklung des Katholizismus *aufnötigt*. Das geſchieht vorab aus zwei Gründen. *Erſtens*, weil es in der Weltgeſchichte keine ſoziale Entwicklung giebt, die ſo *durchſichtig* wäre wie die des Katholizismus; *zweitens*, weil es keine giebt, ja kaum eine geben kann, die ſich *in ſo unermeßlichen Dimenſionen* vollzöge wie der Aufbau der Weltkirche.

Durchſichtig iſt eine hiſtoriſche Entwicklung jedenfalls dann, wenn ſie ſich *auf Grund eines nachweisbaren Planes* und *aus einem nachweisbaren Keim* vollzieht. Sonſt muß man die treibenden Kräfte, ihr Verhältnis zu einander, das zu erreichende Ziel aus der Geſchichte der Entwicklung allein, vermutungsweiſe, irgendwie abnehmen, wobei es an Fehlerquellen und Dunkelheiten nicht gebricht. Die ſogen. Philoſophie der Geſchichte zeigt dieſes auf das allerdeutlichſte. Man wird ſich keiner Verleumdung ſchuldig machen, wenn man ihr nachſagt, ſie ſei bis auf den heutigen Tag aus den Dunkelheiten nicht recht herausgekommen.

Den Plan und den Keim des noch künftigen Katholizismus kennen wir aber nicht bloß in ihrer Existenz, sondern auch in ihrem Inhalt. Wir können den Grundriß und Aufriß des Baues aus einer Zeit historisch nachweisen, da der Bau selbst noch Zukunft war, wir vermögen die Entwicklungsfähigkeit des Keimes zu bestimmen.

Die Evangelien, wenn man sie auch nur als historische Urkunden liest, zeigen die scharfen Umrisse des Planes, geben Aufschluß über die Beschaffenheit und Triebkraft des Samenkornes voll unendlicher Zukunft, das aus der Hand, man möchte sagen aus dem Herzen des Herrn hervorging. Die kirchengeschichtlichen Denkmäler von der Apostelgeschichte angefangen enthüllen dann die historische Verwirklichung des Planes, die Entwicklungsgeschichte des Keimes: wie das Senfkorn, die Kirche selbst, gedeiht und wachsend sich entwickelt, wie das Christentum „einem Sauerteig gleich" die sozialen und kulturellen Zustände in säkularer Wirksamkeit allgemach durchdringt.

Gegenseitig beleuchten sie einander, der Plan und der Keim die Entwicklung, diese den Plan und den Keim. Im Einklang des Früheren und des Späteren liegt, um ein Wort des Apostels zu gebrauchen, „ein Beweis des Geistes und der Kraft". Ein Beweis des Geistes; denn der Plan und der Keim sind Weissagungen in Worten und Thaten, deren Erfüllung in einer neunzehnhundertjährigen Entwicklung vorliegt; ein Beweis der Kraft; denn Plan und Keim sind zugleich Machtgebote, denen die Geschichte des Katholizismus gehorchen sollte, gehorcht hat und heute noch gehorcht. Beide, die Weissagungen wie die Machtgebote, beziehen sich zudem nicht bloß auf eine dunkle, endlose Zukunft, sondern auch auf ein tausend- und abertausendfaches Mitwirken menschlicher Freiheit, das nie ausbleiben darf. Und wenn die Weissagungen es bloß vorherverkünden, so wird man sagen können, daß die Machtgebote es geradezu befehlen.

So durchleuchtet die siegreiche Weisheit und Allmacht des Erlösers die gesamte Kirchengeschichte, und diese erscheint, so weit sie Lichtbild ist, als eine Ausstrahlung des Lichtes der Welt, so weit sie voll Hoheit ist und voll Segnungen, als ein persönliches Werk unseres Herrn und als sein eigenster Sieg. Wir gedenken ein andermal hierauf zurückzukommen, um darzulegen, daß der freudige Ruf Christus vincit in der That Inbegriff der Kirchengeschichte ist und deren Formel.

Tritt die Entwicklung des Katholizismus um ihrer durchsichtigen Klarheit wegen uns als etwas historisch Erkennbares und Eigenartiges

entgegen, so ist dieses nicht minder der Fall, weil es *Katholizismus* ist, der sich entwickeln soll und entwickelt. Eine soziale Entwicklung, die grundsätzlich und vom ersten Anfang an auf solchen Umfang veranlagt und gerichtet wurde, ist so umfassend, daß es sich wohl begreifen läßt, wenn in der Geschichte es nie ihresgleichen gab, weil ein größerer Umfang *gar nicht denkbar* ist.

Vom *Ausgangspunkt* der künftigen Entwicklung des Katholizismus aus gewahrt man den Keim, aus dem sie ward, und sieht dem Plane gemäß in der Ferne kommender Zeiten die Umrisse der Weltkirche sich immer deutlicher abzeichnen. Im augenblicklichen *Endpunkt* der Entwicklung aber bedarf es nicht historischer Perspektiven, *die Weltkirche der Gegenwart* ist ebenso sichtbar wie der Dom von St. Peter. Und, ob man ihr angehört oder nicht, unleugbar steht die Thatsache da, daß der Katholizismus nicht bloß eine Summe von Ideen und Ansprüchen darstellt, sondern eine Summe von verwirklichten Ansprüchen, daß er *ein geschlossenes soziales Gefüge ganz eigener und einziger Art* ist. Diese Eigenart wollen wir genauer bestimmen. Zu diesem Behufe möchten wir an einige freilich elementare Sätze der Soziologie erinnern. Im übrigen nehmen wir den Katholizismus so, wie er sich selbst versteht.

Jeder Verein hat seine *ideelle* Eigenart vom *Zweck*, den seine Vereinsthätigkeit anstrebt, und von den *Statuten*, welche deren Norm bilden; er hat seine *reelle* Eigenart durch die *Mitglieder* und durch die *Vereinsleitung*.

Unter diesen vier Bestandteilen, welche das Wesen jedes sozialen Gefüges bilden: Zweck und Verfassung, Umfang und Autorität, gebührt der Vorrang dem *Zweck*, im übrigen sind es korrelate Begriffe, zumal die zwei letztgenannten. Alle Mitglieder müssen gewillt sein, die Vereinsleitung anzuerkennen, wenn anders sie nicht in bedenkliche Nähe der Anarchisten geraten wollen, und die soziale Vorstandschaft, wie sie *nur das*, aber auch *alles* das darf und soll, wozu sie nach dem Zweck und den Statuten befugt ist, vermag auch *lediglich* über die Mitglieder ihre Befugnisse auszuüben, aber über *alle*.

Unter dem *Umfang* eines Verbandes versteht man zunächst die Zahl seiner Mitglieder. Wo immer diese Zahl nicht als numerus clausus bestimmt ward, ist der Verein einer Vergrößerung fähig oder auf eine solche veranlagt. Es fragt sich weiter, wie er sich vergrößert, erweitert.

Wo immer dieſes nicht allein durch Naturnotwendigkeit geſchieht, wie durch bloße Abſtammung, muß darauf geſehen werden, auf welchen Grund hin zum Beitritt eingeladen wird und von welchen Bedingungen der Beitritt abhängt.

Daher giebt es zwei Rückſichten, welche den Umfang eines Verbandes zu erweitern geeignet ſind. In dem Maße erweitert ſich der Verbandsumfang, als erſtens der Beitrittsgrund allgemeiner Art iſt, d. h. einerſeits und negativ in dem Maße, als er unabhängig iſt von allem, was die Menſchen nach Wohlſtand und Bildung, nach Politik und Volkstum differenziert, anderſeits und poſitiv in dem Maße, als er ein Intereſſe berührt, das möglichſt vielen Menſchen gemein und notwendig iſt. In zweiter Linie würde der Umfang eines Verbandes in dem Maße erweitert, als die Bedingungen des Beitritts von möglichſt vielen und mühelos erfüllt werden könnten.

Danach iſt zu beurteilen, wann ein Verband auf den denkbar größten Umfang veranlagt wäre. Erginge die Einladung beizutreten nicht deshalb an die Einzelnen, weil dieſe einem Stande oder Lande, einem Staat oder Volk, beſtimmten Bildungskreiſen, Geld- oder Berufsklaſſen angehören, erfolgte die Berufung, aus welcher ſich das Beitrittsrecht oder gar die Beitrittspflicht ergäbe, aus gar keinem andern Grunde an jeden als deshalb, weil er das iſt, was alle ſind, nämlich ein Menſch; wenn die einzige Bedingung die wäre, daß er ja ſagt, aus Überzeugung einwilligt, ſo beſäße dieſer Verband der Anlage nach den denkbar größten Umfang. Er wäre nicht bloß international. Denn dieſes Wort leugnet zunächſt lediglich, daß die Zugehörigkeit zu einem Staat oder einem Volk als Bedingung geſtellt iſt; der gedachte Verband wäre übernational, er ruhte, was ſeinen Umfang betrifft, auf der Idee der Humanität als ſeiner ideellen, auf der Gleichheit und Zuſammengehörigkeit aller Menſchen als ſeiner reellen Grundlage. Einen volleren Ausdruck vermöchte die Solidarität der Menſchen nicht zu finden, als es in einem ſolchen Verbande geſchähe.

Freilich könnte eine ſolche Vereinsanlage nur denkbar ſein, wenn der Zweck danach wäre, wie ja vorhin bemerkt wurde, daß dieſer immer ausſchlaggebend iſt. Der Zweck eines ſolchen Verbandes müßte von allem abſehen, was Menſchen voneinander unterſcheidet und trennt, ſich nur darauf richten, was allen Menſchen gemein iſt und was alle vereint; er müßte ganz abſehen von Politik und Nationalität, von Reichtums- und Bildungsdifferenzen. Auf welchem Gebiet des menſchlichen Lebens könnte

ein solcher Verein entstehen und bestehen? Uns dünkt, es bleibt keines übrig als das religiös-ethische Gebiet.

Wir erinnerten daran, daß Umfang und Autorität einander entsprechen, das Machtgebiet der Autorität und der Umfang des Verbandes sich decken müssen. Ein weltweiter Verband heischt eine weltweite Autorität.

Von einem Merkmal der römischen Kirche, von ihrer Katholizität, ist der Ausdruck genommen, der *die Kirche und ihr Bekenntnis* Katholizismus nennt, und von diesem Merkmal geht deshalb die nachstehende Untersuchung aus. Jedermann weiß, daß es sich auf den Verbandsumfang bezieht. Es zeigt uns, auf welche Dimensionen der soziale Bau nach dem Grundriß angelegt ist.

Die Katholizität der Kirche bezeichnet nicht bloß ein von Christus dem Apostolat verliehenes, ökumenisches Recht und eine ebensolche Pflicht, die Sendung zu allen Völkern; nicht bloß die historische Folge hiervon, die thatsächliche Ausbreitung unter allen Völkern, wie sie die kirchliche Statistik nachzuweisen hat. Zu der ursprünglichen und immerwährenden Katholizität der Kirche gehört vorab der Grundsatz und die Thatsache, daß *im Reich Christi alle Völker gleichberechtigt sind und zusammengehören.*

Wir sagen, das sei *ursprüngliche* Katholizität. Denn schon in den Anfängen des apostolischen Zeitalters wurde sie im angegebenen Sinne vollendete Thatsache, als es hieß, „auch die Heiden haben das Wort Gottes angenommen" (Apg. 11, 1). Um des vorchristlichen Dualismus willen, Judentum und Heidentum, waren die Heiden Inbegriff der gesamten nichtjüdischen Menschheit. Der Kampf der Urkirche wider das Judenchristentum war darum der siegreiche Kampf um die religiöse Gleichberechtigung aller Völker, um den durch die Heidenchristen vertretenen und durch den hl. Paulus so machtvoll verfochtenen Katholizismus. Wie Frühlingsahnung fliegt die Erkenntnis anhebender Völkerverbrüderung durch die Blätter der Apostelgeschichte und die Briefe des Völkerlehrers. In den verschiedensten Wendungen dringt dieser darauf, daß der Umfang des Reiches Christi jenseits aller völkertrennenden Schranken liegt. Dieses „jenseits" ist nicht eigentlich so zu verstehen, daß die Grenze nur darüber hinausreiche, sondern so, daß Umfang und Grenze sich in einer übernationalen Welt befinden, in einer Welt, in der es überhaupt keine völkertrennenden Schranken giebt, weil *die Menschheit allein* in Betracht kommt.

Denn Christus ist der Religionslehrer, der erlösende Hohepriester, das neue Haupt der Menschheit. Seine Wahrheit und seine Gnade gebührt zwar nicht, aber gehört nun doch dem Menschen als solchem an, und der Mensch, wie er als solcher Ebenbild Gottes ist und Sohn Adams, gehört als Erlöster Christo zu eigen. Der Rechtstitel, auf den hin der Einzelne zum Beitritt in die Kirche berufen, berechtigt, verpflichtet ist, liegt auf seiten dieses Einzelnen in der Zugehörigkeit zur Menschheit. Ohne den übernatürlichen Charakter des Katholizismus im geringsten zu gefährden, kann man sagen, zu den konstitutiven Bestandteilen des Katholizismus gehöre die Idee der Humanität. Sie bezeichnet den Grund des Rechtes auf die Berufung und den Umfang des Verbandes. So erweitert sich der Katholizismus im Anschluß an die Weltstellung des Erlösers zu dem Begriff Weltreligion und Weltkirche. Und wenn ferner die Idee der Humanität sowohl die Gleichheit der Menschen unter sich umfaßt wie deren Zusammengehörigkeit zu einem Ganzen, so ist im Katholizismus als Weltreligion vorab die Gleichheit der Menschen enthalten und im Katholizismus als Weltkirche deren Zusammengehörigkeit und Solidarität verkörpert.

Versteht man unter Katholizität der Kirche das Recht und die Pflicht, das Evangelium zu predigen, die Gesamtkirche zu leiten, so ist das Apostolat dieses Rechtes Subjekt. Versteht man darunter das Recht und die Pflicht, das Christentum anzunehmen, so ist die Menschheit Rechtssubjekt und Träger der Pflicht.

Aber Rechte und Pflichten sind ideelle Mächte; durch Ausübung wird das Recht, durch Befolgung die Pflicht in die Welt der Thatsachen eingeführt, wird sichtbar, gegenwärtig und durch Überlieferung historisch. Auch die Katholizität der Kirche trat in die Welt der Thatsachen ein und wird dann allgemach ein Objekt historischer Erkenntnis.

Diese thatsächliche und historische Katholizität hat nun dem Gesagten zufolge immer zwei Seiten und immer zwei Ursachen. Auf welches Moment ihrer Entwicklung man blicken möge, die jeweilige Größe ist zugleich Summe und Bruch, eine Summe von Erfolgen und ein Bruchteil der Aufgabe; plus ultra ist durchaus katholisch. Die zweifache Ursachenreihe aber, die im nämlichen Ergebnis zusammentrifft, ist die Predigt und die Annahme des Evangeliums. Weil aber nun die Predigt deshalb an den Einzelnen ergeht, und die Annahme von seiten des Einzelnen deshalb erfolgt, weil er als Mensch ein von Christus durch die

Offenbarung Belehrter, durch die Erlösung Erlöster ist, so eignet allem thatsächlich bestehenden Katholizismus die soziale Verbindung von Ausübung und von Anerkennung einer weltweiten Autorität, die darum weltweit ist, weil sie nach ihrem Ursprung als Stellvertretung des Welterlösers und nach ihrem Ziel als Vermittlerin der Welterlösung angesehen wird: Tibi dabo claves regni caelorum.

Wir haben hervorgehoben, daß Umfang und Autorität einander entsprechen: weltweitem Umfang weltweite Autorität. Wie man nur aus dem Grundriß und Aufriß die Dimensionen zu beurteilen vermag, in welchen ein Bauwerk aufgeführt wird, so ergeben sich nur aus Umfang und Autorität, Mitgliedschaft und Vereinsleitung die Dimensionen eines sozialen Baues. Die Katholizität des Umfanges und die der Autorität zusammengenommen zeigen den Katholizismus als des Welterlösers welterlösende Kirche, die Kirche der Menschheit. Sie treffen in der Verbreitung des Katholizismus zusammen. Vertreter der übernationalen Autorität ist die Predigt, die an das Gewissen des Menschen appelliert, Vertreter des Umfanges, wenn man so sagen mag, ist die Annahme des Glaubens und der Gnade, zu der das Gewissen den Einzelnen bestimmt. Und so läßt sich vielleicht sagen, daß die Verbreitung des Katholizismus, auch abgesehen von der Verbreitung „unter allen Völkern", abgesehen von ethnographischen und statistischen Angaben und Vergleichen, sichtbarlich die Kirche der Menschheit darstellt. Ein Verein wäre doch wohl offensichtlich ein städtischer, wenn die Einladung zum Beitritt und der Beitritt selbst auf Grund der Ansässigkeit erfolgten. Gewiß, die internationale Ausbreitung des Katholizismus ist der deutlichste und imposanteste Beweis für die Katholizität; gewiß soll die kirchliche Geographie mit Sorgfalt die jeweiligen Grenzen in die Weltkarte einzeichnen, die kirchliche Statistik sich um zuverlässige Zahlenangaben bemühen; mögen aber Grenzen und Zahlen einem günstigen oder ungünstigen Wandel einstmals unterlegen sein oder inskünftig unterliegen, mag unsere Kenntnis der Verbreitung des Katholizismus nahezu in allen Epochen der Kirchengeschichte kritischem Blick auch mangelhaft und lückenreich scheinen, mag niemand mit Sicherheit sagen können, wie, vom Ausgang der Zeiten zu geschweigen, die Grenzen- und Zahlenverhältnisse schon der kommenden Jahrhunderte sich gestalten werden - es bleibt dennoch der römische Katholizismus nicht bloß in seinen theoretischen Ansprüchen, sondern in deren faktischer Durchführung die Weltkirche.

Das ist inmitten aller universalen Kulturgeschichte seine universalhistorische Eigenart. Seines Grundrisses Umfang ist durch die Weite der Menschheit bestimmt; seines Aufrisses Höhe reicht bis zur Stellvertretung des Welterlösers hinan, und jeder Baustein hat davon sein Gepräge. Römischer Katholizismus ist ein Konstruktionsprinzip, danach nur die Weltkirche gebaut werden kann, und die Weltkirche ein Bauwerk nach jenem Plane, den der Herr enthüllt hat, als er davon sprach, wie und worauf er „seine Kirche" bauen werde.

Ein protestantischer Amerikaner, H. B. Sedgwick, schrieb vor etwa zwei Jahren im Atlantic Monthly wie folgt[1]: „Die römische Kirche war immer international. Es gab unter den Päpsten Engländer, Holländer, Deutsche, Spanier, Franzosen, Italiener. . . . In der Universalität der römischen Kirche liegt ihre Stärke. England sieht in der Königin die höchste Autorität der anglikanischen Kirche, Rußland im Zar sein religiöses Oberhaupt. Die römische Kirche kennt in ihrem Gebiet keine politischen oder natürlichen Grenzen. Sie allein ist im stande, dem Abendland das Ideal einer Kirche zu bieten, *welche die ganze Menschheit umfängt.* Dieses ist *der erste Grund ihrer mächtigen Anziehungskraft*, und wenn im Verlauf des neuen Jahrhunderts die völkertrennenden Schranken zum großen Teil gefallen sein werden (?), kann es nicht ausbleiben, daß die Ansprüche der römischen Kirche auf allgemeinen Gehorsam sich stärker und wirksamer erweisen als je. Die Amerikaner können sich weder vor einem König von England niederknien, noch vor einem Zar demütigen, aber viele werden das eine wie das andere thun *vor dem Hohenpriester der Menschheit.*"

An den in diesem Citat von uns unterstrichenen Worten kann man abnehmen, daß der Autor das Wesen der Weltkirche so zu erfassen scheint, wie wir es thun, als ein religiöses Reich, zu dem jeder berufen wird, weil er ein Mensch ist, dessen Umfang *deshalb* mit den Grenzen der Menschheit zusammenfällt, ein Reich, das einer geistlichen Souveränität untersteht, welche nur als Stellvertretung des Welterlösers ein so weites Machtgebiet haben kann.

Ein soziales Gefüge von den denkbar größten Dimensionen, erscheint die Weltkirche als ein universalhistorisches Unikum. Der christlich-soziale

---

[1] Diese Angabe und das Citat entnehme ich, ohne verifizieren zu können, *Ch. Égremont*, L'année de l'Église 1899, II. année, p. 457.

Verband, den wir Katholizismus nennen, unterscheidet sich als Weltkirche von allen sozialen Verbänden, als Weltkirche von allen christlichen Bekenntnissen.

Die Weltkirche, das ist die einzige soziale Verkörperung der allgemein menschlichen Solidarität von nun schon säkularem Bestande, das Asyl für die Idee menschlicher Gleichheit und Zusammengehörigkeit im ewigen Widerstreit der Völker und Staaten und Klassen und Parteien. Stiftungsgemäß ist die Weltkirche Kirche der Menschheit, ihrem Ursprung und Wesen nach. In der sozialpolitischen Welt aber gab und giebt es nichts als Staaten, Völker und Stände, die ihre Sonderrechte wahren wollen und sollen. Ein Weltstaat, der nach Ursprung und Plan, Ausgangspunkt und Entwicklungsgang grundsätzlich, thatsächlich und immer übernationalen Charakter trüge, wäre doch wohl eine blanke Unmöglichkeit, weshalb nichts Merkwürdiges daran ist, daß es nie etwas dergleichen gab.

Die Weltkirche; von ihr haben sich christliche Bekenntnisse getrennt, welche sich in Staats- oder Landeskirchen und freie Gemeinden weiter geschieden haben. In jenen ist die Autorität weder in ihrem Wesen geistlich noch in ihrem Umfange weltweit; die Mitgliedschaft weder vom politischen Moment der Staatsbürgerschaft ganz unabhängig noch mit der menschlichen Natur selbst verknüpft. Diese aber, freie Gemeinden, könnten wohl von Haus aus international sein und sind es teilweise, aber es sind verbandlose Verbände, Bekenntnisse von heute auf morgen, ihre Ausdehnung ist Zersplitterung. Inmitten dieser Kirchen oder Gemeinden, in weiterer Ferne umgeben von nicht-christlichen Religionen, ist die römisch-katholische Weltkirche das einzige weltweite und doch geschlossene, übernationale und doch allen Völkern gerechte Reich, dessen Mitglieder alle in ihrem religiösen Bekenntnis jene weltweite, übernationale, geistliche Autorität als Stellvertretung Christi anerkennen, auf welche der Herr seine Weltkirche erbaut hat.

Nun läßt aber ein flüchtiger Blick auf die Geschichte dieser Weltkirche nichts so klar hervortreten, als daß sie aus kleinen Anfängen allgemach erwuchs und sich fortwährend entwickelt hat, daß dieser Vorgang eine ungeheure Summe sozialer Arbeitsleistung darstellt, eine soziale Entwicklung ist, wenn es je eine solche gab. Der flüchtigste Blick auf die Weltkirche, wie sie sichtbar in der Gegenwart steht, zeigt, daß schon der bloße Fortbestand eines solchen sozialen Gefüges und die Abwehr von Angriffen und der Ausgleich von Gegensätzen, daß die Leitung

und Regelung der gewiſſermaßen auswärtigen Beziehungen, welche die Weltkirche mit allen Völkern und Staaten wie mit einem großen Teil der profanen Kultur verbindet, daß endlich alle Bethätigungen des innerkirchlichen Lebens innerhalb des ganzen äußeren Umfanges der Weltkirche wiederum nichts ſind als eine ungemein große Summe von Arbeitsleiſtung zu einem gemeinſamen Ziel, ſoziale Arbeit demnach, die nie ohne ſozialen Ertrag iſt, ſoziale Entwicklung.

Aus der Natur eines ſolchen ſozialen Körpers ergiebt ſich das nämliche. Je umfaſſender ein Verband ſeiner Anlage nach iſt, um ſo mehr Einzelkräfte muß er in ſeinen Dienſt nehmen; je höher das Ziel iſt, um ſo größere Anſpannung wird von dieſen Kräften verlangt werden; je mannigfaltiger die Einzelaufgaben ſind und je vielfältiger die Widerſtände, um ſo mehr werden die Kräfte zerſplittert; in je höherem Maße endlich dieſes alles zutrifft, um ſo großartiger erſcheint die ſoziale Entwicklung, wenn anders die unermeßlich ſchwierige Aufgabe gelingt, in ſolch unüberſehbarer Arbeitsteilung die Arbeitsvereinigung, die Einheit des ſozialen Arbeitsertrages zu wahren.

Aus dieſen Gründen glauben wir ſagen zu können: Die Entwicklung des Katholizismus iſt im Vergleich mit andern hiſtoriſchen Entwicklungen ihrer Grundanlage nach ſo durchſichtig, daß man fragen möchte, wann überhaupt eine hiſtoriſche Entwicklung erforſcht werden kann, wenn nicht in dieſem Fall; die Entwicklung des Katholizismus iſt eine ſoziale Entwicklung von ſo ſtaunenswerter Größe, daß ſich die Frage aufdrängt, welche hiſtoriſche Entwicklung das ſoziologiſche und kulturgeſchichtliche Intereſſe mehr zu feſſeln vermöchte. Aber zunächſt iſt das kirchenhiſtoriſche und apologetiſche Intereſſe beteiligt. Von dieſem war ſchon oben die Rede, unſer Schlußwort möchte jenes hervorheben.

Jede hiſtoriſche ſoziale Entwicklung erhält ihr Gepräge, die Eigenart ihres Verlaufs und ihrer Ergebniſſe durch drei Faktoren, durch die intellektuelle und ethiſche Eigenart der Individuen, die ſie betreiben, durch die kulturellen Leiſtungen der Vorwelt, die nachwirken oder benutzt werden können, durch die jeweilige Kulturlage der Umwelt, ihrer Beſtrebungen und ihrer Bedürfniſſe. Da die Kirchengeſchichte nun die ſoziale Entwicklung des Katholizismus als ihr eigentliches Objekt anſehen kann, entbehrt ſie in der kirchenhiſtoriſchen Detailarbeit weder der nötigen Freiheit, noch in der Syntheſe des Stoffes eines zuſammenfaſſenden Prinzips. Die erwähnten drei Faktoren: Individuen, Vorwelt und Umwelt, ſind die

eigentlich historischen Einflüsse und, wie uns dünkt, deren Inbegriff. Je mehr die kirchenhistorische Forschung die Entwicklung des Katholizismus aus diesen drei Ursachenreihen zu erklären vermag, um so tiefer und wissenschaftlicher erfaßt sie die soziale Entwicklung des Katholizismus. Dabei ist wahrlich nicht die geringste Gefahr, daß die Kirchengeschichte „profaniert", noch daß der übernatürliche Charakter des kirchlichen Lebens irgend getrübt würde. Es ergiebt sich dieses schon genugsam daraus, daß der Herr selbst menschliche Kollektivarbeit zum Träger der Entwicklung des Katholizismus gemacht hat; daß die Einflüsse der Individuen, der Vorwelt und der Umwelt mit in seinen Plan einbezogen sind; daß unter allen übernatürlichen Gnaden und Gaben, von denen die Glaubenslehre handelt und durch die der soziale Körper der Weltkirche im biblischen Sinne der „Leib Christi" wird, sich keine einzige findet, welche die Gesetze der sozialen Entwicklung entkräftete, die Individuen hinderte, ihre Eigenart einzusetzen; keine, welche die Schatzkammern der Vorwelt verschlösse, die Einwirkungen der Umwelt aufhöbe [1].

Übernatürliche Einflüsse auf das menschliche Geistesleben und insbesondere sogen. moralische Wunder [2] verhalten sich ja ganz anders zu den Naturgesetzen der individuellen und sozialen Moral, als die physischen Wunder sich zu den physischen Naturgesetzen verhalten; letztere pflegen den Gesetzen entgegen zu sein, erstere sind den Gesetzen gemäß. Ihren übernatürlichen oder übermenschlichen Charakter erhalten diese dadurch, daß in den Thatsachen und Vorgängen, aus denen sie bestehen, intellektuelle und ethische Kräfte in einer Weise und Vollendung bethätigt werden und Erfolge erzielen, welche über die gewöhnliche moralische Menschenkraft, die

[1] Vortrefflich sagte Professor Mausbach auf der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands 1900: „Der göttliche Faktor in der Geschichte, dem die Autorität der Kirche entstammt, drängt sich nicht so in den Vordergrund, daß er menschliches Denken, menschliche Tüchtigkeit überflüssig machte" („Germania" vom 6. September 1900, Nr. 204), und anderwärts: „Der ‚Organismus' des Reiches Gottes muß sich, nachdem der lebendige Same einmal durch Gott in die Menschheit hineingelegt ist, durch innere Triebkräfte selbst weiterhelfen; er ist auch in seinem Wachstum im großen und ganzen ebenso auf die Gesetze der historischen und sozialen Entwicklung hingewiesen, wie die organische Lebenskraft im Rahmen der physikalischen und chemischen Gesetze wirkt" („Die Kultur" I [1900], 598).

[2] Wir denken dabei an die Ausbreitung des Christentums und den Fortbestand der Kirche, an das Zeugnis der Märtyrer, die sittliche Hoheit der Heiligen u. s. w., nicht an eigentliche Charismen, wie die Inspiration u. a.

individuelle und die kollektive, hinauszuliegen scheinen. Wann aber ist das der Fall, wann kann ich sagen, daß Handlungen, die thatsächlich Menschen zu Urhebern haben und den Moralgesetzen, den sittlichen Idealen gemäß sind, die Menschenkraft, wie sie thatsächlich beschaffen ist, übersteigen? Unseres Erachtens zumal in diesen zwei Fällen: *erstens* wenn in ihnen sich moralische Kraft in beispielloser Vollendung bethätigt, *zweitens* wenn durch sie soziale Wirkungen von edelster Art hervorgerufen werden, die in keinem Verhältnisse zu den angewendeten Mitteln stehen, wenn beispiellose Erfolge durch sehr gewöhnliche Mittel erreicht werden. In beiden Fällen soll sich der übermenschliche Charakter aus der beispiellosen Eigenart der Vorgänge ergeben. Was kann man aber beispiellos nennen? Was außerhalb aller historischen Erfahrung liegt, was sonst in dieser Weise oder Vollendung niemals und nirgends vorkam, was als historisches, individuelles oder soziales Unikum erscheint. In beiden Fällen wäre das Problem demnach so zu fassen: Es geht oder ging hier zu, wie es sonst in der Geschichte zuzugehen pflegt, es wurden aber moralische Kräfte bethätigt, soziale Wirkungen erzielt wie sonst niemals. Um dieses sagen zu können, muß man erstens sehr genau wissen, wie es „sonst" in der Geschichte zuzugehen pflegt und wie es „sonst" mit den moralischen Kräften und sozialen Wirkungen steht; zweitens muß man genaue Einsicht darein haben, daß die nächsten und unmittelbaren Ursachen der beregten Vorgänge die nämlichen waren, welche sonst als geschichtliche Mächte wirksam sind. Wer also der Überzeugung ist, daß in der Entwicklung des Katholizismus übermenschliche Einflüsse auf das menschliche Geistesleben enthalten und mancherlei moralische Wunder anzuerkennen sind, der wird durch diese Überzeugung nicht abgehalten, sondern angetrieben, die nächsten und unmittelbaren Faktoren dieser Entwicklung auf das genaueste zu erforschen, die individuell-psychischen wie die kulturell-sozialen.

Man könnte nun sagen, als Endergebnis der vorstehenden Ausführungen sei die Binsenwahrheit anzusehen, daß die Entwicklung des Katholizismus ein brauchbarer Oberbegriff sei für zusammenfassende kirchengeschichtliche Ansichten, aber *worin die Entwicklung des Katholizismus bestehe*, sei durchaus nicht ersichtlich.

Wir greifen auf die Ideen zurück, die wir am Schlusse des Vorwortes vorgelegt haben.

Eine eigentlich soziale Entwicklung nennen wir nur diejenige, deren Subjekt ein eigentlicher Verband, ein geschlossenes soziales Gefüge ist. Nun

Die Pfalzkapelle Karls des Großen zu Aachen und ihre Mosaiken.

Gregor von Tours, der Geschichtschreiber der Franken, bekennt, böswillige Gegner hätten ihm vorgeworfen, in seinen Schriften verwechsle er nicht nur das männliche Geschlecht der Wörter mit dem weiblichen, sondern verbinde auch verkehrte Kasusendungen mit den Präpositionen[1]. Daß sie ihm nicht unrecht thaten, beweisen seine Werke. Er erzählt auch, sein Zeitgenosse König Chilperich habe zwei Bücher mit Gedichten gefüllt, worin er statt langer Silben kurze gesetzt habe und umgekehrt. Die von diesem Herrscher verfaßten Hymnen aber habe man in den Kirchen nicht singen können[2].

Ganz anders steht Karl d. Gr. vor uns, der klagte, daß er aus einigen Klöstern fehlerhaft und unverständlich abgefaßte Briefe empfange, und auf gründliche Schulbildung drang[3]. Noch in den letzten Tagen seines Lebens vollendete er mit Hilfe griechischer und syrischer Bücher oder Geistlichen die Verbesserung einer Handschrift der vier Evangelien[4]. Die Ausgaben, deren er sich dazu bediente, stammten aus Italien. Bereits sein Vater hatte begonnen, durch engeren Anschluß an Rom die liturgischen Bücher und den Gesang zu verbessern. Er schritt auf der eingeschlagenen Bahn voran. Von Rom erhielt er Sänger, durch die er den Chor seiner Pfalzkapelle ausbilden ließ und von denen einige nach Trier und Metz gesandt wurden[5]. Aus solchen Maßregeln erkennt man seine wissenschaftliche und künstlerische Richtung. Er erstrebte Verbesserungen durch engeren Anschluß an gute alte Vorbilder, die am häufigsten und besten in Italien zu finden waren.

Seine Absicht, durch Nachahmung älterer Vorbilder den gesunkenen Grad der Bildung und Kunstthätigkeit zu heben, tritt am klarsten dadurch hervor, daß er zum Bau seiner Palastkapelle das beste Material Denk-

---

[1] De gloria confessorum. Praefatio.

[2] Historia Francorum VI. 46.

[3] Epistola de litteris colendis. Capitularia regum Francorum (Mon. Germ. Cap. I, 79).

[4] *Thegani* Vita Hludowici c. 7 (Mon. Germ. SS. II. 592).

[5] Monachi Sangallensis Gesta Karoli I. 10 (Mon. Germ. SS. II, 735).

lern der Vorzeit entnahm. Hatte bereits Konstantin, geleitet vom Bewußtsein, daß das künstlerische Können seiner Zeit gesunken sei, zum Bau ines Triumphbogens Reliefs vom Bogen des Trajan verwendet, so ließ karl sich von Papst Hadrian, dem Ravenna gehörte, die Erlaubnis erteilen, us dem Palaste Theodorichs dessen Standbild aus Erz, Marmor und Mosaiken der Böden und Wände zu entnehmen und nach Aachen bringen zu lassen [1]. Auch aus Rom [2] und Trier [3] erhielt der Kaiser kostbare Säulen, Marmorplatten und Mosaikpasten. Die zerstörten Stadtmauern von Verdun aber lieferten ihm gut zugehauene Quadersteine [4]. Daß auch aus manchen andern Städten durch Bischöfe, Grafen und Herzoge einzelne kostbare Reste des Altertums zum Geschenk gesandt wurden, wird durch Karls Stellung wahrscheinlich.

Die Nachricht, aus Verdun seien Werksteine herbeigeschafft, wird freilich von manchen Kritikern als unglaublich angesehen; sie stimmt aber nicht nur gut zur Thatsache, daß viele der im Karolingischen Oktogon vermauerten Quadern in der Gegend von Verdun gebrochen sein müssen, weil sie dem Gestein der dortigen Berge entsprechen, sondern auch zur Überlieferung, einer der bedeutenderen Leiter des Baues sei Odo von Metz gewesen, der das Material seiner Gegend genau kennen mußte [5]. Eine in der Aachener Kirche angebrachte Inschrift bezeugte Odos Mitwirkung ausdrücklich [6]. Sie sagt:

Insignem hanc dignitatis aulam Karolus Caesar magnus instituit.
Egregius Odo magister explevit; Metensi fotus in urbe quiescit.

„Diesen durch Würde erhabenen Bau hat Karl der Große errichtet.
Der ausgezeichnete Meister Odo vollendete ihn. Er ruht in seiner Vaterstadt Metz."

Daß neben Odo noch andere Meister beim Bau der Pfalzkapelle thätig waren, erhellt aus dem Berichte des Mönches von St. Gallen, der erzählt,

[1] *Jaffé*, Bibl. rer. Germ. Mon. Carolina IV, 268, n. 89. Vgl. Abel-Simson, Jahrbücher des Fränkischen Reiches unter Karl d. Gr. II, 253. 561.

[2] *Einhardi* Vita Karoli c. 26 (Mon. Germ. SS. II, 457); Poëta Saxo V, 429 sq. *Jaffé* l. c. IV, 619.

[3] Gesta Trevirorum (Mon. Germ. SS. VIII, 163). Die Nachricht ist innerlich so wahrscheinlich, daß ich nicht sehe, warum man sie als gefälscht erklären müsse.

[4] *Hugonis* Chronicon Virdun. lib. I (Mon. Germ. SS. VIII, 352). Simson, Jahrbücher II, 558 (vgl. I [2. Aufl.], 404).

[5] Aachener Geschichtsverein VIII, 34.

[6] Die Inschrift findet sich in einer Handschrift des 9. Jahrhunderts zu München (*Jaffé*, Mon. Carolina p. 536 Nota).

der Kaiser habe aus allen diesseits des Meeres gelegenen Gegenden kun
Meister und Arbeiter berufen und über sie einen Abt gesetzt, der in
führung solcher Unternehmen sehr erfahren gewesen sei. Derselbe
jedoch den Kaiser betrogen durch Unterschlagung großer für die Löh
der Arbeiter bestimmter Summen. Die göttliche Strafe habe den
ereilt und ihn mit einem Teile seiner Schätze elendig umkommen las

Auch Einhard, dem wohl Ansigisus zur Seite stand, wird au
Bauführung Einfluß geübt haben. Da nun im späteren Mittelalte
Errichtung großer Kathedralen für die Besorgung der Geldsachen ein
meister (magister operis) neben dem Werkmeister (magister lapi
angestellt war, könnte auch in Aachen Einhard vielleicht mit Ansigisu
Oberleitung geführt und die Zahlungen geleistet, Odo die Besorgung
technischen Dinge geleitet und überwacht haben. Der erstere war also
unsern Begriffen Vertreter des
herrn und Rendant, der a
leitender Architekt[2]. Beide w
beim Entwerfen der Pläne
Kaiser zur Seite gestanden h

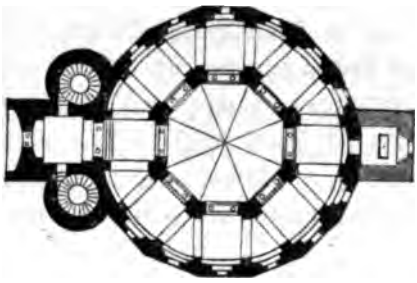


Fig. 1. Grundriß der Pfalzkapelle zu Aachen.

Im Grundriß der karol
schen Pfalzkapelle bildet ein
acht Pfeilern ruhendes Achteck
Kern. Um dasselbe legt sic
Umgang, ein Rundschiff, d
Umfassungsmauern ein Sechzehneck bilden. Der Halbmesser jenes
mäßigen Achteckes ist etwa 8 m, der des Sechzehneckes etwa 16 m la

„Die Verdoppelung der Seitenzahl an den Außenma
des Umganges hat den Zweck, quadratische, mit regelmäßigen Kreuzgew

[1] Monachus Sangallensis l. c. I, 28. *Jaffé* l. c. p. 659.

[2] Aachener Geschichtsverein VIII, 95. Mon. Germ. SS. II, 427. Ei
war operum regalium exactor. Ihm folgte in diesem Amte Ansigisus nac
(Gesta abbatum Fontanellensium c. 17 l. c. p. 293). Über die Bauten des
figisus vgl. l. c. 296 sq.

[3] Die Maße des Baues stimmen, wie dies während des Mittelalters i
meisten Kirchen der Fall ist, bei analogen Teilen (Pfeilerabständen, Höhe der
simse, Bogen u. s. w.) nicht genau überein (Geschichtsverein VIII, 36 f.) Da
wird S. 16 der Durchmesser des Oktogons im Lichten zu 14,45 m, mit den M
und Pfeilern zu 16,16 m angegeben, die Höhe bis unter den Scheitelpunk
Kuppel zu 31 m, die Breite des Umganges im Lichten zu 6,50 m, mit den M
zu 8,20 m.

i überspannende Felder zu gewinnen. Freilich ergaben sich bei diesem erfahren neben den (acht) quadratischen auch (ebensoviele) dreieckige Felder, elche indes ohne Mühe mit Tonnen oder mit grätigen Gewölben über- ckt werden konnten, während bei Annahme auch eines äußeren Achteckes r äußere Schildbogen entweder sehr gedrückt oder beträchtlich höher ge- orden wäre als der innere. Zudem wurde damit eine Verdoppelung der Widerlagsmasse erzielt, indem jedem inneren Pfeiler nun je zwei statt einer Strebemauer sich vorlegen." [1]

Über dem unteren Umgange erhebt sich ein oberer als Empore, dessen Außenmauern ungefähr 16 m hoch aufsteigen. Auch er hat acht quadra- sche und ebensoviele dreieckige Gewölbe. Seine quadratischen Gewölbe ilden steil ansteigende Tonnen, welche gegen die Obermauern des Mittel- hiffes fast den Dienst von Strebebogen leisten. Sie beginnen ihren An- ieg an den Außenmauern und stützen sich dort auf flache Wandnischen nd vortretende Pfeiler, welche wiederum bedeutend zur Verstärkung des Ganzen beitragen.

Wo die obere Kante jener acht ansteigenden Tonnen an das Oktogon er Mitte anstößt, vereint sie sich mit den acht großen Rundbogen, welche ie Öffnungen des oberen Umganges nach dem Mittelschiff hin abschließend mrahmen. Vom Erdgeschoß aus sieht also das Auge einen viel größeren eil dieser Tonnen und ihrer Dekoration, als es erblickt haben würde, enn deren Scheitel horizontal gelegt worden wären.

Durch dies geistreiche Strebesystem ist die Kuppel des Oktogons, deren Scheitel im Lichten 31 m hoch liegt, gefestigt. Um sie noch mehr zu sichern, sind in die Mauern schwere eiserne Ankerketten gelegt [2].

Die nach Einhards Ausdrucksweise „in römischer Art" aufgeführten Mauern sind in meisterhafter Technik behandelt. Sie bestehen aus langen, wenig hohen Stücken Grauwacke und einigen Schichten blauer Kalksteine, welche in starke Mörtelfugen gebettet sind. An der äußeren Seite be- stehen die Kanten des Sechzehneckes und des Oktogons mit seinen Wand- pfeilern, dann die rechtwinkligen Laibungen und Bogen der Fenster, sowie die Kranzgesimse aus Hausteinblöcken.

Im Innern ist die Ausführung noch sorgfältiger. Die Fugen der zu den Pfeilern und Bogen verwandten Hausteine passen dort auf das

[1] Dehio und von Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes I (Stuttgart, Cotta, 1892), 153.

[2] Geschichtsverein VIII, 20. 28. 31 f.

genaueste zu einander; weiter gespannte Bogen haben in der Mitte größere Stärke und sind durch einen zweiten, über sie gewölbten Bogen entlastet.

Mit der peinlichsten Vorsicht ist die überhöhte Kuppel behandelt. Ihre untersten Schichten liegen noch horizontal und sind, der Wölbungslinie entsprechend, immer weiter vorgekragt. Dadurch wird nicht nur die Spannung des Gewölbes verringert, sondern auch eine Verstärkung der Widerlager erzielt. Über den vorgekragten, noch horizontal laufenden Schichten folgen dann solche, bei denen sowohl Lager- als Stoßfugen zentral gehen, d. h. in der Richtung liegen, welche die vom Mittelpunkt der Kuppel zu den verschiedenen Punkten ihrer äußeren Peripherie gezogenen Radien einhalten würden. Bis zur Hälfte ihrer Höhe sind die acht Felder des Gewölbes der Kuppel hintermauert. In ihrer oberen Hälfte behalten sie eine Stärke von 86 cm. Die aus Jura-Oolith bestehenden Gewölbesteine sind so genau zugehauen und versetzt, daß ihre Lager und Stoßfugen kaum 4 mm stark sind [1].

Der Mörtel besteht da, wo er reichlich verwendet ward, aus gut gebranntem und gelöschtem, mit Flußsand, Quarzstückchen und Ziegelbrocken vermischtem Kalk. Zwischen Hausteinen fehlen aber die Quarzstückchen, weil sie dichtes Anschließen der Lagerflächen der Steine verhindert hätten. Der Mörtel ist so fest geworden wie die stärksten Steine [2]. Die Meisterschaft der alten römischen Bauleute war also nicht in Vergessenheit geraten, sondern noch immer in Übung, man baute noch nach römischer Sitte (more romano).

Das Dach deckte der Baumeister mit bleiernen Platten, die er in Formen gießen und mit Nägeln auf die Bretter des Dachstuhles befestigen ließ. Der Spitze gab er als Krönung „einen goldenen Apfel" [3]. Nur die beiden Gewölbe der im Westen und Osten liegenden Quadrate der Empore erhielten horizontal liegende Tonnen, weil sich im Westen ein Raum findet, in dem der Hofstaat Platz nahm, im Osten aber das viereckige Chor angebaut war (vgl. Fig. 2, S. 141). Mit diesen beiden Anbauten erreicht das Ganze eine Länge von etwa 40 m. Da, wie erwähnt wurde, sein Kern durch ein Achteck gebildet ist, um das sich ein Sechzehneck legt,

[1] Geschichtsverein VIII, 27 f.; vgl. 19 f.

[2] Ebd. VIII, 35.

[3] *Einhardi* Annales ad an. 829. *Ekkehardi* Chron. Mon. Germ. SS. I. 218; VI, 172. *Einhardi* Vita Karoli p. 32. *Jaffé* l. c. IV, 537.

und da der Halbmesser des Achtecks etwa 8 m lang ist, der des Sechzehnecks etwa 16 m, da weiterhin der obere Umgang etwa 8 m über dem Pflaster des Erdgeschosses liegt, der Kuppelanfang etwa 24 m hoch aufsteigt, der Schlußstein desselben bis zu etwa 32 m, so ist offenbar das Maß von etwa 8 m als Einheit gewählt. Sieht man von den Anbauten im Osten und Westen ab, indem also nur das Oktogon in Betracht gezogen wird, so ist dessen Länge sowohl gleich der Breite als der Höhe; sie beträgt an $4 \times 8 = 32$ m. Man wird dies als Anlehnung an den Text der

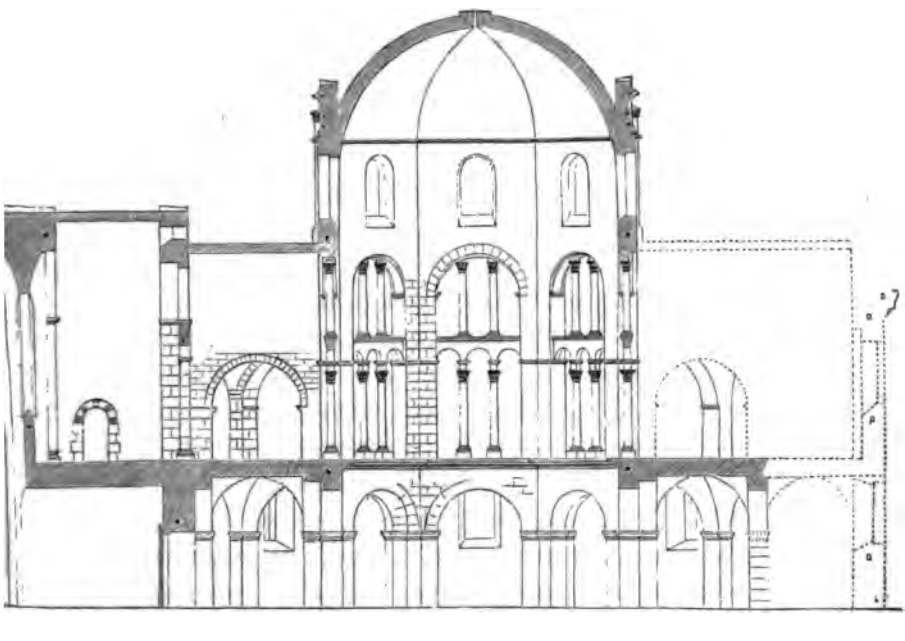


Fig. 2. Querschnitt der Pfalzkapelle zu Aachen.

Geheimen Offenbarung ansehen dürfen, worin gesagt wird (21, 16), die Stadt des himmlischen Jerusalem sei ebenso hoch als lang und breit, habe also die Form eines Würfels [1]. Daß der Durchmesser des Oktogons ebenso wie der Halbmesser des um dasselbe beschriebenen Sechzehneckes an 16 m beträgt, dürfte ebenfalls nicht zufällig sein, weil $16 = 4 \times 4$ nach der alten Symbolik auf das Weltall mit seinen vier Himmelsrichtungen und vier Elementen paßte. Auch die von Duemmler und de Rossi mitgeteilte

[1] Nach Ark wäre die Pfalzkapelle aus dem sogen. Achtort erbaut (Geschichtsverein VIII, 95).

Inschrift der Aachener Pfalzkapelle[1] ist für die Beurteilung der Maß verhältnisse nicht ohne Bedeutung. Wird doch in ihr die Wichtigkeit de gleichpaarigen Zahlen betont. Die oben angeführten entsprechen ihr; i doch $8 = 2 \times 2 \times 2 = 2^3$; $2 \times 8 = 16$ und $2 \times 16 = 3$ Freilich bedienten sich die karolingischen Künstler nicht des Meters al Maßstab, doch muß ihre Maßeinheit zur Länge eines Meters in irgen einer Weise eine genauere Beziehung gehabt haben. Es könnte auch na Offb. 21, 17 die Länge eines großen Mannes zu etwa 2 m die Einhe gegeben haben.

Der Westbau besteht im Grundriß aus einem fast quadratische im Lichten ungefähr 8 m langen Mauerkörper, an den rechts und lin ein runder Treppenturm sich anlehnt. In ihm ist also ein System b folgt, das mehrere Jahrhunderte lang maßgebend blieb, wohl den meist Fassaden romanischer Kirchen zu Grunde liegt und den Anstoß gab den prächtigen gotischen Fassaden, in denen der Haupteingang von hoc aufstrebenden Türmen flankiert wird. An der Pfalzkapelle zu Aach überragt freilich das mittlere Stück der Fassade die Treppentürme u das ganze dritte Stockwerk, worin wohl die Glocken aufgehängt ware Im Erdgeschoß befand sich eine offene Halle, an deren östlichem Ende e die großen Thürflügel aus Erz standen, welche den Eingang zum Inne der Kirche schlossen. Im mittleren Stockwerk folgte gleich hinter de Throne des Kaisers jener viereckige Raum, worin wohl der Hof sein Platz fand. Die Hauptaufgabe der Treppentürme war, den Zuga aus dem Erdgeschoß der Kapelle zu der Empore zu vermitteln.

Vor dem Westbau dehnte sich eine Anlage aus, deren Grundmaue durch den Architekten Buchkremer mit solchem Erfolge ausgegraben wurde daß sich ihre ursprüngliche Gestalt mit Sicherheit erkennen läßt, welche e die eines Atrium zu bezeichnen ist[2]. Ihr Kern war ein langer, viereckig Hof, in dessen Mitte wohl ein monumentaler Brunnen aufstieg und neb dem zur Rechten und Linken ein bedeckter Gang ein Obergeschoß trug. Jed dieser parallelen Gänge öffnete sich nach dem Hofe hin durch vier gro Thore, zwischen denen drei mal drei kleine Bogenstellungen sich befande

---

[1] Cum lapides vivi pacis compage ligantur.
Inque *pares numeros* omnia conveniunt.
Claret opus domini, totam qui construit aulam.
(**Mon. Germ. Poëtae latini** I, 432. *de Rossi*, Inscriptiones II. 276.)

[2] **Geschichtsverein** XX, 247 f.

Einen besondern Schmuck des Innern boten die kostbaren antiken Marmorsäulen. Zweiunddreißig ($2 \times 2 \times 8$) sind so in die acht großen Bogenöffnungen der Empore gestellt, daß in jeder dieser Öffnungen je zwei drei Bogen tragen, auf denen ein Gesimse ruht, worauf wiederum zwei Säulen sich erheben, deren Kapitäle an die Bogen jener Öffnungen anstoßen (vgl. Fig. 2). Manche, vielleicht alle Säulen der unteren Stellung bargen wahrscheinlich zwischen Schaft und Kapitäl Reliquien[1]. Für die Festigkeit des Aufbaues haben jene Säulen keine Bedeutung; sie ahmen nur das in der alten römischen und auch in der byzantinischen Architektur oft vorkommende Motiv nach, worin Säulen einen Architrav oder Bogen tragen, worauf eine zweite Säulenreihe Platz findet. Ihr Zweck ist ein dekorativer, den sie gut erreichen, indem ohne sie jene Bogenöffnungen der Empore doch gar zu leer erscheinen würden.

Eine ähnliche Säulenstellung mit längeren, rötlichen Schäften trennte den oberen Teil des Westbaues von der Empore[2]. Sowohl im unteren als im oberen Raume des kleinen, viereckigen karolingischen Chorbaues stand ein Altar, über den sich auf vier antiken Säulen ein kostbarer Baldachin erhob. Vor jedem Altar war eine Ikonostase erbaut, d. h. auf je vier Säulen ein Balken gelegt, welcher das eigentliche Chor, den Altarraum nach Westen hin abschloß. Die Ikonostase im oberen Chorraum, welche dem kaiserlichen Stuhle gegenüberstand, war besonders reich ausgestattet. Ein Paar ihrer kostbaren antiken Säulen war weiß, das andere grün[3]. Ihr Balken trug, wenigstens in späterer Zeit, ein Kreuz zwischen den Figuren der Gottesmutter und des Lieblingsjüngers.

Die von Karl d. Gr. mit so vielen Mühen und Kosten erlangten und im Oktogon aufgestellten antiken Marmorsäulen wurden, nachdem sie tausend Jahre ihren Platz behauptet hatten, 1794 in roher Art von den Franzosen ausgebrochen und nach Paris gebracht. Im Jahre 1815 kamen durch die Vermittelung der Verbündeten 30 nach Aachen zurück, 16, und zwar die wertvollsten, blieben in Paris. Vier derselben, „Prachtexemplare von rotem, orientalischem Granit (Porfido rosso) tragen jetzt im Louvre, in der ehemaligen Salle des empereurs romains, den Thronbaldachin. Acht andere aus edlem Granit sind in der Salle de la paix ou de Rome aufgestellt".

---

[1] Geschichtsverein IX, 40. [2] Ebd. XXI, 137 f.
[3] Ebd. VIII, 66 Anm.

„Von den nach Paris geschleppten Kapitälen dieser Säulen sind nu zehn wieder nach Aachen zurückgekommen.“ „Von den vormals unter de antiken Säulen des Münsters stehenden Basen sind nur drei Stück meh vorhanden; wo die übrigen verblieben sind, ist uns unbekannt.“ [1]

Erst in den Jahren 1843 bis 1847 wurden nach langen Verhand lungen 21 der alten Säulen auf ihren früheren Platz zurückgestellt un zwar mit einem Kostenaufwand von an 20 000 Thalern [2]. Leider wurde nicht nur alle 32 Basen und 11 Säulen aus Granit neu gehauen un mit 29 neuen Kapitälen eingesetzt, sondern auch die drei alten Kapitäl verändert. Die 24 Bogen mit ihren Gesimsen in der Mitte zwische jenen Säulen sind leider ganz neu hergestellt, so gut man es damal verstand, freilich nicht so wie es zur Zeit Karls d. Gr. geschehen war [3].

„St. Vitale in Ravenna hat zweifellos auf die Gesamtkonzeptio mitbestimmend eingewirkt. Die Raumbehandlung ist eine verwandte, de struktive Organismus aber ist (in Aachen) weit einfacher und klarer un steht der antiken Konstruktionsweise näher als das komplizierte Gewölb system jenes byzantinischen Zentralbaues, am nächsten gewissen Mon menten in der Lombardei“ (z. B. der Rotunde zu Brescia und S. Fede zu Como).

„Ohne Frage enthielten damals (auch) noch die linksrheinischen Lan eine weit größere Zahl mehr oder minder wohlerhaltener Gewölbe- un Zentralbauten, als wir heute irgend zu bestimmen imstande sind, und d technischen Traditionen der römischen Baukunst, welche ja gerade am Niede rhein weit in das Mittelalter sich verfolgen lassen, flossen noch reichlich.“

Professor Kornel Peter Bock versuchte als Vorbild für das Aachen Oktogon die alte, durch Alkuin erbaute Kathedrale von York nachzuweisen Alkuin mag darauf hingewiesen haben. Entscheidend wird weder dies Hinweis gewesen sein, noch die genauere Kenntnis des Ravennatisch Zentralbaues.

[1] Geschichtsverein VIII. 66 f. Über zwei kostbare Säulen aus grünem Marm welche angeblich den Baldachin des Hochaltares trugen: VIII. 269 f.; vgl. XXI. 16

[2] Jungbluth, Die Restauration des Aachener Münsters (Aachen 18 S. 10 f.

[3] Bock, Das Liebfrauen-Münster zu Aachen (Aachen, Jakobi, 1866) S. Cremer, Besprechung (Aachen, Mayer, 1866) S. 19 f. Geschichtsverein VIII. XXI. 157 f.

[4] Dehio a. a. O. I. 152 f.

[5] Geschichtsverein V. 167. Bonner Jahrbücher XXVII. 196 Anm.

Sicherlich war die Wahl einer zentralen Anlage nicht, wie oft behauptet wird, durch den Umstand bedingt, „daß diese Kirche dereinst des Kaisers Grab aufnehmen sollte, für Grabkirchen aber auch im Abendlande die zentrale Anlage von jeher normal war“ [1].

Keine der vielen älteren Quellen, welche den Aachener Bau loben, deutet auch nur im entferntesten an, er sei ursprünglich zur Ruhestätte des Kaisers bestimmt gewesen. Im Anfange seiner Regierung hatte Karl den Wunsch kundgegeben, gleich seinem Vater Pippin in St. Denys bei Paris begraben zu werden. Einhard erzählt aber dann ausdrücklich, als der Kaiser gestorben sei, habe man sich nach langer Beratung endlich dahin geeinigt, ihn in dem Gotteshause zu beerdigen, das er zur Ehre des Erlösers und der Gottesmutter erbaut habe [2]. Er wurde jedoch, wie es scheint, nicht im Innern der Pfalzkapelle, sondern in einem neben derselben stehenden Raum bestattet.

Die Behauptung, vornehmere Grabkapellen in Deutschland und Frankreich seien damals immer oder auch nur meistens Zentralanlagen gewesen, wird sich nicht erweisen lassen.

Mit Recht lehnen Dehio und von Bezold auch „die irrige Lehre“ ab, die karolingische Baukunst sei von Byzanz inspiriert und zur Errichtung zahlreicher Zentralbauten veranlaßt worden. Dieser Lehre, welche lange allgemein geglaubt wurde, verdankt die Aachener Pfalzkapelle ja auch die Bezeichnung eines byzantinischen Baues, obwohl sie zu dem byzantinischen Stil keinerlei Beziehung hat.

In Wahrheit lag die eigentliche Veranlassung zur Wahl einer zentralen Anlage im „Wohlgefallen des Zeitgeistes am Zentralbau und in der Absicht, eine Pfalzkapelle zu bauen“. Zu letzterer eignete sich am besten eine Kirche mit einer Empore, worin unten das Volk und die Geistlichkeit, oben der König und dessen Gefolge Platz fanden. Der Herrscher konnte oben dem Gottesdienst leicht folgen, ohne sich unter die gewöhnlichen Leute zu mischen. Später ist „die königliche Kapelle von Aachen“ sehr häufig für die Gotteshäuser von Pfalzen und Schlössern als Vorbild verwertet worden. Vielleicht auch deshalb, weil ein solches Schema schon früher für die Hauskapellen der Großen nicht nur im Morgenlande, sondern auch im Abendlande sehr beliebt war.

---

[1] Dehio a. a. O. I, 152.

[2] Simson, Jahrbücher II, 535.

Von alten Quellen werden eine durch Ludwig den Frommen begonnene Kapelle zu Diedenhofen, ein von Bischof Theodulf von Orleans zu Germigny erbautes Gotteshaus, die von Karl dem Kahlen zu Compiègne errichtete Kirche und der sogen. „alte Turm" zu Mettlach als Nachahmungen der Aachener Pfalzkapelle ausdrücklich bezeichnet[1]. Ziemlich genaue Nachbildungen derselben sind die noch erhaltene Pfalzkapelle zu Nymwegen, die Kirche zu Ottmarsheim im Elsaß und das Westchor der Abteikirche von Essen; auch die untergegangenen Kirchen des hl. Johannes zu Lüttich und der hl. Walpurgis zu Gröningen glichen dem Aachener Zentralbau mit seiner Empore. Vielleicht war ihm ehedem auch die Kirche des hl. Gereon zu Köln ähnlich, bevor ihre Empore und ihr Oberbau im 13. Jahrhundert verändert wurden.

Die Ausstattung der kaiserlichen Kapelle zu Aachen entsprach der Macht und dem Reichtum ihres Stifters, der ihr vor allem eine große Anzahl der kostbarsten Erzgüsse, nämlich Bildwerke, Glocken, Thürflüge und Gitter verschaffte.

Über die Glocken erzählte im Dezember 883 ein Mönch von St. Gallen dem Kaiser Karl III., dem Dicken, als er drei Tage im Kloster verweilte folgende Geschichte:

„Zu Aachen befand sich ein Meister, der alle überragte in Bearbeitung von Erz oder Glas. Als nun Tancho, welcher Mönch von St. Gallen gewesen war, eine vortreffliche Glocke gegossen hatte, deren Ton vom Kaiser (Karl dem Großen) nicht wenig bewundert wurde, sprach jener sehr vortreffliche, aber auch sehr unglückliche Erzgießer: ‚Herr und Kaiser befiehl, mir viel Kupfer zu liefern, damit ich es rein auskoche, und statt des Zinns laß mir nach Bedarf Silber geben, wenigstens hundert Pfund dann gieße ich dir eine Glocke, in deren Vergleich die andere stumm erscheint.' Karl, der freigebigste der Könige, dem Reichtümer zuflossen, an die er aber sein Herz nicht hängte, befahl alsogleich, ihm alles, was er verlangte, herbeizuschaffen. Der Elende nahm es und ging von dannen. Das Erz schmolz und reinigte er; statt des Silbers nahm er jedoch das reinste Zinn, und so vollendete er aus dem unterschobenen Stoffe in kurzer Zeit eine viel bessere Glocke und zeigte sie dem Kaiser als vortrefflich

[1] Die Nachweise bei Simson, Jahrbücher II, 559 f., und Dehio, Baukunst II, 156; vgl. 551 f. Vgl. Annalista Saxo ad an. 945 und *Wilh. Malmesb.* Gesta IV, 164 (Mon. Germ. SS. IV, 605; XIII, 138).

[2] *Jaffé*, Monumenta Carolina IV, 660.

Leistung. Dieser bewunderte sie sehr wegen ihrer unvergleichlichen Form, ließ den Klöpfel einfügen und befahl, die Glocke in dem Glockenhaus (des Westbaues) aufzuhängen. Als dies unverzüglich geschehen war, bemühte sich der Küster der Kirche mit den übrigen Angestellten der königlichen Kapelle und deren Gehilfen sowie mit andern, die hinzukamen, die Glocke zum Läuten zu bringen. Sie brachten es aber nicht zu stande. Da wurde der Meister derselben, welcher einen so unerhörten Betrug begangen hatte, unwillig. Er ergriff den Strick und zog ihn an. Siehe, da fiel aus der Mitte der eiserne Klöpfel, gleichsam belastet mit dem Frevel, auf sein Haupt, tötete ihn, drang durch den Leichnam des Erschlagenen und fiel mit dessen Eingeweiden zu Boden. Als man jenes (unterschlagene) Silber fand, befahl Karl voll Gerechtigkeitsgefühl, es unter die Armen des Palastes zu verteilen."

Der Mönch von St. Gallen, dem wir diesen Bericht verdanken, steht nun freilich hinsichtlich seiner Glaubwürdigkeit nicht im besten Rufe. Jedenfalls darf man aber aus seiner Erzählung schließen, in karolingischer Zeit, also auch für die Aachener Palastkapelle seien bereits große Glocken verwendet worden. Daß man sie vor Beginn des feierlichen Gottesdienstes kräftig läuten ließ, erhellt aus Ermoldus [1], nach dessen Aussage „eine Glocke dem Gebrauche gemäß die Leute zur Kirche ruft". Den Namen Tancho dürfte der St. Gallener Mönch schwerlich erfunden haben. Es wird also ein Benediktiner dieses Namens in Aachen an der Spitze der dortigen Gießerei gestanden haben, die freilich nach dem Gebrauche des Mittelalters an diesem Orte nur so lange in Betrieb blieb, als nötig war, um den Bedarf zu decken; denn die Glockengießer wanderten damals von einer Kirche zur andern und gossen die Glocken immer an dem Orte, für den sie bestimmt waren. Tancho hat dann vielleicht auch die vier zweiflügeligen Metallthüren gegossen, welche noch heute, freilich an andern Stellen, das Münster Karls d. Gr. zieren. Die größere verschloß ursprünglich den Zugang aus der Vorhalle in das Oktogon, die drei kleineren waren in andern Pforten aufgehängt. Die äußere Seite ist an allen in viereckige Felder eingeteilt, deren Rahmen mit Palmetten, herzförmigem Blattwerk, Perl- und Eierstäben verziert sind. Jeder Flügel trägt in einem Felde einen Löwenkopf zur Aufnahme der Handhabe. Einteilung und Orna-

[1] *Ermoldi* Nigelli in honorem Hludowici liber IV, 400 (Mon. Germ. SS. II, 509). Ältere Zeugnisse bei Otte, Glockenkunde (2. Aufl., Leipzig, Weigel, 1884) S. 12.

nentierung sind der Antike entlehnt. Die Technik ist mangelhaft. D Form war nicht sorgsam vorbereitet oder hat sich während des Gieße verzogen. „Die Ornamente und Feldereinteilungen sind nicht allein flücht ungenau und ungleich gearbeitet, es fehlt nicht allein allen Linien Sicherheit, an der rechtwinkeligen Aneinanderfügung, sondern man si in allen Ecken der Felder eine mangelhafte unorganische Verbindung d sich begegnenden Ornamente an den Rahmleisten.“ [1]

Wertvollere Leistungen der karolingischen Meister sind die weit bes modellierten und hohl gegossenen Gitter aus Erz, welche die acht Arkad der Empore der Pfalzkapelle schließen. Je zwei gegenüberstehende sind s gleich. Zwei Paare haben zwischen je fünf Pilastern in vier Felde gitterförmige Füllungen, sind also architektonischer Natur; die beiden ande Paare erinnern an Teppichmuster [2].

Ob der große Pinienapfel aus Erz, welcher vor dem Münster au gestellt ist und bei dessen Herstellung laut einer Inschrift ein Abt Udalri (von Aachen?) sich Verdienst erwarb, karolingisch ist oder erst aus de 10. Jahrhundert stammt, läßt sich schwer entscheiden. Wir besitzen vi zu wenig Werke aus jener frühen Zeit, um ein sicheres Urteil zu fälle Daß in der Mitte des karolingischen Vorhofes, der vor dem Westbau lo ein Brunnen stand, ist mit Sicherheit anzunehmen. Vielleicht ging des Ausstattung beim Einfall der Normannen verloren, wurde darum in o nischer Zeit erneuert und mit diesem Pinienapfel geziert.

Zwei kostbare Erzfiguren brachte Karl aus Italien nach Aachen, Wölfin, die wohl den Gerichtsplatz bei der Pfalzkapelle schmückte [3], ein großartiges aus Ravenna stammendes, leider untergegangenes R bild Theodorichs [4].

Oben auf der Empore vor dem Westbau ließ Karl einen Th richten, der noch in unveränderter Gestalt seine Stelle behauptet. (

[1] Ernst aus'm Weerth, Kunstdenkmäler des christlichen Mitte den Rheinlanden II (Leipzig, Weigel, 1857 f.), 71 f. Geschichtsverein V Bock, Karls d. Gr. Pfalzkapelle (Köln und Neuß, Schwann, 1865) S.

[2] Aus'm Weerth a. a. O. S. 72 f. Geschichtsverein VIII, Rhoen zu beweisen, die Gitter stammten aus einem älteren Bau des 5. J Eine eingehende Widerlegung dieser Ansicht von Buchkremer a. a. O. S. 17 f. Vgl. Bock a. a. O. S. 17 f. Geschichtsverein XII, 317 f. Bonner Jahrbücher XII, 108; X

; 1 f.; L, 1 f. Quellenschriften fü 1896), 184 f.

byzantinische und orientalische, mit Gold verzierte Gewebe[1], auf
standen neben einem goldenen Kreuze Leuchter. Die Rückwand wi
durch eine goldene Tafel gebildet, deren Basreliefs Szenen aus dem L
der Gottesmutter zeigten. Über dem Altartisch war das Gewölbe
Malereien oder Mosaiken geziert, eine Tafel mit einer kunstreich gerei
Inschrift gab den Titel des Altares an, die Namen der in ihm ruhe
Reliquien und den Tag der Weihe.

Dem im Erdgeschoß errichteten Hauptaltare entsprach auf der
pore, dem kaiserlichen Thron gegenüber, der zweite, ähnlich ausgestal
Da einige Schriftsteller melden, Karl habe sein Münster dem Er
und der Gottesmutter gewidmet[2] und da später, als das gotische
erbaut war, an Stelle des abgebrochenen karolingischen eine Kapelle
zwei Geschossen errichtet wurde, an deren oberem Altare man um M
nachten die heilige Messe feierte, liegt die Annahme nahe, zu Karls Z
habe der Altar der Empore die Windeln Christi enthalten und den Na
des Heilandes getragen. Den sichersten Beweis, daß dieser Altar dem
löser gewidmet war, dürfte Thegan bieten, welcher erzählt, Karl
seinen Sohn Ludwig zu dem Altare geführt, welcher auf der Empore
Erlöser geweiht gewesen sei, und ihm dort befohlen, die auf den Altar
gelegte Krone zu nehmen und sich selbst aufzusetzen[3].

Eine Orgel soll auf Karls Befehl nach dem Muster der
griechischen Gesandten mitgeführten und gezeigten durch dessen Arb

---

[1] Mon. Germ. SS. I. 307. ad an. 806. Vgl. über die Schätze aus Persien I.
ad an. 807; VI. 169. 566; XIII, 24. 231. In der Vita Karoli bei Rauscl
Die Legende Karls d. Gr. c. 16. p. 39 wird erzählt, Karl habe einen Teil
vom König von Persien gesandten Geschenke der Marienkirche überwiesen.
Verfasser giebt wohl die in Aachen bestehende Überlieferung.

[2] Poëta Saxo V. 434: Basilica.

Quam pie Christe tibi sancteque tue genetrici
Ad laudem studuit perpetuam facere.

Jaffé, Mon. Carol. p. 619. Regino schreibt: Aquis in basilica sancti Sa
toris et sanctae Dei genitricis Mariae (Mon. Germ. SS. I. 566). *Einhardi*
Karoli c. 21: Omnium animis sedit, nusquam eum honestius tumulari p
quam in ea basilica, quam ipse propter amorem Domini nostri Iesu Chris
ob honorem sanctae et aeternae Virginis, genitricis eius, proprio sumptu in ec
vico construxit.

[3] Vita Hludowici c. 6. Mon. Germ. SS. II. 591: Perrexit Karolus
ecclesiam, quam ipse a fundamento construxerat, pervenit ante *altare*, *
erat in eminentiori loco* constructum caeteris altaribus et consecratum in ho
Domini nostri Iesu Christi.

nachgemacht und zu Aachen aufgestellt worden sein[1]. Die im Jahre 826 durch den Venetianer Georg in Aachen errichtete Orgel würde dann die ältere, welche zu Grunde gegangen war, ersetzt haben[2]. Daß auch die kostbare, durch Harun Arrischid, Kalifen von Bagdad, dem Kaiser gesandte Uhr in der Pfalzkapelle aufgestellt worden sei, erzählen spätere Legenden[3]. Sie war von Messing und gab die Stunden an durch Kugeln, welche mit lautem Schall in ein Becken fielen. Zwölf Reiter traten zur bestimmten Zeit aus ebensovielen Thoren heraus.

Großartige Festlichkeiten vollzogen sich in der spätestens 796 begonnenen Pfalzkapelle, als Papst Leo III. im Jahre 805 zu Aachen mit dem Kaiser das Dreikönigsfest beging. Nach einer glaubwürdigen, freilich nicht vor dem 13. Jahrhundert urkundlich nachweisbaren Überlieferung weihte der Papst bei dieser Gelegenheit das in seinen wesentlichen Teilen vollendete Gotteshaus[4]. Die ebenfalls erst im 13. Jahrhundert auftauchende Nachricht, 365 Bischöfe seien bei der Kirchweihe zugegen gewesen und jeder derselben habe einen Ablaß von 40 Tagen, der Papst aber einen solchen von einem Jahre und 40 Tagen bewilligt für alle Gläubigen, welche dem Jahrgedächtnis dieser Weihe beiwohnen würden, ist zweifelsohne unrichtig. Übertrieben ist auch die Erzählung einer späteren, Karl d. Gr. unterschobenen Urkunde, worin der Kaiser selbst darlegt, er habe zur Feier der Weihe Kardinäle aus Rom, Bischöfe nicht nur aus seinem Reiche, sondern auch aus Italien, viele Äbte und zahlreiche Geistliche eingeladen. Überdies seien viele Fürsten, Herzoge, Grafen und Beamte aus Italien, Sachsen, Bayern und Alemannien, sowie aus dem östlichen und westlichen Frankreich berufen worden[5]. Daß aber Karl, der damals auf dem Gipfel seiner Macht stand, die Anwesenheit des Papstes zur Entfaltung alles Glanzes seines Hofes benutzt habe, ist sicher[6]. Einhard[7] bezeugt, stets

---

[1] Monachus Sangallensis l. c. II, 7. *Jaffé* l. c. IV, 673.

[2] *Einhardi* (?) Annales ad an. 826. Mon. Germ. I, 215, cfr. 359; V, 103. *Einhardi* Historia translationis ss. Marcellini et Petri IV, 75, Acta SS. 2. Iun. Geschichtsverein XXI, 152. Aus'm Weerth a. a. O. II, 62 Anm. 47. Hagen, Geschichte Aachens S. 67.

[3] *Einhardi* Vita Karoli I, 16. Bei Rauschen a. a. O. S. 39. Vgl. Hagen a. a. O. S. 24.

[4] Simson, Jahrbücher II, 319 Anm. 5. Geschichtsverein VIII, 15 Anm. Rauschen a. a. O. S. 137 f. 181 f. Hagen a. a. O. S. 87 f.

[5] Rauschen a. a. O. S. 139, vgl. S. 41. [6] Jahrbücher II, 319.

[7] Vita Karoli c. 26. *Jaffé* l. c. p. 532.

habe sein Gönner gesorgt, daß der Gottesdienst seiner Pfalzkapelle möglich geziemend abgehalten werde; er habe darum deren Beamte öfters un dringend ermahnt, nicht zu dulden, daß etwas Unpassendes darin gefund werde. Alle Geistlichen und Kirchendiener, bis herab zu den Thürhüter hätten kostbare, von der Hofverwaltung gestellte Gewänder getragen. D heiligen Geräte seien von Gold und Silber gewesen.

Jedenfalls ward also bei Empfang des Papstes und der Feier d Epiphaniefestes zu Aachen eine glanzvolle Prozession veranstaltet. D Kaiser schritt darin einher in Schuhen, auf denen Edelsteine befest waren. Er trug Strümpfe, über welche Bänder gewickelt waren, ein kurzen, fast bis an die Kniee reichenden, golddurchwirkten, mit Seide säumten Rock und einen langen, hellen, fast bis zu den Füßen her fallenden, reichgesäumten, mit Edelsteinen versehenen Mantel, den eine k bare Spange auf der rechten Schulter zusammenhielt. Am goldenen G und an der reich geschmückten Scheide seines Schwertes, das er stets tr funkelten Edelsteine. Auf seinem Haupte glänzte eine goldene, mit Per und kostbaren Gemmen geschmückte Krone. Seine Hand hielt ein lang in einem Knauf endendes Zepter. Neben den Thron stellten sich z Waffenträger mit des Kaisers Schild und Lanze. Um ihn herum man die stolze Schar seiner Herzoge und Grafen in kostbaren Mänt und Kleidern, die denen des Herrschers glichen [1].

Der Papst trug als Amtskleider reiche Sandalen, leinene Strümp ein Schultertuch, eine Albe mit ihrem Cingulum (Gürtel), eine Ste zwei Tuniken, eine Kasel, ein Sudarium (Manipel) und das Palli Den Erzbischöfen fehlte von diesen Kleidungsstücken keines, den Bischö nur das Pallium [2]. Mitra und Pontifikalhandschuhe waren noch n im Gebrauch. Auch die Priester trugen über der Albe und unter i Kasel eine Tunika; ihre Fußbekleidung war einfacher als die

[1] *Einhardi* Vita Karoli c. 23. *Jaffé* l. c. IV, 530. *Thegani* Vita Hl wici c. 6. Mon. Germ. SS. II, 591. Clemen, Die Porträtdarstellung Karls d. Geschichtsverein XI, 185 f.; Bonner Jahrbücher XCII, 53 f. Vgl. die Bilder Kaiser in den Karolingischen Prachthandschriften: Karls d. K. in dessen Bibel in dessen Gebetbuche, Lothars in dessen Evangelienbuche (alle bei *Louandre*, arts somptuaires I), Karls des Kahlen im Codex aureus aus Regensburg Kobell, Kunstvolle Miniaturen).

[2] *Amalarius*, De ecclesiasticis officiis II, c. 22. *Migne*, Patrol. lat. 1098. Braun, Die pontifikalen Gewänder des Abendlandes (Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach" S. 7 f. und 65 f.).

Bischöfe[1]. Die Diakone erschienen in einer Kasel oder in einer Dalmatik[2] und hielten wie die Priester ihre Manipel mit der rechten Hand. Die Farbe aller Gewänder war sehr verschieden und noch durch kein Gesetz bestimmt; auch der Stoff und die Musterung der Kaseln, der Dalmatiken und Tunicellen, der Stolen und der Schuhe war mehr oder weniger prächtig, je nach der Stellung und dem Reichtum der Prälaten. Manche trugen seidene Gewänder mit reicher Musterung, deren Stoffe aus dem Morgenlande stammten. Kostbare Borten und Längsstreifen aus Goldstoff und Seide dienten zur Verzierung besonders an den Säumen.

Die mit Handhabung der Ordnung betrauten Geistlichen bedienten sich langer Stäbe, um den Weg zu bahnen und die Menge zurückzuhalten[3]. Wie die liturgischen Bücher, die Zeremonien und die Tracht, so war auch der Gesang[4] römisch. Leo III. konnte demnach in der Aachener Pfalzkapelle pontifizieren, als sei er zu Rom in der Kirche des Lateran. Nach der Feier führte Karl ihn auf eine Altane, um ihm den Klerus, sein Heer und das Volk zu zeigen[5]. Es dürfte wohl der Gang gewesen sein, welcher von der Pfalz zur Hofkapelle führte, die, eben vollendet, in frischem Glanze erstrahlte. Zur Linken erhob sich auf einem Hügel der mächtige Bau des Palastes mit seinem gewaltigen, im Unterbau erhaltenen Festsaale und Wartturm, von dessen Zinne ein eherner Adler in fliegender Stellung herabschaute, weil Roms Macht von der Tiber nach Deutschland übertragen war[6].

---

[1] *Amalarius* l. c. cap. 22 et 25. Vgl. die Kleidung der Kanoniker von Tours in deren Bibel bei *Louandre* l. c.

[2] *Amalarius* l. c. c. 21.

[3] *Ermoldus*, Nigellus IV, 399 s. Mon. Germ. SS. II, 509.

[4] Hagen a. a. O. S. 75 f.

[5] Monachus Sangallensis l. c. II, 8. *Jaffé* l. c. IV, 674.

[6] Hagen a. a. O. S. 85.

(Schluß folgt.)

Steph. Beissel S. J.

Das ganze Evangelium und der ganze Christus[1].

3. Das ganze Evangelium. Hat Harnack etwa bisher unbekannte Quellen entdeckt, aus denen er in seinen Vorlesungen über das Wesen des Christentums schöpft? Wir haben gesehen, daß das nicht der Fall ist. Er besitzt kein positives Material, als was die katholische Kirche ihm überliefert hat; es sind dieselben Quellen, denen die Kirche die Beweismittel für ihre Lehre seit Jahrhunderten entnimmt.

Verschieden, grundverschieden ist die Art der Behandlung und Verwertung. Die Kirche läßt die Quellen wie sie sind, sie schöpft aus dem Vollen und nimmt unverkünstelt, was ihr geboten wird und wie es ihr geboten wird.

Harnack darf zu seinem Zweck die Quellen nicht in ihrer ursprünglichen Fülle sprudeln lassen, sonst würde sein ganzes Werk bald weggeschwemmt sein. Er muß sie in die engen Röhren seiner subjektiven Kritik fassen, um uns schließlich jenes dünne Wässerlein bieten zu können, welches er als das „Evangelium im Evangelium" bezeichnet, das Evangelium Harnacks anstatt des Evangeliums Jesu Christi[2].

Wir haben vier Evangelien, eines davon wird sofort beiseite geschoben.

„Unsere Quellen für die Verkündigung Jesu sind — einige wichtige Nachrichten bei dem Apostel Paulus abgerechnet — die drei ersten Evangelien. Alles übrige, was wir unabhängig von diesen Evangelien über die Geschichte und Predigt Jesu wissen, läßt sich bequem auf eine Quartseite schreiben, so gering an Umfang ist es. Insonderheit darf das vierte Evangelium, welches nicht von dem Apostel Johannes herrührt und herrühren will, als eine geschichtliche Quelle im gemeinen Sinne des Wortes nicht benutzt werden. Der Verfasser hat mit souveräner Freiheit gewaltet, Begebenheiten umgestellt und in ein fremdes Licht gerückt, die Reden selbstthätig komponiert und hohe Gedanken durch erdachte Situationen illustriert. Daher darf sein Werk, obgleich ihm eine wirkliche, wenn auch schwer erkennbare Überlieferung nicht ganz fehlt, als Quelle für die Geschichte Jesu kaum irgendwo in Anspruch genommen werden" (Das Wesen des Christentums S. 13).

[1] Vgl. unsere Kritik der Schrift: A. Harnack, Das Wesen des Christentums (Leipzig 1900) in dieser Zeitschrift Bd. LX (1901), S. 48 ff.

[2] Wir sehen ganz davon ab, daß Harnack die göttliche Eingebung (Inspiration) der Heiligen Schrift leugnet, und daß ihm die Bibel nur eine Sammlung rein menschlicher, mit vielen Irrtümern angefüllter Schriftwerke ist.

Solchen Kraftsprüchen vom hohen Katheder herab lassen sich natürlich mit der gleichen Leichtigkeit andere entgegensetzen. Jedenfalls kommen wir dem Charakter des vierten Evangeliums viel näher, wenn wir sagen: Dieses Evangelium zeigt aufs klarste, daß es von einem Augenzeugen herrührt und herrühren will (wenn derselbe sich auch so wenig nennt wie die andern Evangelisten); es ist von eminent geschichtlichem Werte, weil es vielfach genauer als die übrigen Evangelien die einzelnen Data aus dem Leben Jesu fixiert und in das rechte Licht rückt. Die Reden Jesu sind so vollständig den Umständen angepaßt und so sehr seiner ganz einzigen Persönlichkeit entsprungen, daß ein Späterer sie unmöglich komponieren und seinen Betrug ohne Widerspruch der ganzen Christenheit aufbürden konnte.

Satz wider Satz. Wir hätten nun dasselbe Recht wie Harnack, unsere Wege zu gehen und die Folgerungen aus dem Satze zu ziehen. Ist das Johannes-Evangelium echt, dann ist die Lehre Harnacks falsch. Das ist für ihn der durchschlagende Grund, weshalb dieses Evangelium nicht als geschichtliche Quelle gelten darf. Für uns ist das selbstverständlich kein Grund.

Daß die drei ersten Evangelien echt sind und von Matthäus, Markus und Lukas stammen, verbürgt uns das übereinstimmende Zeugnis des christlichen Altertums. Nun wohl, dieses Zeugnis verbürgt uns ebenso klar und entschieden die Echtheit des Johannes-Evangeliums. Irenäus, Hippolyt, Klemens von Alexandrien, Origenes, Tertullian, das Muratorische Fragment, Tatian, die ältesten Übersetzungen sprechen gerade so laut zu Gunsten des vierten wie der drei ersten Evangelien. Ihre Zeugnisse sind nicht der Ausdruck von Privatmeinungen, sondern die Überlieferung der morgen- und abendländischen Kirchen. Gilt das Zeugnis für Johannes nicht, dann gilt es auch für die Synoptiker nicht, und umgekehrt, gilt es für diese, dann gilt es auch für jenen. Die apostolischen Väter, Theophilus von Antiochien, Justin der Märtyrer, Claudius Apollinaris, von späteren Schriftstellern zu geschweigen, citieren aus dem vierten Evangelium. Kein einziges Werk eines alten Klassikers ist auch nur annähernd so gut bezeugt[1].

Aber, sagt man, die Wissenschaft hat doch aus inneren Gründen längst bewiesen, daß die Abfassung des vierten Evangeliums durch den Apostel Johannes unmöglich ist.

[1] Der Presbyter Johannes, auf den Harnack als den Verfasser des Evangeliums rät (Chronologie I, 677), ist eine aller Tradition bare, nebelhafte Persönlichkeit, die beim hellen Tageslicht in nichts zerfließt.

Die Wissenschaft? Erstens, wer ist die „Wissenschaft"? Die katholischen Theologen, die doch auch die Quellen zu lesen verstehen, treten einmütig für den Apostel Johannes als den Verfasser des vierten Evangeliums ein. Von den protestantischen Bibelgelehrten unserer Zeit verteidigen über sechzig die Autorschaft des hl. Johannes, darunter solche, die als Größen ersten Ranges auf dem Gebiete der Kritik oder Exegese gelten. Wer hat da das Recht, seine oder seiner Schule entgegengesetzte Ansicht als feststehendes Ergebnis der Wissenschaft uns aufzwingen zu wollen?

Zweitens, was ist nicht schon alles im Namen der Wissenschaft aus inneren Gründen für unmöglich erklärt worden? Es hat in unserem Jahrhundert an der Berliner Universität einen damals hochberühmten Professor gegeben, der es aus inneren Gründen für unmöglich erklärte, daß die Planeten die heilige Siebenzahl überschritten. Die Planeten haben sich um diese Unmöglichkeitserklärung nicht gekümmert und bestanden darauf, ihrer mehr als sieben zu sein. Als zum erstenmal die Frage nach der Verwendbarkeit der Dampfkraft für Eisenbahnen und überseeische Schiffahrt auftauchte, war sogleich eine Anzahl Gelehrter bei der Hand, die Sache aus inneren Gründen für unmöglich zu erklären. Diese Erklärung hat nicht verhindert, daß jetzt Eisenbahnzüge und Seeschiffe mit Dampf fahren.

Ein Beispiel, das unserem Gegenstand näher liegt: Als Meinhold seine „Bernsteinhexe" herausgab, erklärten sofort mehr als ein Gelehrter aus inneren Gründen, das Buch könne nicht von Meinhold verfaßt, sondern müsse eine echte Geschichte sein. Diese „Unmöglichkeit" war indessen amtlich als Wirklichkeit festgelegt worden. Meinhold schreibt darüber in der Vorrede zur zweiten Auflage: „Nicht bloß Doktoren und Professoren der Theologie und Philosophen ersten Ranges hielten die ganz und gar bis in ihre einzelnsten Teile hinab unechte Schrift für echt. . . . Gerade diejenigen, welche nicht die leiseste Ahnung einer Mystifikation gehabt hatten, schrieen am allerlautesten, ja wollten trotz meiner Erklärung des Gegenteils behaupten, die Bernsteinhexe sei dennoch echt."

Gewiß wollen wir auch der ‚höheren Kritik' ihr gutes Recht nicht verkürzen. Hüten wir uns vor jeder wahrhaft wissenschaftlichen Kritik, die sich auf gediegene Gründe und nicht bloß auf subjektive Wünsche und Abneigungen stützt.

Es ist aber z. B. kein haltbarer Grund gegen das Johannes-Evangelium, daß Christus in demselben als der menschgewordene Gott geschildert wird, was nach gewissen Kritikern keinem Zeitgenossen hätte in den Sinn

mmen können. Wer so redet, setzt eben voraus, daß das Dogma von r Menschwerdung widersinnig und lange nach Christus durch unglückliche ilosophische Spekulationen entstanden sei. Diese Voraussetzung ist aber cht nur bis jetzt unbewiesen geblieben, sondern steht auch im Widerspruch it der Lehre über Christus, wie wir sie bei den Synoptikern, bei Paulus d bei den ältesten christlichen Schriftstellern schon vorfinden.

Es ist ein elender Zirkelschluß, zu sagen: Das Evangelium Johannis nn nicht echt sein, weil es das Bekenntnis der Gottheit Christi so entieden fordert; denn das Bekenntnis der Gottheit Christi hängt mit dem ristus der echten Evangelien kaum zusammen. Eine schöne Probe öherer Kritik".

Ebensowenig verschlägt es, daß die Synoptiker Jesus hauptsächlich Galiläa thätig sein lassen, während Johannes vorzüglich von der Wirkkeit Jesu in Judäa berichtet. Hier läge nur in dem Falle ein Widerich vor, wenn jeder Evangelist behauptete, er erzähle das ganze Leben u und lasse keine Thatsache von Bedeutung aus. Das Gegenteil ist Fall, wie auch Harnack zugiebt. Die Evangelien sind keine Biographie u, sondern eine kurze Zusammenfassung der hauptsächlichsten christlichen ren, angereiht an Begebnisse aus dem Leben des Heilandes.

Wie die Synoptiker Gründe hatten, für ihre Leser gerade die galiischen Lehrstücke und Lehrweise auszuwählen, so hatte Johannes Gründe, s Christus im Verkehr mit den Pharisäern und Schriftgelehrten vorühren und uns so eine Ergänzung der übrigen Evangelien zu bieten.

Daraus erklärt sich auch die Verschiedenheit der Reden Jesu bei hannes und bei den Synoptikern. Es ist doch gewiß nichts Auffallendes, ß Jesus zu den Gelehrten unter den Juden anders redet als zu dem wöhnlichen Volke. Wenn wir auch das Johannes-Evangelium nicht hätten, würden wir dieselbe Verschiedenheit in den übrigen Evangelien finden d selbstverständlich finden müssen. Auch heutzutage wird sicherlich kein ünftiger Theologe es sich beifallen lassen, auf einer Dorfkanzel geradeso reden wie auf dem Katheder, oder umgekehrt. Warum muß nun gede Christus so einseitig gewesen sein, daß er nicht sowohl zu Bauern e zu Gelehrten in ihrer Weise sprechen konnte?

Es wäre interessant, zu erfahren, woher Harnack weiß, daß der Verfasser des vierten Evangeliums die Reden Jesu frei komponiert habe. Dies ifach aus dem Umstande zu schließen, daß Jesus in den drei ersten Evanlien zu dem gewöhnlichen Volke ganz anders redet als im vierten Evan-

gelium zu den Gelehrten, ist um nichts gescheiter, als wenn über tausend Jahre ein Professor käme und aus inneren Gründen bewiese, derselbe Goethe könne unmöglich den Götz von Berlichingen und den Tasso, oder derselbe Schiller unmöglich die Räuber und die Braut von Messina geschrieben haben. Wie grundverschieden ist die Darstellungsweise des hl. Augustinus in seinen gelehrten Werken und in seinen Reden über die Psalmen! So steht von dieser Seite gar nichts im Wege, daß derselbe Jesus Christus sowohl bei den Synoptikern wie bei Johannes durchaus wahrheitsgetreu geschildert sei, freilich weder hier noch dort allseitig und abschließend [1].

Harnack aber beseitigt nicht nur das vierte Evangelium, sondern aus den andern drei erstens die Kindheitsgeschichte Jesu, zweitens alles, was ihm unverständlich erscheint, drittens auch alles das, was Jesus mit den übrigen Juden gemeinsam hatte, d. h. die Glaubenslehren, besonders vom Messias und dem messianischen Reiche, und die religiösen Anschauungen jener Zeit.

„Es gilt in allen ähnlichen Fällen für verkehrt, hervorragende, wahrhaft epochemachende Persönlichkeiten in erster Linie danach zu beurteilen, was sie mit ihren Zeitgenossen geteilt haben, dagegen das in den Hintergrund zu rücken, was eigentümlich und groß an ihnen war.... Darüber kann kein Zweifel sein; jene Vorstellung von den zwei Reichen, dem Gottes- und dem Teufelsreich, von ihren Kämpfen und von dem zukünftigen letzten Kampf, in welchem der Teufel, nachdem er längst aus dem Himmel ausgewiesen, nun auch auf der Erde besiegt wird — diese Vorstellung teilte Jesus einfach mit seinen Zeitgenossen. Er hat sie nicht heraufgeführt, sondern er ist in ihr groß geworden und hat sie beibehalten" (S. 35).

Darum wird diese Vorstellung und alles, was damit zusammenhängt, als für uns unverständlich einfach beiseite geschoben. Christus hat nach Harnack auch kein Gewicht darauf gelegt. Man solle, meint er, nur die Parabeln lesen. Da werde ausschließlich die sittliche Besserung des Einzelnen betont.

„Alles Dramatische im äußeren, weltgeschichtlichen Sinne ist hier verschwunden, versunken ist auch die ganze äußerliche Zukunftshoffnung" (S. 36).

Damit sind die Evangelien nun freilich um ein sehr gut Teil Lehrstücke erleichtert.

---

[1] Auf alle einzelnen Schwierigkeiten einzugehen, die gegen die Evangelien erhoben worden sind, ist hier nicht der Ort. Es sind in unsern Tagen genug Einleitungen ins Neue Testament und Kommentare zu den Evangelien erschienen, in denen alle Einwürfe berücksichtigt und als nichtig oder belanglos nachgewiesen werden.

Doch noch staunenswerter: Christus selbst, insofern er Gegenstand des Glaubens und Bekennens ist, gehört nicht in das Evangelium hinein.

„Nicht der Sohn, sondern allein der Vater gehört in das Evangelium, wie es Jesus verkündigt hat, hinein" (S. 91).

Sonst hätten wir ja Christologie, und die können wir nicht gebrauchen.

Das nennt man mit historisch geschultem Blick die Quellen prüfen und das Gediegene von dem Wertlosen, das Brauchbare von dem Unbrauchbaren scheiden. Subjektivismus und immer wieder Subjektivismus!

Wir Katholiken können und wollen aber eine solche Mißhandlung der Quellen nicht dulden. Die Evangelien sind uns in allen ihren Teilen treue Berichte über das Leben und die Lehre Jesu, sie treten mit der Autorität geschichtlicher Wahrheit und nicht mit der Bitte um gütige philosophische Bearbeitung uns gegenüber. Wir haben uns dem geschichtlich Gegebenen zu fügen und nicht die Geschichte nach unsern Theorien zu modeln.

Auf den Evangelien, wie sie sind, hat sich das Christentum mit seinen Erfolgen und Wirkungen aufgebaut, und nicht auf den Evangelien allein, sondern auch auf den übrigen Schriften des Neuen Testamentes, und vor diesen auf dem lebendigen Wort der Apostel. Von den Tagen der Apostel an bis heute haben wir eine ununterbrochene Kette kirchlicher Überlieferung, die uns vollständig sicher stellt in betreff der Lehre Christi und der von ihm getroffenen Einrichtungen und Bestimmungen. Diese Tradition steht fest wie ein Urgebirge in der Geschichte, sie verbürgt uns auch die Echtheit aller Schriften des Neuen Testamentes im ganzen wie im einzelnen. Wir lassen uns weder von Harnack noch von sonst jemand vordemonstrieren, was wir von diesen Schriften annehmen und was wir beiseite schieben sollen.

Die ganzen Quellen wollen wir. Wenn diese Quellen stückweise unzuverlässig sind, dann büßen sie ihren ganzen Wert ein; denn kein Evangelium ist besser bezeugt als das andere und kein wesentlicher Bestandteil besser als der andere. Gerade über die Stücke, die Harnack ausscheiden will, hat niemals der geringste begründete Zweifel bestanden. Den menschgewordenen Sohn Gottes haben die ältesten Christen laut bekannt, für ihn haben die Märtyrer geblutet, ihn erwartet als den Richter über die Lebendigen und die Toten.

Wenn Jesus Christus Bestandteile der jüdischen Religion in seine Lehre aufnimmt, so steht es Harnack nicht zu, ihm zu erklären, daß

er ihm darin nicht folgen könne, sondern bloß das annehme, was er neues hinzugefügt habe. Himmel und Erde werden vergehen, aber kein einziges der Worte Jesu Christi wird vergehen, auch nicht vor der höheren Kritik.

Luther hat ein sehr böses Beispiel gegeben, als er anfing, die Bücher des Neuen Testamentes nach seiner subjektiven Willkür anzunehmen oder zu verwerfen. Käme er jetzt auf die Erde, so müßte er sehen, wie seine Geisteserben jenes Evangelium, welches er gerade als das köstlichste von allen bezeichnet hat, als geschichtlich wertlos beseitigen, und wie sie die andern Evangelien pietätlos zersetzen. Die sogen. Reformatoren brüsteten sich der Kirche gegenüber, sie hätten die Bibel unter der Bank hervorgezogen und zu Ehren gebracht. Welch herrliche Ehre, wenn heutzutage protestantische Professoren der Theologie mit der Bibel in einer Weise umspringen, wie man es mit keinem profanen Buche wagen würde! Die katholische Kirche steht auch hier wie ein fester Damm diesem Ansturm gegenüber; sie läßt sich von der Heiligen Schrift nichts abmarkten. Für jedes Buch und jeden Satz derselben tritt sie mit ihrer ganzen Kraft und Entschiedenheit ein. Das heilige Gut des inspirierten Wortes bewahrt sie mit den andern ihr anvertrauten Gütern in unerschütterlicher Treue. Die Protestanten haben in der Kirche die gottgesetzte Hüterin der Schrift verloren, darum entgleitet jetzt die Bibel Blatt um Blatt ihren Händen, und mit der Bibel verlieren sie Christus, der nach Harnack gar nicht in die Predigt des Evangeliums hineingehört. Wir Katholiken aber lassen uns unser Heiligstes nicht rauben, sondern halten fest daran: das ganze Evangelium und der ganze Christus!

4. Der ganze Christus. Unsere Quellen für die Kenntnis Jesu und seiner Lehre sind zunächst die Evangelien, nicht bloß die drei ersten, sondern auch das vierte, nicht bloße Stücke aus den Evangelien, sondern die ganzen Evangelien, ohne willkürliche Auswahl, ohne Streichungen. Lesen wir die Evangelien, wie sie sich uns darbieten, und hören wir, was sie über Christus zu berichten haben.

„Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott ... und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, eine Herrlichkeit als des Eingeborenen vom Vater, voll Gnade und Wahrheit.“ So lautet der Prolog des hl. Johannes zu seinem Evangelium. Christus, der menschgewordene Gott!

Weil Christus wahrer Mensch war, hat er auch eine menschliche Abstammung. Daher wird uns der Stammbaum Jesu (der natürliche sowohl als der gesetzliche) mitgeteilt.

Damit aber niemand glaube, daß er einfacher Mensch und auf gewöhnliche Weise in diese Welt eingetreten sei, beeilen sich beide Evangelisten, die uns die menschliche Herkunft berichten, uns sofort auch über die Übernatürlichkeit der Menschwerdung zu belehren. „Siehe," spricht der Engel zu Maria, „du wirst in deinem Schoße empfangen und einen Sohn gebären und seinen Namen Jesus nennen. Dieser wird groß sein und der Sohn des Allerhöchsten genannt werden. Der Herr (Jahve) wird ihm den Thron seines Vaters David geben, und er wird im Hause Jakobs herrschen in Ewigkeit, und seines Reiches wird kein Ende sein." Einen Mann brauchst du nicht zu erkennen; denn „der Heilige Geist wird über dich kommen und die Kraft des Allerhöchsten dich überschatten. Deshalb wird auch das Heilige, das aus dir geboren werden soll, der Sohn Gottes genannt werden". Derselbe Engel wiederholt dem hl. Joseph, daß seine Braut vom Heiligen Geiste empfangen habe und denjenigen gebären solle, der sein Volk von seinen Sünden erlösen werde.

Kaum ist Jesus geboren, da erscheinen die Engel, um seine Herrlichkeit zu verkünden. „Siehe, der Heiland ist euch geboren, welcher ist Christus der Herr." Die Hirten und später die Weisen aus dem Morgenlande werden zur Anbetung herbeigerufen. Simeon preist im Tempel das Kind als das Heil, das der Herr bereitet hat vor dem Angesichte aller Völker, als das Licht zur Erleuchtung der Heiden, als die Herrlichkeit des Volkes Israel, als den, der gesetzt ist zum Falle und zur Auferstehung vieler in Israel, als das Zeichen, dem man widersprechen wird, damit die Gedanken vieler Herzen offenbar werden.

Vor der öffentlichen Wirksamkeit Jesu tritt Johannes der Täufer auf und ermahnt durch Wort und Beispiel alle zur Bekehrung, weil das messianische Reich nahe sei. Da aber viele auf den Gedanken kommen, er selber möchte wohl der Messias sein, erklärt er mit Entschiedenheit diese Vermutung für falsch und weist auf jenen hin, der bald erscheinen werde, dessen Schuhriemen aufzulösen er nicht würdig sei. Sehet, sprach er, als Jesus zum Jordan kam, dieser da ist das Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt hinwegnimmt!

Bei der Taufe Jesu öffnete sich der Himmel, und der Heilige Geist schwebte in Gestalt einer Taube über dem Getauften, und eine Stimme

aus der Wolke sprach: „Du bist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe."

Das erste, was Jesus in seinem öffentlichen Leben that, war, daß er einen engeren Kreis von Jüngern um sich sammelte, den Johannes und Andreas, dann den Simon, dem er den Namen Kephas (Fels) beilegte, ferner den Philippus und Nathanael, und er versprach ihnen: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, ihr werdet über dem Menschensohne den Himmel offen und die Engel Gottes auf- und niedersteigen sehen." Durch das Wunder auf der Hochzeit in Kana offenbarte er ihnen seine Herrlichkeit und bewog sie zum festen Glauben an ihn.

Dann kam das erste Auftreten in Jerusalem zur Zeit des Osterfestes und die Unterredung mit Nikodemus: „Wenn jemand nicht wiedergeboren wird aus Wasser und dem Heiligen Geiste, so kann er nicht in das Reich Gottes eingehen. . . . Wie Moses die Schlange in der Wüste erhöht hat, so muß der Menschensohn erhöht werden, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe." Ebenso offenbarte Jesus sich der Samariterin als der verheißene Messias.

Als aber die Johannesjünger unwillig wurden, weil Jesus taufte, schärfte ihnen Johannes noch einmal ein: Nicht ich bin der Messias, sondern jener. „Wer an den Sohn glaubt, hat das ewige Leben; wer aber dem Sohne die Treue verweigert, wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt auf ihm."

Aus der größeren Zahl Jünger, die Jesus durch Predigt und Wunder um sich gesammelt hatte, wählte er zwölf aus, „daß sie bei ihm wären, und daß er sie ausschickte, um zu predigen. Und er gab ihnen Gewalt, die Krankheiten zu heilen und die bösen Geister auszutreiben".

Vor diesen Zwölfen und einer großen Menge Volkes hielt er dann die Bergpredigt und verkündete das Sittengesetz des Neuen Bundes, nach welchem das Hauptgewicht auf die innere Gesinnung und nicht auf die rein äußere Beobachtung zu legen ist. Gesetz und Propheten, d. h. die Offenbarungen Gottes im Alten Bunde sollen nicht aufgehoben, sondern erfüllt werden.

Durch neue große Wunder bekräftigte Jesus seine Lehren, und auf diese Wunder verweist er die Johannesjünger, die ihn fragten: „Bist du es, der da kommen soll (d. h. der Messias), oder sollen wir auf einen andern warten?" Er antwortet: Was der Prophet Isaias vom Messias vorherverkündet hat, ist an mir in Erfüllung gegangen; „selig, wer sich an mir nicht ärgert!"

Die meisten ärgerten sich an ihm, weil er ihrer Idee vom Messias so ganz und gar nicht entsprach. Deshalb fing er an, sie in vielen Gleichnissen über die wahre Natur des Messiasreiches zu belehren, sowohl insofern es ein inneres Reich ist im Herzen der Menschen, wo der Same des göttlichen Wortes entweder nutzlos zu Grunde geht, oder dreißig-, sechzig-, hundertfältige Frucht bringt, als auch insofern es ein äußeres Reich hier auf Erden ist, in dem sich Weizen und Unkraut findet, die der Herr mitsammen wachsen läßt bis zur Zeit der Ernte. „Die Ernte ist das Ende der Welt. Die Schnitter sind die Engel. Gleichwie nun das Unkraut zusammengelesen und im Feuer verbrannt wird, so wird es auch am Ende der Welt gehen. Der Menschensohn wird seine Engel aussenden, und sie werden aus seinem Reiche alle Ärgernisse zusammenlesen und diejenigen, welche unrecht thun, und sie werden sie in den Feuerofen werfen. Dort wird Heulen und Zähneknirschen sein. Dann werden die Gerechten leuchten wie die Sonne im Reiche ihres Vaters." [1]

Kurz vor das dritte Osterfest im öffentlichen Leben Jesu fällt die wunderbare Brotvermehrung, die von allen vier Evangelisten berichtet wird. Hingerissen von Staunen, wollte das Volk den Wunderthäter als König ausrufen. Jesus entzog sich ihrem Ungestüm, um ihnen am nächsten Tage begreiflich zu machen, daß er gekommen sei, nicht um ihnen leibliche, sondern geistliche Speise zu reichen. Die Vorbedingung sei, daß sie an ihn als an den Messias glaubten; „denn das ist der Wille meines Vaters, der mich gesandt hat, daß jeder, der den Sohn sieht und an ihn glaubt, ewiges Leben habe, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage". Er verspricht ihnen sein eigenes Fleisch und Blut zur Speise zu geben. „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, hat ewiges Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage."

Die Juden waren empört über seine Worte, selbst viele von seinen früheren Anhängern verließen ihn, der Widerspruch der Pharisäer wurde von Tag zu Tag schärfer. Jesus aber legte schonungslos ihre Heuchelei vor allem Volke offen und warnte seine Jünger vor ihrem Geiste.

Die Apostel hatten versprochen, treu bei ihm auszuhalten, da er allein Worte des ewigen Lebens habe. In dieser Gesinnung mußten sie gestärkt werden zu dem bevorstehenden Kampf. Es kam der Tag von Cäsarea

[1] Wie reimt es sich damit, wenn Harnack uns auffordert, die Gleichnisse zu lesen, um zu sehen, wie es sich nur um das Reich Gottes in der Seele handle, und wie alles Dramatische im äußeren weltgeschichtlichen Sinne verschwunden sei?

Philippi, wo Jesus sie zu einem offenen Bekenntnisse über ihn aufforderte. „Simon Petrus entgegnete: Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Daraufhin pries Jesus den Petrus selig und versprach, ihn zum Felsen zu machen, auf den er seine Kirche aufbauen werde.

Sofort aber folgte die Weissagung seines Leidens, „er müsse nach Jerusalem gehen, vieles leiden und von den Ältesten, Hohenpriestern und Schriftgelehrten verworfen und getötet werden, am dritten Tage aber auferstehen“; auch für seine Jünger gebe es keinen andern Weg als den Weg des Kreuzes in dem Bekenntnis und der Nachfolge Christi; „denn wer sich meiner und meiner Worte schämt vor diesem ehebrecherischen Geschlechte, dessen wird auch der Menschensohn sich schämen, wenn er in seiner und seines Vaters Herrlichkeit mit den heiligen Engeln kommen und einem jeden nach seinem Werke vergelten wird“.

Die drei Apostel, welche vorzüglich Zeugen des Leidens Jesu sein sollten, wurden auf diese schwere Aufgabe vorbereitet durch den Anblick der Verklärung auf Tabor, wo wiederum die Stimme vom Himmel erscholl: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe, ihn sollt ihr hören.“

Nun ging Jesus geradeswegs dem Entscheidungskampfe entgegen. Von da ab hielt er sich meistens in Judäa auf. Wiederholt offenbarte er sich im Tempel als den wahren Messias. „Abraham, euer Vater, hat frohlockt, daß er meinen Tag sehen werde; er sah ihn und freute sich. ... Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ehe Abraham war, bin ich.“

Die Wut seiner Feinde wuchs ins Grenzenlose. Seine Lehre erklärten sie für Gotteslästerung, seine Wunder schrieben sie teuflischem Einflusse zu. Trotzdem verlangten sie von ihm, er solle ein Zeichen am Himmel thun; „aber es wird kein Zeichen gegeben werden als das Zeichen des Propheten Jonas; denn wie Jonas drei Tage und drei Nächte im Bauche des Fisches war, so wird auch der Menschensohn drei Tage und drei Nächte im Herzen der Erde sein“.

Noch einmal forderten die Juden ihn auf: „Wenn du der Messias bist, so sage es uns frei heraus. Jesus antwortete ihnen: Ich habe es euch gesagt, und ihr glaubet nicht. Die Werke, welche ich im Namen meines Vaters thue, diese geben Zeugnis von mir. ... Ich und der Vater sind eins. ... Thue ich nicht die Werke meines Vaters, so glaubet mir nicht. Thue ich sie aber, und wollt ihr mir nicht glauben, so glaubet den Werken, damit ihr erkennet und glaubet, daß der Vater in mir ist und ich in ihm.“

Für eine kurze Zeit entzog sich Jesus den Nachstellungen seiner Feinde, indem er nach Peräa ging und dort seine Lehrvorträge fortsetzte, in denen er die Juden ermahnte, ihren irdischen Sinn abzulegen, da dieser sie zum Eintritt in das messianische Reich unfähig mache und allein schuld sei an ihrem Unglauben.

Bald kam er nach Judäa zurück. Immer dringlicher wurden seine Aufforderungen an das Volk, sich dem Reiche Gottes anzuschließen, das schon in ihrer Mitte sei, immer ernster die Drohungen mit dem kommenden Gerichte. Er wußte aber wohl, daß seine Feinde verstockt blieben und seinen Untergang beschlossen hatten. Deshalb sagte er zu seinen Aposteln: „Siehe, wir ziehen hinauf nach Jerusalem, und alles wird in Erfüllung gehen, was durch die Propheten über den Menschensohn geschrieben worden. Er wird den Hohenpriestern und Ältesten überantwortet werden, und sie werden ihn zum Tode verurteilen und ihn den Heiden ausliefern, und diese werden ihn verspotten und ihn anspeien und ihn geißeln und ihn kreuzigen, und am dritten Tage wird er auferstehen."

Das Wunder der Auferweckung des Lazarus hatte viele zum Glauben geführt. Diese Jünger bereiteten nun Jesus den glorreichen Einzug in Jerusalem und jubelten ihm zu: „Gebenedeit sei, der da kommt im Namen des Herrn, gebenedeit sei das Reich unseres Vaters David, gebenedeit sei der König Israels." Und als einige Pharisäer sagten: „Meister, wehre deinen Jüngern," antwortete er: „Wenn diese schweigen, werden die Steine rufen."

Der Tod Jesu wurde endgültig beschlossen, Judas bot sich zum Verräter an. Noch einmal zeigte Jesus den Juden die schreckliche Strafe, die wegen seiner Verwerfung über sie kommen werde, nicht bloß bei der Zerstörung Jerusalems, sondern auch beim jüngsten Gericht, wann „sie den Menschensohn kommen sehen werden mit großer Macht und Herrlichkeit". Mit dem Hinweis auf das jüngste Gericht beschloß Jesus seine öffentliche Thätigkeit.

Dann feierte er mit seinen Jüngern das letzte Abendmahl, gab ihnen zum ewigen Gedächtnis an ihn unter den Gestalten des Brotes und Weines seinen Leib und sein Blut als Speise und Trank, offenbarte ihnen die Leiden und Kämpfe, die ihrer harrten, versprach ihnen aber, zu ihrem Beistande vom Vater den Tröster, den Heiligen Geist zu senden, der stets bei ihnen bleiben und sie alle Wahrheit lehren werde. Übrigens werde er selbst immerdar bei ihnen bleiben; er werde für sie sein, was der

Rebstock für die Zweige. „Gleichwie die Rebe von sich selbst nicht Frucht bringen kann, wenn sie nicht am Weinstocke bleibt, so auch ihr nicht, wenn ihr nicht in mir bleibt. Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viele Frucht; denn ohne mich könnt ihr nichts thun.“ Die Einschärfung des Gebotes der Liebe und das herrliche Gebet für die Apostel und alle Gläubigen bilden den Schluß der Abschiedsfeier.

Nach der Gefangennehmung im Ölgarten wurde Jesus zunächst vor das höchste jüdische Gericht gestellt. Die einzig belangreiche unter den Fragen, die er zu beantworten hatte, war die: „Bist du der Messias, der Sohn des hochgelobten Gottes?“ Die Antwort lautete: „Ich bin es. Wahrlich ich sage euch: ihr werdet den Menschensohn zur Rechten der Kraft Gottes sitzen und auf den Wolken des Himmels kommen sehen.“ Daraufhin erfolgte das Urteil: „Er hat Gott gelästert, er ist des Todes schuldig.“ Auch vor dem heidnischen Richter wurde dies als letzter und durchschlagender Grund vorgebracht: „Wir haben ein Gesetz, und nach dem Gesetze muß er sterben, weil er sich zum Sohne Gottes gemacht hat.“ Für dieses Selbstzeugnis ist Jesus in den Tod gegangen. Als darum bei seinem Hinscheiden die großen Zeichen am Himmel und auf der Erde erfolgten, rief der heidnische Hauptmann aus: „Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn“, d. h. die Aussage, derentwegen man ihn getötet hat, beruht auf Wahrheit.

Da aber Jesus vorausgesagt hatte, er werde am dritten Tage von den Toten auferstehen, so suchten seine Feinde ihn als falschen Propheten hinzustellen, indem sie das Grab scharf bewachen ließen. Vergebliche Mühe. „In der Frühe am ersten Tage der Woche erstand Jesus aus dem Grabe.“ Engel erschienen und verkündeten der Maria Magdalena und einigen andern Frauen: „Er ist auferstanden, er ist nicht mehr hier. Erinnert euch daran, was er euch gesagt hat; gehet nun schnell und verkündet seinen Jüngern, daß er auferstanden ist.“

Bald erschien Jesus selbst seinen Jüngern, einzelnen und vielen zusammen, wiederholte ihnen noch einmal, daß er als der verheißene Messias gemäß den Weissagungen der Propheten leiden, sterben und auferstehen mußte, und tadelte die Herzenshärte der Zweifler, „daß sie denen nicht geglaubt hätten, welche ihn gesehen hatten, nachdem er auferstanden war“. [illegible] er noch bei seinen Jüngern, verkehrte häufig mit ihnen, unterwies und tröstete sie, versprach ihnen nach seiner

ffahrt die Sendung des Heiligen Geistes, in dessen Kraft sie hinaus-
ien sollten in alle Welt, um allen Menschen das Evangelium zu ver-
ıden. „Wer glaubt und getauft wird, wird selig werden; wer nicht
ıubt, wird verdammt werden."

Zuletzt führte er sie gen Bethanien, und dort „ward er vor ihren Augen
porgehoben und fuhr auf in den Himmel, wo er zur Rechten Gottes sitzt".

Das ist in kurzen Zügen der Christus der Evangelien, freilich sehr
ſentlich verschieden von dem Christus, wie Harnack ihn darstellt.

Nach Harnack gehört Christus gar nicht in das Evangelium, nach
n Evangelisten ist das Evangelium von Anfang bis zu Ende die frohe
otschaft von Jesus Christus, dem verheißenen Messias, unserem Erlöser,
r für unser Heil gelebt hat, für uns gestorben und von den Toten auf-
ſtanden ist.

Nach Harnack ist Christus ein einfacher Mensch, der wie alle Menschen
ſchränkte geistige Anlagen besaß, ein Jude, der im engbegrenzten Horizonte
ines Volkes und des damaligen jüdischen Zustandes gefühlt, erkannt, ge-
rteilt und gekämpft hat und darum auch in jüdischen Anschauungen und
orurteilen befangen war, der im Anfange selbst nicht wußte, ob er der
rheißene Messias sei, sondern sich allmählich zu dieser Einsicht durch-
rungen hat. Nach den Evangelisten ist Jesus freilich ein wahrer Mensch,
der zugleich der Eingeborene des Vaters, wie der Vater wahrer Gott,
om Himmel herabgestiegen, um das zu erfüllen, was er einst im Alten
Testamente geweissagt hatte, der Richter über die Lebendigen und die Toten,
er alle Macht hat im Himmel und auf Erden.

Nach Harnack ist die Osterbotschaft von der leiblichen Auferstehung
hristi etwas Unglaubliches und religiös Wertloses. Nach den Evange-
sten hat Christus festen Glauben an diese Botschaft verlangt und jene
egen ihres Unglaubens getadelt, die an derselben zweifelten.

Wenn Harnacks Lehre wahr wäre, dann hätten schon die Evange-
ten den Heiland gründlich mißverstanden. Harnack ist ja allerdings
ser Ansicht, da er uns auffordert, wohl zu unterscheiden zwischen dem
angelium, wie die Evangelisten es vorgetragen haben, und dem Evange-
n, wie Jesus selbst es gelehrt hat. An dieses letztere sollen wir uns
ten, selbstverständlich mit Ausmerzung all der Berichte, Reden und
rüche, die Harnack nicht gefallen.

Das ist aber doch keine geschichtliche Betrachtungsweise, sondern im
n Falle eine Religionsphilosophie, die untersucht, was nach ihren

Grundsätzen an dem von den Evangelisten entworfenen Bilde des Lebens und der Lehre Jesu zu billigen, und was zu verwerfen ist.

Als Devise der Ritschlschen Schule könnte ganz füglich das Wort des Pilatus gewählt werden: „Was ist Wahrheit?“ Denn nach dieser Schule hat auf dem Gebiete der Religion das Erfassen der objektiven Wahrheit gar keine Bedeutung, falls es überhaupt möglich ist. Nur „Werturteile“ kommen in Betracht: Was ist dies oder jenes für mich, für mein religiöses Bedürfnis wert? Harnack findet nur zwei Elemente im Evangelium, die für ihn religiös wertvoll sind: Gott und die Seele, die Seele und ihr Gott. Daher wird alles andere als unnötige Vorhalle abgerissen, als zweckwidrige Last beiseite geworfen. Die Bedeutung Jesu soll nur darin liegen, daß er diese beiden Ideen als das Wesen der Religion erfaßt, an sich selbst aufs vollkommenste erlebt und dieses sein Erlebnis als einzige Lehre dem Menschengeschlechte mit einem solchen Erfolge vorgetragen hat, daß die von ihm eingeleitete religiöse Bewegung trotz aller Entstellungen, die sie im Laufe der Zeiten erfahren hat, niemals zu Grunde gegangen ist und niemals zu Grunde gehen wird.

Daß dies nicht die Predigt der Evangelisten, nicht die Predigt der Apostel, nicht die Predigt der Kirche in irgend einem Zeitraume ihres Bestehens war, muß Harnack zugestehen; aber das verschlägt ihm nichts. Nach ihm ist die Menschheit auch in Bezug auf die Religion in beständigem Fortschritt begriffen, und darum durchschaut ein Berliner Professor am Ende des 19. Jahrhunderts das Wesen des Christentums besser als die Kirche, besser als die Evangelisten und Apostel, und sagen wir es nur gerade heraus, auch besser als Christus selber.

Wir aber, die wir in Christus unsern Gott anbeten, sind nicht dieser Meinung. Wir kennen keinen Christus, der sich mit den Zeiten und Anschauungen ändert; uns ist „Jesus Christus gestern und heute und in Ewigkeit derselbe“ (Hebr. 13, 8), „Gott über allem, hochgelobt in Ewigkeit“ (Röm. 9, 5), in dessen Name „jedes Knie sich beugt im Himmel, auf Erden und unter der Erde“ (Phil. 2, 10). Wir sind eingedenk der Worte des hl. Johannes: „Wer ist ein Lügner, wenn nicht der, welcher leugnet, daß Jesus der Messias ist? Dieser ist der Widerchrist, der da den Vater und den Sohn leugnet. Jeder, der den Sohn leugnet, hat auch den Vater nicht; wer aber den Sohn bekennt, hat auch den Vater. Was ihr von Anfang an gehört habt, das bleibe in euch. Wenn das in euch bleibt, was ihr von Anfang an gehört habt, werdet auch ihr in dem Sohne und

in dem Vater bleiben. Und das ist die Verheißung, die er selbst uns gegeben hat, das ewige Leben." (1 Joh. 2, 22 ff.)

Darauf gründet sich unsere Hoffnung des ewigen Lebens, daß Jesus Christus uns am Tage des Gerichtes vor seinem himmlischen Vater bekennen wird, wenn wir ihn vor den Menschen bekennen, so wie wir es von Anfang an gehört haben. Wer dagegen wird es wagen, dereinst vor Christi Richterstuhl hinzutreten mit den Worten: Ich habe mich vor den Menschen zu der Lehre Harnacks bekannt; nun bekenne du mich vor deinem himmlischen Vater?

Christian Pesch S. J.

Zur mechanischen Instinkttheorie.

Die sogenannte moderne Tierpsychologie, die sich dieses Titels mit Stolz rühmt gegenüber der „mittelalterlichen" Philosophie, welche das Tier für eine seelenlose Instinktmaschine erklärt haben soll, schreibt den Tieren psychische Eigenschaften zu, die mit denjenigen des Menschen wesentlich gleichartig und nur dem Grade nach von ihnen verschieden sind. Wir haben diese ungebührliche Vermenschlichung des Tierlebens bereits an anderer Stelle[1] einer Prüfung unterzogen und gezeigt, daß dasjenige, was dem tierischen Seelenleben mit dem menschlichen gemeinsam ist, auf das sinnliche Erkenntnis- und Strebevermögen mit seinen mannigfachen Äußerungen sich beschränkt; was darüber hinausgeht, nämlich die geistige Erkenntnistätigkeit des Verstandes und die ihr entsprechende freie Willensäußerung, welche die Grundlage des moralischen Handelns bildet, kommt dem Menschen allein zu. Nur durch die Vernachlässigung einer klaren psychologischen Analyse war es der modernen Tierpsychologie möglich, von einer „In-

[1] Instinkt und Intelligenz im Tierreich. 2., vermehrte Aufl. Freiburg 1899; Vergleichende Studien über das Seelenleben der Ameisen und der höheren Tiere. 2., vermehrte Aufl. Freiburg 1900; Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen. Stuttgart 1899 (Zoologica, Originalabhandlungen aus dem Gesamtgebiete der Zoologie. Herausgegeben von Dr. Karl Chun in Leipzig. Heft 26. 134 S. Fol. mit 8 Tafeln).

telligenz“ und einer „Moral“ der Tiere zu reden und dieſe Lehre zu einem populär-wiſſenſchaftlichen Dogma zu erheben. Gegenüber den landläufigen Vorurteilen, denen die ſcholaſtiſche Pſychologie in dieſen Kreiſen begegnet, haben wir anderſeits auch gezeigt, daß ein Thomas von Aquin und andere hervorragende Vertreter der mittelalterlichen Scholaſtik das Seelenleben der Tiere wenigſtens in ſeinen Grundzügen richtig gewürdigt und ihm weder zu viel noch zu wenig zugeſchrieben. Erſt die carteſianiſche Philoſophie, die in ſchroffem Gegenſatze zur ariſtoteliſchen ſtand, hat es unternommen, die Tiere in ſeelenloſe, von einem völlig blinden Inſtinktmechanismus getriebene organiſche Maſchinen zu verwandeln. Es iſt nun jedenfalls eine intereſſante Erſcheinung, daß dieſe carteſianiſche Auffaſſung des Tierlebens unter den modernen Phyſiologen neuerdings einen ſtarken Anhang findet. Allerdings verwahrt man ſich nachdrücklich dagegen, daß ein „perſönlicher Schöpfer“ es ſei, der den Mechanismus der tieriſchen Reflexe gebildet habe und leite; der Kampf ums Daſein muß, den darwiniſtiſchen Ideen entſprechend, auch hier meiſt die Schöpferſtelle vertreten, indem er durch das bloße Überleben des Paſſendſten die Entwicklung des Nervenſyſtems und ſeiner Reflexmechanismen verurſacht haben ſoll. Abgeſehen von dieſem mehr metaphyſiſchen Unterſchiede, und vom rein pſychologiſchen Standpunkt betrachtet, zeigt jedoch die mechaniſche Inſtinkttheorie jener modernen Phyſiologen eine unverkennbare Geiſtesverwandtſchaft mit der carteſianiſchen Lehre von den Tiermaſchinen. Von einer „Tierſeele“ iſt in beiden keine Rede; ſie erklären beide die pſychiſchen Lebensäußerungen der Tierwelt durch einen erblichen organiſchen Mechanismus; das ſinnliche Erkenntnisleben, welches den Tieren mit den Menſchen gemeinſam iſt, wird von beiden geleugnet. Während jedoch Carteſius alle Tiere, auch die höheren, in bloße organiſche Maſchinen verwandeln wollte, laſſen die modernen Inſtinktmechaniker irgendwo in der Reihe der höheren Tiere plötzlich ein „aſſoziatives Gedächtnis“ und mit ihm den Anfang einer menſchenähnlichen Intelligenz auftreten, welche ohne Vermittlung eines ſinnlichen Erkenntnislebens dem Reflexmechanismus des Tierleibes aufgepfropft wird wie eine papierene Blume auf einen Zweig aus Draht. Hiermit hofft man dann die Entwicklung des menſchlichen Geiſteslebens aus dem tieriſchen Seelenleben glücklich erklärt und die zwiſchen Menſch und Tier beſtehende pſychiſche Kluft deſzendenztheoretiſch ausgefüllt zu haben.

Je einfacher die Erſcheinungen des tieriſchen Seelenlebens ſich erklären laſſen, deſto beſſer; denn wir dürfen keine höheren Urſachen ihnen zu Grunde

legen, als wirklich hierfür erforderlich ſind. Dieſes Grundprinzip der Naturforſchung gilt auch für die vergleichende Pſychologie; es wird mit Recht gegenüber jener vulgären modernen Tierpſychologie angewandt, welche den Tieren eine menſchenähnliche Intelligenz und moraliſches Handeln zuſchreibt, während doch die Thatſachen viel einfacher und natürlicher durch das ſinnliche Inſtinktleben der Tiere ſich erklären laſſen. Sollte es nun möglich ſein, letzteres in bloße Reflexmechanismen aufzulöſen, ſo wäre das ſelbſtverſtändlich noch bedeutend einfacher; die rein mechaniſche Inſtinkttheorie würde dann entſchieden den Vorzug verdienen vor der unſrigen, welche in den Inſtinktthätigkeiten der Tiere außer jenen Reflexmechanismen noch ein ſinnliches Erkenntnis- und Strebevermögen zu finden vermeint. Wir wollen daher einen der bedeutendſten neueren Verſuche, eine rein mechaniſche Inſtinkttheorie aufzuſtellen, hier einer vorurteilsfreien Prüfung unterziehen. Jener Verſuch wurde von dem Direktor des phyſiologiſchen Inſtituts der Univerſität Chicago, Dr. Jacques Loeb, gemacht in ſeinem Buche „Einleitung in die vergleichende Gehirnphyſiologie und vergleichende Pſychologie mit beſonderer Berückſichtigung der wirbelloſen Tiere“ (Leipzig 1899).

Wenn eine Verſtändigung in dieſer Frage ſchwer fällt, ſo dürfte der Hauptgrund darin liegen, daß den modernen Phyſiologen ebenſo wie den anthropomorphiſtiſchen Tierpſychologen der richtige Begriff des tieriſchen Sinnenlebens abhanden gekommen iſt. Wie die letzteren die höheren Äußerungen des Sinnenlebens mit einem intelligenten Geiſtesleben verwechſeln, ſo verwechſeln die erſteren die niedern Äußerungen des Sinnenlebens mit bloßen Reflexmechanismen. Eine den Thatſachen allſeitig gerecht werdende, kritiſch ſorgfältige Analyſe der pſychologiſchen Begriffe, die auf dieſem Forſchungsgebiete als unentbehrlich ſich erweiſt, iſt ohne gründliche philoſophiſche Vorkenntniſſe nicht möglich; und dieſe Vorkenntniſſe fehlen leider den meiſten modernen Phyſiologen ebenſoſehr wie den Brehmſchen Tierpſychologen. Deshalb dürfen wir wohl von vornherein erwarten, daß die ſcholaſtiſche Auffaſſung des Tierinſtinktes, welche auf ſolider philoſophiſcher Grundlage beruht und einer größeren Klarheit und Schärfe der pſychologiſchen Begriffe ſich erfreut, die Thatſachen richtiger und allſeitiger zu würdigen vermöge. Sie hält die goldene Mitte zwiſchen jenen beiden Extremen ein und hat daher auch größere Ausſicht, der Wahrheit näher zu kommen.

Wir können in dem neuen Werke Loebs eine phyſiologiſche und eine vergleichend pſychologiſche Seite unterſcheiden. In erſterer Beziehung ſucht

er die Segmentaltheorie des Nervenſyſtems gegenüber der Zentrentheorie zur Geltung zu bringen; ja man kann wohl ſagen, daß dies die ausgeſprochene Tendenz des ganzen Buches iſt. Nach Herrn Profeſſor Loeb müſſen nicht bloß die niedern, ſondern auch die höheren Tiere angeſehen werden als ein bloßes Aggregat von einzelnen Körperſegmenten, deren jedes als „einfaches Reflextier“ thätig iſt. Dem Zentralnervenſyſtem wird dabei nur die Rolle eines Reizleiters und Reizhemmers zugeſchrieben, während die zweckmäßigen pſychiſchen Reaktionen des Organismus auf Rechnung der peripheren Ausläufer des Nervenſyſtems und des mechaniſchen Baues der äußeren Organe geſetzt werden. Immer und immer wieder betont Loeb dieſe ſeine neue „rein ſegmentale“ Auffaſſung der Phyſiologie des Nervenſyſtems und wird nicht müde, zu beteuern, daß ſie die einzig richtige phyſiologiſche Theorie ſei. Wir können hier nicht näher auf die Kritik derſelben eingehen, da ſie uns von unſern vergleichend pſychologiſchen Betrachtungen zu weit abführen würde. Es ſei nur bemerkt, daß ſie unter den deutſchen Phyſiologen zum Teil auf entſchiedenen Widerſpruch geſtoßen iſt[1] und keineswegs einer allgemeinen Zuſtimmung ſich erfreut. Dies kann auch nicht befremden, da ſie den Charakter eines einſeitigen Extrems an ſich trägt. Die von Loeb für ſeine neue Auffaſſung angeführten Verſuche beweiſen bei näherer Prüfung nicht ſelten das Gegenteil ſeiner Segmentaltheorie. Es iſt zwar ein Verdienſt Loebs, auf die vielfache wichtige Bedeutung der ſegmentalen Nervenknoten und der peripheren Endorgane hingewieſen zu haben; daß es ihm jedoch gelungen wäre, eine „rein ſegmentale“ Auffaſſung der Funktion des tieriſchen Nervenſyſtems allgemeingültig zu beweiſen, wird niemand zugeben können. Durch dasſelbe Beweisverfahren, durch welches er zu zeigen ſucht, daß das Gehirn der Tiere nichts weiter ſei als ein nebenſächliches Anhängſel des ſegmentalen Nervenſyſtems, könnte man auch den Beweis führen, daß die telegraphiſchen Zentralſtationen mit ihrem Beamtenperſonal nichts weiter ſeien als die nebenſächlichen Anhängſel der Telegraphendrähte und der Telegraphenſtangen.

Obwohl wir deshalb die Loebſche Segmentaltheorie als einſeitiges Extrem ablehnen müſſen, ſo gehören wir doch nicht zu den Verteidigern jener ebenſo extremen Zentrentheorie, welche für jeden einzelnen Inſtinkt

[1] Vgl. z. B. Dr. Willibald A. Nagel in einer Beſprechung des Loebſchen Buches im Zoologiſchen Zentralblatt VI (1899), Nr. 18—19.

Tiere einen beſondern Nervenknoten oder einen beſondern Hirnteil ausſchließliches Zentralorgan aufſtellt. Eine derartige Lokaliſation der ktionen iſt thatſächlich ſehr zweifelhaft. Sie iſt zudem für unſere inkttheorie ganz überflüſſig. Wenn man den Inſtinkt als die zweck- ige erbliche Anlage des ſinnlichen Erkenntnis- und Strebevermögens Tiere definiert, braucht man keine Legion von einzelnen Spezialzentren. e noch ſo geringe Zentraliſation des tieriſchen Nervenſyſtems genügt ſtändig, um das Tier zu einem empfindenden Weſen zu machen, en zweckmäßige Bewegungen durch Empfindung ausgelöſt werden und er willkürliche Bewegungen ſind. Daß die einzelnen Empfin- igen und Bewegungen in hohem Grade von der Beſchaffenheit der peri- ren Nervenleitung und von dem mechaniſchen Bau der Endorgane ab- gen, thut dieſer unſerer Auffaſſung des tieriſchen Seelenlebens gar keinen trag, ſondern ſteht mit ihr in völligem Einklang.

In pſychologiſcher Beziehung haben wir uns nun mit der neuen chaniſchen Inſtinkttheorie Loebs näher zu befaſſen. Er hat es ucht, die mannigfaltigen Inſtinkte der Tiere als bloße „ſegmentale flexe“ zu erklären, die im weſentlichen ebenſogut auch bei den Pflanzen finden ſollen. Wir verkennen keineswegs, daß die Ausführungen Loebs iche recht zutreffende Bemerkung enthalten gegenüber der Vermenſchlichung Tierlebens durch die vulgäre Pſychologie, welche infolge ihrer Unkenntnis phyſiologiſchen Vorgänge den Tieren leichtfertig „Intelligenz“ zuſchreibt. s kann uns jedoch nicht davon abhalten, an jene neue mechaniſche ſtinkttheorie mit allen ihren ſchönklingenden Stereotropismen, Geo- pismen, Heliotropismen, Chemotropismen und andern Ismen den Maßſtab er ſtrengen pſychologiſchen Kritik zu legen.

Im 13. Kapitel ſeiner Schrift, welches den Titel trägt: „Zur Theorie r tieriſchen Inſtinkte“, geht Loeb eine Reihe von Inſtinkthandlungen r Tiere durch, um dieſelben nach ſeiner Theorie zu erklären. Er beginnt it den Heliotropismen der Tiere.

Wenn eine Pflanze, die in der Nähe des Fenſters gezogen wird, ihre weigſpitzen dem Lichte zukehrt und ihre Triebenden langſam krümmt, bis ie zur Richtung der einfallenden Lichtſtrahlen parallel ſtehen, ſo bezeichnet man dieſe Erſcheinung als poſitiven Heliotropismus. Die Wurzel- ſpitzen der Pflanze krümmen ſich unter dem Einfluſſe des Lichtes ebenfalls ſo lange, bis ihre Richtung dieſelbe iſt wie jene der einfallenden Licht- ſtrahlen; aber ſie wachſen nicht zum Lichte hin wie die Triebſpitzen, ſondern

umgekehrt vom Lichte fort; deshalb nennt man ſie negativ heliotropiſch. Beide Vorgänge, der poſitive wie der negative Heliotropismus, beruhen bloß auf den chemiſchen Einflüſſen, welche das Licht auf das pflanzliche Protoplasma ausübt. Mit dem Begriffe „Inſtinkt“ haben ſie daher nur in dichteriſchem Sinne zu thun; ebenſogut wie den Heliotropismus der Pflanzen als „Lichtinſtinkt“ könnte man auch die chemiſche Affinität der anorganiſchen Elemente als „Verwandtſchaftsinſtinkt“ poetiſch bezeichnen; eine weſentliche Gleichheit jener Vorgänge mit den tieriſchen Inſtinkthandlungen behaupten zu wollen, wäre jedoch ein philoſophiſcher Nonſens, weil das ſenſitive Element völlig fehlt.

Um nun vom pflanzlichen Heliotropismus zu den Heliotropismen der Tiere eine Brücke zu ſchlagen, führt uns Loeb zuerſt einen Hydroidpolypen Namens Schönbaum (Eudendrium) vor Augen. Zu der Pflanzenähnlichkeit, welche die Polypen in ihrer Geſtalt beſitzen — ſie wurden deshalb bekanntlich früher „Pflanzentiere“ genannt —, kommt auch ein ähnliches Verhalten gegenüber dem Lichte. Ein in der Nähe des Fenſters gezüchteter Eudendriumſtamm wächſt ähnlich wie ein am Fenſter gezüchteter Geraniumſtock dem Lichte entgegen, bis ſeine Zweigſpitzen in der Richtung der einfallenden Lichtſtrahlen ſtehen. Zur Erklärung dieſes Vorganges bemerkt Loeb (S. 120):

„Fällt das Licht von der Seite auf den Eudendriumſtamm, ſo findet auf der Lichtſeite desſelben eine Kontraktion des Protoplasmas ſtatt, und auf dieſer Seite wird alſo dem Längenzuwachs ein größerer Widerſtand geboten als auf der entgegengeſetzten Seite. Die Folge davon iſt, daß der Stamm ſich krümmt, und zwar wird er konkav auf der Lichtſeite. Sobald aber die Krümmung ſo weit fortgeſchritten iſt, daß der Stamm in die Richtung der Lichtſtrahlen fällt, werden alle ſymmetriſchen Elemente unter gleichem Winkel vom Lichte getroffen, und es iſt kein Grund mehr vorhanden, daß der Stamm nach rechts oder nach links aus dieſer Richtung abweicht. Er wächſt demgemäß in der Richtung der Lichtſtrahlen weiter.“

Dieſer Erklärung können wir völlig beiſtimmen. Der Eudendriumſtamm iſt in der That ein ſchönes Beiſpiel von echtem poſitivem Heliotropismus in der Tierwelt, welches eine vollkommene Analogie mit dem Heliotropismus der Pflanzen bietet. Aber man darf nicht vergeſſen, daß das Wachstum des Polypenſtammes eine rein vegetative Funktion iſt, die mit dem ſenſitiven Leben gar nichts zu ſchaffen hat; ſie beruht auf der chemiſchen Wirkung des Lichtes auf das Protoplasma, das den Tieren mit den Pflanzen gemeinſam iſt. Daher wird durch jenen

Vergleich noch nicht im entfernteſten bewieſen, daß auch die willkürlichen Bewegungen der Tiere, welche infolge einer Lichtempfindung der Lichtquelle ſich nähern, ebenfalls nichts weiter ſeien als einfache heliotropiſche Reaktionen. Dieſen Beweis muß uns Herr Loeb noch erbringen, und er verſucht es mit folgenden Worten (S. 121):

„Es war nun lange bekannt, daß viele Tiere vom Lichte ‚angelockt' werden und in die Flamme fliegen. Das war eben ein beſonderer Inſtinkt. Man ſprach davon, daß dieſe Tiere ‚das Licht lieben', daß ‚Neugier ſie zum Lichte treibe', daß hier eine ‚Anziehung' beſtehe ꝛc. Ich habe in einer Reihe von Arbeiten, von denen die erſte im Januar 1888 erſchien, gezeigt, daß es ſich in allen dieſen Fällen um nichts anderes handle als um diejenigen Erſcheinungen, die bei Pflanzen längſt als Heliotropismus bekannt waren. Es ließ ſich zeigen, daß der Heliotropismus der Tiere Punkt für Punkt übereinſtimme mit dem Heliotropismus der Pflanzen."

Wir ſind nun geſpannt darauf, zu erfahren, wie dieſer vielverſprechende Beweis für unſern Fall lautet. Loeb fährt fort: „Nehmen wir an, eine Motte werde ſeitlich vom Lichte getroffen, ſo beſteht die einſeitige Wirkung des Lichtes darin, daß diejenigen Muskeln, welche den Kopf des Tieres zur Lichtquelle führen, in ſtärkere Thätigkeit geraten, und daß dementſprechend der Kopf des Tieres gegen die Lichtquelle gerichtet wird. Sobald nun der Kopf des Tieres gegen die Lichtquelle gerichtet iſt und ſeine Medianebene (Symmetrieebene) in die Richtung der Lichtſtrahlen fällt, werden die ſymmetriſchen Punkte ſeiner Oberfläche, beſonders die Augen, von den Lichtſtrahlen unter gleichem Winkel getroffen, und es iſt kein Grund vorhanden, warum das Tier aus der Richtung der Lichtſtrahlen nach rechts oder links abweichen ſollte. Es wird ſo in die Lichtquelle geführt. Handelt es ſich um Tiere mit raſcher Progreſſivbewegung (wie bei der Motte), ſo werden ſie in die Flamme geraten, ehe die Wärme Zeit hat, ihre Progreſſivbewegung zu hemmen. Handelt es ſich um Tiere mit langſamer Progreſſivbewegung, bei denen die zunehmende Hitze bei der Annäherung an die Flamme in Wirkſamkeit treten kann, ehe das Tier bis in die Flamme ſelbſt gerät, ſo wird das Tier infolge ſeines poſitiven Heliotropismus bis nahe an die Flamme kommen; dann wird infolge der hohen Temperatur die Progreſſivbewegung gehemmt, das Tier entfernt ſich von der Flamme, wird wieder orientiert u. ſ. f. . . . Es handelt ſich alſo bei dem ‚Inſtinkt', der die Motte in das Licht treibt, um nichts anderes als um eine chemiſche und indirekt mechaniſche Wirkung des Lichtes."

Wir fürchten faſt, Herr Loeb habe durch dieſe Beweisführung allzuviel und daher gar nichts bewieſen. Daß der optiſche Reiz, welcher durch das Licht der Flamme auf das Auge der Motte ausgeübt wird, auch mit chemiſchen und indirekt mechaniſchen Vorgängen verbunden ſei, durch welche die Annäherung des Tieres an die Lichtquelle veranlaßt wird, nehmen wir ebenfalls an. Aber daß dieſelben derart ſeien, daß ſie das Tier mit rein mechaniſcher Notwendigkeit in die Flamme treiben, können wir nicht zugeben; denn es widerſpricht ganz offenbar den Thatſachen. Durch Herrn Loebs Beweisführung wäre *jede* Motte, weil ſie ein Tier mit raſcher Progreſſivbewegung iſt, zum Tode in den Flammen verurteilt; aber in Wirklichkeit unterwerfen ſich keineswegs alle Motten dieſem drakoniſchen Urteilsſpruch. Sie fliegen nicht ſelten um die Flamme herum, ſtatt in dieſelbe hinein, obwohl ihnen nach der gelehrten Beweisführung des Herrn Profeſſors eine *ſeitliche* Orientierung gegenüber der Lichtquelle völlig unmöglich ſein ſoll. Wir glauben in dieſem Falle lieber der Motte als dem Herrn Profeſſor.

Die richtige Erklärung für das thatſächliche Verhalten der Motte dürfte wohl die ſein, daß die unangenehme Empfindung der von der Flamme ausſtrahlenden Wärme ſie häufig noch rechtzeitig davon abſchreckt, mit der Lichtquelle in unmittelbare Berührung zu kommen. Dieſe Wärmeempfindung iſt aber ebenſo wie die Lichtempfindung, die ſie zur Flamme hinlockt, *ein pſychiſches Element*, das von Loeb mit Unrecht ignoriert wurde. Seine Behauptung, das Verhalten der zum Lichte fliegenden Motte ſei nichts weiter als Heliotropismus, iſt daher ganz falſch. Durch ſo leichte Beweiſe iſt es allerdings nicht ſchwer, den weſentlichen Unterſchied zwiſchen tieriſchen und pflanzlichen Bewegungserſcheinungen zu verwiſchen; aber es fehlt ihnen jede Beweiskraft.

Weiterhin verſucht Loeb die Wanderungen der Nahrung ſuchenden jungen Raupen auf einfachen pflanzlichen Heliotropismus zurückzuführen (S. 126). Hören wir auch hier ſeine Beweisführung vorerſt aufmerkſam an:

„Die Larven des Goldafters (Porthesia chrysorrhoea) kriechen im Herbſt aus dem Ei und überwintern in Kolonien in einem Neſt auf Bäumen oder Sträuchern. Die warme Frühlingsſonne treibt die Larven aus dem Neſt, und ſie kriechen alle an den Zweigen des Baumes in die Höhe bis zur Spitze, wo ſie in den jungen Knoſpen ihr erſtes Futter finden. Nachdem ſie dieſelben gefreſſen haben, kriechen ſie regellos umher, bis ſie neue Knoſpen oder Blätter finden, die inzwiſchen in großer Zahl hervorgeſproßt ſind. Es iſt klar, daß der Inſtinkt der Raupen, in die

Höhe zu kriechen, ſobald ſie aus dem Winterſchlaf erwachen, ihnen das Leben rettet. Würden ſie nicht durch einen ſolchen Inſtinkt geleitet, ſo würden diejenigen, welche abwärts kriechen, an Nahrungsmangel ſterben."

Soweit iſt alles in Ordnung; nun aber kommt die wiſſenſchaftliche Erklärung, welche Loeb von dieſem rettenden Inſtinkte giebt.

„Ich habe gefunden, daß die jungen Raupen von Porthesia, ſolange ſie nüchtern ſind, durch das Licht orientiert werden; ſie ſind poſitiv heliotropiſch. Dieſer poſitive Heliotropismus führt ſie zu den Spitzen der Zweige, wo ſie ihre Nahrung finden. Während des Winters ſind ſie ſtarr und unbeweglich. Die höhere Temperatur des Frühlings bringt chemiſche Änderungen in ihrem Körper hervor, und dieſe chemiſchen Vorgänge veranlaſſen ſie, ſich zu bewegen. Die Richtung der Bewegung wird vom Lichte diktiert. Im Freien, wo das Himmelslicht von allen Seiten auf das Tier fällt, können wir jeden Lichtſtrahl in eine horizontale und vertikale Komponente zerlegen. Die horizontalen Komponenten vernichten einander, und nur der Effekt der vertikalen Komponenten wird übrig bleiben. Die Tiere müſſen alſo infolge ihres poſitiven Heliotropismus in die Höhe kriechen, bis ſie die Spitze eines Zweiges erreichen. Hier werden ſie durch das Licht feſtgehalten. Die chemiſchen Reize, welche den Tieren von den jungen Knoſpen gegeben werden, löſen maſchinenmäßig die Freßbewegungen aus. Bei dieſem Inſtinkt, der für die Erhaltung des Lebens nötig iſt, handelt es ſich alſo um einfachen poſitiven Heliotropismus, und hierbei ſpielt das Zentralnervenſyſtem eben nur die Rolle einer protoplasmatiſchen Verbindung zwiſchen Haut und kontraktilem Gewebe. Dieſe Verbindung wird in Pflanzen mit demſelben Erfolg von undifferenziertem Plasma hergeſtellt."

Loeb ſcheint jedoch ſelber zu ahnen, daß es mit dem heliotropiſchen Freßinſtinkt noch einen kleinen Haken habe; deshalb fügt er bei:

„Aber wir ſahen, daß dieſelben Larven, ſobald ſie gefreſſen haben, die Spitzen der Zweige verlaſſen und herunter kriechen. Warum hält das Licht ſie nicht dauernd am höchſten Punkte der Zweige feſt? Meine Verſuche ergaben, daß dieſe Raupen nur ſo lange poſitiv heliotropiſch ſind, als ſie nüchtern ſind. Sobald ſie gefreſſen haben, verlieren ſie ihren Heliotropismus."

Was ſagen die Thatſachen zu dieſem echt mechaniſchen Erklärungsverſuch? Wenn er richtig wäre, gäbe es längſt keine Porthesia-Raupen mehr. Dies ergiebt ſich klar aus folgender Erwägung.

Die Raupen von Porthesia ſollen nach Herrn Loeb durch die Rüch poſitiv heliotropiſch werden und ſo lange poſitiv heliotropiſch bleiben, nüchtern ſind. Vollgefreſſene, ſatte Raupen wandern aber überhaup erſt das erneute Nahrungsbedürfnis treibt ſie zum Aufſuchen neuer oder Bäume. Daß ſatte Raupen nicht wandern, ſondern ruhi bleiben, es ſei denn, daß ſie zur Häutung oder Verpuppung einen Ort aufſuchen müſſen, iſt eine allgemein bekannte Thatſache, die ab Herrn Loeb unbekannt war; ſonſt würde er ſeinen heliotropiſchen Erkl verſuch wohl nicht der Öffentlichkeit übergeben haben.

Wir ſagen alſo: Wenn die Nüchternheit die Raupen heliotropiſch machen würde, ſo müßten ſie ſchon au erſten Baume elendiglich verhungern; denn ſie können jener Theorie in nüchternem Zuſtande nur aufwärts, nicht ab kriechen. Haben ſie alſo den erſten Baum leergefreſſen, ſo iſt es m aus; denn ſie können nicht am Stamme herabkriechen, weil ſie ungli weiſe nüchtern ſind! Ja ſogar ſchon beim Abfreſſen des erſten Zw auf dem erſten Baume geraten die Loebſchen Raupen in ein unl Dilemma. Sie haben, wie gewöhnlich, an den oberſten Zweigen ihr begonnen. Dann ruhen ſie aus, bis ſie wieder nüchtern ſind, und dann weiterfreſſen. Aber wie? Das iſt die heikle Frage. U und über ſich haben ſie nur die von ihren Gefährtinnen berei gefreſſenen Zweigenden, die wie kahle Beſenreiſer in die Luft rage voran können ſie nicht; aber umkehren können ſie auch nicht ſie ſind nüchtern und deshalb poſitiv heliotropiſch! Ergo bleibt ih der Hungertod übrig!

Die Thatſachen erlauben ſich daher eine bittere Ironie auf di neue Theorie. Es dürfte doch klar genug ſein, daß nicht der Heli mus, ſondern das Gefühl des Nahrungsbedürfniſſes es iſt, n hungrigen Raupen veranlaßt, umherzukriechen. Daß ſie hierbei r weiſe nach oben wandern, mag auf dem nebenſächlichen Einflu Lichtes beruhen; aber ſie können ebenſogut auch abwärts kriechen ſie oben nichts finden. Die heliotropiſchen Freßmaſchinen des Her exiſtieren daher nicht in freier Natur, ſondern nur in der Phantaſ Entdeckers. Hieraus erhellt auch zur Genüge, was von ſeiner Beha zu halten iſt, daß die Nahrungsſuche der Raupen gar nichts zu th mit ihrem Zentralnervenſyſtem, ſondern eine rein heliotropiſche Reak wie ſie ebenſogut auch bei Pflanzen vorkomme. Loeb, der ſich wi

n geringschätzender Weise gegen die „Fachpsychologen" wendet, denen er ere Spielereien mit Begriffen vorwirft, sollte doch erst seine eigenen neuen Begriffe etwas gründlicher prüfen, bevor er sie in Form einer anspruchsvollen Theorie seinen Fachgenossen mitteilt.

Mit ihren heliotropischen Erklärungsversuchen hat die mechanische Instinkttheorie kein Glück, mag sie nun zu positivem oder zu negativem Heliotropismus ihre Zuflucht nehmen. Negativer Heliotropismus soll es beispielsweise sein, wenn die Ameisen bei plötzlicher Erhellung ihres Nestes sofort in heftigen Aufruhr geraten und mit ihrer Brut in die dunkeln unterirdischen Nestgänge hinabflüchten. Aber das schöne Schlagwort „negativer Heliotropismus" kann hier nur so weit wirkliche Anwendung finden, als es eine Umschreibung der Thatsache ist, daß die Ameisen in ihrem Nestinnern das Licht scheuen. Eine wissenschaftliche Erklärung wird durch das Wort nicht geboten; es liefert daher auch keine Spur eines Beweises, daß jene Reaktion der Ameisen gegenüber den Lichteindrücken wesentlich gleichartig sei mit dem negativen Heliotropismus bei Pflanzen. Wir müßten einen wissenschaftlichen Beobachter herzlich bedauern, wenn er glaubte, durch die klingende Phrase des Heliotropismus das Verhalten der Ameisen gegenüber dem Lichte *erklären* zu können. Die Ameisen gehen nicht bloß im Nestinnern das Licht, sondern sie verkleben auch die Glaswand, durch welche das Licht in ihr Nest eindringt, mit Erde. Um das thun zu können, müssen sie sich der belichteten Glaswand *nähern*, nicht sich von ihr entfernen: also würden sie nach der neuen heliotropischen Theorie in demselben Augenblick positiv heliotropisch, wo sie negativ heliotropisch werden sollten! Sieht man denn nicht ein, daß das alles Spielereien mit schönen Worten sind?

Wir haben bereits an einem andern Orte[1] eingehend gezeigt, daß das Benehmen der Ameisen gegenüber den Lichteindrücken durch bloße „photoreflexe", d. h. durch maschinenmäßige Nervenmechanismen des Sehapparates, absolut nicht erklärt werden könne, und verweisen daher des näheren auf jene Ausführungen.

[1] Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen S. 34—58.

(Schluß folgt.)

E. Wasmann S. J.

Leo Lucian v. Roten, der Dichter des Oberwallis.

„Drum hab' ich stets nur das besungen,
Was ich des Sanges würdig fand:
Des Minneglücks Erinnerungen,
Gott, Freiheit und das Vaterland."
(„Die letzten Ritter auf Subing.")

Ein Dichter des Oberwallis! — Wer von all den Tausenden, die alljährlich die großartigen Naturschönheiten des Rhonethales aufsuchen, hat sich auch um die Menschen und ihre Geschicke und Geschichte in dieser Wunderwelt gekümmert, hat dem reichen Sagenschatze des stillernsten Volkes nachgefragt und von dem Sänger gehört, der die alten Erinnerungen seiner schönen Heimat im Liede preisend zu vereinigen wußte? Leider ist Leo Lucian v. Roten außerhalb seines Heimatthales, wo den Alt-Staatsrat jedes Schulkind kannte und noch seine Lieder singt, ein selten gehörter Name; und doch verdient es der edle Mann und begeisterte Vaterlandssänger, daß ihm mindestens in der deutschen Litteraturgeschichte ein zwar bescheidenes, aber ehrenvolles Gedenkblatt gewidmet werde.

Am 5. August 1900 waren es zwei Jahre, seit der Walliser Dichter als hochbetagter Greis in die Himmelsruhe heimgegangen ist. Ein treuer Nachruf aus beredtem Freundesmunde hat das Lebensbild des verdienten Staatmannes in den Hauptumrissen gezeichnet und auch den vaterländischen Dichter zu würdigen versucht[1]. Letzteres nach sorgfältiger Prüfung von Rotens Dichtungen weiter auszuführen, fordert die litterarische Erinnerung.

In dem anmutig gelegenen Dorfe Raron erblickte Leo Lucian v. Roten am 6. Januar 1824 das Licht der Welt. „Seine Eltern waren Hildbrand v. Roten, mit der derben Ehrlichkeit und der strammen Energie des letzten Jahrhunderts noch hinüberragend in die neue Zeit, und Eugenia v. Courten, eine geschäftige und edelgeformte Hausfrau nach dem guten alten Schnitt." 14 Jahre alt, wurde Leo mit seinem Bruder Anton an das Jesuitengymnasium nach Brig geschickt.

[1] Bei einem zweimonatigen Ferienaufenthalt in Wallis wurde ich fast zufällig auf den mir vordem ganz unbekannten Dichter L. v. Roten aufmerksam. Seine Werke sind alle im Buchhandel vergriffen, und ich konnte dieselben nur mühsam, aus freundlichem Privatbesitz sie mir ausbittend, zusammensuchen. Über das Leben vermochte ich weiter nichts Bestimmtes an Thatsachen zu erfahren, als was der gelehrte Herr Pfarrer J. Brindlen, vormals Professor am Kolleg zu Brig, vor zwei Jahren zur Gedächtnisfeier des Dichters in den „Monat-Rosen" veröffentlicht hat und was derselbe freundliche Herr mir noch mit einigen Zusätzen ergänzte. Die kurze Nachricht im „Raphael" enthält nichts Neues; ein paar genauere Angaben stehen in Fr. Brümmers „Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts". Aus unsern Litteraturgeschichten läßt sich für eine eingehendere Würdigung des Dichters nichts gewinnen.

Die Studienjahre verwandelten sich für den begabten Schüler in ebensoviele „Triumphe", da er immer der erste in seiner Klasse war und gewöhnlich auch zum Rektor der sogen. öffentlichen Akademie von seinen Mitschülern gewählt wurde. Daß aber der fleißige Student nicht ganz in lateinischer und griechischer Weisheit aufging, vielmehr als freier Schweizer auch am öffentlichen Leben bereits einen Anteil nahm, beweist die Art und Weise, wie er der Begründer des Schweizerischen Studentenvereins" in Brig geworden ist und alle die Kämpfe um solchen Gründung siegreich durchgefochten hat. Den Abschluß seiner Gymnasialbildung suchte er in Freiburg. Darauf bezog er mit seinem Bruder die Universität München zum Studium der Rechtswissenschaft. Hier trat er in nähere Verbindung mit dem Grafen Pocci, Guido Görres, Phillips, Oskar v. Redwitz, Ernst Lasaulx und der Familie Ringseis, so daß die Erinnerung an diesen glücklichen Aufenthalt ihn zeitlebens nicht verließ. Heimgekehrt, durfte sich der junge, streng konservative Rechtsgelehrte keine großen Hoffnungen auf rasche Beförderung in der damaligen liberalen Verwaltung machen. 1850 wurde er in den Großen Rat gewählt, wo er anfangs mit einer kleinen Gruppe eine Gegenpartei bildete, später aber als Führer der konservativen Mehrheit eine lange Reihe von Jahren bis zu seinem Tode segensvoll wirkte. Von 1856—1858 war er Ständerat, kam später nach Sitten, wo er eine Professur der deutschen Litteratur übernahm. In den Staatsrat trat er 1875 und leitete das seinem Geschmacke zusagende Erziehungswesen seines Heimatkantons. Hier hatte der edle Mann seine Lebensaufgabe gefunden, der er 22 Jahre rastloser Arbeit in Sorgen und Mühen widmete. „Man hat den Lehrerkonferenzen beiwohnen müssen, um zu hören, mit welcher Wärme er sich dieser Lebensaufgabe angenommen hat. Es war in Leuk, im letzten Jahre seiner Amtsthätigkeit, da er den rührenden Abschied von seinen Lehrern genommen hat. Sein letztes Vermächtnis an die Lehrer war die Fortsetzung des großen, schönen Gedankens, für den er ein Vierteljahrhundert arbeitete und lebte. Es klang wie eine Siegesprophezeiung, als er schloß: ‚Es muß doch endlich einmal Frühling werden.' Und Frühling war es geworden. Der Kanton Wallis hatte sich eine immerhin für seine Verhältnisse entsprechende ehrenvolle Stellung in der schweizerischen Volksbildung erworben. Als man ihn kurz vor seinem Tode zu diesen Spätfrüchten zwanzigjähriger Arbeit beglückwünschte, da meinte er bescheiden: ‚Es freut mich doch, unter welcher bengalischer Beleuchtung abtreten zu können.'" So berichtet ein Augen- und Ohrenzeuge.

Neben diesen Hauptaufgaben des Staatslebens wirkte L. v. Roten auch in der militärischen Laufbahn. So machte er 1860 als Major die Grenzbesetzung von Genf, hernach als Kommandant die Truppenkonzentrierung in Oberaargau mit, und 1870 stand er beim Übergange Bourbakis im Felde.

Als Staatsmann, als Jurist, als glänzender Vertreter des Deutschtums in seinem gemischtsprachigen Kanton hat der hochangesehene Sprosse der alten Patrizierfamilie seiner Heimat unvergängliche Dienste geleistet. Er war eben ein Edelmann im ganzen Umfange der Bezeichnung, eine ideal angelegte Natur. Dabei besaß er die Gabe des heitern und geistreichen Umganges im Kreise seiner zahlreichen Freunde. Besonders verstand er es, mit dem Volke freundlich zu verkehren.

Dafür hing ihm aber auch das Volk mit einer fast schwärmerischen Liebe an, wie es am glänzendsten beim Leichenzuge des allgeliebten Staatsrates zu Tage trat. Leo v. Roten genoß und genießt noch heute im Andenken seiner Landsleute eine aufrichtige Verehrung. Dazu mag nicht am wenigsten die überzeugungsvolle, männliche Frömmigkeit des Mannes beigetragen haben. Es mußte für das Volk ein erbauliches Schauspiel gewesen sein, die hochgewachsene, schöne Gestalt des Herrn Staatsrates mit gefalteten Händen zum Tische des Herrn treten oder demütig vor dem Beichtstuhle knien zu sehen. Seit er Staatsrat geworden war, hatte er sich bleibend in Sitten niedergelassen. Den Sonntag aber verbrachte er zu Raron im trauten Familienkreise seines Bruders, des ebenfalls sehr geachteten Nationalrates. Da sah man ihn denn beim vormittägigen Gottesdienst entweder als Chorsänger auf der Tribüne oder als frommen Beter in seiner Familienbank. Bei der Vesper sang er im Chor, abwechselnd mit dem Priester, die Psalmen mit und am Abend mußte immer der Rosenkranz gebetet werden. Auch an Werktagen wohnte der fromme Staatsrat der heiligen Messe bei, so oft es die Geschäfte erlaubten, und wenn er zum amtlichen Besuche der Schulen ging, sah man ihn in der Frühe auch schon in der Schulmesse gegenwärtig. Als bei seiner letzten Erkrankung auf die wahrscheinliche Todesgefahr aufmerksam gemacht und von dem Empfang der Sterbsakramente gesprochen wurde, war der sonst unerschrockene Mann zwar etwas überrascht, sagte aber bald gefaßt: „Ist es schon so weit? Wenn ja, dann je eher desto lieber!“ Drei Priester umstanden sein Sterbebett und segneten ihm die scheidende edle Seele; es war auf dem idyllischen Sommersitze Breitmatten, wo er die Ferien zu verleben pflegte.

So galt und gilt noch fort Leo v. Roten als treuer Vorkämpfer und leuchtendes Beispiel im öffentlichen und privaten Leben, und sein Andenken wird, insbesondere in seiner engeren Heimat Wallis, stets in Ehren bleiben.

Wenn des Altmeisters Spruch:

Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen,

im allgemeinen wahr bleibt, so gilt er insbesondere im Falle der größten Eigenart; man muß in Wallis Land und Leute kennen gelernt haben, um Leo v. Rotens Poesien ganz würdigen zu können. Das Oberwallis mit seinen großartigen Naturschönheiten der Gletscherwelt überwältigt beim ersten Anblick durch seinen Zauber; doch auch ebenso furchtbar kann dieselbe Natur mit allem Schrecken wilder Kräfte werden, wenn sie im Zorne sich empört. Und diese Eigenart der Umgebung hat auch den Bewohnern des Landes einen besondern Zug aufgeprägt: die Oberwalliser gelten für „ernst, ruhig und entschlossen“. Dabei herrscht in der ganz katholischen Bevölkerung noch viel patriarchalische Sitteneinfalt und ein tief gläubiger, echt religiöser Sinn. Im Verkehr mit Fremden zeigt sich der gerade, biedere Charakter des Volkes in wohlthuendster Weise. Natürlich teilt der Walliser als ganzer Schweizer die Liebe zur Freiheit und die Begeisterung für das Vaterland mit den übrigen Eidgenossen, ja besitzt das Schweizer Nationalgefühl vielleicht noch lebhafter, weil er gleichsam Wache halten muß gegen das angrenzende Welschland.

Diese ganze Sonderart des Landes und seiner Bewohner hat noch niemand
reffender geschildert als der Walliser Dichter Leo v. Roten selbst in seinem Liede:
„Wallis, unser Heimatland", das als des Sängers schönstes Vermächtnis zum
Eigentum seiner Landsleute geworden ist, indem es als Walliser Volkshymne im
eigentlichsten Sinne des Wortes von jung und alt gesungen wird. Wer das
kräftige Lied mit seiner festen Melodie nicht in Wallis selbst gehört hat, wird
ch schwer den vollen Eindruck der begeisterten Dichtung verschaffen können.

Nennt mir das Land, so wunderschön,
Das Land, wo ich geboren bin,
Wo himmelhoch die Berge stehn
Und Mannskraft wohnt bei schlichtem Sinn:
Das ist das Land am Rhonestrand,
Ist Wallis, unser Heimatland!

Nennt mir das Land, das Heldenblut
Getränkt in mancher heißen Schlacht,
Wo freier Väter Asche ruht,
Von freien Söhnen treu bewacht:
Das ist das Land u. s. w.

Nennt mir das Land, so heimisch traut,
Wo auf den Höhn die Gemse schweift
Und in dem Thal, vom Fleiß bebaut,
Die süße Frucht des Südens reift:
Das ist das Land u. s. w.

4. Nennt mir das Land, von Gott gemacht,
Wo frisch die Alpenrosen blühn
Und in der Abendsonne Pracht
Die Gletscherfirnen hoch erglühn:
Das ist das Land u. s. w.

5. Nennt mir das Land, ob's kracht und blitzt,
Wo hoch der Freiheit Fahne weht,
Von starkem Mannesmut beschützt,
Der jedem Unrecht widersteht:
Das ist das Land u. s. w.

6. Nennt mir das Land, wo in dem Feld
Sich früh der junge Schütze übt,
Der treu am alten Glauben hält
Und schwärmerisch die Heimat liebt:
Das ist das Land u. s. w.

7. Nennt mir das Land, nach dem zurück
Es stets den Sohn der Berge zieht,
Wenn er mit thränumflortem Blick
Im Geist die ferne Heimat sieht:
Das ist das Land u. s. w.

Das Nationallied des Rhonethales, das in keinem Walliser Liederheft und
keinem Lesebuch für die Walliser Jugend fehlt, steht nicht in dem Erstlingswerk
Dichters, das er 1862 als „Wiederklänge aus dem Rhonethale" [1] veröffent-
t hat. Das ist ein Band lyrischer Gedichte, denen man die Scheu des Ver-
ers ansieht, seine Stimmungen und Gefühle auf dem offenen Markte preis-
geben. „Ein leises Echo der Erinnerungen — Aus seiner schwärmerischen
gendzeit" sollen die „Wiederklänge" sein, dem Vaterlande und den Freunden
eiht; es sind Gelegenheitsgedichte, in denen der Staatsmann nach den Arbeiten
Tages seine Erholung fand.

Kurz bezeichnet in seiner Litteraturgeschichte (4,43 b) die „Vaterlands-
änge" v. Rotens als das Beste der „Wiederklänge". Das Urteil wird richtig
n. Es sind ein Dutzend gelegentlich entstandener, zumeist auch genau datierter

[1] Augsburg. 12°. VIII u. 312 S.

Gedichte, in denen mit männlicher Begeisterung das Lob der freien Schwei
sungen wird. „Helvetia sei 's Panier", das erste Lied, aus dem Jahre
feiert die Schweizer Trikolore, grün-rot-golden, in symbolischer Ausdeutun
legt recht sinnig das freundschaftliche Verhältnis der Schweiz zu Deutschland

Der deutsche Aar mag mächtig schlagen
Nach Norden und nach Westen hin,
Ein schöner Morgen wird ihm tagen,
Im deutschen Land lebt Heldensinn.
Doch wie der stillen Alpenrose,
Die ungesehn auch freundlich blüht,
So fielen uns bescheidne Lose,
Ob auch die Brust voll Kampflust glüht.

Nicht so bescheiden dagegen, aber doch begreifbar, klingt es, wenn der
seinen Sang in „Der Freiheit Heimatland" kühn der Erde weite
durchschweben läßt, aber nirgends mehr des Himmels edle Tochter, die F
findet außer in den Schweizerbergen, „wo Gletscherlüfte rein und kräftig

Im Land voll Todesmut und schlichter Sitte,
Wo Eintracht wohnt in treuer Brüder Mitte,
Wo jedes Herz ein heil'ger Opferbrand, —
Da ist und bleibt der Freiheit Heimatland.

Ein unversöhnlicher Gedanke zieht sich durch diese kräftigen Vater
lieder — blutige Fehde gegen den „nimmersatten welschen Adler", der
an der Freiheit Zufluchtsstatt — Sich frevelhaft vergreifen will".

Doch halt! — Hier steht vor seinem Gut
Ein freies Volk als Wache,
Und schützt mit ungebeugtem Mut
Europas heil'ge Sache.

So erstrahlt der welschen Raubluft und Untreue gegenüber die starke Sch
treue um so glänzender, die für die Freiheit Gut und Blut zu opfern
das ist echter „Schweizersinn":

Und wo ihr einen sterbend schaut,
Voran die tiefe Wunde,
Die Freiheit noch als letzten Laut
Auf seinem bleichen Munde,
Den Blick gebrochen himmelwärts:
Da liegt durchbohrt ein Schweizerherz.

Und die Freiheit war auch der letzte Laut auf des Dichters bleichem
es war sein Schwanengesang. Einen Monat vor seinem Tode von dem hist
Verein von Oberwallis gebeten, eine Trauerrede auf die 1799 im Pf
fallenen Schweizer zu dichten, hat er sozusagen sterbend die toten Held
Vaterlandes mit jugendlicher Begeisterung in dem „Walliser Freiheitslie

Das Gedicht wurde in Musik gesetzt und als Flugblatt im Rhonethal
zum doppelten Erinnerungszeichen: an die gefallenen Verteidiger der
t und an ihren entschlafenen Sänger; es gipfelt in dem Treuschwur, der
Gebet ausklingt:

O Vaterland, auf dieser Stätte,
Die unsrer Väter Blut geweiht,
Hier schwören wir der Knechtschaft Kette
Und frecher Willkür Haß und Streit;
Dir aber, wie Gefahr auch dräue,
Dir schwören Liebe wir und Treue,
Unwandelbar nach Väterbrauch,
Treu bis zum letzten Lebenshauch!

Was Leo v. Roten unter Freiheit versteht, wird aus diesen wenigen Proben
erkennbar sein; und so löst sich der Widerspruch von selbst, den Kurz
O.) darin finden will, daß „der Dichter, der für die Freiheit so begeistert
aliens Bestrebungen so wenig zu würdigen weiß und sogar auf Neapels
der wahrlich nicht ‚königlich fiel', ein Loblied anstimmt". Der Walliser
r denkt eben über die Freiheit und die Bestrebungen Viktor Emanuels
als Kurz, ihm erscheint die Freiheit nur in der edelsten Gestalt.
Die zweite Gruppe der „Wiederklänge" besingt „der Minne Lust und
z". Die erste Jugendliebe des Dichters scheint in den Münchener Aufent-
t fallen.

Ein Fremdling, irrte ich verlassen
Und einsam durch die regen Gassen,
Ach, alles war mir öde gar,
Weil's nicht die liebe Heimat war. . . .

Da fand ich dich! und alles lebte
Froh jubelnd auf, dein Bild umschwebte
Gleich einer Fee mir Herz und Blick
Und sang das Lied vom Minneglück.

Doch dieses erste Glück ward durch ein schmerzliches Scheiden auf immer
:

Allein wer plötzlich kalt muß gehen
Mit einem stummen Druck der Hand
Und zitternd hört sein Liebchen flehen:
„Vergesse mein, die Hoffnung schwand!"
Wer so muß ziehn auf ewig Meiden —
O, der fühlt Scheiden!"

Spätere Minnelieder gelten einer Schweizerin; aber auch da blieb es, wie
r Dichter selbst scherzend ausdrückt, bei seinem Satz: „romantisch bloß
en".

Zum Trinker und zum Ehemann
Hat Gott wohl schwerlich mich geschaffen.

lbſt in den Gedichten, die der rüſtige Bergſteiger ſtammbuchartig zum
ı raſch hingeſchrieben hat und die nicht in die „Wiederklänge“ auf-
:n wurden, wie z. B. „Auf dem Ryffel“, verleugnet der Sänger ſeine
Sinnesart nicht:

Welch heil'ge Ruhe! Die Nacht wirft leiſe
Den Mantel über Flur und Wald,
Wie eines frommen Liedes Weiſe
Der Bäche fernes Rauſchen hallt;
Der Menſch fühlt ſich emporgehoben —
O Gott, wie ſchön iſt's doch hier oben!

)ch zwei Gattungen von Gedichten müſſen kurz erwähnt werden: die
ıngen an Deutſchland und die Balladen.

O, das war eine ſchöne Zeit,
Die Zeit, als ich in München weilte,

: Sohn der Berge und ſpricht den Wunſch aus: „Nach München möcht'
ier ziehn!“ — Der Starnberger See, Schwaneck, das Straßburger
, Rheinfahrt, das alles bleiben dem Dichter liebe Erinnerungen, die er
ı ſchwungvollen Liede „An Deutſchland“ gleichſam zuſammenfaßt und
r unter anderem ſeiner Begeiſterung für deutſches Weſen den ehrendſten
! verleiht:

Dann lernt' ich ſeine Söhne kennen,
Ein Volk, ſtark, bieder, treu und gut;
Ich hörte gern mich „Bruder“ nennen
Vom Deutſchen, der's ſo herzlich thut.
Fand frommer Väter ſchlichte Sitte
Selbſt noch in üpp'ger Städte Mitte;
Und jeder Druck der deutſchen Hand
War Gruß mir aus dem Heimatland.

Ich labte mich in vollen Zügen
An deutſcher Wiſſenſchaften Born,
Und „männlich brechen, eh' mich biegen“,
Hab' ich zum Wahlſpruch mir erkor'n.
Ich ſah in ſeinen Heldenſagen
Des alten Deutſchlands Größe ragen,
Sah darin, was der Enkel ſchafft,
Des jungen Deutſchlands mut'ge Kraft.

müſſen die deutſchen Eindrücke auf das leicht empfängliche Dichtergemüt
erſtächlicher Art geweſen ſein, weil ſie noch den 70jährigen Greis zu
enartigen dramatiſchen Dichtung anregen konnten.
ıß Leo v. Roten auch für dieſe höhere Poeſiegattung Begabung hatte,
ſchon die paar dramatiſch gehaltenen Balladen, die in den „Wieder-
Aufnahme gefunden haben.

worden ist. Der Seelenkampf Wladimirs zwischen der Kindesliebe gegen den Vater und der Begeisterung für Freiheit und Vaterland wird für die Fassungskraft der Jugend sehr geschickt dargelegt, und so verstattet die kleine Episode ein richtiges Urteil über den ganzen Aufstand, der für Polen so unglücklich ausging.

Das letzte Drama, „Der Morgen im Kyffhäuser“ [1], behandelt die Wiederherstellung des Deutschen Reiches im Jahre 1870 bezw. 1871. Wie kam der Schweizer Leo v. Roten zu dieser ihm anscheinend ganz fremdartigen Idee? Eine besondere Vorliebe für Deutschland war dem Dichter seit dem mehrjährigen Münchener Aufenthalt eigen geworden; er hatte die alten deutschen Heldensagen kennen gelernt, und seine ideal angelegte Natur konnte sich wohl für die Größe des deutschen Kaisertums im Mittelalter begeistern. Ob daneben noch eine Beeinflussung von seiten seines ehemaligen Freundes O. v. Redwitz („Lied vom Deutschen Reich“) angenommen werden muß, mag dahingestellt bleiben. Was der Dichter mit seinem Werke gewollt hat, spricht er in den ersten Strophen des Prologs aus:

Mit sicherm Schritte geht die Weltgeschichte
Auf dunkeln Wegen oft nach ihrem Ziel,
Sitzt Fürsten und selbst Völkern zu Gerichte
Und schreibt den Urteilsspruch mit ehr'nem Kiel.

Ein solches Urteil, das der Richter droben
Von Zeit zu Zeit im Streit der Völker fällt,
Hab' aus dem Weltenbuch ich ausgehoben
Und auch in dieser Dichtung hingestellt.

Es ist nicht leicht, einen Aufbau des Dramas in kurzer Übersicht zu geben. Der leitende Gedanke des Ganzen mag wohl in der Pragmatik der deutschen Geschichte des letzten halben Jahrhunderts liegen, indem sich die Geschicke Deutschlands in folgerechter Entwicklung schließlich so gestalten, daß das neue Kaiserreich ersteht. Dazu müssen Gallia und Italia, wenn auch widerwillig, helfen; dies Ziel verfolgt Hohenzollern kühn und unentwegt; dafür muß Habsburg trotz Treue und Redlichkeit in den Hintergrund treten; darin stimmen endlich alle „Kinder“ der edlen Germania, Wittelsbach, Wettin, Welf u. s. w., überein. Und damit die Wirklichkeit in die Verklärung der Poesie gerückt werde, erscheinen der alte Barbarossa mit seinem Zwerg im Kyffhäuser und die rätselhafte Gestalt des grimmen Hagen, der mit seiner eisernen Thatkraft, nur auf den Erfolg bedacht, die treibende Macht in dem gewaltigen Ringen nach der deutschen Einheit bildet. Freilich nimmt diese geisterhafte Erscheinung aus der Nibelungensage oft so greifbare Gestalt an, daß sie unwillkürlich an den „eisernen Dienstmann“ erinnert, der seinem königlichen Dienstherrn in Wirklichkeit allein die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt hat.

Als Beleg genügt es schon, auf das erste Auftreten Hagens hinzuweisen. Hohenzollern, dem die Erinnerung an die Hohenstaufen und die Sehnsucht nach

[1] Der Morgen im Kyffhäuser. Dramatische Dichtung in fünf Aufzügen. Leipzig 1896.

der Kaiserkrone in der Seele sitzt, will sich trotzdem entschließen, dem einzigen Nebenbuhler Habsburg in Italien rettend Hilfe zu bringen; da erscheint geisterhaft der schreckliche Mann von Tornay und mahnt an höhere Pflichten, vom Geschicke bestimmt, an Deutschlands Kaiserkrone.

Jetzt, jetzt muß es geschehn, sonst ist's vorbei.
Im Staats- und Völker- wie im Menschenleben
Giebt das Geschick uns einen Augenblick,
Der über unsres Daseins Los entscheidet:
Wird er mit mut'gen Händen festgehalten,
So ist es uns geglückt für alle Zeiten;
Doch lassen wir unschlüssig ihn entfliehn,
So kehrt er niemals, niemals uns zurück!
Für dich ist dieser Augenblick nun da.
Das deutsche Vaterland bedarf der Einheit,
Wenn es nicht auf die Rolle will verzichten,
Die ihm die Weltgeschichte angewiesen. . . .
Der ew'ge Streit um Macht und Oberleitung,
Dies ew'ge Schwanken zwischen dir und Habsburg
Muß zu des Vaterlandes Wohl nun enden.
Seid offen: wer die Kraft dazu verspürt,
Der greife kühn nach Deutschlands Kaiserkrone
Und steige auf den Thron der Hohenstaufen. . . .

Am Schlusse der weiteren Unterredung erklärt sich Hohenzollern bereit:

Die Sendung, die ich vom Geschick erhielt,
Will ich gewissenhaft und treu erfüllen,

und damit sind die Würfel gefallen, und der Erfolg kann nicht zweifelhaft sein. Mit dem Vers:

Das Reich ersteht — sein Kaiser ist erwacht,

endet das Spiel unter dem feierlichen Geläute der Kaiserglocke.

Die dramatische Dichtung, man muß es gestehen, ist geistreich ausgedacht und fein durchgeführt. Auch in der Sprache entfaltet der Dichter allen Glanz im Vers und in den Bildern und Vergleichen; es kann nur wundernehmen, warum das Prunkstück von Allegorie zur Verherrlichung des neuen deutschen Kaisertums noch nirgends auf einer deutschen Hofbühne die Ehre des Rampenlichts erlangt hat.

Daß es dem Dichter nicht an dramatischer Gestaltungskraft gebricht, mag ihm auch die wirksame Bühnenkenntnis mangeln, das zeigt überzeugend „Der Morgen im Kyffhäuser".

„Rotens schönste Dichtung nach Form und Inhalt ist unstreitig das Epos ‚Die letzten Ritter auf Gubing'[1]. Es ist eine Mischung von historischer Wahr-

[1] Die letzten Ritter auf Gubing. Vaterländische Dichtung. 12°. 158 S. Frankfurt a. M. 1894.

worden ist. Der Seelenkampf Wladimirs zwischen der Kindesliebe gegen den Vater und der Begeisterung für Freiheit und Vaterland wird für die Fassungskraft der Jugend sehr geschickt dargelegt, und so verstattet die kleine Episode ein richtiges Urteil über den ganzen Aufstand, der für Polen so unglücklich ausging.

Das letzte Drama, „Der Morgen im Kyffhäuser“ [1], behandelt die Wiederherstellung des Deutschen Reiches im Jahre 1870 bezw. 1871. Wie kam der Schweizer Leo v. Roten zu dieser ihm anscheinend ganz fremdartigen Idee? Eine besondere Vorliebe für Deutschland war dem Dichter seit dem mehrjährigen Münchener Aufenthalt eigen geworden; er hatte die alten deutschen Heldensagen kennen gelernt, und seine ideal angelegte Natur konnte sich wohl für die Größe des deutschen Kaisertums im Mittelalter begeistern. Ob daneben noch eine Beeinflussung von seiten seines ehemaligen Freundes O. v. Redwitz („Lied vom Deutschen Reich“) angenommen werden muß, mag dahingestellt bleiben. Was der Dichter mit seinem Werke gewollt hat, spricht er in den ersten Strophen des Prologs aus:

Mit sicherm Schritte geht die Weltgeschichte
Auf dunkeln Wegen oft nach ihrem Ziel,
Sitzt Fürsten und selbst Völkern zu Gerichte
Und schreibt den Urteilsspruch mit ehr'nem Kiel.

Ein solches Urteil, das der Richter droben
Von Zeit zu Zeit im Streit der Völker fällt,
Hab' aus dem Weltenbuch ich ausgehoben
Und auch in dieser Dichtung hingestellt.

Es ist nicht leicht, einen Aufbau des Dramas in kurzer Übersicht zu geben. Der leitende Gedanke des Ganzen mag wohl in der Pragmatik der deutschen Geschichte des letzten halben Jahrhunderts liegen, indem sich die Geschicke Deutschlands in folgerechter Entwicklung schließlich so gestalten, daß das neue Kaiserreich ersteht. Dazu müssen Gallia und Italia, wenn auch widerwillig, helfen; dies Ziel verfolgt Hohenzollern kühn und unentwegt; dafür muß Habsburg trotz Treue und Redlichkeit in den Hintergrund treten; darin stimmen endlich alle „Kinder“ der edlen Germania, Wittelsbach, Wettin, Welf u. s. w., überein. Und damit die Wirklichkeit in die Verklärung der Poesie gerückt werde, erscheinen der alte Barbarossa mit seinem Zwerg im Kyffhäuser und die rätselhafte Gestalt des grimmen Hagen, der mit seiner eisernen Thatkraft, nur auf den Erfolg bedacht, die treibende Macht in dem gewaltigen Ringen nach der deutschen Einheit bildet. Freilich nimmt diese geisterhafte Erscheinung aus der Nibelungensage oft so greifbare Gestalt an, daß sie unwillkürlich an den „eisernen Dienstmann“ erinnert, der seinem königlichen Dienstherrn in Wirklichkeit allein die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt hat.

Als Beleg genügt es schon, auf das erste Auftreten Hagens hinzuweisen. Hohenzollern, dem die Erinnerung an die Hohenstaufen und die Sehnsucht nach

[1] Der Morgen im Kyffhäuser. Dramatische Dichtung in fünf Aufzügen. Leipzig 1896.

der Kaiserkrone in der Seele sitzt, will sich trotzdem entschließen, dem einzigen Nebenbuhler Habsburg in Italien rettend Hilfe zu bringen; da erscheint geisterhaft der schreckliche Mann von Tornay und mahnt an höhere Pflichten, vom Geschicke bestimmt, an Deutschlands Kaiserkrone.

Jetzt, jetzt muß es geschehn, sonst ist's vorbei.
Im Staats- und Völker- wie im Menschenleben
Giebt das Geschick uns einen Augenblick,
Der über unsres Daseins Los entscheidet:
Wird er mit mut'gen Händen festgehalten,
So ist es uns geglückt für alle Zeiten;
Doch lassen wir unschlüssig ihn entfliehn,
So kehrt er niemals, niemals uns zurück!
Für dich ist dieser Augenblick nun da.
Das deutsche Vaterland bedarf der Einheit,
Wenn es nicht auf die Rolle will verzichten,
Die ihm die Weltgeschichte angewiesen. . . .
Der ew'ge Streit um Macht und Oberleitung,
Dies ew'ge Schwanken zwischen dir und Habsburg
Muß zu des Vaterlandes Wohl nun enden.
Seid offen: wer die Kraft dazu verspürt,
Der greife kühn nach Deutschlands Kaiserkrone
Und steige auf den Thron der Hohenstaufen. . . .

Am Schlusse der weiteren Unterredung erklärt sich Hohenzollern bereit:

Die Sendung, die ich vom Geschick erhielt,
Will ich gewissenhaft und treu erfüllen,

und damit sind die Würfel gefallen, und der Erfolg kann nicht zweifelhaft sein. Mit dem Vers:

Das Reich ersteht — sein Kaiser ist erwacht,

endet das Spiel unter dem feierlichen Geläute der Kaiserglocke.

Die dramatische Dichtung, man muß es gestehen, ist geistreich ausgedacht und fein durchgeführt. Auch in der Sprache entfaltet der Dichter allen Glanz im Vers und in den Bildern und Vergleichen; es kann nur wundernehmen, warum das Prunkstück von Allegorie zur Verherrlichung des neuen deutschen Kaisertums noch nirgends auf einer deutschen Hofbühne die Ehre des Rampenlichts erlangt hat.

Daß es dem Dichter nicht an dramatischer Gestaltungskraft gebricht, mag ihm auch die wirksame Bühnenkenntnis mangeln, das zeigt überzeugend „Der Morgen im Kyffhäuser".

„Rotens schönste Dichtung nach Form und Inhalt ist unstreitig das Epos ‚Die letzten Ritter auf Gubing'[1]. Es ist eine Mischung von historischer Wahr-

[1] Die letzten Ritter auf Gubing. Vaterländische Dichtung. 12°. 158 S. Frankfurt a. M. 1894.

heit und Dichtung, eine Aneinanderreihung verschiedener Sagen aus dem reichhaltigen Sagenschatze des Oberwallis. Wie wir aus dem Munde des Dichters selbst vernahmen, waren die Sagen für sich selbständig und abgeschlossen bearbeitet. Es traf sich nun, daß Herr Roten einen Beinbruch erlitt, und in diesen Tagen der Krankheit wagte er sich an die Herkulesarbeit, die einzelnen Sagen zu einem Ganzen zu verbinden und daraus das vorliegende Epos zu schaffen. Es ist wirklich das Geschick des Dichters zu bewundern, wie er nach Art des Nibelungenepos so künstlerisch und ohne auffallende Störung die Mosaikarbeit herstellen konnte." So berichtet der schon öfter erwähnte Freund v. Rotens, der hochw. Herr Brindlen, über die Entstehung der vaterländischen Dichtung. Mit dem kurz angedeuteten Urteil, daß das Epos als des Dichters beste Leistung zu gelten habe, wird die Wahrheit getroffen sein. Wohl bietet es dem Kenner der Walliser Geschichte und Sagenwelt einen eigenen Reiz, beides so glücklich in einer Dichtung vereinigt zu finden, allein auch als eigenständiges Werk verdienen „Die letzten Ritter auf Gubing" bei jedem Freunde echter Poesie Achtung und Anerkennung und als Roten das schuf, war er ein Greis an Jahren.

Die Handlung spielt in der Zeit, in der das Wallisthal die Burgen seiner Zwingherren brach und sich die Freiheit erzwang. Doch dieser Sieg kostete schwere Opfer und ward nicht bloß in ungestümem Sturme mit den Waffen errungen, sondern forderte auch manches hoffnungsfrohe Lebensglück nach heißem Seelenkampf. Von den „letzten Rittern auf Gubing" steht der jüngste der drei Brüder, Wilhelm Henngart, mit seinem Freund und Vetter, dem Sänger Gelter, im Mittelpunkt des kunstreich und doch so einfach aufgebauten Epos.

Gelter, so beginnt die Erzählung, war bei seinen Wanderungen durch das Land, das er mit seinem Freiheitsgesang zum Kampfe gegen den Burgenadel aufreizte, einer wilden Räuberbande in die Hände gefallen. Aus der höchsten Lebensgefahr wird er von einem jungen Ritter befreit, der auf der Jagd den Wald durchstreift. Der gerettete Jüngling, voll Dank, erzählt dem Befreier die Geschicke seines Lebens, und Wilhelm Henngart erkennt in dem bürgerlichen Sänger des Vaters Schwestersohn. Die Muhme hatte nämlich einen schlichten Bauernsohn zum Manne gewählt und war deshalb von ihrem Bruder verstoßen worden. Wilhelm will nun des Vaters Sünde gegen die Schwester an dem zufällig gefundenen Vetter hundertfach vergüten

Und ladet ihn recht herzig ein,
Auf Gubing jetzt sein Gast zu sein.

Allein nicht so menschenfreundlich sind Wilhelms zwei ältere Brüder gesinnt.

Wir kennen diesen Jungen nicht,
Er ist ein bürgerliches Blut,

so empfangen sie den neuen Vetter und kehren ihm den Rücken. Desto inniger und herzlicher knüpft sich das Freundschaftsband zwischen Wilhelm und Gelter. Als Dank für die Treue weiht der Sänger seinen Beschützer zur Warnung in die Freiheitsbewegungen ein, die sich geheim und still im Volke vorbereiten „und

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

die er selbst zur Flamme anzufachen, das Land durchzieht". Wilhelm steht erschüttert bei der Kunde von dem nahenden Sturm, bleibt aber entschlossen, als Ritter gegen die ungestüme Volkskraft zu kämpfen — und ehrlich zu fallen. Er ist nicht bloß Vasall des mächtigen Ritters von Raron, dem der Hauptangriff droht, er hofft einst auch dessen Schwiegersohn zu werden, wird also durch doppelte Pflicht gebunden. „Doch soll der Kampf nicht ihre Freundschaft brechen"; nur eines muß Gelter dem Vetter geloben, „zu retten Bertha, seine Braut", wenn die Volkskraft siegen sollte. So nimmt Wilhelm von seinem Freunde einstweilen Abschied:

Leb wohl, es dämmert schon der Morgen.
Gott geb', daß ich dich wiederseh'!
Was wir vertraut gesprochen haben,
Bleibt tief in unsrer Brust begraben.
Vollend dein Werk drum ohne Sorgen,
Kein Henngart war Verräter je!

Noch schwerer wurde ein anderer vorläufiger Abschied für den jungen Ritter; er wollte seine Braut noch einmal sehen und darf ihr doch das drückende Geheimnis nicht verraten. Zu diesem „ernsten Gange" mußte er sich erst durch einen Besuch in der Zelle des greisen Pater Benno zu Gerunda Kraft und Stärke von oben holen.

Die heil'ge Handlung ist vorbei,
Die ew'ge Rechnung abgeschlossen,
Und für die Thräne heißer Reu'
Das Wort „Vergebung" ihm geflossen.

Dann steigt er mit festem Schritt ins Thal hinab; jetzt ist er zu allem gerüstet. Der Volksaufruhr bricht los; im ersten Sturm wird Rarons Stammburg gebrochen, dann braust die siegesberauschte Menge gegen Gubing. Ein langer, harter Kampf auf Leben und Tod beginnt. Zuletzt fällt, schwer verwundet, Wilhelm auf seiner Brüder Leichen. Gleichzeitig war ein anderer Volkshaufen nach Beauregard, dem stolzesten Bergschloß Rarons, gezogen, um auch dieses Felsennest zu schleifen. „Hier, wo es fast dem Kühnen graust", hatte der alte Raron der geliebten Tochter den sichern Wohnsitz angewiesen. Unter eigener Lebensgefahr unternimmt Gelter, der sich der Sturmkolonne gegen diese Burg angeschlossen hatte, die Rettung Berthas durch einen unterirdischen Gang.

Der folgende Gesang ist „Am Krankenlager" überschrieben: der todwunde Kranke ist Wilhelm, und seine Pflegerin heißt Bertha, und der Dritte im Bunde muß Gelter sein. Die Genesung geht langsam von statten; da erscheint eines Tages ein Bote aus Bern, wohin sich Raron mit seiner übrigen Familie geflüchtet hatte: er soll die Tochter aus dem fernen Lande zu den Ihrigen führen, zumal da der rachedürstende Vater mit all seinen Verbündeten nächstens in Wallis einbrechen werde, die erlittene Schmach zu sühnen. Da muß ein Abschied auf „Nimmerwiederkehr" genommen werden, der nur durch das gegenseitige Versprechen steter Treue gemildert wird. Die Reise nach Bern unter dem einzigen Geleite des alten Dieners war nicht gefahrlos. Einmal, als der Alte in einer

Herberge dem Weine zu viel zugesprochen hatte, wurde Bertha nur durch d rechtzeitige Erscheinen eines jungen Ritters von Blonay gegen rohe Zudringlic keiten geschützt. Dieser Ritter kommt bald darauf nach Bern, um beim alt Raron die Hand der Tochter zu erbitten. Der Wunsch des Vaters, der in d mächtigen Blonay einen tüchtigen Bundesgenossen gegen das verhaßte Wall willkommen heißt, erregt in Bertha den schwersten Seelenkampf; sie hatte s ihrer Ankunft im Kreise ihrer Familie jede Freude und Festlichkeit gemieden. „Bleich saß sie in dem Frauenkreis, Wie eine Lilie unter Rosen" — und n sollte sie nach des Vaters Willen ihrem Wilhelm die Treue brechen. Sie best die Probe auch dem gewaltigen Raron gegenüber:

Das Wort ist heilig auch dem Weib!
Dein Flammenblick kann mich versengen;
Doch nie vermag selbst dein Gebot
Zu einem Wortbruch mich zu drängen —
Ich bleib' die Seine bis zum Tod.

In dem Schlußgesange „Entscheidung" folgen sich die Ereignisse Schl auf Schlag. Noch war kaum „der letzte Ritter von Gubing" völlig genesen, brachen von Bern her die Mannen und Bundesgenossen Rarons in Wallis e Blutige Kämpfe werden ausgefochten; Wilhelm entschließt sich endlich, mit sein Freunde Gelter gemeinschaftliche Sache zu machen, „und zieht mit aus fi Vaterland". In dem letzten Entscheidungskampf bei „Zan Gräbern" im Löts thal haut Henngart seinen gefährdeten Freund Gelter heraus.

Doch um den Ritter ist's gethan
Der Henngart Stolz und letztes Hoffen
Sinkt blutend hin zu Tod getroffen.

Gelter geht mit Wilhelms Schwert ins Bernerland, wo er Bertha zu treff meint; allein sie war im Tode schon vorausgegangen.

Bald deckt auch mich der Rasen zu —
Dann geb' uns Gott die ew'ge Ruh!

schließt v. Roten in alter, frommer Weise sein schönes Lied „Die letzten Ritt auf Gubing".

Die scharfe Charakteristik, manchmal meisterhaft mit ein paar Zügen en worfen, gehört mit zu den größten Schönheiten der Dichtung. „Der Geist echt Romantik durchweht die ganze Erzählung", bemerkt mit Recht die Kritik (s. die Zeitschrift Bd. XLVI (1894), S. 460). So gehört Wilhelms Abendgebet (S. 4 zu den zartesten Liedern der Spätromantik:

Mutter Gottes, Gnadenreiche,
Der Bedrängten Zuflucht du,
An dein Mutterherz, das weiche,
Leg' ich mich zur sichern Ruh;
Gieße mild aus deinen Händen
Über mich des Segens Spenden.

Auch fehlt es bei all dem heldenmütigen Opfersinn nicht an frischer, fröhlicher Stimmung. Natürlich bietet der Freiheitsgesang dem Walliser durch die Erinnerung an die glorreiche Heldenzeit seines Landes noch viele andere Vorzüge, die von dem Fernerstehenden nicht vollständig gewürdigt werden können, so daß man es begreiflich finden muß, wenn das Epos „Die letzten Ritter auf Gubing" als die höchste vaterländische Dichtung des Rhonethales gilt.

Auf die Novellen Rotens sei nur mit einem Worte hingewiesen. Sie sind in der weitverbreiteten Unterhaltungszeitschrift „Alte und Neue Welt" mitgeteilt [1] und haben dadurch schon ihre Empfehlung. Der Dichter verleugnet sich auch in der Prosa nicht; er sucht nicht durch blendende Sprache zu glänzen, es liegt ihm mehr an der Idee der Erzählung. In einfachem, edlem Tone gehalten, wirkt seine Darstellung auf Herz und Gemüt. Man gewinnt bei Rotens Novellen den Eindruck, seine Erzählungen seien nicht Dichtung, sondern man lese wirkliche Begebenheiten, die ein Dichter zur Erbauung und Belehrung berichtet hat.

Wollte man Leo Lucian v. Roten den Walliser Uhland nennen, so dürfte die Bezeichnung nicht eine allseitige Gleichstellung der beiden Dichter bezwecken wollen; im übrigen wäre sie in manchem Betracht gerechtfertigt. In der Charakteranlage und in den äußeren Lebensschicksalen besteht große Ähnlichkeit zwischen dem biedern Schwaben und dem geradsinnigen Walliser; auch der Grundton der Dichtung stimmt bei beiden Sängern überein: Freiheit, Freundschaft und Vaterland. So viel mag gesagt werden dürfen: worauf die Schwaben bei ihrem Uhland mit Recht stolz sind, das verehren mit ebensoviel Recht die Walliser in dem unvergeßlichen Alt-Staatsrat Leo v. Roten, dem Dichter des Rhonethales.

---

[1] „Liebe und Pflicht" und „Die Fähnderbesetzung" (1868).

N. Scheid S. J.

Rezensionen.

La Désolation des églises, monastères et hôpitaux en France pendant la guerre de cent ans. Par le P. ***Henri Denifle*** des Frères Prêcheurs, Correspondant de l'Institut. Tome I: Documents relatifs au XVe siècle. Tome II: La guerre de cent ans jusqu'à la mort de Charles V (1. et 2. moitié). 8°. (XXVI et 608, XIV et 864 p.) Paris, Picard, 1897—1899. Preis *Fr.* 25.

Erſt wenn einmal der verheißene dritte Band mit dem Verzeichnis der Klöſter, Städte und Perſonen fertig vorliegt, wird ſich im vollen Maße überſchauen laſſen, welch ein Reichtum in dieſem Werke aufgeſpeichert iſt und welchen Gewinn für die Kenntnis einer fern abliegenden, wildzerriſſenen Zeit dasſelbe uns gebracht hat. Viele Dutzende fleißiger Lokalforſcher zuſammen hätten in lebenslanger Arbeit nicht ſo viel Neues zu Tage zu fördern und über ſo viele dunkle Fragen Licht zu verbreiten vermocht, wie es der Verfaſſer, dank ſeiner ausnahmsweiſe günſtigen Stellung, ſeiner perſönlichen Ausrüſtung und außergewöhnlichen Leiſtungsfähigkeit hier zu thun im ſtande war.

Urſprünglich ging die Abſicht nur dahin, von der Verwüſtung Frankreichs um die Mitte des 15. Jahrhunderts nach dem eben beendeten langen Kriege ein Bild zu geben. Es genügte dafür, wie der Verfaſſer gethan, die auf den Notſtand der einzelnen Kirchen Frankreichs bezüglichen Suppliken aus den päpſtlichen Archiven in der Hauptſache zuſammenzuſtellen und ſie etwa noch durch andere zeitgenöſſiſche Dokumente verwandten Inhaltes des weiteren zu beleuchten. Man wird zugeben, daß die 1063 Nummern des erſten Bandes an Mannigfaltigkeit der Schattierung wie an Grellheit der Farbe nichts vermiſſen laſſen. Der Verfaſſer hat es verſtanden, durch eine Fülle wichtiger Bemerkungen, Berichtigungen und Litteraturangaben, teils im Vorwort, teils in den die Texte begleitenden Anmerkungen, nicht nur den vielfältigen Wert der von ihm mitgeteilten Dokumente richtiger ſchätzen zu machen, ſondern auch noch einen ganz unerwarteten Gewinn an kritiſchem und litterarhiſtoriſchem Wiſſen denſelben mit auf den Weg zu geben.

Die Arbeit des Herausgebens ſelbſt hatte ihn indes zu der Erkenntnis geführt, daß zur erſchöpfenden Würdigung der kirchlichen Zuſtände Frankreichs bei Ende des großen Krieges ein Zurückgehen auf die Anfänge der Unglückszeit notwendig ſei, und daß die Sammlung der Dokumente aus dem 15. Jahr-

ndert erſt auf Grund von Studien über das vorhergehende 14. Jahrhundert
htig verſtanden werde. Daher bildet denn der in zwei Abteilungen vorliegende
eite Band thatſächlich die Einleitung und Einführung, und in ſeinen ſpäteren
ſchnitten eine Vorſtufe zu der im erſten Bande gegebenen Dokumentenſammlung.
ieſer zweite Band bringt nämlich eine zuſammenhängende geſchichtliche Darſtellung
s hundertjährigen Krieges von ſeinem erſten Beginn 1337 bis zum Tode
rls V. um 1380, alſo der ganzen erſten Hauptperiode. Schritt für Schritt
gt der Verfaſſer dem Gang der politiſchen Verwicklungen wie den Märſchen der
zelnen Heereshaufen, zeigt, wie bald hier bald dort das Kriegsfeuer auf-
ckert und die Provinzen verwüſtet, bis nach dem Waffenſtillſtand von Bre-
ny 1354 auf ein Jahrzehnt hinaus ganz Frankreich mit wildem Brande
üllt iſt. Wo endlich die Darſtellung ſchließt, hat mit ungeahnter Kraft das
lk ſich ermannt, der Feind iſt vertrieben, und Frankreich, wenn auch mit
inen bedeckt, atmet wieder frei.

Der Waffenſtillſtand von Bretigny hat die furchtbare Folge gehabt, daß
die bisherigen Soldtruppen der kriegführenden Mächte als unbeſchäftigte und
beſoldete Heereshaufen im Lande zurückließ, die nun als Mordbanden ſengend
d brennend das weite Land hin und her überfluteten. Die Verwüſtung der
rchen und Klöſter, die bis zu dieſem Zeitpunkte nur nebenbei Erwähnung fand,
itt daher von jetzt an naturgemäß in den Vordergrund. Nicht mehr politiſche
ombinationen, ſondern Raubluſt und Freude am Brennen beſtimmen ja von nun
i die Ereigniſſe. Der letzte Abſchnit des zweiten Bandes (S. 592—773) iſt
ıher dieſem Gegenſtande ausſchließlich gewidmet. Ein fünffacher Anhang, in
elchem die Briefſammlung des tüchtigen Erzbiſchofs von Embrun Peter d'Ameilh
s Bedeutendſte iſt, giebt dem Inhalte des Bandes lebhaftere Beleuchtung.

Der noch ausſtehende dritte Band verſpricht für die zweite Hauptperiode
s hundertjährigen Krieges eine entſprechend eingehende Darſtellung. Zwar liegt
i dieſem Teile das Urkundenbuch mit dem erſten Bande des Werkes bereits fertig
or, und kann man ſchon jetzt den ganzen Krieg in ſeiner Ausdehnung wie in
inen Wirkungen ausreichend überblicken. Allein über die größte und anziehendſte
rſcheinung im ganzen Kriege und über diejenigen Fragen, die heute das Auge
m meiſten feſſeln, muß man ſich bis jetzt mit wenigen ausweichenden, faſt ſcheuen
ndeutungen der Zeitgenoſſen begnügen (vgl. I, 500, n. 2). Nicht nur für das
lehrte Frankreich, ſondern für die ganze katholiſche (um nicht zu ſagen, für die
nze gebildete) Welt wird es eine hohe Freude ſein, an der Hand eines Führers
ie P. Denifle jenen ewig denkwürdigen Ereigniſſen und Schickſalswegen noch
nmal im einzelnen zu folgen. Möge die glückliche Vollendung dem raſtloſen
orſcher beſchieden ſein.

Bei den bis jetzt vorliegenden Bänden iſt der erſte Eindruck, den die
nauere Durchſicht hervorruft, ein unſagbar trüber, Schauder erweckender und
radezu abſtoßender. Endlos ſpinnt Krieg und Mord ſich weiter mit ſpärlichen
chlachten und wenig Heldenthaten, dagegen unerſchöpflich an Feuer, Brand,
laub und Plünderung. In ſeinem Gefolge ziehen die Peſtſeuchen und Mißernten, die Bauernaufſtände und die Ausartungen wilden Fauſtrechtes, Mord-

brennerbanden und Wegelagerer, Entvölkerung und Verarmung, Löſung der Zucht und Verwilderung bis zu viehiſcher Roheit, und nach allem dem noch eine erbarmungsloſe Steuerſchraube, die Vergewaltigung im Namen der Autorität und zuguterletzt die Wirren des großen Schismas. Ein ſolches Füllhorn von Fluch und Heimſuchung iſt ſelten über ein Land ausgegoſſen worden, wie damals über das einſt ſo blühende Erbe Philipps des Schönen.

Hat im erſten Bande der Verfaſſer nur Dokumente nebeneinander geſtellt, ſo reiht er im zweiten Bande mit der gleichen ſteinernen Ruhe Thatſache an Thatſache. Es ſind nicht mehr bloß ungedruckte Materialien, aus welchen er ſchöpft, ſondern es iſt nebenbei die ganze geſchichtliche Litteratur, wie Frankreich, England und Deutſchland von den Zeitgenoſſen Karls V. an bis heute ſie zu Tage gefördert haben. Sie muß für die Darſtellung abgeben, was ſie nur an Kern und Mark in ſich hat, aber alles muß erſt Probe und Gegenprobe beſtanden haben. Auf feſtem Grund wird gebaut und nur Sache wird dem Leſer geboten. Es giebt eine Beredtſamkeit der Thatſachen, und dieſe eignet dem Werke in vorzüglichem Maße. Jedes Werk muß anziehend werden, bei dem man auf jeder Seite etwas lernt. Aber auch dem Gegenſtande ſelbſt fehlt es an lichteren Seiten nicht.

Mit den großen Ereigniſſen und Verwicklungen bieten auch große Perſönlichkeiten ſich zur Beurteilung dar. Wie auf engliſcher Seite der ſchwarze Prinz und mancher andere kühne Soldat, ſo tritt auf der Gegenſeite ein Regent wie Karl V. und ein Nationalheld wie Bertrand du Guesclin imponierend hervor. Auch Karl der Schlechte von Navarra iſt eine keineswegs unbedeutende, für den denkenden Forſcher geradezu herausfordernde Erſcheinung. Unter den mächtigen Bandenführern findet ſich eine Reihe der merkwürdigſten Geſtalten. Da ſteht neben dem kühnen Hackwood, vor dem ſpäter Italien ſo oft gezittert, der Kölner Frank Hennequin, neben dem engliſchen Raufbold Robert Knolles der franzöſiſche Abenteurer Arnauld de Cervole, der berüchtigte „Archiprêtre de Vélines". Robert der Teufel wird (II, 476) in der Geſtalt des prieſterhaſſenden bailli, Robert de Martinpuits von Autun im Originale vorgeführt. Der Biſchof von Troyes, Henri de Poitiers, war einer der tüchtigſten und entſchloſſenſten Soldaten ſeiner Zeit. Er übte ſein Hirtenamt, das Schwert in der Fauſt, und manche ſeiner Kleriker, ſelbſt Prieſter nicht ausgenommen, wurden ſeinen Kämpferſcharen eingereiht. Nicht alle Diener der Kirche, die wie er zur blutigen Waffe griffen, kämpften wie er für die Sache der Ordnung. Der Pfarrer von Mesvres Jacques d'Aigrefeuille ſteht als Bandit an der Spitze einer Räuberbande. Mehr als einmal ſchloſſen auch Mönche einzeln oder in Haufen ſolchen Banden ſich an. Andernorts aber ſieht man ſie mutig ihr Kloſter und deſſen Heiligtum verteidigen, oft mit ruhmreichem Erfolg, wie die Benediktiner von La Graſſe und noch mehr die Heldenmönche von Mont-Saint-Michel. Vorab die Cluniacenſer entfalteten eine ganz ungeahnte militäriſche Bravour. Als am 10. Januar 1359 um den ſterbenden Biſchof in der ſchwer bedrängten Stadt Auxerre der Klerus ſich ſammelte, um der Spendung der letzten Ölung an ihren Oberhirten beizuwohnen, erſchien die Hälfte der hohen Geiſtlichkeit in Waffenrüſtung. Der Anblick erpreßte dem Sterbenden die letzten Thränen.

Gar manches, was der ſpäteren Geſchichte Frankreichs als Merkmal aufgeprägt iſt, läßt ſich aus den hier mitgeteilten Dokumenten in der tiefſten Wurzel erfaſſen. Das Emporkommen und die wachſenden Privilegien der Städte, das Anſehen des Königtums, das Übermächtige des franzöſiſchen Nationalgefühls, ſelbſt die Vorzüge wie die Schwächen der nationalen Wehrkraft liegen ſchon hier klar vor Augen. Auch ungeſunde Erſcheinungen des kirchlichen Lebens, wie die Häufung von Pfründen, die Lockerung der Kloſterzucht, das Verſchwinden des gemeinſamen Lebens in den Kapiteln, finden hier ihre genetiſche Erklärung. Die Beurteilung wird dadurch weſentlich gemildert.

Wichtiges bieten dieſe Bände zur Kenntnis des avignoneſiſchen Papſttums. Die Bemühungen der damaligen Päpſte um den Weltfrieden, die zähe Verfolgung des Kreuzzugsplanes und die liebevolle Sorgfalt derſelben für Frankreich als „die älteſte Tochter der Kirche“ ſind zwar bekannt. Allein die Bemühungen Innocenz' VI. und Urbans V. im einzelnen treten hier doch ungleich bedeutender hervor, als man bisher gewußt hat. Die Überſiedelung der Kurie von Avignon nach Rom mit all ihren Verzögerungen und Unſicherheiten erkennt und verſteht ſich in ganz anderem Lichte, wenn mit der allgemeinen Lage der Dinge in Frankreich gebührend in Zuſammenhang gebracht.

Den Hauptgewinn indes aus der gehaltreichen Publikation hat jedenfalls die Lokalgeſchichte zu ernten. Gerade aus einer Periode, die ſo vieles zerſtört und ſo weniges erhalten hat, liegen hier über ungezählte Städte, Pfarreien, Klöſter, Hoſpitäler u. ſ. w. genaue Angaben vor. Zeit und Veranlaſſung der Zerſtörung oder Plünderung werden feſtgeſtellt, oft mehrere ſich folgende Verwüſtungen in kurzer Zeit; die Liſte der Biſchöfe, Äbte, Prioren wird ergänzt oder richtig geſtellt. Oft wird über die Zahl der Mönche oder Nonnen, die Lebensweiſe, die Einrichtung, den ganzen früheren Zuſtand der einzelnen geiſtlichen Häuſer Näheres mitgeteilt. Gerne hört man von den wechſelnden Schickſalen berühmter Stätten in einer ſo wildbewegten Zeit. Wen muß es nicht intereſſieren, die Stadt Lourdes von den Franzoſen ſelbſt ausgeplündert und verwüſtet zu ſehen, und der feſten Burg von Lourdes als wichtigem ſtrategiſchen Punkte wiederholt aufs neue zu begegnen?

Eine Reihe der koſtbarſten Angaben finden ſich namentlich über die Spitäler, die Siechen- und Armenhäuſer und die Pilgerherbergen. Das mittelalterliche Frankreich muß an den blühendſten Anſtalten dieſer Art überreich geweſen ſein. Bei nicht wenigen werden in den Dokumenten über Einrichtung und Perſonal nähere Mitteilungen gemacht, die beweiſen, daß hier nicht gekargt wurde. Es genügt, hinzuweiſen auf die Blindenanſtalt zu Bayeux (I, 78) und die große Blindenſtiftung „der Dreihundert“ zu Paris (I, 477) oder gar auf das Hôtel Dieu der Hauptſtadt, welches Hilfsbedürftigen jeder Art Obdach und Beiſtand gewährte. Hatte dieſes Haus der Wohlthätigkeit doch einmal in einem einzigen Jahre 30 000 Tote zu beerdigen. Kaum minder bedeutungsvoll iſt, was man über die Pilgerherbergen erfährt. Die großartigſte dieſer Anſtalten war vielleicht das Hôtel mage (hospitale maius) zu Béziers, das vermöge ſeiner günſtigen Lage Pilgern aus aller Herren Ländern, die zum hl. Jakobus von Compoſtella

oder nach Toulouſe zum heiligen Grabtuch oder nach einem der vielen a
Wallfahrtsorte des Südens wanderten, täglich die Thore öffnen konnte.

Überhaupt erſcheint ſchon das damalige Frankreich wie an Stätten
licher Wohlthätigkeit, ſo an Orten beſonderer Andacht reich geſegnet. Zum
ſind es berühmte Muttergotteswallfahrten, wie zu dem Gnadenbild von Le
(I, 271), deſſen Entſtehung der Hand des Propheten Jeremias zugeſch
wurde, zum Teil Begräbnisſtätten heiliger Biſchöfe oder die Schreine geſ
Märtyrer-Reliquien.

Aus methodiſchen Rückſichten hat der Verfaſſer auf die Beſprechun
Reliquienweſens in jener glaubensfreudigen Zeit ſich nicht eingelaſſen. Gleic
erweiſt ſich gerade nach dieſer Seite hin das Werk als ſehr ergiebig,
P. Denifle verſchmäht es auch nicht, den im Texte vorkommenden Angabe
öftern ſachlich ergänzende oder kritiſche Bemerkungen hinzuzufügen.

Das Auguſtinerkloſter zu Blois weiſt eine künſtliche Nachbildun
heiligen Grabes auf mit einem Dorn aus der Dornenkrone des Herrn (I,
ein Teil der heiligen Nägel iſt verarbeitet zu einem Pferdegebiß, das Konſ
der Große im Kampfe ſeinem Streitroß anzulegen pflegte, ein Geſchenk
frommen Mutter; zu Carpentras (I, 436) wird es als Reliquie verehrt.
Clermont (I, 292) verwahrt man andachtsvoll Überreſte des heiligen B
Das Kloſter des hl. Samſon zu Orleans rühmt ſich des Abendmahlskelch
Herrn wie der Schüſſel und eines Meſſers, welche bei der Verſpeiſun
letzten Oſterlammes gedient haben. Hier glaubte man ſich auch im Beſit
Hauptes des Joſeph von Arimathäa; in Nogent-le-Rotrou war das des T
verehrt (II, 228). Andere Reliquien des Täufers und ſeiner Eltern Zac
und Eliſabeth bewahrte man in der Diözeſe Maillezais (I, 155). An me
Orten werden bedeutende Reliquien des Apoſtelfürſten Petrus aufgewieſe
Poitiers [I, 164]; in der Diözeſe Limoges [I, 305]; zu Bordeaux [I. 133]
der Diözeſe Tours beſaß man ſolche des hl. Hieronymus (I, 95). Vieles
ſich über die ſo ſehr umſtrittenen Überreſte des hl. Lazarus (I, 337) un
hl. Magdalena (I, 335), über bekannte Märtyrer wie Venantius, Leo
Fronto u. ſ. w., vorab aber über die nationalen Heiligen Medardus, Nic
Ivo u. a. Zu Beſançon verehrte man beſonders den Leib des heiligen Bi
Antides (II, 698), indem man dieſem Heiligen, ähnlich wie dem hl. Fid
Conches, eine beſondere Macht zuſchrieb, Gefangene zu befreien, in dieſem
aber namentlich Kriegsgefangene aus den Händen der Engländer.

Über gottesdienſtliche Gebräuche erhält man manchen näheren Aufſ
An der Kathedrale von Toul waren z ung des Chores au
Chordienſte Verpflichteten beſtändig noc geſtüchtige Subd
ſoviele Singknaben angeſtellt. In ei merkirche de
brannten 18 Lampen Tag und Nac kirche
vor dem Allerheiligſten wie vor d
Wachskerze brennend erhalten.
Kleriker dazu angeſtellt, für die
aufhörlich brennen mußten, un

ſich rühmte, im „ganzen Vaterland“. In der Benediktinerkirche zu Vezelay brannten vor den Reliquien der hl. Magdalena gar 40 Lampen Tag und Nacht (I, 336) und dazu noch eine Wachskerze von außergewöhnlicher Größe und Schönheit. Autun galt vollends wegen der Pracht ſeiner Kirchen und des Glanzes ſeiner Gottesdienſte allgemein als „das zweite Rom“.

Die Verfaſſung der frommen Bruderſchaften in den Städten wie die Einrichtung der Burſen an den Univerſitäten werden gleichfalls in dem Werke vielfach geſtreift. Paris, Orleans, Cahors, Toulouſe, Montpellier liefern für die Burſen lehrreiche Beiſpiele. Intereſſe erweckt die von Urban V. geſtiftete Bibliothek im Colleg des hl. Benedikt zu Montpellier. Das Collegium, heißt es (I, 246), ſei nicht nur ſonſt in allem aufs reichſte ausgeſtattet, ſondern überdies für jede der einzelnen Fakultäten mit einem großen Vorrate von Büchern verſehen. Zwei Bücherſchränke (oder Wandgeſtelle?) ſeien mit wohlgeordneten Bücherreihen ganz vollgeſtellt, und außerdem liege in der Schatzkammer des Kollegiums noch eine große Zahl von Bänden aus dem Gebiet der verſchiedenen Wiſſenszweige verwahrt.

Auch für die Geſchichte der Kunſt finden ſich Andeutungen, die nicht zu verachten ſind. P. Denifle ſelbſt weiſt auf Beiſpiele hin, welche darthun, daß mitten in der allgemeinen Not und unter dem Lärm des Krieges das Schaffen an den Werken kirchlicher Baukunſt nie ganz ins Stocken geriet (vgl. I, XXII). Wie oft rühmen die Bittgeſuche an den Papſt die außerordentliche Kunſt und Schönheit einzelner Kirchen oder Türme, deren würdige Wiederherſtellung erſtrebt wird! Nahe bei La Rochelle ſtand eine hübſche Muttergotteskirche, deren Turm weit hinaus auf dem Meere ſichtbar war, ein Wahrzeichen für die Seefahrer. Eben am Abſchluſſe hundertjähriger Verwüſtung und Leiden, 1459, beſchließt die Bevölkerung, dieſer Kirche einen noch höheren und ſchöneren Turm zu geben und ihn mit dem Bild der Gottesmutter zu zieren. In der Diözeſe Brieux denkt man 1434 an die Wiederherſtellung einer uralten Muttergotteskapelle. Dieſelbe wird (I, 106) beſchrieben als „andächtig, ſchön und geräumig, mit vielen Glasfenſtern, Gemälden und Hiſtorien aus dem Alten wie dem Neuen Teſtament geſchmückt“.

Der Verfaſſer ſelbſt macht darauf aufmerkſam, daß er angeſichts der ungeheuern Maſſe bei weitem nicht aller vorhandenen Suppliken aus dieſer Zeit ausdrücklich Erwähnung thun konnte, die auf den über Frankreich hereingebrochenen Notſtand Bezug nehmen. Um ſo weniger wird man erwarten dürfen, die Schickſale aller einzelnen Klöſter und Kirchen verzeichnet zu finden. Eine Probe, die anzuſtellen ſich zufällig Gelegenheit bietet, ergiebt indes, daß die ge[illegible] Mitteilunge[illegible]rhältnismäßig recht vollſtändige, jedenfalls recht [illegible]ige ſind.

[illegible]er Orden [illegible]oux zähl[illegible]ich und Burgund damals [illegible]andern i[illegible]g waren und eines dem [illegible]kannt iſ[illegible]uten gemäß zählte keines [illegible]Gran[illegible]e gar nicht oder nur in [illegible]argen[illegible]legenen, einſamen Orten. [illegible]furie nicht ausreichenden [illegible]Dilat[illegible]) als General-Prior ge-

nannt wird, erzählt ein Klosterbericht, als einfacher Mönch zu Val-des-Ch habe er vormals gerne bei einer Quelle im Klostergarten sein Gebet gehalt Hier in dieser Quelle habe er aber um 1359 oft die blutüberströmten Hä waschen müssen, nachdem er sie benäßt im Kampfe gegen Engländer und B barreſen. Zu dem Namen des achten General-Priors Lambert, der um 13 zum erstenmal in Val-des-Choux genannt wird, ist, wahrscheinlich wohl in ei späteren Zeit, die Bemerkung beigefügt: ubi nunc horror et confusio. J Jahre 1424 ist die Mutter-Priorei in großer Not, da seit Jahren von ande Klöstern und Herren die schuldigen Renten nicht mehr entrichtet wurden. D Machtwort des Herzogs von Burgund als Landesherrn muß zu Hilfe komm (*W. de Gray Birch*, Ordinale Conventus Vallis Caulium [London 190 p. 159).

Von diesen 17 kleinen und abgelegenen Häusern, die in Frage komm könnten, werden in den vorliegenden Bänden mit Bestimmtheit wenigstens d genannt: Val-Croissant als verschuldet und verarmt, an zwei Stellen (II, 3 und 672, n. 4); Royal-Pré in der Normandie als von den Engländern ei genommen; die Priorei Vaux (Vaucia II, 52) als niedergebrannt. Noch a andere Prioreien wie Val-de-Saint-Benoit und Vauclair scheint gelegentlich Bezu genommen zu werden, doch sind die Hindeutungen nicht ganz sicher.

Wenn nun schon von den unscheinbaren Niederlassungen eines fast un bekannten Ordens eine so beträchtliche Zahl genannt und so manches Neue mit geteilt ist, wie viel mehr darf man sicher sein, daß in Bezug auf die groß Abteien der Benediktiner, Cistercienser, Augustiner, Prämonstratenser und auf d Häuser der Mendikanten ein sehr bedeutender Prozentsatz Berücksichtigung f funden hat!

Unter allen Umständen erweist sich P. Denifles Werk, von seinem übri reichen Gehalte auch völlig abgesehen, für die Geschichte des Klosterwesens Frankreich als eine so unschätzbare Hilfsquelle, daß jedem Benutzer von s schon der Wunsch aufsteigen wird, welchem der Verfasser I, XXIV Aus verliehen hat, es möchte eine so überaus fruchtbare und lohnende Arbeit au Bezug auf andere Länder und vorab auf Deutschland unternommen werde

Otto Pfülf S. J

Pseudo-Dionysius Areopagita in seinen Beziehungen zum Neuplaton und **Mysterienwesen. Eine literarhistorische Untersuchung** von **Koch, Doktor der Theologie** und Philosophie, **R**epetent in T (Forschungen zur christlichen Literatur- und **Dogm**engeschichte, gegeben von Univ.-Prof. Dr. Ehrhard in **W**ien und U Dr. Kirsch in Freiburg i. Schw. I. Bd. 2. u. 3. Hef (XII u. 270 S.) Mainz, Kirchheim, 1900. Preis

Schon vor 200 Jahren sagte Petavius von Pseud**o**-Dionys soweit es nur angehe, und **b**emühe christlichen Dogmatik zu verschmelzen: **P**lator dogmatibus ill**i** s**e** are

längerer Untersuchung der beiderseitigen Ideenlehre, und nachdem er durch eine Stelle aus Proklus die Lehre des Pseudo-Dionysius erklärt hat, bestimmt er die Abhängigkeit des letzteren von den Platonikern dahin, daß sie in Wirklichkeit doch nur in der Ausdrucksweise bestehe: hunc ipsum dicimus reipsa catholice ac recte sentientem, solo genere loquendi, quod e schola Platonicorum arripuit, convenisse cum illis ac secus ac res habuit suspicandi occasionem dedisse (De Deo lib. 4, c. 10, n. 1. n. 15).

Das Problem, welches Petavius in den angeführten Sätzen sich löste, wird in der vorliegenden Arbeit von neuem aufgenommen und in sehr eingehender Weise behandelt. Schon früher hatte der Verfasser einen einzelnen Punkt der Lehre des Dionysius mit den betreffenden Aufstellungen des Proklus verglichen. Nunmehr hat er den Kreis der Untersuchung erweitert; nicht mehr eine einzelne Schrift, sondern alles, was uns von Proklus und den übrigen Neuplatonikern erhalten ist, wird herangezogen und auf seine Beziehung zu Pseudo-Dionysius durchforscht. Dabei geht die Untersuchung nicht in der Weise voran, daß das ganze System der Neuplatoniker entwickelt und in seinen Grundgedanken mit den Lehren des Pseudo-Dionysius verglichen würde, sondern der Verfasser greift Einzelheiten heraus und führt an diesen den Vergleich durch. Ein erster Teil, „Pseudo-Dionysius und der Neuplatonismus" überschrieben, zählt im ersten Kapitel Beziehungen formeller Art auf, z. B. Ähnlichkeiten in den Titeln der Schriften, in den Eingangs-, Übergangs-, Schlußformeln ꝛc. Ein weiteres Kapitel sucht nachzuweisen, daß Dionysius gewisse Philosopheme der Neuplatoniker, z. B. über das Schöne, die Liebe, die Erkenntnis Gottes, verwertet habe. Der zweite Teil trägt die Überschrift „Pseudo-Dionysius und das Mysterienwesen". Da die Philosophie der Neuplatoniker an die heidnischen Mysterien anknüpft, Anspielungen auf dieselben oder diesen entlehnte Kunstausdrücke die ganze mystische Spekulation eines Plotin und seiner Anhänger durchziehen, so werden auch die Schriften des Areopagiten auf die fraglichen Kunstausdrücke und Anspielungen untersucht und überhaupt die ganze Mystik des Dionysius mit derjenigen der Neuplatoniker in Vergleich gestellt. Das Ergebnis der Untersuchung können wir in folgenden Sätzen ausdrücken: 1. Dionysius ist abhängig von den Neuplatonikern in seiner Ausdrucksweise, die christlichen Gedanken tragen bei ihm neuplatonisches Gewand; 2. auch sachlich hat er neuplatonische Philosopheme herübergenommen, die sich mitunter mit dem Christentume nicht recht vereinigen lassen.

Was nun den Wert der Schrift angeht, so wird jeder billige Beurteiler gern zugestehen, daß der Herr Verfasser auf ein reiches Lob vollen Anspruch hat. Wie kurzweilig zu lesen die Schriften eines Proklus sind, kann man am besten aus der Thatsache schließen, daß bis zum Jahre 1820 der größte Teil derselben im Staub der Bibliotheken ein ungestörtes Dasein führen durfte, und daß V. Cousin in der Vorrede zu seiner Ausgabe (p. XLIX) ihn mit Hegel vergleichen konnte: hui et ipse cum Proclo nostro tantam similitudinem refert. Um so mehr Anerkennung verdient der Fleiß und die Ausdauer, mit welcher der Verfasser so viele Bände, die zum Teil noch obendrein ohne Sachregister und schwerfällig geschrieben sind, sich durchgearbeitet und ein reiches Material zum Be-

weiſe ſeiner Aufſtellungen zuſammengetragen hat. Was den erſten der oben bezeichneten Sätze angeht, ſo iſt er denn auch ſicherlich durch die vorliegende Arbeit mit neuen Beweiſen geſtützt und darf als hinlänglich geſichert gelten.

Freilich möchten wir nicht behaupten, daß alles und jedes, was der Verfaſſer als neuplatoniſchen Anklang bezeichnet, auch wirklich als ſolcher zu werten ſei und einen wirklichen Beweisgrund abgebe. Es wird eben alles, was an ähnlich Lautendem bei Dionyſius und den heidniſchen Philoſophen ſich finden ließ, nach Kategorien geordnet uns vorgelegt, ohne daß jede einzelne Ähnlichkeit auf ihre Beweiskraft ängſtlich geprüft würde. Wir wollen deshalb uns keinen Tadel erlauben. Dem eifrigen Forſcher muß man es zu gute halten, wenn er von dem mühſam geſammelten Material nicht einen großen Teil unbenutzt und unerwähnt beiſeite werfen wollte, und bei der großen Menge wirklich beweiſender Stellen verſchlägt es nicht ſo gar viel, wenn im Eifer des Sammelns auch mitunter als Diamant angeſehen wurde, was dem kühlen Beurteiler als Glasſplitter vorkommen mag. Im Intereſſe des Buches aber müſſen wir es bedauern, daß gerade im Anfange desſelben die wenig beweiſenden Ähnlichkeiten ſich häufen, ſo daß der erſte Eindruck auf den Leſer kaum ein günſtiger ſein kann. Gleich in der Einleitung z. B. (S. 2) will der Verfaſſer zeigen, daß bei manchen Übereinſtimmungen bei Dionyſius und den Neuplatonikern es ſchwer ſich entſcheiden laſſe, wer der entlehnende und wer der gebende Teil ſei. Zum Beweis dafür werden nun drei Stellen aus neuplatoniſchen Schriften vorgelegt, in welchen die Zuſammenſtellung von Glaube, Hoffnung und Liebe, der Ausdruck lumen ex lumine, die Kunſtausdrücke der Definition des Konzils von Chalcedon ſich finden. Allein *wenn* hier überhaupt eine Entlehnung ſtatt hatte, ſo kann es doch wohl nicht zweifelhaft ſein, auf welcher Seite ſie zu ſuchen iſt. Die drei göttlichen Tugenden finden ſich ja ſchon 1 Kor. 13, 13, lumen ex lumine ſchon bei Tertullian apol. 21, die Väter von Chalcedon haben ſich ſchwerlich bei Proklus Erleuchtung geſucht. Zudem kann im zweiten und dritten Fall der Anklang ein zufälliger ſein, und er iſt höchſt wahrſcheinlich rein zufällig; es iſt eben das eine Mal ein naheliegendes Bild, es ſind das andere Mal die Ausdrücke angewandt, welche zur Bezeichnung der Sache die eigentlichſten waren.

Ähnlicher Beiſpiele von kaum überzeugenden Vergleichungen finden ſich namentlich auf den erſten 73 Seiten des Buches noch recht viele. Denn was ſoll es beweiſen, wenigſtens für jemand, der nicht ſchon überzeugt iſt, bevor er anfängt zu leſen, wenn Proklus oft den Ausdruck „tauſendmal“ braucht und Dionyſius ebenfalls einigemal (S. 17), wenn Proklus ſeine Lehrer mit hohem Lob erhebt und Dionyſius desgleichen (S. 50), wenn letzterer am Schluß einer Erzählung ſagt: „So habe ich mir erzählen laſſen und ich glaube, daß es wahr iſt“, und auch Proklus einmal eine ähnliche Wendung hat? Und was trägt es für den Urſprung der Viſion des Karpos aus, wenn ein paar Ausdrücke in derſelben auch in dem ſonſt ganz verſchiedenen Mythos des Er bei Plato vorkommen? Oder wenn die Neuplatoniker den Merkur anrufen, Dionyſius an Chriſtus ſich wendet, was ſoll dazu die Bemerkung: „In gnoſtiſchen Kreiſen wurde Chriſtus dem Hermes Logios gleichgeſtellt“ (S. 90)? Auch ſonſt iſt unſeres Erachtens der Verfaſſer manchmal zu ſehr geneigt, Ähnlichkeiten ſofort als Entlehnungen zu betrachten. So ſagt z. B. Gregor von Nyſſa bei der Erklärung der Worte: „Werdet trunken“ Cant. 5, 1, dieſe Trunkenheit ſei jene „nüchterne Trunkenheit“, welche den Geiſt faſſe, wenn er in der Betrachtung Gottes außer ſich komme, und ähnlich redet auch Philo. Alſo

rd (S. 141) geſchloſſen, Gregor habe die „nüchterne Trunkenheit" dem Philo lehnt. Wir geſtehen, daß dieſer Schluß uns nicht ſo überzeugend vorkommt wie n Verfaſſer. Derſelbe Ausdruck findet ſich ſchon bei Cyprian (Ep. 63, n. 11, rtel p. 710), Ambroſius (De Cain et Abel I, 5. 19), ferner bei Auguſtinus e agone christ. c. 9. 10), Gaudentius (serm. 9) und ungezähltemal in der chriſt- jen Litteratur. Sollen wir nun annehmen, alle dieſe Väter hätten dem Philo orus gemacht, und hätte Philo nicht geſprochen, ſo wäre keiner von ihnen auf ı ſo äußerſt naheliegenden Gedanken gekommen, die ebrietas der Heiligen Schrift ; Gottestrunkenheit (Eph. 5, 18) und dieſe ebrietas als sobria zu bezeichnen? : den Stellen des Dionyſius, an welchen das Trishagion *θεολογία* genannt wird, rden wir (S. 47 Anm.) auf eine Jobakcheninſchrift verwieſen, die etwas Ähnliches tet. Gewiß beweiſt dieſer Hinweis für die Beleſenheit des Herrn Verfaſſers; ein ſchon bei Cyrill von Jeruſalem (Catech. myst. 5, n. 6) findet ſich der gleiche nachgebrauch.

Wie ſchon bemerkt, bedauern wir es, daß gerade am Anfang des Buches rartige wenig beweiſende Anklänge gehäuft erſcheinen, denn auf manchen Leſer rden ſie verſtimmend wirken und vielleicht ſogar von weiterer Leſung abſchrecken, mal da auch ſonſt manche Nebenbemerkungen einfließen, die nicht jedem gefallen rden, z. B. S. 6 der Scherz über Kapuzinerpredigten, den man unſeres Erachtens ſſer den Proteſtanten überließe, S. 60 Anm. die uns völlig neue Behauptung, ach den heutigen Lehrern der Askeſe ſolle der Seelenführer vom Beichtvater ver- hieden ſein, S. 49 die Bezeichnung des Pythagoras als einer „vielgefeierten eiligengeſtalt".

Doch wenn wir auf eine nach unſerer Anſicht ſchwächere Seite der vor- iegenden Arbeit hinweiſen mußten, ſo iſt es nunmehr auch unſere Pflicht, an- uerkennen, daß von S. 75 an eine Reihe von Beweiſen beginnt, welche den luſchluß des Areopagiten an den Neuplatonismus außer Zweifel ſtellen. Zum rſtenmal wird a. a. O. ein Sätzchen beigebracht, das ſich wörtlich bei Dionyſius vie bei Proklus findet. Mag ein hartnäckiger Zweifler anfangs noch geneigt ein, eine dritte gemeinſame Quelle anzunehmen, da derſelbe Gedanke in faſt örtlicher Übereinſtimmung ſich auch bei Auguſtinus findet (in Io. tr. 1, n. 19: ion quia ipsa illi absens est, sed quia ipse ab illa absens est), ſo macht och die große Zahl weiterer Anklänge vernünftigem Bedenken ein Ende. Sachlich ind zwar die Gedanken, in welchen Dionyſius und Proklus übereinſtimmen, eiſt Gemeingut der chriſtlichen Philoſophie oder Theologie. Die beſondere faſſung derſelben bei Dionyſius läßt ſich aber nur durch Anlehnung an Proklus rklären. Dies in helles Licht geſtellt zu haben, iſt das Verdienſt des Verfaſſers, er dafür Anerkennung und Dank beanſpruchen darf.

Faſſen wir nun die zweite der obigen Theſen ins Auge, daß nämlich uch ſachlich manches Neuplatoniſche in die Werke des Dionyſius und durch ihn ı die Myſtik ſich eingeſchlichen habe. Hier können wir nun vor allem den Wunſch nicht unterdrücken, daß der Verfaſſer ſeine Gedanken klarer möchte um- hrieben haben. Was haben wir unter „Myſtik" uns zu denken, diejenige der eſychaſten und des Palamas oder jene Myſtik, welche unter der Kontrolle der irche ſteht, deren anerkannter Lehrer der hl. Franz von Sales iſt? Und was ı unter „neuplatoniſch" zu verſtehen? In den Schriften der Neuplatoniker

können wir ja drei Bestandteile unterscheiden. Einiges in denselben beruht auf Wahrheit und ist deshalb nicht ausschließlich neuplatonisch, sondern Gemeingut der Wissenschaft. So z. B. manche Entwicklungen über das Wesen des Guten, der Schönheit, der Einheit, der göttlichen Natur u. s. w. Die christlichen Philosophen haben nie Bedenken getragen, derartiges als Beute Ägyptens zu benutzen. Ferner aber enthalten die neuplatonischen Spekulationen auch christliche Bestandteile. Im einzelnen mag es nicht immer leicht sein, sie als solche bestimmt nachzuweisen, daß aber der Neuplatonismus der Affe des Christentums sei in Einzelheiten wie in gewissen Grundzügen des Systems — der Hinwendung zum Übernatürlichen, Betonung der Überlieferung und Autorität im Religiösen, Gründung der Religion auf ein Dogma, Aufstellung persönlicher Mittler zu Gott —, wird im Ernst nicht bestritten werden. Diese christlichen Gedanken und die Entwicklungen, welche auf diese sich gründen, dürfen die christlichen Denker erst recht als ihr Eigentum zurückfordern. Somit wird man von eigentlich neuplatonischem Gut in den Schriften des Dionysius nur reden können, wenn neuplatonische Irrtümer sich in denselben nachweisen ließen, z. B. die Lehre von Plato als dem Weltheiland, die von der Selbstverursachung Gottes u. dgl.

An diesen Unterscheidungen werden wir festhalten müssen schon der Heiligen Schrift wegen. Auch im Buch der Weisheit z. B. findet sich eine gewisse Rücksichtnahme auf den Hellenismus, und zum Teil eine ganz ähnliche, wie sie bei Dionysius auftritt. Es werden Ausdrücke wie Hades, Ambrosia, Lethe verwandt, es findet sich Berücksichtigung der griechischen Philosopheme, soweit sie Wahrheit enthalten. Um eine Kleinigkeit herauszugreifen: Weish. 8, 7 finden sich zuerst in der Heiligen Schrift die vier Kardinaltugenden genannt, die früher als das Buch der Weisheit schon Plato aufstellte und die sich sonst noch oft in der heidnischen Litteratur finden. Dürfen wir nun den Schluß ziehen: Also ist in diesem Punkt Platonismus in die Heilige Schrift eingedrungen? Gewiß nicht. Jene Einteilung der Tugenden ist eine Erkenntnis der menschlichen Vernunft, beruht offenbar auf Wahrheit und stammt schließlich aus Gott als dem Quell aller Wahrheit. Wer sie zuerst eingesehen hat, ist schließlich gleichgültig, und noch viel gleichgültiger ist es, wo sie in der uns zufällig erhaltenen Litteratur zum erstenmal sich findet.

Wir meinen nun nicht, mit diesen Erörterungen etwas dem Verfasser Unbekanntes zu sagen, aber sicher scheint es uns nichtsdestoweniger, daß dieselben in seinem Buche nicht zu ihrem Recht gekommen sind. So macht es einen fast komischen Eindruck, wenn S. 66 der Gedanke, daß die Schönheit Liebe hervorrufe, ein neuplatonischer genannt wird. Das ist ein allen Menschen geläufiger Gedanke. Wenn die Unterscheidung der drei Wege: des Reinigungs-, Erleuchtungs-, Einigungsweges, sich wirklich zuerst bei Neuplatonikern fände, so wäre sie doch noch nicht neuplatonisch. Sie liegt eben in der Natur der Sache. Namentlich aber der christliche Ursprung von manchen Dingen, die der Verfasser bespricht, wird von ihm gar zu wenig berücksichtigt. So liest man z. B. S. 135, die Heimat der mystischen Gedanken seien die heidnischen Mysterien, aus ihnen seien sie zu Dionysius gekommen, von diesem in die christliche Mystik des Morgen- und Abendlandes eingedrungen. Dagegen möchten wir bemerken, daß Erscheinungen Gottes und der Engel — also doch auch Mystisches — sich schon in

der Geſchichte der Patriarchen und Propheten finden, daß die Apoſtel Petrus und Paulus dergleichen kannten, Cyprian und Origenes davon reden — es iſt irrig, was der Verfaſſer S. 190 ſagt, Origenes kenne keine Gebetsſtufen (vgl. c. Cels. I, 46; VIII, 34; Hom. in iud. V, n. 2), — daß bei den Einſiedlern der Wüſte ſich wiederum derartiges findet. Dieſe Dinge müſſen doch wohl erwähnt werden, wenn man vom Urſprung der Myſtik handeln will. Ähnliches gilt von andern Bemerkungen des Verfaſſers. Um noch eine Kleinigkeit herauszugreifen: S. 127 werden einige neuplatoniſche Sätze aus Pſeudo-Jamblich über die „Unterſcheidung der Geiſter" angeführt, die im weſentlichen beſagen, daß die Dämonenerſcheinungen Unruhe, die der guten Geiſter Frieden in der Seele zurücklaſſen. Nun iſt aber ſchon der Ausdruck διάκρισις πνευμάτων dem hl. Paulus entlehnt (1 Kor. 12, 10), inhaltlich aber finden die Sätze des Jamblich ſich ſchon in dem Leben des hl. Antonius (n. 35. 36. *Migne*, PP. gr. XXVI, 893 sq.) und ſind in ihrer Ausdehnung auf die Verhältniſſe des gewöhnlichen inneren Lebens von allen Geiſteslehrern, wie Thomas von Aquin, Ignatius von Loyola, Franz von Sales ꝛc., angenommen. Neuplatoniſch iſt alſo die fragliche Lehre nicht; auf welche Stellen der Evangelien ſie ſich gründet, kann man im Leben des hl. Antonius nachleſen. Einige andere chriſtliche Anklänge in neuplatoniſchen Schriften ſind z. B. S. 145 ἀρχηγὸς ζωῆς (Act. 3, 5), S. 50 ἀρχηγὸς τῆς σωτηρίας (Hebr. 2, 10).

Eben weil auf die hier angedeuteten Unterſcheidungen nicht die volle Rückſicht genommen iſt, haben uns des Verfaſſers Beweiſe für die neuplatoniſche Herkunft einzelner Entwicklungen und Vorſtellungen bei Dionyſius nicht überzeugt. Wir weiſen die Möglichkeit einer ſolchen Herkunft nicht ſchon von vornherein ab und wollen gar nicht um jeden Preis den Pſeudo-Dionyſius von jedem Vorwurf reinwaſchen. Es handelt ſich für uns nur um die Beweiſe, die der Herr Verfaſſer vorlegt, und dieſe ſcheinen uns vorderhand nicht durchſchlagend. Greifen wir denjenigen Punkt in der Lehre des Dionyſius heraus, der dem Verfaſſer am meiſten Bedenken zu erregen ſcheint.

„Das Endreſultat des ganzen myſtiſchen Entwicklungsprozeſſes", heißt es S. 90, „iſt die ‚Vergottung'. Dies ſind prokliſch-dionyſiſche Gedanken, welche durch Plato und Plotin vorbereitet waren." Allein ſchon auf der folgenden Seite wird in der Anmerkung geſagt, dieſe Lehre habe eine Grundlage in der Heiligen Schrift. In Wirklichkeit iſt ja die heiligmachende Gnade eine Teilnahme an der göttlichen Natur (2 Petr. 1, 4), ſchon der hl. Irenäus ſpricht dieſen Gedanken aus (Adv. haer. lib. V praef.), und bei den folgenden Vätern wird er weiter entwickelt. Somit iſt an der „Vergottung" auf prokliſchen Einfluß höchſtens die Ausdrucksweiſe und die Vorliebe zurückzuführen, mit welcher Dionyſius dieſem Stück des Chriſtentums ſeine Aufmerkſamkeit zuwendet. Die Sache ſelbſt iſt chriſtlich und nicht unwahrſcheinlich von den Neuplatonikern aus dem Chriſtentum bezogen. Auch was auf S. 194 von „emanatiſtiſch-pantheiſtiſchem Klang" einiger Sätze des Dionyſius geſagt wird, iſt nicht hinlänglich begründet. Es handelt ſich zunächſt um die Stelle de div. nom. 1, 6, wo es heißt: „Sie ſagen, er (Gott) ſei in den Geiſtern, in den Seelen, in den Körpern . . ., er ſei Sonne, Geſtirn, Feuer, Waſſer, Wind, Tau, Wolke, Stein, Fels, alles Seiende und nichts vom Seienden". Auf den erſten Blick mag die Stelle befremden, ſchlägt man ſie aber nach, ſo findet man, daß

Dionyſius nur die Bilder zuſammenſtellen will, welche die Heilige Schrift auf Got anwendet. Er ſagt alſo nur, Gott ſei im bildlichen Sinn eine Sonne zu nennen keineswegs aber meint er, Gott ſei die Sonne, die am Himmel brennt, und die it mit dem Finger zeigen kann. Von Pantheismus alſo keine Spur. Ebenſowenig vermögen wir „emanatiſtiſch-pantheiſtiſche“ Klänge in der zweiten der angeführte Stellen zu entdecken. Es wird in derſelben geſagt, alle Kräfte und Fähigkeite in allen Geſchöpfen ſtammten aus Gott. Wenn hier behauptet wäre, die göttlich Macht zerteile und zerſplittere ſich und jedes Geſchöpf habe ein Teilchen der al zerſplitterten göttlichen Macht in ſich, ſo wäre das pantheiſtiſch. Aber Dionyſiu ſagt nur, was auch z. B. Thomas von Aquin ſagt: primus actus est universa principium omnium actuum, quia est infinitum virtualiter in se omnia praehaber (1, q. 75, a. 5 ad 1). Alle Vollkommenheit in den Geſchöpfen iſt ein Abbil der Vollkommenheiten Gottes, deſſen Weſen alles Gute in höchſtem Maß in ſi enthält. Wenn endlich Dionyſius auch die niedrigſten Geſchöpfe als Spur ob Widerhall der göttlichen Weſenheit und Kraft bezeichnet, ſo iſt auch dari nichts Verdächtiges. Eine Spur, die Fußſpur z. B., ermöglicht Schlüſſe auf d Exiſtenz und Beſchaffenheit deſſen, der da vorübergegangen iſt; man kann daraı erkennen, ob es ein Kind war oder ein Erwachſener, ein derber Bauer oder ei feiner Stutzer u. ſ. w. Sie ermöglicht es aber nicht, ſich ein eigentliches Bild vc dem Vorübergegangenen zu machen. Daraus iſt der Sinn des von Philoſophe wie Theologen (ſ. z. B. *Grey. Magn.*, Mor. in Iob lib. XXVI, c. 12. *Migne*, PP. LXXVI, 358. *Augustinus*, De lib. arbit. II, 16, n. 43. *Thom. Aqu.* 1. q. 93, a. (q. 45, a. 7) oft angewandten Vergleiches klar. Nur die geiſtige Subſtanz iſt ei Bild Gottes, alle andern Geſchöpfe, mögen ſie auch noch ſo ſchön ſein, reden vc ihm nur wie die Fußſpur von dem Vorübergegangenen, wie der Rauch und d geſchwärzte Holz vom Feuer u. dergl. Pantheiſtiſch iſt das nicht. Allerdings ſcheı der Herr Verfaſſer das Wort Spur ſo aufgefaßt zu haben, als bedeute es e geringes Quantum, wie wenn man ſagt: es finden ſich irgendwo Blutſpuren, ob es finden ſich Spuren von Eiſen im Blut. Das Wort *ἀπόρροια* kommt in d S. 197 angeführten Stellen nicht vor, übrigens findet es ſich bei Gregor v Nazianz von der Kreatur gebraucht (orat. 40, n. 5; cf. 43, n. 3. *Migne*, PP. XXXVI, 364. 609).

Um unſere Meinung kurz zuſammenzufaſſen: Ehe wir über die Abhängi keit des Dionyſius von den Neuplatonikern und über ſeine Bedeutung ein en gültiges Urteil fällen, müſſen noch manche ebenſo fleißige Arbeiten wie die d Verfaſſers geſchrieben werden. Wir müſſen vorher klar darin ſehen, was D nyſius von den neuplatoniſchen Spekulationen nicht aufgenommen, verworf verbeſſert hat. Wir müſſen darüber unterrichtet ſein, was in den neuplatoniſc Philoſophemen chriſtlichen Urſprungs iſt; wir müſſen wiſſen, inwiefern die A ſtellungen des Areopagiten nur konſequente Entwicklung der Gedanken der Heilig Schrift und der früheren Väter ſind, wir müſſen endlich ſein ganzes Syſtem Ganzes mit dem der Neuplatoniker vergleichen können. Daß der Verfaſſer d alles nicht in einer einzigen Schrift geleiſtet hat, verſteht ſich von ſelbſt u kann keinen Tadel begründen. Einſtweilen alſo freuen wir uns an den G gebniſſen, die ſein Fleiß zeitigte, und wünſchen ihm ähnlichen Erfolg für ſe künftigen Unterſuchungen. Die Befähigung zu ſolchen hat er vollauf bewieſen.

C. A. Kneller S. J.

De iure et iustitia dissertationes. De notione generali iuris et iustitiae et de iustitia legali. Auctore *A. Pottier*, Professore theologiae moralis in seminario Leodiensi. 8°. (276 p.) Leodii, Ancion, 1900. Preis *Fr.* 5.

Der Verfaſſer lehrt ſeit einer Reihe von Jahren Moraltheologie im Lütticher Seminar. Auf Wunſch ſeiner Schüler hat er die Abhandlungen De iure et iustitia herausgegeben. Die erſte Abhandlung behandelt den Begriff und die Einteilung des Rechtes.

Wir heben aus dieſem Abſchnitt die Erklärung des ius gentium hervor. Heutzutage verſteht man unter Völkerrecht jene Normen, welche den Verkehr zwiſchen den verſchiedenen Staaten und deren Angehörigen regeln. Erſt durch Setzung und Beobachtung des Völkerrechtes wird die Menſchheit zur Völkerfamilie. Der Inhalt des Völkerrechtes beſteht zum großen Teil aus Beſtimmungen, welche ſich unmittelbar aus dem Naturgeſetze ableiten. Jedoch nicht alle finden in dem Naturgeſetze allein ihre verpflichtende Kraft, erhalten dieſe vielmehr aus der Sitte, welche die Völker unter ſich wahren, oder aus ausdrücklichem Übereinkommen. Das Völkerrecht im heutigen Sinne enthält ſomit nicht geringe Beſtandteile poſitiven Rechts.

Anders war die Bedeutung des ius gentium der älteren Scholaſtik. Ihr war das Naturrecht der Inbegriff jener Verpflichtungen, welche mit der vernünftigen Natur des Menſchen ohne weiteres gegeben ſind und dem menſchlichen Geiſte ſich ſo klar offenbaren, wie auf dem Gebiete der Erkenntnis die erſten Wahrheiten. Andere Verpflichtungen hingegen ergeben ſich aus dem Naturrechte wie Folgerungen aus den Grundſätzen. Dieſe abgeleiteten Verpflichtungen nannte man das ius gentium. Das poſitive Recht unterſcheidet ſich von dem ius gentium dadurch, daß es nicht wie dieſes ſich aus dem Naturrecht als verpflichtend ergiebt, ſondern erſt unter verſchiedenen möglichen Beſtimmungen eine durch den Willen des Geſetzgebers als verpflichtend aufſtellt (Pottier S. 9 f.). Dieſen Unterſchied der Auffaſſung des Naturrechtes und des ius gentium hat Pottier eingehend nachgewieſen, um einer falſchen Deutung der älteren Lehre zu begegnen. Die Verteilung des Beſitzes an die Einzelnen wird nämlich von älteren Schriftſtellern dem ius gentium zugeſchrieben. Daraus wollte man nun entnehmen, dieſelben hätten den Privatbeſitz für eine poſitiv rechtliche Anordnung gehalten, deren Beſeitigung deshalb geſtattet ſein müſſe. Demnach fänden ſich in der älteren Doktrin die Keime der heutigen ſozialiſtiſchen Lehre. Eine richtige Deutung des Wortgebrauches läßt jedoch die Berufung als hinfällig erſcheinen. Das, was wir jetzt unter Naturrecht verſtehen, umfaßt ſowohl das ius gentium als auch das Naturrecht der Alten, und beides ergiebt ſich aus der Natur der Dinge als verpflichtend. Mithin nennt Leo XIII. in Übereinſtimmung mit der Scholaſtik den Satz von dem Gemeinbeſitz, wie ihn der Sozialismus aufſtellt, verwerflich, weil dadurch das natürliche Recht der Einzelnen verletzt wird (S. 14).

Nach dieſen Erörterungen über den Begriff des ius gentium geht Pottier des näheren auf die Frage ein, welchen Unterſchied der hl. Thomas zwiſchen

Naturrecht und ius gentium aufstellt; aus welchem Rechte nach ihm die Teilung des Besitzes hervorgegangen ist und in welchem Sinne der große Kirchenlehrer den naturrechtlichen Ursprung der Besitzesteilung leugnet und sie dem ius gentium zuschreibt. Diese scheinbar dem praktischen Interesse der Jetztzeit fernliegenden Untersuchungen gewinnen unter der Hand des Verfassers Leben und Gestalt. Die Lehren einer vergangenen Zeit zeigen sich lebensfähig, auch unserem Jahrhundert die Bahn zu weisen. Richtig weiterentwickelt, bieten sie eine Grundlage zur Beurteilung moderner Verhältnisse und zur Kenntnis noch nicht verwirklichter Ziele. Pottier steht nicht an, die Folgerungen seiner Lehren auszusprechen. So wird aus dem Verhältnis der Erdengüter zu der Aufgabe des Menschen die Verpflichtung der Staatsgewalt hergeleitet, durch Gesetze und öffentliche Einrichtungen die Verwirklichung des Verhältnisses zu ermöglichen. Den Unterthanen soll durch staatliche Fürsorge die Erhaltung ihrer selbst und ihrer Familien erleichtert werden. Vernachlässigung dieser Fürsorge hieße eine wesentliche Pflicht verletzen. Aber auch die Ausdehnung der Hilfe bis zur Beseitigung der Selbständigkeit der Einzelnen und der Familien wäre gegen das Naturrecht. Durch das Verdrängen der Einzelnen aus ihrem natürlichen Rechtsbereiche würde sich die Staatsgewalt zur Urheberin der Unordnung machen und das soziale Leben zerstören (S. 35). Aus demselben Grunde kann die öffentliche Gewalt die väterliche Autorität über die Kinder nicht beschlagnahmen (S. 36). Nur der freie Wille, nicht das Staatsgesetz vermag den Verzicht auf die Güter und Vorteile dieser Welt herbeizuführen (S. 42).

Die S. 46 Anm. bezeichnete Stelle aus Gratian hätte wegen ihres unsichern Ursprungs nicht ohne weiteres dem heiligen Papst Klemens zugeschrieben werden sollen.

Die zweite Abhandlung erklärt den Begriff der Gerechtigkeit. Die Aufstellung der iustitia naturalis und positiva als eigene Glieder scheint uns nicht zur Klarheit beizutragen, und der vereinzelt vorkommende Ausdruck iustitia naturalis findet auch ohne die besagte Einteilung seine Erklärung (S. 60).

Der größere Teil des Werkes gehört der dritten Dissertation, De iustitia legali seu sociali. Hier kommen eine ganze Reihe der schwierigsten Punkte des modernen sozialen Lebens zur Sprache. Auf einen derselben möchten wir die Aufmerksamkeit des Lesers lenken. S. 248 ff. wird der Familienlohn besprochen. Der Vater ist verpflichtet, seine Familie zu ernähren und muß darum im stande sein, durch seinen Lohn den Unterhalt zu bestreiten. Wäre nun etwa der Arbeitgeber genötigt, die Lohnhöhe für jeden Arbeiter nach der Kopfzahl der Familie zu bemessen, so daß er nach der größeren Zahl der Kinder dem Vater einen größeren Lohn zu geben hätte? Diese Folgerung, die offenbar auch für den Arbeiter nachteilig sein würde, findet bei Pottier ihre Widerlegung durch den Hinweis auf die Beschaffenheit des Familienlohnes. Derselbe wird nicht erst in den Jahren der größten Auslagen begonnen. Der erwachsene Arbeiter, welcher noch unter väterlicher Gewalt steht, kann aus seinem Verdienst schon einige Ersparnisse zurücklegen. Nach der Heirat sind in den ersten Jahren die Auslagen viel geringer als später. Sind die Kinder zahlreich und alle noch unter den Jahren,

ſelbſt zu verdienen, dann ſteigen die Auslagen auf das höchſte, aber in dieſer Zeit ſteht auch der Vater in der Vollkraft ſeiner Jahre. Sind dann die Kinder erwachſen und zur Arbeit fähig, ſo helfen ſie bis zur eigenen Verheiratung der Familie und ermöglichen bei ſparſamer Hausführung einen gewiſſen Wohlſtand, ſo daß der alternde Vater ſein Auskommen findet (S. 251). Den Anteil der Frau an der Beſchaffung des Unterhaltes läßt Pottier vielleicht zu gering erſcheinen.

In ſeinen Erörterungen ſtützt ſich Pottier auf die Lehre des hl. Thomas und namentlich auf die Encykliken des Heiligen Vaters Papſt Leo XIII. über die ſozialen Gegenſtände. Eine wiſſenſchaftliche, theoretiſche Bearbeitung dieſer geſellſchaftlichen Probleme, wie Pottier hier ausgeführt hat, iſt ein dankenswertes Unternehmen. Das Buch ſoll zwar zunächſt keinen praktiſchen Apparat bieten, doch ſind den theoretiſchen Unterſuchungen manche Hinweiſe auf das heutige Leben beigefügt, und dieſe dürften bei einer zweiten Auflage ſogar vermehrt werden. Keiner wird das Buch leſen, ohne für die wichtigen Fragen der Zeit neue Geſichtspunkte zu gewinnen und zur Mitwirkung an ihrer Löſung ſich bereitwilliger zu finden.

Joſ. Laurentius S. J.

La Palestine d'aujourd'hui, ses Sanctuaires, ses Localités bibliques et historiques. Par le R. P. ***Dominique Zanecchia*** des Frères Prêcheurs. Traduit de l'italien sur la deuxième édition par l'abbé ***H. Dorangeon.*** 2 vols. 12°. (XVI, 536 et 770 p.) Paris, Lethielleux, 1899. Preis *Fr.* 12.

An guten katholiſchen Paläſtinabüchern iſt ſicherlich kein Überfluß. Es war daher ein verdienſtliches Unternehmen, als der Dominikaner P. Zanecchia im Jahre 1896 in Rom einen italieniſchen Führer durch das Heilige Land herausgab. Derſelbe liegt jetzt in guter franzöſiſcher Überſetzung vor und wird gewiß vielen Pilgern recht willkommen ſein. In bequemem Format, vom Pariſer Verleger noch etwas beſſer ausgeſtattet, wird das Werk manchem ein lieber Begleiter ſein.

Von ſeinem Inhalte wollen uns allerdings nicht wenige und zum Teil nicht unweſentliche Punkte nicht recht gefallen. Es iſt zwar durchaus zu billigen, daß in ſolchen Fragen, bei denen eine neuere Tradition der übereinſtimmenden älteren gegenüberſteht, dieſer älteren der Vorzug gegeben wird. Daß dabei die eine oder andere heilige Stätte, die heutzutage wohl den Pilgern als Schauplatz einer bibliſchen Begebenheit gezeigt wird, ihre Anſprüche darauf einbüßt, iſt zu bedauern, jedoch im Intereſſe der Wahrheit nicht zu vermeiden. Man müßte aber, gerade weil es ſich um ehrwürdige, Jahrhunderte lang von Tauſenden frommer Pilger beſuchte Heiligtümer handelt, in dieſer Frage mit der größten Vorſicht und Umſicht zu Werke gehen und auch die Zeugniſſe der älteren Pilger und Reiſenden ſorgfältig auf ihre Beweiskraft unterſuchen. P. Zanecchia läßt darin vieles zu wünſchen übrig. Schon der erſte Grundſatz, den er in der Vorrede ausſpricht, daß die lokale Tradition in Paläſtina bis zum 12. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung s'était constamment maintenue fidèle à elle-même, läßt ſich

in manchen Punkten gar nicht aufrecht halten. Wenn ferner der Verfaſſer z. B. in der Frage über die Lage des Prätoriums des Pilatus, bei der es ſich um die Echtheit oder Unechtheit des ganzen heutigen Kreuzweges in Jeruſalem mit Ausnahme der letzten bei und in der Grabeskirche gelegenen Stationen handelt, ſich mit einigen meiſt ſehr ſchwachen Beweiſen aus den ziemlich allgemein gehaltenen Ausſagen des Pilgers von Bordeaux, des Breviarius, Theodoſius und Antoninus begnügt, ſo wird er damit doch gar manchen noch nicht überzeugen können von der Unechtheit des Kreuzwegs und von der Richtigkeit ſeiner Beſtimmung des Prätoriums am Orte des heutigen Mehkemeh oder Gerichtshauſes. Wie ſehr ſodann die Beweisführung des Verfaſſers es hie und da an der nötigen Kritik mangeln läßt, zeigt z. B. die Thatſache, daß ſowohl im italieniſchen Original (I, 290) als auch in der franzöſiſchen Überſetzung (I, 410) die ſogen. Predigt des hl. Hieronymus über die Himmelfahrt Mariä als ſicheres Zeugnis für die Tradition des 4. Jahrhunderts verwendet und ausgenutzt wird, obwohl dieſe apokryphe Schrift ſicher nicht vor dem 8. Jahrhundert entſtanden iſt.

Doch gegenüber dieſen Schattenſeiten hat das Werk auch manche Vorzüge, und es kann den Paläſtina-Freunden zu eifrigem Studium empfohlen werden.

L. Fonck S. J.

Die altchriſtliche Litteratur und ihre Erforſchung von 1884—1900. Erſte Abteilung: Die vornicäniſche Litteratur. Von **Albert Ehrhard.** (Erſter Supplementband der Straßburger theologiſchen Studien.) 8°. (XII u. 644 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 15.

Mit großer Ausdauer und Geduld hat Ehrhard ſeinen Litteraturbericht, welchen er 1894 mit dem Jahre 1884 abgeſchloſſen hatte, fortgeſetzt und dabei alle wünſchenswerte Genauigkeit und Vollſtändigkeit erreicht. Jeder Freund der altchriſtlichen Litteratur mußte eine ſolche zuſammenfaſſende Arbeit, welche zum unabweisbaren Bedürfnis geworden war, herbeiwünſchen.

Den Herrn Verfaſſer ſelbſt wird gewiß die Thatſache mächtig angeregt haben, die auch den Leſer ſeines Werkes hebt und erfreut, daß ein ſtets lebhafteres Intereſſe an dem chriſtlichen Schrifttum rege wird und daß ſich ſo viele Gelehrte an ſeiner Durchforſchung beteiligen.

Um den Wert der Leiſtung Ehrhards zu würdigen, mag man beiſpielshalber die Abſchnitte über die Apokryphenlitteratur, über Origenes, Hippolytus von Rom, Cyprian, die älteſten Kirchenordnungen, die Märtyrerakten durchleſen; man wird finden, daß jedes bedeutendere Werk und faſt alle wichtigeren Artikel beſprochen oder wenigſtens verzeichnet ſind. Überall wird der Stand der Frage mit großer Präziſion beſtimmt und die Reſultate von bleibendem Wert kurz und ſcharf angegeben.

Die im folgenden aufgezeichneten kleinen Nachträge dürften vielleicht nicht unwillkommen ſein.

Im Anſchluß an Papias und die alten Presbyter (S. 111—116) wäre wohl noch die ſcharfſinnige Arbeit Poggels über den zweiten und dritten Brief des Apoſtels Johannes (1896) zu nennen geweſen (insbeſondere S. 21—57). Als

intereſſante pathologiſche Erſcheinung könnte man unter der Ignatius-Litteratur das Buch von Manchot „Die Heiligen“ (1887) einreihen. Dieſe Berückſichtigung dürfte um ſo berechtigter erſcheinen als auch die Antiqua mater von Ehrhard (S. 93, 4) erwähnt wird. Zu den Radikalen in der Ignatiusfrage gehört auch B. Courbaveaux; man vergleiche den erſten Teil ſeines Aufſatzes: Le christianisme au commencement du IIIe siècle in der Revue internationale de l'enseignement XVII (1889), 561—579 (man leſe S. 565, 4). Auch Steck, Der Galaterbrief S. 386 ff. und Anm. 2 wäre hierher zu rechnen. Die zwei Aufſätze J. Schmids, „Der hl. Ignatius, Biſchof von Antiochien, und die Kirche ſeiner Zeit“ (Katholiſche Schweizerblätter 1888 — nicht 87 — S. 40 ff. 656 ff.), welche Ehrhard bloß dem Titel nach kennt (S. 98 Anm. 1), ſind als populäre Vorträge niedergeſchrieben. Zwei kleine Schriften von Umberto Benigni ſind, ſoviel ich ſehe, bei Ehrhard übergangen; die eine iſt betitelt Gnostici socialisti und bildet den erſten der drei Aufſätze im erſten Heft der Miscellanea di storia ecclesiastica e studii auxiliari (Roma, Pustet, 1898); die zweite, Didachè coptica, „Duarum viarum“ recensio coptica monastica, Shenudii homiliis attributa, per arabicam versionem superstes, bildet Nr. II der Miscell. (1898). Von Bedeutung ſind die beiden Publikationen allerdings nicht; die erſte enthält Allbekanntes, die zweite hat inſofern litterarhiſtoriſches Intereſſe, als Benigni dieſen Text der „beiden Wege“ in Amélineaus Leben Schnudis von neuem entdeckte, ohne zu wiſſen, daß ſein Fund ſchon ſeit 1895 von Iſelin genau auf demſelben Wege gemacht worden war (Texte und Unterſuchungen 1895 S. 13, 1b). Über Origenes als Exegeten (Ehrhard S. 334) handeln noch drei Aufſätze von L. Méchineau: La critique biblique au troisième siècle (Études Religieuses etc. LIV [1891], 202—228; LV [1892], 424—453; LVII [1892], 216—284).

L. Lehanneur hat außer der von Ehrhard (S. 440) angegebenen Arbeit über Tertullians Schrift Adversus Valentinianos in den Annales de la faculté des lettres de Caën (1887) noch eine andere Abhandlung abgefaßt über die das Martyrium und die Verfolgungen behandelnden Schriften Tertullians; den Aufſatz habe ich nicht zu Geſicht bekommen. Recht intereſſant iſt ein Bericht Bareilles über Tertullian im Bulletin théol., scientif. et littér. de l'institut catholique de Toulouse 1898/1899 p. 147 ss. 271 ss. Im neunten Band finden ſich auch zwei Berichte desſelben Profeſſors über die Gnoſis und die Trinität bei den Väter-Apologeten.

Bei der Litteratur über Minucius Felix iſt eine ſchwediſche Doktordiſſertation übergangen: M. Minucius Felix som apologet af Gustaf Norelius, Fil. Doktor S. M. Kand. Upsala 1893. Soweit ich urteilen kann, enthält ſie nichts Bedeutendes. Nach einer kurzen Einleitung (S. 3—10) folgt eine genaue Inhaltsangabe des Octavius (S. 10—36), hierauf wird der Dialog ſorgfältig analyſiert (S. 36—46). Ein zweiter Teil erörtert die philoſophiſchen und religiöſen Anſchauungen des Minucius Felix (S. 46—81). Norelius ſpricht ſich für die Priorität des Dialogs vor Tertullian aus (S. 3 ff.) und neigt zur Anſicht, die Gottheit Chriſti ſei darin deutlich genug bezeugt (S. 73 ff.).

Unter den Publikationen der Univerſität Upſala ſeit 1884 weiß ich nur eine, welche wegen einiger ſpärlichen Notizen über den alten Apologeten hierherzuziehen wäre, nämlich: Om apologetikens begrepp, af Claës Elis Johansson (Upsala universitets Årsskrift, 1884).

Aus der Dublin Review wären noch folgende zwei Artikel zu nennen: *E. Cuthbert Butler*, Harnack's Chronology of early Christian literature (CXXIV

[1899], 1—24) und *H. Hayman*, Further remarks on the Teaching of the twelve Apostles; third ser. XIII (1885), 91—106.

Bei der Beſprechung von Kattenbuſchs Werk über das apoſtoliſche Symbolum wäre mit Nutzen auf die Beſprechung Chapmans in der Revue bénéd. XI (1894) 358—370 (Une nouvelle histoire du symbole des apôtres) verwieſen worden, zumal wegen der Bemerkungen auf den letzten zwei Seiten; es handelt ſich um Anklänge an das Symbol in einem Citat der Kirchengeſchichte des Euſebius (*Migne*, P. gr. t. XX [= Euseb. II] I, 55) und um die Kenntnis, welche der hl. Ephrem vom Symbol hatte.

Über den Proſarhythmus (Cursus) hat Léonce Couture einen intereſſanten Artikel veröffentlicht in der Revue des QQ. hist. (LI [1892], 253—261), welcher auch auf Cyprian Rückſicht nimmt, und den Kurſus, der bei Minucius Felix und Lactantius zu fehlen ſcheint, für Cyprian nachweiſt und für Arnobius behauptet (p. 257 ss.).

Bei Beurteilung des Inhalts der altchriſtlichen Litteraturwerke hat ſich der Verfaſſer mehrfach eine größere Reſerve auferlegt, als ſein großes Wiſſen und der Stand der Forſchung ſelbſt ihm zur Pflicht machten. Bei Behandlung der Didache, der Apologie des Ariſtides, der Ignatianen u. ſ. w. werden z. B. alle einſchlägigen kritiſchen und litterarhiſtoriſchen Fragen beſprochen, während der Inhalt in den Hintergrund tritt. Wir begreifen, daß eine ausführliche Auseinanderſetzung unthunlich war, aber eine Klaſſifizierung der einſchlägigen Arbeiten nach ihrem Wert wäre vielleicht doch möglich geweſen.

Mit wahrer Ängſtlichkeit und peinlichſter Gewiſſenhaftigkeit ſucht Profeſſor Ehrhard allen gerecht zu werden und zumal in ſeinen Urteilen über proteſtantiſche Forſcher niemals die Grenzen ſtrengſter Objektivität zu überſchreiten. Dieſes Streben iſt um ſo anerkennenswerter, als eine billige Beurteilung katholiſcher Arbeiten von ſeiten der proteſtantiſchen Kritik in Deutſchland noch immer ein entlegener Wunſch bleibt. Indeſſen ſcheint es uns, daß dieſe vornehme Rückſichtnahme Profeſſor Ehrhard zu einer Überſchätzung mancher Arbeit drängt. So wird z. B. Krügers Geſchichte der altchriſtlichen Litteratur zu ſtark gegen Bardenhewers Patrologie ausgeſpielt (S. 14. 15 ff.). Die Hilfe, welche Profeſſor Schanz in ſeiner römiſchen Litteraturgeſchichte in den Werken von Theologen wie Pfleiderer, Ritſchl, Harnack, Weizſäcker, Hausrath, Hatch fand, iſt doch von ſehr zweifelhaftem Werte (vgl. S. 17). Das Buch von E. v. d. Goltz über Ignatius von Antiochien (Texte und Unterſuchungen XII [1894], 3) bezeichnet Ehrhard (S. 99) als eine in ihrer Art ganz vorzügliche Arbeit, deren Methode richtig ſei und deren Reſultate meiſt die Kritik beſtehen, — ein Urteil, das ganz gewiß übermäßig nachſichtig iſt. Öfters giebt Ehrhard ſeine von Adolf Harnack abweichende Meinung zu erkennen; indes wäre neben den zahlreichen ehrenvollen Erwähnungen der Arbeiten Harnacks eine eindringlichere Betonung der Thatſache am Platze geweſen, daß Harnacks ganze Auffaſſung des chriſtlichen Dogmas mit ſeinen hiſtoriſch durch nichts gerechtfertigten, willkürlichen Kombinationen ſtehe und falle; wir denken an ähnliche Urteile, wie ſie Ehrhard ſelbſt z. B. auf S. 234 ff. 370. 599 ff. über Harnack gefällt hat.

Recht interessant und reich an fruchtbaren Gedanken ist der Schlußabschnitt bei Ehrhard, in welchem er über die Entwicklungsstadien der vornicänischen Litteratur handelt; es sind gleichsam Prolegomena zu einer künftigen altchristlichen Litteraturgeschichte mit besonnenen und streng wissenschaftlichen Vorschlägen. Wir wünschen dem Herrn Verfasser Mut und Kraft, damit er uns bald mit der zweiten Abteilung des Litteraturberichtes beschenke.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

Doctrines et problèmes. Par le P. Lucien Roure S. J. 8°. (526 p.) Paris, Retaux, 1900. Preis *Fr.* 7.

Diese geistreichen Aufsätze über philosophische Berühmtheiten und Probleme waren zuerst in den Études religieuses erschienen. Das vorliegende Buch zerfällt in drei Teile: Der erste kritisiert einige grundlegende Lehren Descartes', Comtes, Spencers, Renouviers und Fouillées und schließt mit einer sehr hübschen und wohlwollenden Beurteilung Ollé-Laprunes. Der zweite Teil enthält Studien über moralphilosophische Probleme: Kants Tugendideal wird dem christlichen entgegengestellt; die Grundlagen der christlichen Ascese werden durch die Zugeständnisse ungläubiger Philosophen geistreich verteidigt. Ein weiteres Kapitel legt in klarer Weise die Rolle des Willens beim Glaubensakt dar; das letzte behandelt die Ursachen des Selbstmordes. An vorletzter Stelle ist ein kleiner Aufsatz über den Entwicklungsgang Maines de Biran eingeschoben, der sich zu einem echten Christentum durchgearbeitet hat. Die psychologischen Probleme des dritten Teiles behandeln vier der interessantesten Fragen: die Entwicklung der Spontaneität beim Kinde, den Blinden im Kampf ums Dasein, die sogen. wechselnde Persönlichkeit, die Rassen- und Nationalitätenfrage. Bei der Kritik philosophischer Systeme ist es das eigenartige und große Verdienst P. Roures, den jedesmaligen Grundgedanken scharf hervorgehoben und schlagend widerlegt zu haben. Im zweiten Teil ist die Darlegung der Grundlagen der Sittlichkeit und des Glaubens von sehr zeitgemäßer Bedeutung auch für die christlichen Philosophen. Der große Wert der Aufsätze im dritten Teil ist die feine philosophische und psychologische Deutung natürlicher und abnormer Seelenzustände. Der letzte Artikel, vom edelsten Patriotismus getragen, mit einigen politischen Anspielungen, deren Wegfall wir nicht bedauert hätten, sucht zu beweisen, daß die Nationalitäten weniger durch die materiellen Elemente als durch die idealen des Genies, der Religion, des Charakters konstituiert werden.

Biblische Realkonkordanz. Repertorium für katholische Prediger, Religionslehrer, Seelsorger und Theologen. Von Sev. Lueg, weiland Priester der Diöcese Passau. Fünfte, revidierte und verbesserte Auflage durch Bernhard Mairhofer, Pfarrer und Kgl. Distrikts-Schulinspektor in Zusmarshausen. gr. 8°. Band I (X u. 744 S.). Band II (736 S.). Regensburg, Manz, 1900. Preis *M.* 16.

Der bedeutende praktische Wert des Werkes liegt in der Zusammenstellung der Bibelstellen zu moralischen und dogmatischen Stoffen. Man braucht nur die Artikel Kinder, Eltern, Leiden, Arme, Gebet, Hoffnung, Gericht, Buße, Gesetz, Tod, Sünde, Lüge, sodann Gott, Allmacht, Christus, Kirche, Gnade, Erlöser, Priester, Heilige Schrift u. s. w. nachzusehen, um wahrzunehmen, welche Hilfe dem Prediger und Theologen hier geboten wird. Der Herausgeber der fünften Auflage hat fleißig revidiert und ergänzt und durch die Mühewaltung gewiß verdient, daß zu den alten Freunden des Werkes viele neue hinzukommen.

Die Unsterblichkeit der Seele bewiesen aus dem höheren Erkennen und Wollen. Ein Beitrag zur Apologetik und zur Würdigung der thomistischen Philosophie von Dr. Ph. Kneib. (Apologetische Studien, herausgegeben von der Leo-Gesellschaft. I—IV.) 8°. (136 S.) Wien, Mayer, 1900. Preis *M.* 2.20.

Da der Verfasser den Beweis für die Unsterblichkeit der Seele aus dem Zeugnis des Menschengeschlechtes nicht als streng wissenschaftlich gelten läßt und den aus dem Glückseligkeitstrieb einer späteren Schrift vorbehält, so bleiben nur die zwei aus der Natur des menschlichen Erkennens und Wollens übrig. Im Anschluß an Schell wird hauptsächlich die psychologische Seite dieser Beweismomente betont, also der innere Wert der von uns erkannten übersinnlichen Wahrheit und die selbständige Würde der von uns angestrebten und durch den Willen erworbenen sittlichen Güter. Gewiß sind die Beweise in dieser Form unserem heutigen Denken sympathischer als die physisch-metaphysischen aus der Art des Erkennens und Wollens — ob sie alle durchschlagend sind, wagen wir nicht zu entscheiden. Schell und Kneib sehen aber den Abstand zwischen ihrem Beweisgang und dem der Scholastik weit größer, als er in Wirklichkeit ist. Sie berücksichtigen nicht genug die historische Entwicklung der scholastischen Beweise; bei Späteren, so z. B. bei Suarez (De anima), und zumal bei Lessius (De numinis providentia), auch bei Storchenau (Psychologia), hätten sie die Grundzüge ihres Gedankens, besonders in Bezug auf den Willen, genau wiedergefunden, allerdings unter einer andern Terminologie verborgen. Anderseits müssen alle Argumente, auch die Schells und Kneibs, auf einen Grundgedanken des hl. Thomas zurückgreifen, nämlich auf die Thatsache, daß die wesentlichen Gegenstände unseres Denkens und Wollens über alles Materielle hinausragen. Die Schwierigkeiten, auf welche Dr. Kneib stößt, rühren zum Teil daher, daß er den thomistischen Beweis von der Unabhängigkeit des Intellektes von den Organen auf die Thätigkeit statt auf den Inhalt des Denkens bezieht, und daß er den scholastischen Begriff des Wesens der Dinge im Sinne Schells interpretiert, welcher in diesem Punkte die scholastische Lehre stark mißversteht. Sehr anzuerkennen ist, daß Dr. Kneib bei seiner ganzen Beweisführung stets in Fühlung bleibt mit der modernen Philosophie; nur giebt er hie und da die altbewährten Positionen zu leicht auf, so zumal bei Darlegung des Verhältnisses

zwischen Lohn und Sittlichkeit, wobei er sogar die philosophische Lehre von Lohn und Strafe als Sanktion des Sittengesetzes abweist.

Die Fürsorgeerziehung Minderjähriger. Gesetz vom 2. Juli 1900. Text-Ausgabe mit Einleitung und ausführlichen Erläuterungen von Ludwig Schmitz, Landgerichtsdirektor, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. 8°. (156 S.) Düsseldorf, Schwann, 1901. Preis *M.* 2.

Niemand dürfte günstigere Vorbedingungen aufweisen, um durch eine zuverlässige logische und historische Interpretation in das Verständnis des Gesetzes über die Fürsorgeerziehung Minderjähriger einzuführen und für die praktische Anwendung Führer und Ratgeber zu sein, als der Verfasser dieser Schrift. Während neunzehn Jahren in der Stellung eines Vormundschaftsrichters beschäftigt, ferner als Mitglied der Kommission zur Beratung des Entwurfes hatte Landgerichtsdirektor Schmitz die beste Gelegenheit, sich reiche Erfahrungen zu sammeln und dieselben sowohl bei der Vorberatung wie bei der Beratung des Gesetzes im Plenum des Abgeordnetenhauses zu verwerten. Die gebotenen Erklärungen sind gemeinverständlich, praktisch, erschöpfend. Alle, die bei der Anordnung und Durchführung der Fürsorgeerziehung beteiligt sind, werden dem Verfasser dankbar sein für diese Gabe, die ihnen bei Erfüllung ihrer Aufgabe wesentliche Hilfe zu leisten im stande ist.

Die ewige Dauer der Höllenstrafen, neueren Aufstellungen gegenüber principiell erörtert von Dr. Joseph Sachs, k. Lycealprofessor in Regensburg. 16°. (56 S.) Paderborn, Schöningh, 1900. Preis 80 *Pf.*

Das Büchlein ist aus Artikeln hervorgegangen, welche in der Passauer Monatsschrift erschienen sind. Neu eingefügt ist ein leider sehr kurzer Abschnitt über die Todsünde. Die Schrift ist klar und gründlich abgefaßt, im Anschluß an gute Monographien. Die Beweise werden aus der Offenbarung, nicht aus Vernunftgründen abgeleitet. Da die Schrift auch Laien interessieren wird, wäre die Übersetzung einiger lateinischer Stellen erwünscht gewesen.

Amelia Terrabugio. La giovinetta cattolica. Consigli pratici. 16°. (XII e 234 p.) Milano, Casa Editrice Ditta Giacomo Agnelli, 1899. Preis *L.* 1.50.

Eine bessere Empfehlung kann man dem Buche nicht mit auf den Weg geben, als indem man sagt, daß sich Inhalt desselben und Titel wirklich decken. Die Verfasserin giebt den jungen Damen hier in der That „praktische Ratschläge" für ihr ganzes Leben von dem Verlassen der Erziehungsanstalt an. Es kann ja leicht vorkommen, daß eine „höhere Tochter" bei ihrem Austritte aus dem feinsten Pensionate, bei ihrem Eintreten in die Wirklichkeit des Alltagslebens die genossene Bildung und Erziehung nun doch nicht recht in die Praxis zu übersetzen versteht. Die Consigli pratici geben eine gute sichere Führung bei diesem Übergange und verlassen ihren Schützling nicht, bis sie denselben in einem passenden Lebensberufe untergebracht haben. Das Buch vergißt nichts: nicht den Ball und die jungen Herren, nicht die Stopfnadel und den Kochlöffel, nicht die Nervosität und die Laune, nicht die Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und Dienstboten, nicht Arbeit und Ordnung, nicht Freud und Leid, nicht die böse Zunge und affektiertes Benehmen, nicht den Sonntag und wahre echte Religiosität, nicht die Freiersfüße und nicht das gebrochene Herz, nicht die Mischehe und nicht die Mesalliance. Die Verfasserin schreibt aus dem Leben fürs Leben, immer praktisch vernünftig, dabei edel mit italienischem, feinem Geschmack.

Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen. Herausgegeben von dem Historischen Verein für Stadt und Stift Essen. Zwanzigstes Heft. 8°. (194 S.) Essen 1900.

Es ist billig und recht, daß in einer deutschen Stadt, die zu so hoher materieller Bedeutung emporgestiegen ist, die Erinnerungen an eine reiche, ganz eigenartige Vergangenheit nicht begraben bleiben. Wie vieles für die Geschichte der Kunst, des deutschen Rechtes und Brauches wie der großen Adels- und Dynastenfamilien hier geschöpft werden kann, beweist neuerdings wieder dieses (bereits 20.) Heft der Beiträge. Alle vier Nummern, die es bringt, sind schätzenswerte Gaben. Insbesondere verdient die an erster Stelle stehende kunstgeschichtliche Studie und das von Dr. Ribbeck mit großem Fleiß edierte Nekrologium aus dem 14. und 15. Jahrhundert, ganz abgesehen von lokalgeschichtlichen Liebhabereien, die aufmerksamste Beachtung.

Zabern im Elsaß oder Elsaß-Zabern. Geschichte der Stadt seit Julius Cäsar bis zu Bismarck's Tod. Von Richard Stieve, Kaiserl. Landgerichtsrat a. D., Rechtsanwalt zu Zabern, Ehrenpräsident des Vogesenklub. 8°. (VIII u. 260 S.) Zabern i. E., Fuchs, 1900. Preis *M.* 5.

Große Liebe zur Sache und eine Beherrschung des Gegenstandes, wie man sie von einem so eifrigen Lokalforscher nicht anders erwarten kann, empfehlen diese Stadtgeschichte. Sie giebt Aufschluß über die wechselvollen Schicksale eines höchst merkwürdigen Stückes deutschen Bodens, über ein tüchtiges städtisches Gemeinwesen, über hervorragende Bischof-Regenten, namentlich aus den Häusern Wittelsbach und Rohan, endlich im einzelnen über alle jetzt noch vorhandenen wichtigeren Gebäude, Plätze, Straßen und gemeinnützigen Anstalten. Das vielfache Eingehen auf die Rechtseinrichtungen und Gebräuche nicht nur der Stadt, sondern des Elsaß überhaupt verleiht der Schrift einen weiterreichenden Wert. Nebenbei sind über die erste Niederlassung deutscher Beamten im wiedergewonnenen Zabern, über die Zeit der reichsländischen Verwaltung seit 1870, wie über die 1872 erfolgte Gründung des Vogesenklubs manche kleine Mitteilungen angehängt, die dem künftigen Geschichtschreiber nicht unlieb sein werden. Allerdings ist allgemeinen weltgeschichtlichen Betrachtungen und eigenwüchsigen Lebensauffassungen mehr Platz eingeräumt worden, als man es sonst bei lokalgeschichtlichen Darstellungen dieser Art erwartet. Die Gefahr, bei den Verhältnissen, wie sie im heutigen Elsaß einmal sind, Empfindlichkeiten unzart zu berühren, scheint eher herausgefordert als vermieden. Kurz, ein gut Stück Originalität tritt zu Tage. Man wird sie indes dem begeisterten Forscher zu gute halten, der sonst Wertvolles bietet und fruchtbare geistige Anregung zu geben versteht.

Geschichte der katholischen Kirche zu Ibbenbüren. Bearbeitet von B. Cremann, Pfarrer in Ibbenbüren. (Reinertrag für gute Zwecke.) 12°. (VIII u. 200 S.) Ibbenbüren, Vereinsdruckerei, 1900. Preis *M.* 1.50.

Es ist nicht gerade eine schöne Geschichte, die hier erzählt wird, aber eine außerordentlich lehrreiche. Der Katholik braucht sich derselben nicht zu schämen, und sie hat wenigstens einen trostreichen Abschluß: ein kirchliches Gemeindeleben in schönster Blüte bei ungetrübt nachbarlichem Verhältnis zu den Mitbürgern anderer Konfession. Das ganze Büchlein ist ein gar wertvoller Beitrag zur Geschichte der „Toleranz" in Deutschland; auch in die preußische Kirchenpolitik ge-

währt es zuweilen einen tieferen Einblick. Doch bietet das gehaltvolle Werkchen noch nach vielen andern Seiten hin Interesse. Es ist recht tüchtig und mit vieler Einsicht gearbeitet, für Spezialgeschichten ähnlicher Art mustergültig und wäre wert, viele Nachahmung zu finden.

Weihbischof Dr. Herm. Jos. Schmitz. Das Leben und Wirken eines sozialen Bischofs. Von R. Ficker. 8°. (96 S.) Bonn, Hanstein, 1900. Preis *M.* 1.

Als frommes Gedenkblatt auf einen zu früh verlorenen und schmerzlich beklagten Toten schildert die Schrift in dem verblichenen Kölner Weihbischof den hervorragend begabten Mann, den frommen Priester und christlichen Dulder. Insbesondere wird auf sein mannigfaches Wirken für Abhilfe sozialer Nöten hingewiesen. Aus seinen schönen Ansprachen werden zahlreiche Stücke mitgeteilt. Der frische Eindruck eines so unerwarteten, für das katholische Deutschland so schweren Verlustes erklärt zur Genüge die Wärme und Gehobenheit des Tones.

Vom Gemeinde-Sozialismus. Von Adolf Damaschke, Vorsitzender des „Bundes der deutschen Bodenreformer". (8. Tausend. — Soziale Streitfragen. Beiträge zu den Kämpfen der Gegenwart. Heft I.) 8°. (158 S.) Berlin, Harrwitz Nachfolger, 1900. Preis *M.* 1.50.

Die Schrift enthält manchen wertvollen Beitrag zur Frage der kommunalen Sozialpolitik; zahlreiche Beispiele geben ein Bild von den Erfolgen bereits gemachter Versuche. Freilich wird die Stellungnahme des Verfassers zur Bodenfrage und die hieran sich anschließende Beurteilung mancher Verhältnisse auf ungeteilten Beifall nicht rechnen können.

Geschichtliches, sozialpolitisches und apologetisches Nachschlagewerk. Herausgegeben von Paul Sieberz, Matthias Erzberger, Alfons Schwarz. II. Theil: Politisch-soziales Abc-Buch. Ein Handbuch für die Mitglieder und Freunde der Zentrumspartei. Auf Grund authentischen Quellenmaterials bearbeitet von Paul Sieberz. (1. u. 2. Band.) 8°. (X u. 678 S.) Stuttgart, Süddeutsche Verlagsbuchhandlung (Ochs), 1900. Preis *M.* 2.25.

Hatte der erste Teil dieses praktischen Werkes sich zur Aufgabe gesetzt, kurz und bündig als „geschichtlicher Führer" den mannigfachen Geschichtsfälschungen gegenüber Kirche und kirchliches Leben zu verteidigen, so bietet der zweite Teil in zwei Bänden, für jeden leicht faßlich, die Entwicklung der im politischen und sozialen Ringen der Gegenwart immer wieder vorkommenden Begriffe, die Darlegung der wichtigsten legislatorischen Leistungen und Aufgaben, wobei auf die Verdienste und Auffassungen des Zentrums gebührende Rücksicht genommen wird. Auch fehlen die für Entscheidung wirtschaftspolitischer Fragen maßgebenden prinzipiellen Erörterungen nicht. Das Ganze ist nach Lexikonsart alphabetisch geordnet. Mag auch nicht jedes Stichwort eine gleich gute Behandlung gefunden haben, und zuweilen eine Ergänzung oder Korrektur des gebotenen Materials als wünschenswert erscheinen können, so wird doch anderseits in den zwei Bänden ein so reichhaltiger Stoff geboten, daß man dem Werke die weiteste Verbreitung wünschen muß.

Roma aeterna. Stimmungsbilder in Poesie und Prosa aus der ewigen Stadt. Von A. Jüngst. kl. 8°. (324 S.) Münster i. W., H. Schöningh, 1900. Preis *M.* 2.40; geb. *M.* 3.60.

Wir wüßten den vielen hundert deutschen Rompilgern des zu Ende gehenden Jubeljahres kein passenderes litterarisches Andenken zu empfehlen als das vorliegende Büchlein der bekannten westfälischen Dichterin. Die gebundene wie die ungebundene Sprache mit gleichem Geschick handhabend, entwirft uns die Dichterin in beiden scharf umrissene, klar gezeichnete, farben- und lichtfrohe Bilder, wie sie dieselben während eines wiederholten längeren Aufenthaltes in Rom in sich aufgenommen hat. Und es ist wohl das beste Zeugnis für ihre Kunst, daß sie durch die neue Form und die persönliche Färbung wieder Teilnahme zu wecken versteht für Stoffe, die eher alles andere als neu sind. Besonders haben uns persönlich die Prosaskizzen durch ihre edle Einfachheit, ihre treuherzige Wahrhaftigkeit und die aller Überspanntheit entbehrende Begeisterung gefesselt. Die poetischen Stücke sind formschön, gedankenvoll und oft genug großartig, verlangen aber schon eine größere Andacht und Versenkung von seiten des Lesers, um ihm die in ihnen schlummernde Stimmung mitzuteilen.

Aus alten Tagen. Balladen und Romanzen aus Luxemburgs Sage und Geschichte von Nikolaus Welter. 8°. (152 S.) Luxemburg, Huß. 1900.

Für „Balladen und Romanzen" sind einige dieser zehn Gedichte etwas lang ausgefallen, aber das hat nicht viel zu sagen. Auch diese längeren Gedichte sind gleich den andern aus dem echt poetischen Boden mittelalterlicher Sage hervorgewachsen, mit dem Geiste volksmäßiger Romantik, innigster Liebe zum Heimatlande erfaßt und mit einer Sprach- und Formgewandtheit ausgeführt, die wir geradezu meisterhaft nennen müßten, wenn nicht an einigen wenigen Stellen kleine Mängel oder allzugroße Breite die klassische Vollendung vermissen ließen. Das erste Stück „Der Geiger von Echternach" verknüpft in höchst origineller Weise die vielverbreitete Sage vom Zaubergeiger mit der Springprozession von Echternach. Echternachs Geiger, der lange Veit, hat auf einer Wallfahrt ins Gelobte Land seine Frau verloren; sie ist den Mühsalen der Pilgerschaft erlegen; er trägt nicht die geringste Schuld daran; aber geldgierige Verwandte klagen ihn des Gattenmordes an. Auf ihren Meineid hin wird er zum Galgen verurtheilt und erhält nur die Vergünstigung, noch einmal seine Geige zu spielen. Nachdem er Gott um Hilfe angerufen, spielt er aber so, daß das ganze Volk, alt und jung, geistlich und weltlich, selbst Richter und Henker ans Tanzen kommen. So ist er gerettet, zerschlägt seine Geige und zieht davon. Das Volk aber tanzt weiter, bis der hl. Willibrord erscheint und durch das Gelübde der Tanzprozession die Leute zum Stehen bringt. Der Schluß fällt etwas ab; aber die Sage vom Geiger selbst ist vorzüglich behandelt. Nicht weniger hat uns das siebente Gedicht gefallen, „Kaiser und Dichter". Heinrich VII. von Luxemburg kommt zu Pisa mit Dante zusammen, der ihm einige der ergreifendsten Züge aus dem Inferno, besonders die Geschichte vom Grafen Ugolino della Gherardesca liest; auf des Dichters Anregung befreit der Kaiser den unglücklichen Guelfo, einen Sprößling der Familie, der ohne Schuld von den erbarmungslosen Pisanern in dem entsetzlichen Hungerturm eingesperrt worden war. Die schönen Terzinen entsprechen würdig der Erinnerung an die großartige Dichtung, aus der hier eine Episode sehr glücklich verwandt ist; nur

tten wir die längere Stelle über Franziska von Rimini weggewünscht, wenn der chter nun einmal sein Büchlein „der Jugend seines lieben Vaterlandes widmen llte". Auch in dem letzten Stück „Melusine" dürften ein paar Stellen nicht ganz zu ier solchen Widmung passen, obwohl der patriotische Kern des Gedichtes prächtig acht und gedichtet ist. Die übrigen Stücke lassen die heimatliche Begeisterung in offen, Gestalten und Bildern sich spiegeln, die alt und jung gleichermaßen erfreuen rden, nicht bloß am Ufer der Alzette, sondern auch in andern deutschen Gauen.

ltäre, Kanzeln und Chorgestühl. Vorlagen mittelalterlicher Holzarchitektur für Kirchenmöbel der Neuzeit. Zeichnungen und Grundrisse, ausgeführt zum Gebrauche für Kunsttischler und in Fachschulen von P. Gommel, Architekt. 32 Tafeln in 4 Lieferungen. gr. Folio. Lieferung 1 und 2. Berlin, Heßling, 1900. Preis per Lieferung *M.* 7.50.

Die bisher erschienenen Lieferungen vorstehenden Werkes enthalten acht Entrfe zu einem Altare, zwei zu einem Beichtstuhle, zwei zu einer Kommunionnk, einen zu einer Kanzel, einen zu einem Chorgestühl und acht zum Rahmen n Kreuzwegstationen, im ganzen 22 Entwürfe. Die Mehrzahl derselben ist in tischem Stile gehalten. Den romanischen weisen auf die Zeichnungen zweier Altäre, ies Beichtstuhles, einer Kommunionbank und vier Rahmen. Die Vorlagen beıden eine vortreffliche theoretische wie praktische Schulung, ein gutes Verständnis : die Formen und Gesetze der mittelalterlichen Stile und eine flotte, sichere ınd. Daß alle Entwürfe gleichwertig seien, kann in einem Werke wie das rliegende natürlich nicht erwartet werden. Doch bieten alle dem ausführenden ınstler treffliche Motive für seine Arbeiten. Am gelungensten sind die im Stile : späten Gotik gehaltenen Vorlagen. Den romanischen Entwürfen merkt man ein wenig an, daß aus der Zeit des romanischen Stiles Vorbilder so gut wie nzlich fehlen. Indessen wo sind die modernen romanischen Altäre und Beichthle, mit denen man völlig zufrieden sein kann? Es ist, wie die Erfahrung lehrt, e sehr schwierige Sache, solche in einer Weise zu entwerfen, daß neben den bhtigten Ansprüchen der Gegenwart auch den Forderungen des Stiles durchaus nüge geschehe. An Vorlagen für Flügelaltäre findet sich in den bisherigen ferungen nur eine vor. Es wäre zu wünschen, daß in den noch ausstehenden ften einige weitere geboten würden. Es sind und bleiben nun einmal die Flügeläre, richtig ausgeführt, eine sehr geeignete Form für den Altaraufsatz, die es nöglicht, ohne Mühe denselben den verschiedenen Zeiten des Kirchenjahres anpassen. Es ist auffällig, daß sie trotzdem bisher nur mäßige Verbreitung geıden haben. Wir möchten noch auf eine Eigentümlichkeit in den Entwürfen fmerksam machen, welche dieselben freilich wiederum mit der Mehrzahl der monen Schöpfungen mittelalterlichen Stiles teilen, die bei verschiedenen Altären ermäßig starke Ausbildung des Nebenwerkes, des architektonischen Aufbaues. Er lte immer in aller Entschiedenheit als Nebensache und die Seele des Ganzen, das ldwerk, als die Hauptsache gekennzeichnet werden. Als lobenswert darf in dieser ziehung der auf Tafel 12 gegebene Entwurf zu einem Hochaltar bezeichnet werden.

ie beiden Radleuchter im Dome zu Hildesheim. Von Dr. Adolf Bertram, Domkapitular. 8°. (32 S.) Hildesheim, Lax, 1900. Preis 80 *Pf.*

Im Mittelschiff des Domes zu Hildesheim hängt ein großer von Bischof zilo (gest. 1079) gestifteter Kronleuchter, dessen Reif 12 Türme, ebensoviele Thore

und 72 Leuchterhalter trägt. An jedem der geöffneten Thore lieſt man den Namen eines Apoſtels, auf jedem Thore aber ſtand ehedem ein ſilberner Engel als Wächter. Auf den Türmen grub der Meiſter die Namen von 24 Patriarchen oder Propheten und von ebenſovielen Tugenden ein. Biſchof Azelin (geſt. 1054) hatte ſchon vorher die ſtark reſtaurierte kleinere Leuchterkrone des Domchores anfertigen laſſen, in deren Türmen ſich ſilberne Apoſtelbilder befanden, während ſilberne Engel wiederum als Wächter über den Thoren ſich erhoben. Der Verfaſſer des oben angezeigten Schriftchens hat mit vieler Mühe durch Unterſuchung der beiden Kronen und Auffindung wichtiger Nachrichten in Prozeßakten den urſprünglichen Zuſtand beider Kunſtwerke feſtgeſtellt und für deren Reſtauration die Grundlagen feſtgelegt. Möchten ſtets da, wo ein altes Werk wieder hergeſtellt werden ſoll, ſo gründliche und zuverläſſige Studien die Arbeit einleiten und dem Künſtler die Wege weiſen.

L'Année de l'Église, 1899. Par Ch. Egremont, avec le concours de MM. J. de Araujo Lima, baron d'Avril, Paul Baugas, Léon Clugnet, J. de Coussanges, Georges Goyau, E. Horn, baron de Montenach, C. de Morawski, R. P. Piolet S. J., RR. PP. Missionnaires etc. etc. Deuxième année. 12°. (660 p.) Paris, Lecoffre, 1900. Preis *Fr.* 3.50.

Ein derartiges ſtatiſtiſch-regiſtrierendes Jahrbuch der Kirche, wie es hier franzöſiſcher Unternehmungsgeiſt geſchaffen, war ein längſt gefühltes Bedürfnis. Es iſt klar, daß wenn irgend etwas, dann ſolch eine Publikation nur allmählich die gewünſchte Vollendung gewinnen kann. Thatſächlich bieten jetzt ſchon die zwei Jahrgänge eine reiche Fülle recht willkommener Belehrung über den Stand der katholiſchen Kirche in verſchiedenen Ländern, über den Römiſchen Stuhl und ſein weltumfaſſendes Wirken, über katholiſches Vereins-, Schul-, Ordens-, Preß-, Miſſionsweſen u. ſ. w. diesſeits und jenſeits des Ozeans. Einige Abſchnitte ſind wirklich vorzüglich gearbeitet. Ohne Zweifel bleiben noch viele Deſiderata zu erfüllen. Wir vermiſſen unter anderem die rechte Überſichtlichkeit, die zum wenigſten durch ein genaues Sachregiſter erſetzt werden müßte. Sodann fehlt bei den verſchiedenen Abſchnitten ein klarer, einheitlicher Einteilungsgrund. Nach der techniſchen Seite könnte unſer Kürſchner nützliche Winke geben. Von ihm wäre das bei einem ſolchen Werke ſo wichtige Geheimnis zu lernen: auf wenig Raum, in knappſter Form und überſichtlicher Gruppierung möglichſt viel Stoff unterzubringen. In der Auswahl des Stoffes müßte viel mehr Wichtiges und Unwichtiges geſichtet und ſtatt der oft ſubjektiv reflektierenden Expoſés einfach die objektiven Thatſachen und ſtatiſtiſchen Belege bezw. Dokumente gegeben werden. Um nicht Zuſammengehöriges auseinanderzureißen (z. B. Öſterreich-Ungarn, Dänemark und Schweden-Norwegen), wäre ſtatt der alphabetiſchen Reihenfolge der Länder die Einteilung Süd-, Weſt-, Nord-, Oſt-Europa ſicher vorzuziehen. Die Länder ſind allzu ungleich behandelt, z. B. Frankreich auf 59, Deutſchland 30, Öſterreich 9, Ungarn 41, Belgien 18, Spanien 11, Schweiz 48 Seiten u. ſ. w. Die Ungleichmäßigkeit in Behandlung der Miſſionsländer ließe ſich nur vermeiden, wenn die verſchiedenen Berichte und Materialſendungen von einer ſachkundigen Hand nach einem einheitlichen Schema redigiert würden. Das ſind Einzelwünſche, unſer Hauptwunſch iſt, daß an die Seite der franzöſiſchen Année recht bald auch ein „deutſches Jahrbuch der Kirche“ oder „kirchlicher Geſchichtskalender“ treten möge.

Der kleine Kempis. Broſamen aus den meiſtens unbekannten Schriften des Thomas von Kempis. Herausgegeben von Dr. Franz Hettinger. 2. Aufl. Mit einem Titelbild. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbiſchofs von Freiburg. 16°. (176 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis broſch. 75 *Pf.*; geb. *M.* 1.30.

Es ſind wirklich köſtliche Sprüche und Weisheitsregeln, die hier ein geiſtvoller Mann aus den Schriften eines großen Meiſters geſammelt. Unwillkürlich ucht man in ihnen Anklänge an die Nachfolge Chriſti, und in der That, die Züge erſelben Vaterſchaft ſind unverkennbar. So wertvoll und gediegen aber auch all ieſe Kempiſchen Geiſtesworte ſind, ſie zeigen doch, daß der Meiſter uns in ſeinen ier Büchern der Nachfolge das Beſte, Ausgereifteſte geboten, was er hatte. Die lusſtattung iſt ſehr hübſch.

„Selig die Barmherzigen!“ Erzählung aus den Tagen des Negeraufſtandes von Haïti. Von Joſeph Spillmann S. J. (XVI. Bändchen der Sammlung: Aus fernen Landen. Eine Reihe illuſtrierter Erzählungen für die Jugend. Aus den Beilagen der „Katholiſchen Miſſionen“ geſammelt von Joſeph Spillmann S. J.) Mit 4 Bildern. 12°. (VI u. 102 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis broſch. 80 Pf.; geb. *M.* 1.

Der Aufſtand der Neger in ſeinen Urſachen, ſeiner Entwicklung und in ſeinen lutigen Greueln bildet den wechſelvollen maleriſchen Hintergrund, auf dem ſich ie Geſchichte zweier typiſchen Pflanzerfamilien abſpielt. Die grauſame Härte des inen Gutsherrn entzündet den Brand und reißt auch die Unſchuldigen mit ins Verhängnis. Aber der Segen einer edlen That der Barmherzigkeit tritt im letzten ugenblick als rettender Engel dazwiſchen. Die ſcharf gebrandmarkten Ausſchreitungen der Grauſamkeit finden durch die Gegenüberſtellung chriſtlicher Liebe nit ihrer Verurteilung zugleich ihre Sühnung; beides ergänzt ſich zu nachhaltiger rziehlicher Einwirkung. Bedenken, die aus „pädagogiſchen“ Rückſichten gegen die Darſtellung erhoben wurden, ſind daher grundlos. Zwei trefflich gezeichnete Knabengeſtalten ſtehen auch hier im Vordergrund der Ereigniſſe und des Intereſſes und ermitteln der jungen Leſerwelt in konkreter Anſchaulichkeit die moraliſche Lehre der Geſchichte: Selig die Barmherzigen!

Die Mucker. Eine Erzählung aus dem Leben der deutſchen Kolonien Braſiliens in der Gegenwart. Von Ambros Schupp S. J. 8°. (VIII u. 368 S.) Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1900. Preis broſch. *M.* 2; geb. *M.* 2.40.

Eine neue, eigenartige, intereſſante Gabe des unermüdlichen Verfaſſers. Es ſt die wahre Geſchichte von dem faſt rätſelhaften Emporkommen, den blutigen Ausſchreitungen und dem tragiſchen Untergang einer ſchwärmeriſchen Sekte, wie ſie ich in den ſiebziger Jahren des 19. Jahrhunderts unter den deutſchen Koloniſten er Provinz Rio Grande abgeſpielt hat. Die Bühne des ſchauerlichen Dramas iſt uf Grund eingehender Ortskenntnis aus eigener Anſchauung gezeichnet. Die Angaben über die Ereigniſſe hat der Verfaſſer teils aus dem Munde von Mithandelnden und Augenzeugen, teils aus authentiſchen Aktenſtücken und gleichzeitigen Berichten der Lokalpreſſe geſchöpft. „So kann er dieſer Erzählung, wie romanhaft, ja unglaublich ſie in manchen ihrer Einzelheiten klingen mag, die ehrliche Verſicherung mit auf den Weg geben, daß ſie die lautere Wahrheit enthält, daß

sie ein Stück aus dem wirklichen Leben, authentische Geschichte ist." Die überaus spannende und ergreifende Erzählung bietet gleichzeitig einen höchst denkwürdigen Beitrag zur Sektengeschichte des 19. Jahrhunderts, ein Stück echter Wiedertäufer-Geschichte aus neuester Zeit.

An Gottes Hand. Erzählungen für Jugend und Volk. Von Konrad Kümmel. V. Bändchen: **Muttergottes-Erzählungen.** 12°. (VI u. 322 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis brosch. *M.* 1.80; geb. *M.* 2.20.

Wer Kümmels Erzählungen kennt, dem brauchen wir sie nicht erst zu empfehlen. Er wird mit Freuden jedem weiteren Bändchen entgegensehen. Von dem vorliegenden duftigen Sträußchen von Muttergottes-Geschichten gilt, was wir von den früheren Gaben des gottbegnadigten Volksschriftstellers gesagt. Das ganze süße, holde Walten und Hineinleben der reinen Gottesmutter in das katholische Kirchen- und Volksleben, in seine Freuden und Leiden, sein Hoffen und Vertrauen, jenes unvergleichlich innige gegenseitige Verstehen, wie es eben nur zwischen Kind und Mutter sich findet und wie es Draußenstehenden so unverständlich bleibt, dies alles spiegelt sich in diesen schlichten und doch so kunstvollen Erzählungen rührend wahr und ergreifend schön wieder. Sie werden armen Kranken eine Linderung und allen Lesern, groß und klein, Trost und Freude bringen.

Die Verlobte. Jungen Mädchen, besonders den lieben Bräuten gewidmet von Emma Giehrl. 3. Aufl. 16°. (VIII u. 102 S.) Stuttgart und Wien, Roth, 1900. Preis brosch. *M.* 1; geb. *M.* 1.80.

Ein wirklich herrliches Büchlein, dem wir noch recht viele Auflagen und in den bezeichneten Kreisen möglichst weite Verbreitung und aufmerksame Leserinnen wünschen. Die Lektüre wirkt wie das Wort einer lieben Mutter, so weich und zart, so edel und maßvoll, so herausgeboren aus eigener Erfahrung und dem warmen Wunsche, daß das, was das junge Mädchenherz träumt von reiner beglückender Liebe, auch wirklich ihm werde. Das Büchlein vermeidet mit Geschick einen Fehler, der so leicht analogen Schriften anhaftet: es übertreibt nicht und wird den berechtigten Forderungen der Welt und des für die Welt bestimmten Mädchens voll und ganz gerecht, ohne der höheren Forderungen und der notwendigen Warnungen zu vergessen. Wer so liebt und so in die Ehe tritt, wie dies goldene Mutterwort es lehrt, der wird hundert bittern Erfahrungen und Enttäuschungen entgehen.

Der Stadtschreiber von Köln. Geschichtliche Erzählung von Heinrich Kerner. 2. Aufl. 12°. (284 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis brosch. *M.* 2; geb. *M.* 3.20.

Die vorliegende Erzählung, die schon bei ihrer ersten Veröffentlichung im „Deutschen Hausschatz" sich warme Freunde erwarb, hat es wohl verdient, jetzt in Buchform ein zweites Mal zu erscheinen. Wir zählen sie unbedingt zu den besten Gaben der neueren deutschen erzählenden Kunst und sind überzeugt, daß sie die Effekthascherein unserer „Modernen" lange überleben wird. Aus einem liebevollen und ernsten Studium der alten Chroniken von Köln, die im 14. Jahrhundert blutige Händel zwischen den Geschlechtern und Zünften zu berichten haben, wächst die Erzählung hervor und läßt den „Stadtschreiber", der mitten in diesem Ränkespiel steht, in schlichter Einfalt sein tieftragisches Geschick erzählen. Er will Rache nehmen an den Richtern seines Vaters, aber seine Rachethat trifft gerade seine

edelsten und besten Freunde, und schließlich führt die Sühne ihn selbst aufs Blutgerüst. Der Charakter des hochstrebenden, edel angelegten, aber durch Rachsucht verblendeten Mannes ist vorzüglich gezeichnet, namentlich der endliche Sieg über seine Leidenschaft. Nicht minder scharf umrissen sind alle andern mithandelnden Personen: die liebevolle Mutter, die Jüdin Hanna und ihre engelreine Tochter Maria, die Patrizier Hilger von der Steffen, Heinrich vom Stave und alle übrigen bis auf den dämonischen Ränkeschmied Overstolz. Der Gegenstand bringt es mit sich, daß das Zeitgemälde mit seinen ewigen Händeln der Bürger unter sich und ihren Fehden nach außen einen düstern Eindruck hinterläßt; auch kommen dabei die Juden fast besser weg als die Christen. Möge uns der verdiente Erzähler ein andermal auch von der Lichtseite des mittelalterlichen Städtelebens, von seiner Glaubenstreue und echten Frömmigkeit, von Fleiß und bürgerlichem Frohsinn ebenso vortreffliche Bilder entwerfen.

Das Haus Tempo. Ein Zeitgemälde aus modernen Tagen von Max Steigenberger. 12°. (232 S.) Augsburg, Seitz, 1900. Preis *M.* 1.80; geb. *M.* 3.

„Dieses Buch wird nicht allen gefallen", sagt der hochwürdige Verfasser in dem kurzen Vorwort, und er hat guten Grund zu dieser Prophezeiung. Nicht gefallen wird es den „Brüdern" der „blauen" Loge, deren unterwühlende und zersetzende Thätigkeit dem Christentum gegenüber grell beleuchtet wird; nicht gefallen wird es auch den lauen und indifferenten Katholiken, die alle dogmatischen Gegensätze zwischen den christlichen Konfessionen verwischen und Lüge und Wahrheit als gleich gut hinstellen möchten; nicht gefallen wird es endlich auch jenen modernen Kritikern, die von vornherein den Stab über alles brechen, was irgendwie nach katholischer Tendenz riecht, während sie sehr viel vertragen können, wenn die Tendenz nur gegen die katholische Kirche gerichtet ist. Uns aber hat Steigenbergers Buch mit seinen dem Leben entnommenen Gestalten und Gesprächen sehr gefallen, und wir wünschen ihm die größte Verbreitung. Das Haus Tempo zeigt in packenden Szenen und Bildern, wohin der moderne Geist des Indifferentismus führt, wie seine Opfer enden und daß nur im vollen Anschluß an die Kirche Heil und Rettung liegt. Wem es mit der Erhaltung der heiligsten Güter für Familie und Schule, Kirche und Vaterland ernst ist, wird dem hochverdienten Verfasser Dank wissen, der mit christlichem Freimut für das edelste, was der Mensch besitzt, in die Schranken tritt.

Die Sünde wider den Heiligen Geist. Zeitbild von Conrad von Bolanden. 8°. (350 S.) Mainz, Kirchheim, 1901. Preis *M.* 3.

Mit Freuden begrüßen wir immer ein neues Werk des hochverdienten Verfassers, der auch im Greisenalter nicht aufhört, seine Feder in den Dienst der Kirche und der Wahrheit zu stellen. Seeleneifer, die ausgesprochene Absicht, Wunden unserer Zeit aufzudecken und zu heilen, viel mehr als das Begehren nach dem Namen eines Erzählers, der nur ergötzen will, sind die edeln Triebfedern seiner litterarischen Thätigkeit. Sein diesbezügliches Glaubensbekenntnis spricht er S. 23 dieser Erzählung offen und ungescheut also aus: „Sogar unsere schöne Litteratur ist vergiftet, steht fast ausschließlich im Dienste grober Sinnlichkeit und Fleischeslust. Bis zum Ekel verbrauchte Liebesduselei, entnervende Sentimentalität ohne belehrenden, Geist und Gemüt erhebenden Gehalt — nicht selten freche Empfehlung des Lasters —, sind vielfach Tenor moderner Romane und Novellen. An dieser Pilzenkost vergiften sich

täglich Tausende unseres Volkes. Man braucht keinen Mut, prickelnde Saucen, vergoldete taube Nüsse, gepfefferte Fleischspeisen, russischen Caviar und französischen Ragout als ästhetisch berechtigte Gaben anzupreisen. Fällt nur ein Körnchen himmlischen Mannas auf den Büchertisch, so entsteht Geschrei und Protest zeitläufiger Kritiker über Beleidigung der Ästhetik durch ethische Tendenz. Dagegen ist es erlaubte Tendenz, die drei genannten Eigenschaften der bösen Welt elegant kostümiert und künstlerisch ausstaffiert zur Nachahmung zu empfehlen." „Inferiorität des Katholizismus in moderner Dichtung ist dessen Superiorität. Mangel an Verkehrtheit und schlechten Eigenschaften bedeutet nicht Rückständigkeit, sondern Vorzug und Überlegenheit", so urteilt Bolanden und faßt dann die Aufgabe des echten Dichters in die Worte zusammen: „Die Menschheit ideal beeinflussen, ethisch erheben, für Tugendgröße zu begeistern." Wir unterschreiben diese Worte von Herzen — natürlich unter dem Vorbehalte, daß dieses Ziel durch echt künstlerische Mittel angestrebt werde; aber auch wenn die Ausführung nicht immer den höchsten Anforderungen der Kunst entspricht, ist es uns noch immer lieber, als wenn unter vollendeter Form gefährlicher Inhalt geboten wird.... „Die Sünde gegen den Heiligen Geist", die Bolanden als ein trauriges Zeichen unserer Zeit enthüllt, ist der offene Unglaube, der Haß gegen die Offenbarung, das Widerstreben gegen die erkannte göttliche Wahrheit, und er giebt gegen die schlimmsten landläufigen Schwierigkeiten unserer modernen Ungläubigen recht gute Lösungen. Erwachsenen sei das Buch bestens empfohlen!

Matteo Bonelli. Historischer Roman aus den Jahren 1160—1166. Von Dr. Matthias Höhler. 2. Aufl. 12°. (396 S.) Steyl, Missionsdruckerei, 1900. Preis eleg. geb. *M.* 3.

Gerne bringen wir die zweite Auflage dieser lesenswerten historischen Erzählung zur empfehlenden Anzeige. Der hochwürdige Verfasser ist ein ernster, vielleicht etwas zu gründlicher Erzähler, doch sind darum die spannenden Ereignisse, die er uns an der Hand der Geschichte aus den blutigen sizilianischen Wirren des 12. Jahrhunderts erzählt, keineswegs langweilig. Die Charaktere sind durchweg gut gezeichnet, namentlich der des „Helden". Matteo Bonelli läßt sich, den Bitten seiner Mutter zum Trotze, die seinen gefährlichen Ehrgeiz und seinen Wankelmut kennt, in das Parteigetriebe hereinziehen, wird zum Verräter und Mörder des königlichen Günstlings Majo, um dessen Tochter er doch freit. Dieselbe schwört an der Leiche des Vaters dem treulosen Geliebten blutige Rache. Die Erfüllung dieses Schwures bildet den tragischen Schluß, dessen Schrecken jedoch durch christliche Buße und Versöhnung gemildert werden. Trotz einiger Schwächen in der Art und Weise der Erzählung, die manchmal durch überflüssige Reflexionen aufgehalten wird, ist das Ganze doch inmitten unserer seichten Tageslitteratur eine willkommene Gabe.

Der Zug nach Damiette. Historischer Roman von J. R. van der Lans. Autorisierte Übersetzung von J. v. Prim. 12°. (288 S.) Dülmen, Horstmann, 1900. Preis brosch. *M.* 2.50; geb. *M.* 3.50.

Der junge friesische Edelmann Otko von Garvemo verläßt, einem Wunsche seines sterbenden Vaters entsprechend, seine Braut Mabelia und zieht als Kreuzfahrer mit der Flotte der Friesen und Holländer unter Graf Wilhelm von Holland nach dem Heiligen Lande. Die Abenteuer der Fahrt und die Kämpfe vor Damiette bilden den Hauptgegenstand der Erzählung. Als Ritter des heiligen Grabes kehrt

Okko glücklich in die Heimat, wo inzwischen seine Braut für ihre Treue schwere Kämpfe gegen den grausamen Vater glücklich bestand. Können wir der Schrift auch keinen höheren künstlerischen Wert zuerkennen, so wird sie doch jugendliche Leser befriedigen. Der Übersetzer hat nicht immer glücklich den Ton getroffen. Daß sich z. B. die Ritter mit „Sie" anreden, ist schon ungebräuchlich; ganz verwunderlich aber klingt es, wenn ein Schloßherr im 13. Jahrhundert zu seinem Diener sagt: „Sagen Sie meinem Sohn Okko, daß ich ihn einen Augenblick zu sprechen wünsche."

Bachems Jugend-Erzählungen für Kinder im Alter von 9 bis 15 Jahren. Jedes Bändchen mit 4 Bildern. 12°. Köln, Bachem, 1900. Preis à geb. Bändchen *M.* 1.20.

10. Bdchn.: **Detlev und Heira.** Historische Erzählung aus dem 12. Jahrhundert. Von E. Ris. (122 S.)

Im Vordergrunde der Handlung steht der hl. Otto von Bamberg mit seinen Glaubensboten und ihr mutiger Kampf gegen die Greuel des Heidentums unter den Wenden und Pommern. Geschickt verflochten in diese Kämpfe ist das Schicksal von zwei Kindern, die ohne Wissen des heidnischen Vaters die heilige Taufe empfangen, infolgedessen harte Prüfungen zu bestehen haben, schließlich aber den Vater selbst dem siegenden Christentum zuführen.

11. Bdchn.: **Das Geheimnis des Sonnenpriesters.** Eine Erzählung aus dem alten Ägypten. Von P. Cyrillus Wehrmeister O. S. B. (160 S.)

In der Zeit kurz nach dem Auszuge der Israeliten aus Ägypten spielt die hübsche Erzählung. Der Pharaonensohn Amenophis IV. wird zuerst den Priestern des Ammon in Theben und dann dem Oberpriester des Sonnengottes in Heliopolis zur Erziehung übergeben. Der außerordentlich scharfe Verstand des Knaben durchschaut den Betrug der Götzenpriester und ruht nicht, bis er zur Wahrheit vordringt, daß es nur einen einzigen allmächtigen Gott geben könne. Jetzt stellen aber die Ammonspriester dem gefährlichen Prinzen nach dem Leben, und er entflieht nach Babylon, von wo seine Mutter stammt. Unterwegs trifft er in der Wüste den greisen Moses, der ihn im Glauben an den einen Gott bestärkt und segnet, und ist Zeuge der Prophezeiung Balaams. Nach dem Tode seines Vaters macht der neue Pharao den Versuch, den Götzendienst in Ägypten abzuschaffen, wird aber durch die Götzenpriester vergiftet. Die schöne Erzählung ist reich an Belehrung.

12. Bdchn.: **Das Fleißzeichen. Das rosenfarbene Kleid. Nepomuk.** Erzählungen für die Jugend. Von Isabella Braun. (116 S.)

Der Name der vortrefflichen Erzählerin ist für sich schon eine mehr als ausreichende Empfehlung für dieses hübsche Bändchen.

13. Bdchn.: **Der Räuber vom Eichenhofe.** Erzählung aus dem Volksleben. Von Lorenz Heizer. (146 S.)

Der Ton einer Jugenderzählung ist nicht ganz so gut getroffen, wie in der eben empfohlenen Nummer; auch der Stoff eignet sich mehr für eine Dorfgeschichte, für eine Volkserzählung. Doch werden etwas reifere Knaben auch diese Verleumdungsgeschichte mit ihrer Sühne nicht ohne Nutzen lesen und sich an dem braven Gerhard ein Muster nehmen.

Miscellen.

Altkatholiken, Anglikaner und Orthodoxe. Wenn's mit einem Manne, dessen Stamm und Name nur noch auf zwei Augen ruhen, zu Ende geht, dann macht er wohl noch die letzten, krampfhaften Anstrengungen, den Trost eines Erben und Stammhalters zu erlangen. Der Altkatholizismus ist alt geworden, bedenklich alt, und trotz aller Staatskrücken muß er es schließlich doch glauben, es geht mit ihm bergab, dem Ende zu. Kein Wunder, daß auch er sich nach einem Stammhalter umsieht, dem er einen Teil seines Namens und seines Erbes hinterlassen könnte.

Zwar hat er mit seinem früheren Werben nicht gerade Glück gehabt. Doch weshalb sollte er sich in seinen edlen Bestrebungen durch einen Korb oder mehrere entmutigen lassen? Multa tulit fecitque puer ... Drum macht er in den letzten Jahren namentlich von Bern aus vielfache und immer neue Anstrengungen, die Huld der griechischen Orthodoxie zu erwerben. Ein Umstand kommt ihm dabei sehr zu statten: für Knixe und Komplimente und Lobeserhebungen sind die Orthodoxen, wie die Leute im Orient, von alters her sehr empfänglich, und wo immer auch nur ein Schein von Ansehen und Ehre und Einfluß zu hoffen ist, sind sie gerne mit dabei.

Wird es also wohl zu einem engen und innigen Bunde zwischen dem Altkatholizismus und der Orthodoxie kommen? Der russische General Kireief von Pawlowsk giebt sich zwar als eifriger Unterhändler alle Mühe, in hohen orthodoxen Kreisen Stimmung für den Bund zu machen. Aber schließlich wird das Ergebnis doch einzig und allein davon abhängen, ob bei den Orthodoxen die Erkenntnis standhält, daß sie bei dem Handel etwas zu gewinnen haben. Gar zu große Aussicht ist dafür nicht vorhanden, und deshalb kann es vielleicht wieder einen neuen Korb geben, wenn nicht etwa ein mächtiger Fürsprecher von jenseits des Kanals her sich ins Mittel legt.

Die Annäherungsversuche zwischen Anglikanismus und Orthodoxie datieren nicht erst von gestern. Sie sollten in ein neues Stadium treten durch den 36. Beschluß der Synode im Lambeth Palast zu London vom Jahre 1897, durch den die höchsten Würdenträger der anglikanischen Kirche mit der Beförderung der Unterhandlungen beauftragt wurden. Schon im Februar 1898 machte der Bischof von Salisbury einen Besuch beim griechisch-ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel, der natürlich nicht verfehlte einen sehr schmeichelhaften Eindruck zu machen. Der englische Bischof von Gibraltar, dessen Jurisdiktion das ganze Mittelmeergebiet untersteht, und der Erzbischof von Canterbury, das Haupt der anglikanischen Kirche, thaten ihr bestes, um ein eigentliches und wirkliches Bündnis zwischen der englischen und griechischen Kirche zu stande zu bringen.

Wenngleich es noch lange nicht zu einer solchen Verbrüderung gekommen ist, zeigt sich doch in einigen Punkten eine gewisse Annäherung. Es ist eine

Übereinkunft getroffen worden, daß im Fall der Not jedes orthodoxe Glied der orientalischen Kirche die Tröstungen der Religion von dem anglikanischen Minister in seiner Nachbarschaft erbitten darf, und umgekehrt. Für die Seelenruhe der in Transvaal gefallenen englischen Soldaten wurde in vielen griechischen Kirchen ein feierlicher Gottesdienst gehalten, wie für die eigenen Glaubensbrüder. Auch der griechische Patriarch von Konstantinopel zeigte sich sehr entgegenkommend gegenüber den anglikanischen Freundschaftswerbungen. Er sandte einen vertrauten Hierodiakonos seiner Kirche nach Oxford mit ganz besondern Empfehlungen und Aufträgen für die Vertreter der englischen Kirche.

Leider hat dieser vertraute Sendling den Absichten Seiner Allheiligkeit nicht so ganz entsprochen. Hierotheos Teknopulos hatte, wie C. Exepi in den Echos d'Orient erzählt (IV, 59—62), bis zum Herbst des Jahres 1898 in den griechischen Pfarreien von Kum-Kapu zu Konstantinopel als eifriger Hierodiakon unter den türkisch-redenden Karamanlis gewirkt, und insbesondere auf den Kanzeln von Agia Kyriaki und Panagia Elpidos das echte und wahre Wort Gottes mit hinreißender Beredsamkeit verkündet. Er scheint die besondere Zufriedenheit der obersten kirchlichen Behörde sich verdient zu haben. Denn am 19. Oktober 1898 reiste der Hierodiakon Hierotheos mit Briefen und Empfehlungsschreiben seines Patriarchen zu Studienzwecken nach Oxford, mit einem nagelneuen „Rasso" angethan, die langen Haare wohl geborgen unter dem hohen griechischen „Kalimafki", während die Zipfel seines Bartes lustig im Winde flatterten.

Noch war kein Jahr verstrichen, da konnte die „kirchliche Wahrheit", das offizielle Organ des Patriarchates, zwei Schreiben veröffentlichen, das eine vom 7. August 1899 an den Patriarchen Konstantin V., unterzeichnet von „Friedrich, durch Gottes Vorsehung Erzbischof von Canterbury", das zweite vom 15./27. September 1899, die Antwort auf dieses Schreiben, unterzeichnet „Konstantin von Konstantinopel". Beide Schriftstücke enthielten sehr schmeichelhafte Lobsprüche für Hierotheos Teknopulos. Das Schreiben des Patriarchen schloß mit den Worten: „In seinen Briefen bekundet Uns der Hierodiakonos Hierotheos Teknopulos eine unbegrenzte Dankbarkeit für die Gastfreundschaft, die er genießt, und alle die Rücksichten, die man ihm beweist, dank dem Wohlwollen Ew. Ehrwürdigkeit und des gottgeliebten Bischofs von Salisbury. Wir sprechen Ihnen auch Unserseits dafür Unsern innigsten Dank aus, und Wir werden bald einen zweiten Kleriker Unserer Kirche Studien halber an die Universität Oxford senden."

Der glückliche Teknopulos glaubte aber den Bund zwischen seiner Mutterkirche und dem Anglikanismus nicht besser fördern zu können, als dadurch, daß er sich diesen zum Vater erkor. Schon wenige Monate nach jenem Briefwechsel verließ er die britische Universitätsstadt als anglikanischer Clergyman gekleidet, die Haare kurz geschoren, von einem weichen Filzhut bedeckt, fein glatt rasiert bis auf zwei schmächtige Koteletts.

Heute ist Reverend Hierotheos Teknopulos der geistliche Vater aller im Reich des Halbmonds zerstreuten Anglikaner. Alexandria ist seine Residenz. Er bezieht ein monatliches Gehalt von 80 Pfund, d. h. 1600 Mark, wenn es englische, oder 128 Mark weniger, wenn es türkische Pfund sind. Jedenfalls hätte

er von seinem orthodoxen Patriarchen niemals auch nur annähernd so viel erwarten können.

Daß derartige Angebote die schnelle Erkenntnis der Wahrheit mächtig fördern, ist leicht begreiflich. Ob diese Erkenntnis, durch das Beispiel und den Einfluß des Ex-Hierodiakons unterstützt, sich schon weiter Bahn gebrochen hat, darüber schweigt die Geschichte. Ebenso konnten wir noch nicht in Erfahrung bringen, ob Seine Allheiligkeit Patriarch Konstantinos den angekündigten zweiten Kleriker seiner Kirche wirklich zu Studienzwecken nach Oxford gesandt hat. Leider ist durch die von den preußischen und englischen Universitäten heimkehrenden „Gelehrten" schon allzu viel Rationalismus und Unglaube unter den „heiligen Dienern" der orthodoxen Kirche verbreitet worden. Auch ein Dreibund von Altkatholizismus, Anglikanismus und Orthodoxie würde darin keine Besserung bringen, — im Gegenteil!

Nur eines wäre von einem solchen Bunde für die großen Alliierten zu hoffen: sie könnten sich gegenseitig trösten in ihrem Kummer und Leid über den gemeinsamen, nur allzu mächtigen und unbezwinglichen römischen Feind.

Der „geborene Verbrecher" 1877 und 1900. Auch außerhalb der Kreise der Irrenärzte und Anthropologen erinnert man sich noch an das Aufsehen, welches im Jahre 1877 Cesare Lombroso mit seiner Theorie vom geborenen Verbrecher erregte. Der Verbrecher ist nach Lombroso ein Verbrecher ungefähr in demselben Sinn und aus demselben Grund, wie ein geborener Irrsinniger irrsinnig ist. Wie letzterer nichts dafür kann, daß er nicht ist wie andere Menschen, so auch der Verbrecher nicht. Er ist eben zum Verbrecher geboren; die Neigung zu gewissen Dingen, welche das Strafgesetz verfolgt, ist in seiner körperlichen Beschaffenheit begründet, so daß es einen besondern Typus des Verbrechers giebt und der erfahrene Arzt ihn aus der Gestalt seines Schädels und seiner Behaarung, dem massigen Unterkiefer und der mißgestalteten Nase, den Henkelohren und der fliehenden Stirn von vornherein erkennen kann. Außer diesen körperlichen Merkmalen haften dem geborenen Verbrecher noch andere an, z. B. die Neigung, die Wände vollzukritzeln, Zeichnungen von einer gewissen wüsten Art zu entwerfen, die eigene Haut zu tättowieren; er ist ferner wenig empfindlich gegen Schmerz und oft linkshändig. In geistiger Beziehung zeigt er sich den moralisch Irren verwandt, d. h. denjenigen, bei welchen das Urteil über sittliche Dinge in Unordnung gekommen ist. Moralischer Irrsinn aber und Verbrechertum dürfen als Unterart der Epilepsie betrachtet werden; mit andern Worten, der Verbrecher ist krank, nicht aber, wie die Vorzeit meinte, moralisch bös.

Zur Zeit des ersten Erscheinens von Lombrosos Buch haben seine Ausführungen vielen Beifall gefunden. Wie heute die Fachgelehrten über dieselben urteilen, darüber belehrt uns ein Aufsatz in der Zeitschrift Globus vom 11. August 1900. Danach lautet das Urteil nicht günstig. „Daß es keinen Verbrechertypus giebt," heißt es S. 88, „haben die verschiedensten Forscher nachgewiesen", und als solche Forscher werden namhaft gemacht Baer, Kirn, Näcke, Féré, Koch. Moralischer Irrsinn zeige sich nicht bei den Verbrechern, sondern moralische Schwächen.

Epilepsie konstituiere nicht einen besondern anthropologischen Typus, sondern sei Krankheit.

Aus einer englischen Zeitschrift wird dann erzählt, wie ein Rechtsgelehrter, Samuel Smith, eine praktische Probe auf Lombrosos Theorie machte. Er bat einen ihm bekannten Gefängnisaufseher, einen „anerkannt tüchtigen Mann in seinem Fache", ihm etwa ein Dutzend Photographien von denjenigen aus den 500 Gefangenen zu besorgen, die am meisten den Verbrechertypus an sich trügen, und legte dann die Photographien einem Kollegium zur Beurteilung vor, das aus einem Rechtsgelehrten, einem Arzt, einem Eisenbahnpräsidenten, einem Richter und einem Hochschullehrer bestand. Zur Vorsicht aber war die Sache so eingerichtet, daß jeder von diesen Herren sein Urteil einzeln abzugeben hatte, ohne vom andern zu wissen. Der geschorene Kopf und die Gefangenenkleidung der Photographierten verriet nun allerdings den Beurteilern schon etwas und mußte sie vorsichtig im Urteil machen. Allein als sie aufgefordert wurden, die Art des Verbrechens anzugeben, „war die Meinung eines jeden verschieden von dem andern, und alle waren weit entfernt von der Wirklichkeit". Der Rechtsgelehrte zog sich aus der Sache, indem er von dem Gelegenheitsverbrecher meinte, er „möchte irgend etwas verübt haben". Der Professor, von dem man zuletzt noch meinte, etwas Besseres erfahren zu können, faßte über zwei der schlimmsten Fälle sein Urteil in den weisen Satz zusammen: „Diese Menschen sind Entartete." Während nun die Versammlung sich in die Photographien vertiefte, „beobachtete Dr. Smith die Gesellschaft selbst und fand mehr Anomalien an den Köpfen der hochgestellten Herren, als bei den Verbrechern vorhanden waren."

Der Berichterstatter, dem wir hier folgen, meint zum Schluß, ein „Kern der Wirklichkeit" möchte dennoch in Lombrosos Theorie liegen, und fordert zu weiteren Forschungen auf, als deren Ergebnis er erhofft, daß „die Zahl der geborenen anthropologischen Verbrecher bedeutend eingeengt" sich zeigen werde, und „zwar auf eine Zahl, die, nachweislich frei von psychischer Störung, moralisch Verderbte oder sonstwie zu benennen sein wird". Gegen den letzten Namen wird wohl niemand etwas einzuwenden haben.

Baers Stellung zur Frage nach der Abstammung des Menschen. Was Karl Ernst v. Baer über eine wissenschaftliche Frage geschrieben und gesagt hat, wird auch heute noch in naturwissenschaftlichen Kreisen für beachtenswert gehalten. Es ereignet sich allerdings nicht selten, daß man Baer für völlig entgegengesetzte Ansichten citiert findet. Diese Erscheinung beruht teilweise auf einer falschen oder einseitigen Auffassung der aus ihrem Zusammenhange gerissenen Äußerungen jenes großen Naturforschers; solche Mißdeutungen sind namentlich von Häckel und andern Darwinisten häufig begangen worden, um v. Baer aus einem Bekämpfer des Darwinismus zu einem Verteidiger desselben zu machen. Anderseits finden sich aber auch nicht wenige wirkliche Widersprüche in seinen Schriften. Professor Remigius Stölzle hat in der gründlichen Studie „Karl Ernst v. Baer und seine Weltanschauung" (1897, vgl. die Besprechung in dieser Zeitschr. LIII, 1897, S. 553) auf manche Schwankungen und Änderungen in den An-

schauungen v. Baers aufmerksam gemacht, die allerdings zum größten Teile in dem fast ein halbes Jahrhundert umfassenden geistigen Entwicklungsgange Baers ihre Erklärung finden. Um daher Baers wirkliche und endgültige Ansicht über eine wissenschaftliche Frage festzustellen, darf man sich, wie Stölzle mit Recht bemerkt, nicht bloß auf diese oder jene seiner gelegentlichen Äußerungen berufen, sondern man muß die sämtlichen auf jene Frage bezüglichen Aussprüche Baers einer sorgfältigen vergleichenden Prüfung unterwerfen.

Wie notwendig das ist, hat eine interessante Kontroverse gezeigt, die sich im Jahrgang 1900 des „Biologischen Zentralblattes" über die Stellung entspann, die v. Baer in der Frage über die tierische Abstammung des Menschen eingenommen. Stölzle hatte in jener Zeitschrift (1900, Nr. 2, S. 33 ff.) Baers Ansichten über die Zielstrebigkeit in der Natur zum Gegenstand einer Abhandlung gemacht, in welcher er zeigte, daß jener große Naturforscher ein entschiedener Gegner der rein mechanischen Naturerklärung war. Baer betrachtete den teleologischen Gesichtspunkt nicht bloß als gleichberechtigt mit dem mechanischen, sondern wies ihm auch eine höhere, dominierende Stellung dem letzteren gegenüber an. Die Existenz von Zweckursachen in der Natur leitete er von einem „geistigen Weltgrunde" ab, den er sich allerdings während einer großen Zeit seines Lebens in pantheistischer Form dachte; wie am Anfange seines geistigen Entwicklungsganges, so bekannte er sich jedoch auch am Ende desselben wieder zur theistischen Weltauffassung.

Diese Abhandlung Stölzles im „Biologischen Zentralblatt" veranlaßte nun Herrn Professor G. v. Bunge in Basel, in einem späteren Artikel derselben Zeitschrift (1900, Nr. 7, S. 224 ff.) Karl Ernst v. Baers Autorität wenigstens für die tierische Abstammung des Menschen in Anspruch zu nehmen, und zwar auf Grund einer persönlichen Anfrage, die er hierüber 1869 an Baer selbst gerichtet hatte. „Ich war," so erzählt Bunge, „damals noch Student in Dorpat. An die Lehre Darwins und seine mechanische Erklärung der Entstehung der Arten hatte ich nur in meinem Fuchssemester geglaubt. Sobald ich anfing, über diese Fragen nachzudenken, mußte ich mich vom Darwinismus lossagen." Von der Richtigkeit der Deszendenzlehre glaubte er dagegen sich immer mehr überzeugen zu müssen, und er wollte deshalb auch ihre Anwendbarkeit auf den Menschen festhalten. „So oft ich nun", berichtet Bunge weiter, „den Theologen gegenüber die Abstammung des Menschen vom Tiere verteidigte, wurde mir stets die Autorität K. E. v. Baers entgegengehalten. Daß Baer kein Darwinist sein konnte, war mir ja klar. Daß er aber auch die Deszendenzlehre (soll wohl heißen: die unbedingte Anwendung der Deszendenzlehre auf den Menschen) leugnen würde schien mir unglaublich. Schließlich riß mir die Geduld. Ich beschloß, mich in die Höhle des Bären zu wagen und nicht eher wieder fortzugehen, als bis ich eine entschiedene Antwort erhalten hatte."

Das Ergebnis der Unterhaltung, welche der alte Herr mit dem jungen Studenten hatte, war folgendes. Anfangs gab er ihm die kurze Antwort: „Ich kann mir nicht denken, wie der Mensch aus dem Säugetier entstanden sein soll." Bunge betonte hierauf, zur Tertiärzeit hätten noch keine Menschen existiert; man müs

daher die Entstehung des Menschen durch generatio aequivoca oder durch seine Abstammung von einem tertiären Säugetier erklären. Baer sprach sich nun für erstere Möglichkeit aus, die ihm jedoch von Bunge — wohl mit Recht — bestritten wurde. Hierauf folgte eine längere Diskussion, deren Einzelheiten Bunge „nicht mehr genau anzugeben vermag". Endlich soll ihm Baer zugegeben haben, wenn man die Descendenzlehre auf den Menschen anwenden wolle, so bleibe uns schließlich nichts übrig, als die Abstammung des Menschen von einem tertiären Säugetiere anzunehmen. „Aber", fügte Baer hinzu, „ich kann mir nicht erklären, wie diese Umwandlung möglich wurde."

Und nun schließt Professor Bunge: „Damit waren wir einig. Welcher denkende Mensch wollte sich vermessen, über das Wie der Umwandlung etwas auszusagen?! Genug — Baer glaubte an die Abstammung des Menschen vom Säugetier."

Bunge hat leider die Hauptsache bei jener Frage völlig übersehen. Damit die Anwendung der Descendenztheorie auf den Menschen eine naturwissenschaftliche Gültigkeit besitze, muß man auch das Wie derselben naturwissenschaftlich zu erklären vermögen; sonst bleibt jene Anwendung, zumal schwerwiegende naturwissenschaftliche Gründe gegen dieselbe sprechen, ein bloßes aprioristisches Postulat, dem man ebensowenig wie dem „Postulate" der Urzeugung einen naturwissenschaftlichen Wert zuerkennen kann, selbst wenn ein Karl Ernst v. Baer an jenes Postulat „geglaubt" haben sollte.

Aber es ist gar nicht richtig, daß Baer an die tierische Abstammung des Menschen wirklich „geglaubt" hat, wie Bunge behauptet. Stölzle sah sich durch Bunges Erzählung von seinem Besuche bei Baer veranlaßt, in einer neuen Abhandlung im „Biologischen Zentralblatt" (1900, Nr. 14, S. 465 ff.; Nr. 15, S. 503 ff.) Baers Ansichten über die tierische Abstammung des Menschen eingehend zu erörtern. Auf Grund der genauen Kenntnis, die er nicht nur von den größeren Werken Baers, sondern auch von den übrigen Publikationen desselben besitzt, war Stölzle in der Lage, über Baers Stellung zu jener Frage viel größere Klarheit zu verbreiten, als Bunges Besuch „in der Höhle des Bären" hierüber zu bieten vermochte. Er weist die Behauptung Bunges zurück, daß Baer sich in seinen Schriften niemals klar und entschieden über die Abstammung des Menschen ausgesprochen habe. Hierauf zeigt er eingehend, daß dieser Naturforscher die Lehre von der tierischen Abkunft des Menschen vom Jahre 1834 bis zu den Jahren 1874/75, aus denen seine Äußerungen über diese Frage vor seinem 1876 erfolgten Tode datieren, „mit empirischen und spekulativen Gründen unzweideutig bekämpft hat".

Baers Polemik gegen die Abstammung des Menschen vom Tiere umfaßt einen so langen Zeitraum und ist eine so häufige und energische, daß sie uns über die wirkliche Ansicht des großen Naturforschers nicht im Zweifel läßt. Stölzle weist durch genaue Citate nach, daß Baer schon vor dem Erscheinen von Darwins Buch über „Die Entstehung der Arten" (1859) von der Umwandlung eines höheren Säugetieres in einen Menschen nichts wissen wollte. Denselben Standpunkt behielt er auch bei in dem Zeitraum von 1859 bis 1871, bis zum

Erscheinen von Darwins „Abstammung des Menschen", sowie endlich auch nach dem letzteren Zeitpunkte bis zu seinem Tode.

Unter den zahlreichen polemischen Ausführungen Baers gegen die tierische Abstammung des Menschen sind namentlich jene hervorzuheben, welche er 1865 bis 1867 in einer Reihe von 18 Artikeln in der russischen Zeitschrift Naturalist veröffentlichte. Baer kämpft hier zuerst gegen Huxleys Folgerung, welcher behauptet hatte, die Darwinsche Hypothese allein erkläre die Entstehung der Tiere, also auch des Menschen; er hält es für einen einfacheren Ausweg, zuzugeben, daß wir die Entstehung der verschiedenen Tiere auf natürlichem Wege nicht kennen und verstehen. Ferner zeigt er, daß die (hochmoderne!) Annahme eines „allgemeinen Affentypus", von dem auch der Mensch sich abgezweigt haben soll, nichts weiter als eine „leere Fiktion" sei. Drittens widerlegt er die tierische Abstammung des Menschen aus der Thatsache, daß sich keine Übergangsformen zwischen Affe und Mensch finden weder in körperlicher noch in geistiger Hinsicht. Er kritisiert dann viertens Karl Vogts Affentheorie, welche den Menschen von drei verschiedenen Affenarten abstammen läßt, sowie auch die Ansicht derjenigen, welche den Stammbaum des Menschen direkt auf den Gorilla zurückleiten. Fünftens führt Baer die Lehre vom tierischen Ursprung des Menschen ad absurdum, indem er eingehend darlegt, daß aus einer affenähnlichen Form niemals durch Anpassung der äußeren Lebensbedingungen ein Mensch werden konnte. Er charakterisiert kurzweg alle die verschiedenen Versuche, die tierische Abstammung des Menschen zu „erklären", für „Phantastereien, welche nicht auf reelle Beobachtung gegründet" seien.

Wie mit empirischen, so kämpft Baer in seinen Artikeln des Naturalist auch mit spekulativen Gründen gegen die Affentheorie, indem er zeigt, daß gegen diese Hypothese die Zielstrebigkeit spreche. Die Affen sind nach ihm für eine ganz andere Lebensweise organisiert als der Mensch, und deshalb sei es ein Widerspruch, sie durch „Anpassung" zu Menschen werden zu lassen. Am Schluß der diesbezüglichen Artikel giebt Baer seiner Überzeugung in sehr klarer und energischer Weise folgenden Ausdruck[1]: „Die Abstammung vom Affen verwerfe ich mit Entrüstung so lange, als mir nicht ein Affe gezeigt wird, welcher spricht, Werkzeuge bereiten, Feuer machen oder Pflanzen anbauen kann, welche später Früchte bringen, oder als bis mir die Gesellschaft von Affen gezeigt wird, welche selbst den einfachsten Staat bilden, oder solche Affen, die den Menschen gezwungen haben, ihm zu dienen. Wenn die Affen zur Umwandlung in den menschlichen Zustand fähig wären, dann hätten sich wenigstens irgendwo die Anfänge solcher Umwandlung gezeigt. Zeit haben sie genug gehabt, weil die Affen noch vor dem Menschen existiert haben."

Aber vielleicht hat Baer seine Stellung zu jener Frage verändert nach 1871, d. h. nach dem Erscheinen von Darwins „Abstammung des Menschen"? Dies ist keineswegs der Fall. Vielmehr nahm er gegen dieses Buch Darwins den Kampf von neuem auf, zuerst in einem Artikel in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" vom Jahre 1873, Nr. 130, und dann in der Hauptschrift: „Die Lehre Darwins."

[1] Naturalist 1867 Nr. 1–3, S. 15.

Baer schreibt in dem ersteren Artikel: „Darwins Buch über die Abstammung des Menschen ist . . . erschienen, hat mich aber nicht überzeugt. Noch jetzt kann ich nicht begreifen, wie der Mensch aus einem affenartigen Tiere im Laufe der Zeit geworden sein könne." Im Nachweis, daß der Mensch vom Tiere abstamme, erblickt Baer den Probierstein der neuen Lehre. Diese Probe hat dieselbe aber nach Baers fester Überzeugung *nicht bestanden*. Darum bekämpft er sie in seiner Kritik der Lehre Darwins abermals mit allen Gründen, die ihm Empirie und Spekulation an die Hand gaben. Die empirischen Beweismomente, welche v. Baer hier gegen die tierische Abstammung des Menschen anführt, sind aus dem Gebiete der vergleichenden Anatomie, der Paläontologie, der Entwicklungsgeschichte (Embryologie) und des Atavismus entlehnt. Auch stützt er seinen Beweis wieder wie früher mit den aus seiner teleologischen Weltanschauung genommenen spekulativen Gründen. Daher kommt Baer jetzt zu demselben Schlußergebnis seiner kritischen Untersuchung wie sieben Jahre vorher: für die tierische Abstammung des Menschen *fehlt jeglicher Beweis*. Seiner wissenschaftlichen Überzeugung von der Haltlosigkeit dieser Hypothese giebt er am Schluß einen nicht minder entschiedenen Ausdruck als damals, indem er sich das scharfe Urteil des Paläontologen Fraas gegen dieselbe zu eigen macht: „*Daß aus einer dieser Affenspezialitäten das Menschengeschlecht hervorgegangen sein soll, ist der wahnwitzigste Gedanke, den Menschen je über die Geschichte der Menschheit dachten, würdig, einst verewigt zu werden in einer neuen Auflage der ‚Geschichte der menschlichen Narrheiten'. Von irgend einer Begründung dieser barocken Idee durch Thatsachen, etwa durch Belege aus Erfunden u. s. w., ist ohnehin gar keine Rede.*"

So zeigt sich uns also Baer auch in seinen letzten Publikationen, welche nach Darwins „Abstammung des Menschen" und nach Bunges Besuch bei Baer verfaßt wurden, als einen ebenso abgesagten Gegner der tierischen Abstammung des Menschen wie ehedem. Mit Recht macht Stölzle zu diesen Urteilen Baers über jene Hypothese folgende Bemerkung (S. 479): „Diese ganze Polemik, wie sie Baer von 1834 bis 1875 gegen die Lehre von der tierischen Abstammung des Menschen führt, kehrt sich nicht etwa bloß gegen die darwinistische Form der Descendenzlehre, auch will Baer nicht etwa damit sagen, das ‚Wie' der Abstammung des Menschen vom Tiere sei unerklärlich, sondern alle diese Ausführungen sollen zeigen, *daß die Abstammung des Menschen vom Tier nicht erwiesen sei*. Mit andern Worten: *Baer glaubt nicht an die Abstammung des Menschen vom Tiere*."

Wie läßt sich aber dieses unzweideutige Ergebnis in Einklang bringen mit der von Bunge berichteten Unterredung „in der Höhle des Bären"? Stölzle meint, es bestehe kein Grund, die Erzählung Bunges in Zweifel zu ziehen; obwohl Baer in seinen gedruckten Schriften die Entwicklung des Menschen aus einem tertiären Säugetier niemals zugegeben, sondern vor wie nach jener Unterredung stets bekämpft habe, so sei es doch nicht unmöglich, daß er sich Bunge gegenüber anders geäußert. Aber wie ist dann der Widerspruch zu erklären, der

zwischen jener vereinzelten mündlichen Äußerung Baers und seinen schriftlichen Urteilen über dieselbe Frage besteht?

Baer war, wie Stölzle richtig bemerkt, nicht bloß Naturforscher, sondern auch Philosoph; als letzterer ging er leider nicht immer von richtigen Prinzipien aus, wie seine zahlreichen pantheistischen Aussprüche zur Genüge beweisen. Als Naturforscher hat Baer gegen die tierische Abstammung des Menschen stets eine entschieden ablehnende Haltung eingenommen. Als Philosoph war er früher geneigt gewesen, eine generatio aequivoca für die erste Entstehung des Menschen anzunehmen, und es ist nicht unmöglich, daß er bei der Haltlosigkeit dieser Annahme später auf den Gedanken verfiel, statt derselben zur Anwendung der Transmutationslehre auf den Menschen zu greifen. Die dritte Möglichkeit, daß nämlich der Mensch, weil er wegen seiner geistigen Seele eine Ausnahmestellung in der Natur einnimmt, auch seinem Leibe nach einen andern ersten Ursprung haben konnte als die Tierwelt, scheint ihm nicht in den Sinn gekommen zu sein.

Wir stimmen daher Stölzle völlig bei, wenn er die von Baer an Bunge gemachte Konzession für belanglos hält und zwar aus zwei Gründen (S. 507):

„Einmal wird jede gesunde Philosophie sich nach den Thatsachen richtend ihr Weltbild gestalten und nicht umgekehrt. Die Lehre von der allgemeinen Transmutation ist aber nicht durch Beobachtung erwiesen. Wir werden also in diesem Falle eher dem Naturforscher Baer als dem Philosophen Baer folgen und mit ihm als dem gegenwärtigen Stand der Thatsachen entsprechend sagen: Die Abstammung des Menschen vom Tiere ist nicht erwiesen. Zweitens ist die von Baer in der Unterredung mit Bunge gemachte Konzession nur eine vorübergehende, momentane gewesen, die Baer später nicht berücksichtigt hat. Denn Baer hat nicht bloß vor jener Unterredung die Lehre vom tierischen Ursprung des Menschen mit empirischen und spekulativen Gründen bekämpft, er hat auch nach jener Anfrage Bunges ausdrücklich und mit Gründen die Ansicht verteidigt, daß der Mensch nicht vom Tiere abstamme. Wir halten uns daher trotz des flüchtigen Zugeständnisses von Baer an Bunge für berechtigt, zu sagen: Baer hat nicht an die Abstammung des Menschen vom Säugetiere geglaubt."

Von besonderer Wichtigkeit scheint es uns, daß die hier berichtete Kontroverse zwischen Stölzle und Bunge sich im Biologischen Zentralblatt abspielte, das in den deutschen Naturforscherkreisen allgemein bekannt und gelesen ist. Namentlich die am Schlusse betonte Unterscheidung zwischen „Naturforscher" und „Philosophen" dürfte einen beachtenswerten Wink für unsere Descendenztheoretiker enthalten, die nur allzu leicht geneigt sind, ihre subjektiven Spekulationen mit den objektiven Ergebnissen der naturwissenschaftlichen Thatsachen zu verwechseln.

Moſes und Petrus.

Der Gedanke, die beiden Heerführer des Alten und Neuen Bundes in Vergleich miteinander zu ſtellen, konnte am wenigſten in der Zeit der Kirchenväter und der erſten chriſtlichen Jahrhunderte als ein fremdartiger erſcheinen. Rachte ja doch die Väterzeit mit dem vorbildlichen Charakter des Alten Bundes in ſolchem Grade ernſt, daß alles und jedes in den altteſtamentlichen Büchern auf Perſonen und Verhältniſſe der chriſtlichen Offenbarung angewandt wurde, auch wenn die Beziehung bei weitem nicht ſo einleuchtend war wie jene des Moſes und Petrus. In der That iſt es denn auch anerkannt, daß oft auf altchriſtlichen Bildwerken die Geſtalt des Moſes, namentlich aber die des felſenſchlagenden Moſes, als Sinnbild des Apoſtelfürſten zu betrachten iſt, und weiterhin verſichern uns Martigny und Kraus, der Gedanke, der dieſen Darſtellungen zu Grunde liege, finde auch in den Schriften der Kirchenväter ſeinen Ausdruck[1].

Was nun Kraus von der bildlichen Darſtellung des felſenſchlagenden Petrus bemerkt: „Wir glauben nicht irre zu gehen, wenn wir in dieſer Darſtellung eine höchſt bedeutſame Dokumentierung der Lehre vom Primat Petri und der römiſchen Kirche erblicken", muß von den entſprechenden Äußerungen der Väter natürlich in demſelben Maße gelten. Aber giebt es wirklich derartige Zeugniſſe der Väter? Wie lauten ſie? Wo findet man ſie zuſammengeſtellt? Die Antwort auf dieſe Fragen iſt nicht ſo leicht, als man vielleicht denken möchte. Was Martigny und Kraus beibringen, iſt kaum ſonderlich befriedigend[2], und anderswo eine größere

[1] *Martigny*, Dictionnaire des antiquités chrétiennes (Paris 1877) p. 474. F. X. Kraus, Real-Encyklopädie der chriſtlichen Alterthümer II (Freiburg 1886), 431.

[2] Martigny beruft ſich a. a. O. auf *Maxim. Taur.*, Hom. 1, ed. Venet. 1741; *Hieron.*, Epist. ad Rustic. monach.; *Leo Magn.*, Serm. 3, De eius assumpt. in pontif. Kraus wiederholt in ſeiner Bearbeitung von Martignys Artikel

Sammlung der fraglichen Texte zu finden, wollte uns nicht gelingen. Wir machen daher im folgenden auf eigene Verantwortung den Verſuch einer derartigen Sammlung, ſchicken indes einen Überblick über die Bildwerke voraus, welche in unſerer Sache als Zeugen dienen können.

I.

1. Es war im Jahre 1720, als der römiſche Kanonikus und Archäolog Marc Antonio Boldetti einen merkwürdigen Fund veröffentlichte. Es handelte ſich um die Darſtellung in einem ſogen. Goldglas, d. h. um eine ſolche, die in einem dünnen Goldblättchen oder beſſer geſagt in dem Goldbeleg eines Glaſes ausgeritzt und ausgeſchnitten und dann wiederum mit einer Glasſchicht überzogen worden war, ſo daß die Zeichnung in dem Glaſe eingeſchloſſen erſcheint. Derartiger Goldgläſer kennt man etwa drei und ein halbes Hundert; meiſt waren ſie beim Verſchließen der Katakombengräber in den noch naſſen Mörtel des Verſchluſſes eingedrückt worden, wahrſcheinlich wohl als Erkennungszeichen, damit die Hinterbliebenen das Grab ihrer Verſtorbenen aus den vielen Hundert andern herausfinden könnten. Die Darſtellung nun auf Boldettis neuem Fund zeigte eine männliche Geſtalt, den Stab, das Sinnbild der Macht, in der Hand, welchen ſie gegen einen Felſen ausſtreckte; aus dem Felſen aber floß, offenbar unter der Berührung des Stabes, ein Strom von Waſſer herab.

---

dieſelben Namen, wobei indes durch ein Verſehen die Ziffer III von Hieronymus zu Leo dem Großen hinübergeglitten iſt. Welche Stellen gemeint ſind, erkennt man aus dem Vergleich, z. B. mit *Th. M. Mamachii* Originum et antiquitatum christianarum ll. 20, tom. V (Romae 1755), 294 sqq. Es ſind nach den heute gebräuchlichen Ausgaben citiert: *Maxim. Taur.* (ed. B. Bruni), Hom. 68 (*Migne*, P. lat. LVII, 394); *Hieronymus*, Epist. 125, ed. Vallarsi (= Epist. 95, ed. Martianay) n. 9 (*Migne*, P. lat. XXII, 1076 sq.); *Leo M.* (ed. F. F. Ballerini), Serm. 4 (al. 3) De natali ipsius 4, in anniversario die eiusdem assumptionis cap. 2 (*Migne*, P. lat. LIV, 149). Hieronymus erwähnt Petrus nur mittelbar; die Stelle lautet: Moyses ut praeesset populo Iudaeorum, quadraginta annis eruditur in eremo; pastor ovium, hominum factus est pastor. Apostoli de piscatione lacus Genesareth ad piscationem hominum transierunt. Da Petrus bei der Gelegenheit, auf welch Hieronymus anſpielt, in beſonderer Weiſe zum Menſchenfiſcher beſtellt wurde, ſo läßt ſich die Stelle in unſerer Sache immerhin verwenden. Leo d. Gr. ſagt a. a. O. von Petrus: ab ipso charismatum fonte tam copiosis est irrigationibus inundatus, ut, cum multa solus acceperit, nihil in quemquam sine ipsius participatione transierit. Über Maximus von Turin ſ. unten. Einige Bemerkungen zu unſerem Gegenſtand bieten *Th. Raynaud*, Mythra aurea super coronam R. Pontificis (Opp. omnia X, 75 sq. 136); *Mamachi* l. c.; *R. Garrucci*, Storia del art crist. zu tav. 180.

An und für ſich nun war an dieſer Darſtellung nichts beſonders Merkwürdiges: ganz ähnliche finden ſich auf den altchriſtlichen Sarkophagen in Menge, und niemand hatte bisher in der felſenſchlagenden Geſtalt einen andern vermutet als den Moſes, der in der Wüſte durch den Schlag ſeines Stabes Waſſer aus dem Felſen hervorſprudeln macht. Allein Boldettis Glas hatte etwas vor allen bisherigen Funden voraus: neben der Geſtalt des Stabträgers war deſſen Name beigeſchrieben, und dieſer Name lautete nicht Moſes, ſondern Petrus. Zum erſtenmal war damit ein Beweis gefunden, daß man in der älteren chriſtlichen Zeit den Heerführer des Alten Bundes gelegentlich auch wohl als Vorbild des Apoſtelfürſten auffaßte [1].

Neue Entdeckungen bringen neue Zweifel, und ſo mußte auch Boldettis Fund naturgemäß eine Reihe von Fragen und Bedenken anregen. War es bloß ein launenhafter Einfall eines vereinzelten Künſtlers, der auf dem erwähnten Goldglas ſich verewigt hatte, oder betrachtete man allgemein im altchriſtlichen Rom Petrus als den neuen Moſes? Und wenn in einem einzelnen Falle Moſes am Quell ſicher als Sinnbild des Apoſtelfürſten aufgefaßt werden mußte, waren dann die ſo häufigen übrigen Darſtellungen des gleichen Gegenſtandes in dem nämlichen Sinne zu verſtehen? Es dauerte ziemlich lange, ehe man über dieſe Fragen zur Klarheit kam.

Der erſte, welcher ſich an ihnen verſuchte, war der Archäologe Polidoro. Er behauptete, unter dem felſenſchlagenden Moſes ſei immer Petrus zu verſtehen, vermochte indes bei der Schwäche ſeiner Beweiſe mit dieſer Aufſtellung nicht durchzudringen. Einen „großen Schritt vorwärts“ that ein Jahrhundert nach Boldetti erſt wieder derjenige, der in unſerer Zeit der Katakombenforſchung überhaupt einen neuen Anſtoß gab, P. Joſ. Marchi. Er wies darauf hin, daß in den Bilderreihen auf Sarkophagen die Darſtellung des Quellwunders in genauer Parallele ſtehe zu andern Bildwerken, die ohne allen Zweifel den Apoſtelfürſten zur Darſtellung bringen, daß ſogar Moſes am Quell dieſelben Züge trägt, wie unmittelbar neben ihm das Bild des Petrus [2].

Vielleicht die klarſte Sprache redet in dieſer Hinſicht ein Steinſarg des Lateranmuſeums, der in der Paulusbaſilika 1838 gefunden wurde und berühmt iſt wegen des Gedankenreichtums, den ſein künſtleriſcher Bilderſchmuck in der Auswahl der dargeſtellten Gegenſtände und ihrer gegen-

[1] *(Boldetti,)* Osservazioni sopra i cimeterj de' santi martiri, ed antichi cristiani di Roma (Roma 1720) tav. 5, p. 200.

[2] *J. B. de Rossi,* Bullettino di archeologia cristiana 1868, p. 1 sgg.

ſeitigen Beziehung verrät[1]. Die Vorderſeite des Sarkophags trägt übereinander zwei Reihen von Bildwerken, welche in ihrer Geſamtheit die ganze Heilsgeſchichte von der Erſchaffung des Menſchen bis zur endlichen Auferſtehung zur Anſchauung bringen.

Links vom Beſchauer zeigt die obere Reihe zunächſt die Perſonen der heiligſten Dreifaltigkeit, wie ſie den Menſchen ſchaffen, daneben Gott, wie er den gefallenen Stammeltern ihr künftiges Büßerleben ſamt der Erlöſung ankündigt, während noch weiter rechts die Schlange der Verführung, den verhängnisvollen Apfel im Maul, ſich um einen Baum windet und ſo den Grund des Urteilsſpruches andeutet. In der unteren Bilderreihe, ebenfalls links vom Betrachter und den vorgenannten Szenen entſprechend, wird dann die Erfüllung der verheißenen Erlöſung vor Augen geſtellt. Die Berufung der Menſchheit zu Chriſtus findet ihre ſinnbildliche Andeutung in den drei Magiern, welche vom Stern gerufen zum Chriſtkind eilen; die Erleuchtung derſelben durch das „Licht der Heiden“ wird in der Heilung des Blindgeborenen zum Ausdruck gebracht. Den Ehrenplatz in der Mitte der unteren Bilderreihe nimmt Daniel ein, wie er mit ausgeſpannten Armen zwiſchen den Löwen betet und wunderbar durch Habakuk geſpeiſt wird. Er iſt hier Sinnbild ſowohl des leidenden Erlöſers als der Errettung vom ewigen Tod durch die endliche Auferſtehung; die Brote, die ihm als Speiſe gereicht werden, ſind mit Kreuzen bezeichnet und bedeuten alſo nicht eine gewöhnliche Nahrung, ſondern die Arznei der ſeligen Unſterblichkeit.

Wenden wir uns nunmehr zu den Darſtellungen zur Rechten — in der oberen Reihe werden ſie von den bisher erwähnten Bildwerken durch ein Medaillon mit den Bildniſſen der hier beſtatteten Ehegatten getrennt —, ſo ſehen wir die Gedanken, welche in der unteren linken Bilderreihe begannen, hier weiter fortgeſetzt. Die Erleuchtung der Magier und des Blindgeborenen mußte den damaligen Chriſten an die Taufe erinnern, die man oft einfach als „die Erleuchtung“ bezeichnete; die Gruppen der oberen rechten Reihe beziehen ſich dagegen auf das andere Hauptſakrament, an welches auch die bekreuzten Brote in der Danielſzene erinnern, die Euchariſtie. Sie wird verſinnbildet durch die beiden Wunder der Verwandlung des Waſſers in Wein und der Brotvermehrung, während ganz zur Rechten die Auferweckung des Lazarus den Gedanken an die Wirkung der Himmelsſpeiſe, die ſelige Auferſtehung, wachruft.

[1] Joh. Ficker, Die altchriſtlichen Bildwerke im chriſtlichen Muſeum des Lateran (Leipzig 1890) Nr. 104, S. 39. Abbildung des Sarkophags bei *R. Garrucci*, Storia del arte crist. tav. 365, und neueſtens bei H. Grisar, Geſchichte Roms und der Päpſte im Mittelalter I (Freiburg 1900), 427. Erläuterung dazu S. 435; St. Beiſſel, Bilder aus der altchriſtlichen Kunſt und Liturgie (Freiburg 1899) S. 23. Abbildung eines andern Sarkophags, der eben dieſelben drei Darſtellungen Petri zeigt, ſ. Grisar a. a. O. S. 441. Die oben beſprochene Darſtellung des Quellwunders iſt heute ſtark beſchädigt, aber nichtsdeſtoweniger noch mit Sicherheit erkennbar (ſ. Kraus a. a. O. II, 720).

So ſind alſo durch die ſtumme Sprache der Marmorbilder die Berufung zum Heil wie die Heiligung durch die Sakramente zum Ausdruck gekommen, und es fehlt jetzt zur vollkommenen Verſinnlichung des ganzen Heilsplanes nur eines noch: die Leitung der Gläubigen durch die Kirche und ihre Regierungsgewalt muß ſinnbildlich angedeutet werden. Das geſchieht in der untern Bilderreihe rechts, die ganz der Geſchichte des hl. Petrus gewidmet iſt. Den Stab in der Linken, die Rechte nachdenklich ans Kinn gelegt, den Hahn zu ſeinen Füßen, ſteht er da neben Chriſtus, der ihm ſeinen Fall vorausſagt, zugleich aber auch den büßenden Apoſtel zum Beſtärker ſeiner Brüder auserſieht. Daß er ohne Furcht vor einem zweiten Fall unentwegt dieſes ſeines Amtes walten werde, iſt in einer zweiten Gruppe zur Anſchauung gebracht. Zwei Juden, kenntlich an ihren runden Mützen, führen den Apoſtelfürſten gefangen weg; als Unterpfand nämlich der endlichen Beharrlichkeit hat der Herr ja dem Jünger die Verheißung gegeben: Ein anderer wird dich gürten und führen, wohin du nicht willſt. Merkwürdigerweiſe trägt auch hier wiederum Petrus den Stab in der Hand. Endlich ganz rechts in der unteren Reihe, unmittelbar neben den beiden Petrusſzenen, ſehen wir noch eine andere Darſtellung, nämlich diejenige, auf welche es uns hier ankommt. Moſes, der aber genau dieſelben Geſichtszüge trägt wie die beiden Petrusgeſtalten neben ihm, ſchlägt an den Felſen, und an dem Strom, der aus demſelben hervorbricht, ſtillen zwei Juden begierig den Durſt.

Abſichtlich haben wir den Überblick über die Bildwerke unſeres Steinſarges mit ziemlicher Ausführlichkeit gegeben, um zu zeigen, daß an eine willkürliche Zuſammenwürfelung unzuſammenhängender Bilder und Gruppen auf demſelben nicht gedacht werden kann. Ein Zuſammenhang der einzelnen Szenen iſt offenbar vorhanden, und ebenſo offenbar iſt es die Abſicht des Künſtlers, daß dieſer Zuſammenhang dem Beſchauer zum Bewußtſein komme. Sobald aber ſo viel einmal feſtſteht, folgt auch unmittelbar, daß der Felseröffner auf unſerem Sarkophag nur als Sinnbild jenes Felſenmannes ſeinen Platz gefunden hat, der durch ſeine Predigt, ſein Prieſtertum, ſeine Amtsgewalt die Waſſer des Glaubens und des Heiles dem auserwählten Volke vermittelt. Jeder weitere Zweifel daran, wenn ein ſolcher noch bleiben ſollte, würde zudem durch die Gleichheit in der Geſichtsbildung bei dem Moſes des Quellwunders und dem Petrus der Nachbargruppen gehoben. Fügen wir noch hinzu, daß es beſonders die gottverliehene Gewalt und Macht des Apoſtelfürſten iſt, die auf unſerem

Sarkophag hervorgehoben wird. In allen drei Gruppen trägt er nämlich den Stab in der Hand. Der Stab aber iſt Sinnbild der Macht; der Bildhauer läßt deshalb in der oberen Bilderreihe den Erlöſer das Wunder der Waſſerverwandlung und der Auferweckung des Lazarus durch Berührung mit einem Stab ausführen, obgleich das Evangelium bei der Erzählung der fraglichen Ereigniſſe davon nichts berichtet. Welche Macht nun und welche Gewalt iſt durch den Stab des Petrus angedeutet? Die Wundermacht kann es natürlich nicht ſein, denn auch in den Gruppen, da ihm ſeine Verleugnung angekündigt und er von den Juden ergriffen wird, trägt er den Stab in der Hand. Es kann alſo nur die Gewalt über die Schätze des Heils gemeint ſein, die dann in zweiter Linie auch die Gewalt über die Gläubigen einſchließt, inſofern die Gewalt über die Heilsgüter auch die Vollmacht mit ſich bringt, Unwürdige von der Teilnahme an denſelben und dadurch vom Reiche Gottes auszuſchließen [1].

Die durch Chriſtus vermittelte Gnade aber konnte in der Bilderſprache der Väterzeit ſehr paſſend durch den aus dem Felſen quellenden Strom ausgedrückt werden. Denn der Fels bedeutet in dieſer Bilderſprache den Erlöſer; „der Fels war Chriſtus", ſagt der hl. Paulus von dem Felſen, der die Juden auf der Wanderſchaft in der Wüſte tränkte (1 Kor. 10, 4). Die Gnade aber, welche der Herr durch ſeinen Tod uns erworben hat, dachte man ſich verſinnbildet durch das Blut und Waſſer, welches nach dieſem Tode auf den Stoß der Lanze aus ſeiner Seite floß. Namentlich die Taufe, durch welche ja die Gnade Chriſti zunächſt vermittelt wird, ſah man in dem Waſſer angedeutet, welches der Seitenwunde des Herrn entſtrömte. Die Worte des Propheten Iſaias: „Eröffnet wird werden der Fels, und Waſſer wird hervorfließen, und mein Volk wird trinken", wurden nach Cyprian erfüllt, als „Chriſtus, der ja der Fels iſt, durch den Lanzenſtich eröffnet wurde"; im Trinken des Waſſers erblickt er dann den Empfang der Taufgnade. Ähnlich redete ſchon vor ihm Tertullian. Papſt Sixtus III. (432—440) brachte in der Taufkirche des Lateran eine Inſchrift an, in der es heißt:

[1] Die Bemerkung iſt vielleicht nicht überflüſſig, daß man Deutungen, wie ſie oben vom Stab in der Hand des hl. Petrus gegeben wurden, nicht als Spitzfindigkeit und Deuteln betrachten und verlachen darf. Dem Bildhauer ſtehen zum Ausdruck von Begebenheiten nicht gar viele Mittel zu Gebote, er iſt alſo faſt notwendig auf den Gebrauch von Sinnbildern angewieſen, wenn er die Perſonen in den dargeſtellten Ereigniſſen kenntlich machen will. Ein Vergleich der vielen Darſtellungen auf den ſtrittlichen Steinſärgen zeigt in der That, daß eine feſte Zeichenſprache auf denſelben zur Anwendung kommt. Orientalen z. B. werden durch die ihnen eigentümliche Mütze und Beinkleider kenntlich gemacht. Die Juden tragen runde Barette und kurze Lederröcke. Beſonders angeſehene Perſonen ſitzen auf Lehnſeſſeln und laſſen die Füße auf einem Schemel ruhen u. ſ. w.

Hier den lebendigen Quell, der die Sünden tilget der Erde,
Siehſt du vor Augen; er ſtrömt her aus der Seite des Herrn,

und den gleichen Gedanken ſprechen im 5. Jahrhundert Papſt Leo d. Gr. wie Auguſtin, Rufinus wie Hieronymus, Chryſoſtomus wie Cyrill von Alexandrien übereinſtimmend an den verſchiedenſten Punkten des Erdkreiſes aus [1]. Wem aber dieſe Gedanken geläufig waren, und ſie waren, wie wir zeigten, allen Chriſten der erſten Zeiten geläufig, der mußte auf unſern bildlichen Darſtellungen ſofort in dem Felſen den Erlöſer, in der Öffnung des Felſens Chriſti Seitenwunde, in dem hervorquellenden Waſſerſtrom den Strom ſeiner Gnaden erkennen.

In ähnlicher Weiſe wie auf dem beſprochenen Steinſarg iſt auch unverkennbar auf einer ganzen Reihe anderer Sarkophage Moſes am Quell als Sinnbild des Apoſtelfürſten gedacht. P. Marchi meinte ſogar ſo weit gehen zu können, daß er alle derartigen Moſesbilder als Darſtellungen des Apoſtelfürſten betrachtete. Dieſe Behauptung mag nun von Übertreibung nicht frei ſein, aber wenn man auch einem Teile der Moſesdarſtellungen die Beziehung auf Petrus abſpricht, ſo bleibt jedenfalls noch eine anſehnliche Zahl von ſolchen übrig, in welchen dieſe Beziehung nicht geleugnet werden kann und der Künſtler oder ſein Auftraggeber ganz offenbar Moſes nur als Sinnbild des Petrus auffaßte.

Während ſo dem Fleiß der Altertumsforſcher eine ganze Reihe von ſchönen Entdeckungen gelang, war das Goldglas, das zu ihnen den Schlüſſel geboten hatte, noch immer das einzige in ſeiner Art geblieben. Doch es ſollte nicht immer das einzige bleiben. In einer Handſchrift des Vatikans, welche eine Beſchreibung der Kunſtſammlung des Advokaten Mariotti enthielt, fand der Altmeiſter der chriſtlichen Archäologie, de Roſſi, die Erwähnung eines zweiten ähnlichen Glaſes, dem ebenfalls der Petrusname beigeſchrieben ſein ſollte. Mariottis Sammlung war nun großenteils von der vatikaniſchen Bibliothek erworben worden; hier alſo war Hoffnung, das einſtweilen verſchollene Goldglas wieder aufzufinden, und hier fand man es in Wirklichkeit. Als der Direktor des numismatiſchen Kabinetts, Profeſſor Teſſieri, das chriſtliche Muſeum der Vaticana von neuem

---

[1] Vgl. *Cyprian.*, Epist. 63, n. 8 (*Hartel* p. 706); *Tertullian.*, De bapt. c. 9 et 16 (*Reifferscheid-Wissowa* p. 208. 214); Sixtus' III. Inſchrift ſ. bei *H. Grisar*, Analecta I, 106; *Leo M.*, Epist. 16, c. 6 (*Migne*, P. lat. LIV, 701); *August.*, De civ. Dei lib. 15, c. 26 (ibid. XLI, 472); *Hieron.*, Epist. 69 ad Ocean. n. 6 (ibid. XXII, 660); *Rufin.*, Comment. in symb. ap. n. 23 (ibid. XXI, 361); *Chrysost.*, In Io. hom. 85, al. 84, n. 3 (ibid. P. graec. LIX, 463); *Cyrill. Al.*, In Io. 12 (ibid. LXXIV, 677).

[illegible] unter den ausgeschiedenen und als unnütz beiseite ge- [illegible] Gegenständen ein fast völlig undurchsichtig gewordenes Glas aus [illegible]. Als er es reinigte und durchsichtig machte, ergab sich, [illegible] das von Mariotti besessene Goldglas in der Hand hatte. Die [illegible] ist dem älteren Exemplar ganz ähnlich; der Hauptunterschied [illegible] darin, daß nur der Fels, nicht auch, wie auf dem Boldettischen Gold- [illegible] der demselben entquellende Wasserstrom dargestellt ist. Außerdem [illegible] der Name Petrus über der Gestalt des Apostelfürsten, genauer [illegible] ihm und dem Felsen, nicht neben ihm, wie bei der älteren Dar- [illegible]. Durch Abbildungen ist dann gerade dieses mariottische Glas das bekanntere geworden [1].

Eine dritte, durch die Beischrift des Petrusnamens ausgezeichnete Darstellung des Moses konnte de Rossi im Jahre 1874 der gelehrten Welt zur Kenntnis bringen. Sie stammte diesmal nicht aus Rom, sondern von jenseits des adriatischen Meeres. In Podgoritza, dem alten Doclea in Dalmatien, hatte man nämlich eine Art von großer Patene aus weißem durchscheinendem Glas gefunden, in deren Mitte mit rohen Strichen das Opfer Abrahams eingeritzt war, während der nur wenig höhere Rand in gleich roher Zeichnung Daniel zwischen den Löwen, die drei Jünglinge im Feuerofen, Susanna, den verschlungenen und geretteten Jonas, den Sündenfall, die Auferweckung des Lazarus und endlich Moses-Petrus zeigte, der aber diesmal statt des Felsens mit seinem Stab einen Baum, wohl den Baum des Lebens, berührte und demselben einen Strom

[1] [illegible] Bull. di arch. crist. 1868, p. 3; Kraus, [illegible] Geschichte Roms I, 442.

Waſſers entlockte. Alle dieſe Darſtellungen waren mit erläuternden Beiſchriften verſehen. Der Direktor der franzöſiſchen Schule von Athen ſah dies koſtbare, ausgezeichnet erhaltene Kunſtwerk in der Sammlung des italieniſchen Konſuls zu Skutari (in Albanien?) und ſandte eine Zeichnung davon an de Roſſi, der nach derſelben die Patene veröffentlichte. Leider war aber

die wichtigſte der Beiſchriften, die Erläuterung des Quellwunders, in ſo ſchwer entzifferbaren Kurſivzügen in das Glas eingeritzt, daß de Roſſi den Namen Petrus freilich mit Sicherheit leſen konnte, um die Deutung des Reſtes ſich aber vergeblich abmühte. Ebenſo vergeblich waren ſeine Verſuche, die Platte ſelbſt zum Zwecke genauerer Anſicht und Erforſchung

nach Rom zugeſandt zu erhalten. Der Beſitzer mochte ſeinen Schatz nicht den Launen von Wind und Wellen anvertrauen, und der berühmte Archäologe hatte ſchon alle weiteren Bemühungen und Hoffnungen aufgegeben, als er nach einigen Jahren bei einem Beſuche in Paris zu ſeiner größten Überraſchung die Platte von Podgoritza dort in der Sammlung Baſilewski vorfand. Der Beſitzer derſelben war nämlich auf de Roſſis Bericht hin eigens nach Bosnien gereiſt, um das einzigartige Kunſtwerk aufzuſuchen, und hatte nicht geruht, bis er es in ſeinen Beſitz gebracht hatte. Es gelang nun de Roſſi, die Beiſchrift des Quellwunders mit ziemlicher Sicherheit zu enträtſeln. Sie lautete in der barbariſchen Recht- oder, wenn man lieber will, Falſchſchreibung des rohen Künſtlers: Petrus virga perquodset (percussit) fontes ciperunt quorere (coeperunt currere) — „Petrus ſchlug mit dem Stab, die Quellwaſſer begannen zu fließen.“ [1]

Auch im alten römiſchen Köln wurden Goldgläſer angefertigt, ja gerade am Rhein gelangte die Kunſt, ſolche herzuſtellen, zur höchſten Blüte. „Die römiſche Technik der Goldmalerei“, ſagt ein neuerer Forſcher von einer jetzt im Britiſchen Muſeum befindlichen Glasſchale, „iſt von dem rheiniſchen Künſtler in genialer Weiſe verwertet worden, welche künſtleriſch und techniſch alle Katakombenfunde weitaus übertrifft.“ [2] Auch auf Goldgläſern rheiniſchen Urſprungs iſt Petrus am Quell dargeſtellt, wenn auch allerdings Beweiſe, daß man den Moſes des Neuen Bundes darſtellen wollte, aus rheiniſchen Erzeugniſſen nicht beizubringen ſind.

2. Um die Beziehung zwiſchen Moſes und dem Apoſtelfürſten auszudrücken, konnte man einen doppelten Weg einſchlagen. Man konnte, wie es auf den bisher betrachteten Bildwerken geſchah, den Moſes darſtellen und ihm eine Beziehung auf Petrus geben. Man konnte auch unmittelbar den Apoſtelfürſten vor Augen führen, ihn aber in eine Situation verſetzen, die aus der Geſchichte des Moſes genommen iſt. Auch dieſer zweite Weg wurde verſucht in jenen altchriſtlichen Darſtellungen, auf welchen Chriſtus zwiſchen Petrus und Paulus ſteht und dem erſteren eine Rolle überreicht. Der Erlöſer hat zu ſeinen Füßen entweder die Himmelskugel oder er ſteht auf einem Berg, aus dem die vier Paradieſesflüſſe hervorquellen; es iſt

[1] Abbildung der Platte bei *de Rossi*, Bull. di arch. crist. 1877, tav. V—VI, und Kraus a. a. O. I, 614, Fig. 220. Erläuterungen dazu bei *de Rossi* l. c. p. 77—85.

[2] Ant. Kiſa, Die antiken Gläſer der Frau Maria vom Rath, geb. Stein, zu Köln (Bonn 1899) S. 96. Es handelt ſich um die in den Jahrbüchern des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande XLII (Bonn 1867), Taf. V abgebildete Schale.

alſo der verklärte, zum Himmel aufgefahrene Erlöſer, den der Künſtler hier vor Augen führen wollte, während die beiden Apoſtel auf der Erde, außerhalb des Berges oder der Himmelskugel, ſtehen. Die Rolle bedeutet das Geſetz des Neuen Bundes; das lehrt uns wieder die Inſchrift auf derſelben in einigen dieſer Darſtellungen. Dominus legem dat lautet dieſelbe auf einem Sarkophag von Arles, lex Domini auf einer in Porto gefundenen Scherbe. „Daraus ergiebt ſich nun", wie Garrucci ſchreibt[1], „eine augenfällige Zuſammenſtellung zwiſchen Moſes, dem nach der Lehre des hl. Hilarius (In ps. 63, 10) der Sohn Gottes auf dem Berge das Geſetz gab, und Petrus, dem Chriſtus ebenfalls auf einem Berge das Geſetz übergiebt; eine neue Beſtätigung der Geſetzgeberwürde, welche dem Petrus verliehen wurde und welche jener des Moſes im Alten Bunde entſpricht." Vielleicht hat übrigens die erwähnte Petrusdarſtellung ihr Vorbild in profanen Bildwerken der damaligen Zeit. „Die Kaiſer wurden dargeſtellt, wie ſie ein Buch mit ihren Befehlen denjenigen übergaben, welche ſie als Statthalter ausſandten, und dieſe empfingen es mit vom Pallium verhüllten Händen. Ein ausgezeichnetes Beiſpiel dafür bietet die Darſtellung auf dem Silberſchild, der von Theodoſius bei ſeinen Dezennalien an den Vikarius von Spanien geſandt wurde."[2] Auf den Malereien der Katakomben findet ſich die Übergabe des Geſetzes an Petrus ſelten dargeſtellt, de Roſſi vermochte erſt im Jahre 1887 ein einziges Beiſpiel einer ſolchen aufzuweiſen. Außerhalb der Katakomben aber iſt ſie ziemlich häufig. „Wir kennen bis jetzt", ſagte de Roſſi 1887, „Beiſpiele aus dem 4., 5. und 6. Jahrhundert auf Moſaiken, auf Sarkophagen aus Rom, Italien, Frankreich, auf Glasgefäßen, auf einer Devotionsmedaille, auf dem Graffito einer Marmortafel. Hinzufügen läßt ſich noch eine aus kleinen Figuren gebildete Gruppe auf einem Marmorrelief in gutem Stil aus dem 4. Jahrhundert."[3]

3. Blicken wir noch einmal auf die bisherigen Ausführungen zurück, ſo kann ſchon jetzt ſoviel als bewieſen gelten, daß die Auffaſſung, welche in Petrus den Moſes des Neuen Bundes ſah, im chriſtlichen Altertum eine weitverbreitete geweſen ſein muß. In Rom war dieſe Betrachtungsweiſe eine ganz gewöhnliche, und auch in dem übrigen Italien, Frankreich

[1] Storia dell' arte crist. III (Prato 1876), 148. [2] *Garrucci* l. c.

[3] Bull. di arch. crist. 1887, p. 27. Über den erwähnten Schild ſ. *Ch. Cahier*, Nouv. Mélanges d'archéologie. Curieusités mystérieuses (Paris 1874) p. 65—84 und planche VII.

und in Dalmatien muß ſie bekannt und verbreitet geweſen ſein. Soviel lehren uns die chriſtlichen Bildwerke. Inwiefern wird nun, was die Denkmäler uns lehren, durch geſchriebene Zeugniſſe ergänzt und beſtätigt?

Suchen wir dieſe Frage uns zu beantworten, ſo erhalten wir ein Bild, das einigermaßen überraſchen könnte. Diejenige Stadt, welche uns für die Auffaſſung Petri als des neuen Moſes ſo viel Belege in Glas und Stein bietet, liefert uns nicht ein einziges ſchriftliches Zeugnis, ein deutlicher Beweis, daß nicht alles ſchriftliche Spuren hinterlaſſen muß, was in der Wirklichkeit einen breiten Raum einnimmt. In Oberitalien dagegen iſt auch nach den litterariſchen Zeugniſſen Moſes als Vorbild des Petrus ſicher bekannt, in Afrika und Ägypten ebenfalls. Bei weitem die zahlreichſten und älteſten Belege aber finden wir weit über Dalmatien hinaus an der fernſten Oſtgrenze der altchriſtlichen Welt: in Meſopotamien bei den ſyriſchen Vätern. Doch all dieſe Ausſprüche knüpfen ſich an Worte der Heiligen Schrift; darum zunächſt eine Bemerkung über die Schriftauffaſſung, der dieſe Ausſprüche entſproſſen.

II.

Jedes Ereignis, das die Heilige Schrift erzählt, bot der frommen Betrachtung der erſten Chriſten eine doppelte Seite. Es iſt zunächſt natürlich Wirklichkeit, es iſt geſchehen, ganz ſo geſchehen, wie die heiligen Schriftſteller es erzählen, und wortwörtlich ſo zu verſtehen, wie es berichtet wird. Redet der hl. Johannes von einem Blindgeborenen, ſo meint er eben einen Blindgeborenen; ſagt er, daß Chriſtus deſſen Augen berührt und dem Lichte geöffnet habe, ſo iſt eben zu verſtehen, daß er ihm wunderbar das Licht wiedergab. Außerdem aber haben all dieſe Ereigniſſe noch eine andere Seite: ſie ſind Bilder, ſie bedeuten etwas. Sie haben alle eine verborgene Beziehung auf Chriſtus, die Kirche, die Seele des Einzelnen, und deuten in dieſer Hinſicht entweder an, was Gott Großes an Chriſtus, der Kirche, der Menſchenſeele gethan hat und noch thun will, oder lehren, was der Menſch Gott gegenüber thun ſoll. In dieſer Auffaſſung ſinnbildet der Blindgeborene die Seele des Ungetauften, die ohne Chriſtus blind für alle höhere Wahrheit iſt, und die Geſchichte ſeiner Heilung erinnert daran, daß Chriſtus die Seele erleuchtet, indem er in der Taufe ihr das Auge des Glaubens verleiht. In ähnlicher Weiſe wurde das Wunder des Jonas, ſchon der Heiligen Schrift nach ein Vorbild der Auferſtehung Chriſti, ebenſowohl auch zum Sinnbild dafür, daß wir alle vom Tod verſchlungen

und an ein ſchöneres Geſtade hinübergetragen werden, und überhaupt gewann alles und jedes, was die heiligen Urkunden erzählen, durch dieſe ſinnige Betrachtung doppelten Gehalt, höhere Bedeutung und Fruchtbarkeit. Nicht immer ſagen unſerem Geſchmacke die einzelnen Anwendungen dieſer Auffaſſungsweiſe zu, allein ihr Grundgedanke iſt berechtigt: ſie offenbart eine rührend tiefe Ehrfurcht vor dem Worte Gottes, ſie ermöglichte in jenen Zeiten mangelnder ſprachlicher und geſchichtlicher Kenntniſſe eine fruchtreiche Verwertung desſelben. „Den Vätern", ſagt ein proteſtantiſcher Schriftſteller, „fehlte der Leuchter zum Licht; wir haben den Leuchter, d. h. den grammatiſch-hiſtoriſchen Unterbau, aber nur in ſpärlichem Maße das Licht."

Beiſpiele für die genannte Art der Schriftbetrachtung bieten nun auch die Väterſtellen, welche in unſerer Sache von Belang ſind. So betrachtet z. B. Maximus von Turin[1] in einer ſeiner Reden den Abſchnitt des Lukasevangeliums, da Chriſtus am Seeufer predigt, vom ungeſtüm nachrückenden Volk immer weiter an den See herangedrängt wird, ſo daß er endlich von den zwei dort ankernden Schifflein das eine, welches dem Petrus gehört, beſteigt und von dort aus ſeinen Lehrvortrag fortſetzt. Sofort wird ihm dieſer Vorgang zum Symbol: das von Chriſtus erwählte Schifflein Petri bedeutet die Kirche, das andere von ihm verſchmähte Schifflein iſt die vom Herrn verworfene Synagoge.

„Des Petrus Schiff alſo hat er erwählt, das des Moſes verlaſſen, d. h. er verſchmähte die ungläubige Synagoge, erwählte die Kirche wegen ihres Glaubens. Denn zwei Anſtalten, gleichſam zwei Schifflein, ſind von Gott angeordnet, welche auf dem Meer dieſer Zeitlichkeit das Heil für die Menſchen erbeuten ſollten. Von dieſen beiden Fahrzeugen bleibt das eine am Ufer zurück, inhaltslos und leer, das andere wird aufs hohe Meer hinausgeführt, belaſtet und angefüllt (mit dem reichen Fiſchfang). Denn leer bleibt die Synagoge am Geſtade ſtehen, weil ſie Chriſtus ſamt den Sprüchen der Propheten verloren hat, belaſtet aber wird die Kirche zur Höhe emporgehoben, weil ſie den Herrn und die Lehre der Apoſtel aufgenommen hat. Die Synagoge bleibt am Ufer von Erde zurück, weil gleichſam in irdiſches Thun verſtrickt, die Kirche wird zur Höhe hinaufgerufen, weil ſie die Höhe und Tiefe der himmliſchen Geheimniſſe erforſcht. . . .

„Allein alſo dieſes Schifflein der Kirche beſteigt der Herr, in welchem Petrus als Befehlshaber (magister) aufgeſtellt iſt nach dem Worte des Herrn: Auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen." Kurz darauf wird die Kirche einfachhin „die Kirche des Petrus" genannt.

[1] Serm. 94; *Migne*, P. lat. LVII, 721.

Welche Bedeutung dieſe Ausführungen hier für uns haben, iſt klar. Nach des hl. Maximus Anſchauung iſt die Kirche ebenſo Schifflein des Petrus, wie die Synagoge Schifflein des Moſes iſt. Sie verhält ſich zu Petrus ebenſo, wie die Synagoge zum Heerführer des Alten Bundes ſich verhielt; Petrus iſt für Maximus der Moſes des Neuen Bundes.

An anderer Stelle wird von Maximus auch das Quellwunder in Beziehung zu Petrus gebracht.

„Der Waſſer aus dem Felſen hervorbrachte, konnte ohne Zweifel auch die Kirche auf den Felſenmann gründen“ [1]; und an anderer Stelle:

„Das iſt jener Petrus, dem der Herr die Gemeinſchaft ſeines Namens mit Freuden zugeſtanden hat. Wie nämlich nach dem Ausſpruch des hl. Paulus Chriſtus der Fels war, ſo iſt durch Chriſtus auch Petrus Fels geworden, da der Herr zu ihm ſprach: Du biſt Petrus, und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen. Denn wie in der Wüſte dem Volke des Herrn, da es dürſtete, Waſſer aus dem Felſen hervorquoll [durch die Vermittlung des Moſes], ſo entſprang für die ganze Welt, welche an der Dürre des Unglaubens verſchmachtete, aus dem Munde des Petrus der Quell des heilbringenden Bekenntniſſes.“ [2]

Der Gedanke, dem Maximus hier Worte leiht, iſt auch dem hl. Auguſtin nicht fremd. Da er einmal ſeine Betrachtungen an die eingehende Auslegung des Quellwunders anknüpft, wird alles an demſelben für ihn ein Sinnbild, der Fels, der hölzerne Stab, das hervorbrechende Waſſer und ebenſo auch Moſes, der den Zweifel im Herzen hatte, als er den Felſen ſchlug. „Es zweifelte Moſes, als das Holz den Felſen berührte, es zweifelten die Jünger, als ſie den Herrn am Kreuzesholz ſahen. . . . Ihr Vorbild war Moſes, er war ein Vorbild des Petrus, der dreimal leugnete.“ [3] Auch anderswo ſtellt er Petrus als „Hirten der Kirche“ in Vergleich mit Moſes, dem „Leiter der Synagoge“. An letzterer Stelle erfordert allerdings der Zuſammenhang eine genauere Betrachtung.

In ſeiner Feindſchaft gegen das Alte Teſtament hatte der Manichäer Fauſtus auch die große Geſtalt des Moſes mit ſeinen Nergeleien nicht verſchont und ihm vorgeworfen, er habe ja nach dem Bericht der Heiligen Schrift ſelbſt an dem Ägypter einen Totſchlag begangen. Der verſtändnisloſe Ausfall giebt dem großen Kirchenlehrer Gelegenheit zu ſehr bedeutungsvollen und lehrreichen Darlegungen. Wenn ein Stück Land, ſo führt er aus, gewaltiges Unkraut treibe, ſo pflegten die Landleute es deshalb noch nicht für wertlos zu halten, ſondern ſie urteilten im Gegenteil, bei gehöriger Pflege müſſe es ebenſo auch im ſtande ſein, einen reichen Ertrag von Weizen zu liefern. Ähnlich verhalte es ſich mit den Menſchen.

[1] Serm. 66; *Migne*, P. lat. LVII, 666 a. [2] Hom. 68; *Migne* LVII, 394.
[3] Serm. 352, cap. I, n. 4; *Migne* XXXIX, 1554.

Die Naturanlage, welche bei gehöriger Leitung und Zucht zu außergewöhnlichen Tugenden ſich entfalten könne, werde beim Mangel an Leitung auf ihren Irrwegen auch zu nicht gewöhnlichen Mißgriffen ſich hinreißen laſſen, und inſofern könnten unter Umſtänden große Verirrungen geradezu die Vorboten von ſpäteren großen Tugenden ſein. So ſei es bei Moſes der Fall geweſen, ſo bei Petrus, der bei der Gefangennahme des Herrn das Schwert zog, ſo bei Paulus, der als Verfolger der Kirche begonnen habe. „Inwiefern alſo", ſo ſchließt Auguſtin ſeine Antwort an Fauſtus, „inwiefern iſt es auffallend, wenn Petrus nach dieſer Sünde der Hirt der Kirche wurde, wie Moſes nach der Tötung des Ägypters Leiter jener Synagoge war?" [1] Der Vergleich geht hier freilich zunächſt nur darauf, daß der eine wie der andere trotz einiger Fehlgriffe zu hohen Würden aufſtieg, und beſagt an und für ſich nicht die Gleichheit dieſer Würden ſelbſt. Daß aber der heilige Kirchenlehrer auch dieſe im Auge hatte, folgt aus der Ähnlichkeit der Titel, mit denen er beide belegt (pastor ecclesiae, rector synagogae), und daraus, daß er den vorher erwähnten Paulus in ſeinem Vergleich zu Gunſten des hl. Petrus ganz beiſeite läßt.

Verlaſſen wir jetzt Italien und Weſtafrika, um uns zum Morgenland zu wenden, ſo treffen wir dieſelbe Auffaſſung auch bei dem ägyptiſchen Einſiedler Makarius an, der gegen Ende des 4. Jahrhunderts in der Sketiſchen Wüſte lebte und Ermahnungsreden an ſeine Mönche hinterlaſſen hat. In einer derſelben heißt es ausdrücklich, Petrus ſei an die Stelle des Moſes getreten. Niemand auf Erden, ſo führt er aus, werde von Leiden verſchont, und dieſen Satz belegt er dann durch Beiſpiele aus der Heiligen Schrift:

„In alter Zeit mußten Moſes und Aaron, obſchon ſie das Prieſtertum bekleideten, vieles leiden. Kaiphas aber, der den Lehrſtuhl jener beiden inne hatte, hat dann ſeinerſeits den Herrn verfolgt und verurteilt, was aus Ehrfurcht vor dem Prieſtertum unſer Herr geſchehen ließ. Ebenſo wurden die Propheten von dem eigenen Volk verfolgt. Dann trat Petrus an die Stelle des Moſes, indem die neue Kirche Chriſti und das wahre Prieſtertum ihm übergeben war. Jetzt nämlich findet die Taufe im Feuer und dem Heiligen Geiſte ſtatt, und die Beſchneidung geſchieht am Herzen, denn der Heilige Geiſt, der vom Himmel kommt, wohnt in unſerer Seele. Aber auch dieſe Vollkommenen (des Neuen Bundes) ſind ... nicht frei von Prüfungen u. ſ. w." [2]

Der Gedanke, daß Petrus es iſt, der die Waſſer der Gnade dem Felſen entſtrömen läßt, begegnet uns hier von neuem. Denn man beachte, welche Stellung der weltabgeſchiedene Einſiedler der Wüſte dem Prieſtertum in der Heilsordnung des Neuen Bundes anweiſt. Die vollendete Heiligkeit,

[1] Contra Faustum lib. 22, cap. 70; *Migne*, P. lat. XLII, 445.

[2] *Macarii Aegyptii* Hom. 26, n. 23; *Migne*, P. graec. XXXIV, 689.

nach welcher der Einſiedler ſtrebt, iſt nach ſeinen Worten freilich ein Werk des Heiligen Geiſtes, der in der Seele wohnt. Aber geſchieht die Heiligung auch wieder nicht ohne Sakramente — d iſt ausdrücklich genannt — und das Prieſtertum. An der Spitze teſtamentlichen Prieſtertums aber ſteht Petrus; von ihm ſtamm wie das Prieſtertum des Alten Bundes von Moſes und Aaro es folglich, durch den die Ströme der Heiligung zu den Seelen zelnen gelangen.

Ganz geläufig iſt der Vergleich zwiſchen Moſes und Pe ſyriſchen Schriftſtellern. Schon der älteſte derſelben, Aphraates ſagt in einer langen Vergleichung des Moſes mit Chriſtus, de „Moſes ließ dem Felſen Waſſer für ſein Volk entſtrömen, u ſandte Simon den Felſen, daß er ſeine Lehre den Heiden brächt Fels, der in der Wüſte das Waſſer entſtrömen läßt durch Ve des Moſes, iſt alſo in dem Bilde gleichgeſetzt dem Petrus, von wahre Lehre entſtrömt, natürlich nicht durch Vermittlung eine der die Stelle des Moſes verträte, ſondern Petrus ſelbſt iſt ſ Fels, der das Waſſer giebt, als der Moſes, der es ihm entloc oft finden ſich ähnliche Vergleiche bei Ephräm dem Syrer († 3 einer Rede auf die Verklärung Chriſti vergleicht er die verſchied ſonen, welche Zeugen derſelben waren.

„Da ſchauten", heißt es, „die Fürſten des Alten Bundes die F Neuen. Es erblickte Moſes der Heilige Simon den Geheiligten, d verwalter des Vaters den Stellvertreter des Sohnes (Ἶδεν ὁ οἰκο Πατρὸς τὸν ἐπίτροπον τοῦ Υἱοῦ). Jener hatte das Meer geteilt, damit inmitten der Fluten wandere, dieſer aber errichtete ein Zelt, um die Kirche Und weiterhin ſchaute der Jungfräuliche des Alten Teſtamentes den Jun des Neuen Bundes, Elias den Johannes, er, der den feurigen Wag jenen, der an der Bruſt der Flamme ruhte." [2]

Die Rede liegt uns zunächſt nur in einer griechiſchen Ü vor, welche erſt nach dem Konzil von Chalcedon angefertigt ſ weil die Kunſtausdrücke des dort formulierten Dogmas in ar Weiſe verwertet ſind. Daß aber die Rede im großen und ga hl. Ephräm herrührt, wird dadurch nicht ausgeſchloſſen. Stücke ſelben finden ſich im ſyriſchen Urtext im Brevier der Maroni

[1] Demonstratio 21. n. 10; ed. Parisot O. S. B. (Paris. 1894) p
[2] *S. Ephraem*, Opp. graec. II (Romae 1743). 44.

auch in armeniſcher Überſetzung liegt ſie vor[1], auf jeden Fall alſo iſt ſie ein Zeugnis aus der ſyriſch redenden Kirche. Anderswo ſtellt Ephräm ſeine Betrachtung darüber an, daß Chriſtus den Saal des Abendmahles gerade durch Petrus und Johannes bereiten ließ. Der Abendmahlsſaal erſcheint ihm als Sinnbild der Kirche; zum Bau und zur Ausſchmückung derſelben „beſtellte er den Simon den Heiligen an die Stelle des Moſes und den Sohn des Zebedäus an die Stelle des Joſue, des Sohnes des Nun“[2]. Ein andermal verweilt Ephräm wiederum weniger in ſtreng wiſſenſchaftlichem Nachdenken als in frommem Sinnen bei dem Bild des greiſen Simeon, der das Jeſuskind auf den Armen trägt, und giebt den Gedanken freien Lauf, die dabei in ihm aufſteigen. Simeon iſt nach ſeiner Anſicht ein Prieſter geweſen. So überdenkt er denn, wie von Moſes ſich das Prieſtertum fortgepflanzt hat bis auf ihn, wie derjenige, den Simeon in ſeinen Armen trägt, dieſem vorbildlichen Prieſtertum ein Ende bereiten wird, damit von einem andern Simeon oder Simon — die beiden Namen ſind dem Syrer die gleichen — ein neues Prieſtertum ſeinen Anfang nehme. Den Erlöſer alſo erblickt Ephräm zwiſchen zwei Prieſtern gleichen Namens, von denen der eine am Ende, der andere am Anfang eines Prieſtergeſchlechtes ſteht; von dem einen Simeon nimmt er, was er dem andern giebt.

„Simeon im Tempel“, heißt es, „übergab dem Herrn das Prieſter- und Prophetentum, das er von Moſes erhalten hatte. . . . Der Herr aber, damit er zeige, daß er die Schlüſſel von den vorausgehenden Hausverwaltern in Empfang genommen habe, ſprach zu Simon: Dir will ich die Schlüſſel der Thore geben. Wie aber hätte er ſie übergeben, wenn er ſie nicht ſelbſt zuvor in Empfang genommen hätte? Die Schlüſſel alſo, die er vom Prieſter Simeon erhalten hatte, gab er dem andern Simeon dem Apoſtel, damit, wenn das Volk auf den erſten Simeon nicht hörte, die Völker auf den zweiten Simeon hören möchten.“[3]

Ein hervorragender Lehrer bei den neſtorianiſchen Syrern iſt Nerſes, geſtorben etwa 496, von den Anhängern ſeiner Sekte als die Zither des Heiligen Geiſtes, die Zunge des Orients, als Lehrer der Lehrer und Ozean des Wiſſens geprieſen. In einer Rede auf das Pfingſtfeſt führt er einen Vergleich aus zwiſchen dem Geſetz, das durch Moſes, und

[1] Vgl. P. Pius Zingerle, Ausgewählte Schriften des hl. Ephräm von Syrien I (Kempten 1870), 231.

[2] Serm. 2 in hebd. sanct. n. 4; S. Ephraem Syri hymni et sermones, ed. Th. J. Lamy I (Mechliniae 1882), 373.

[3] Sermo de Domino nostro n. 51. 52; *Lamy* I, 264. 268.

dem Geſetz, das durch Petrus gegeben wurde, und ſagt dabei unter anderem auch folgendes:

„Voll Majeſtät und Freude findet auch der Fürſt der Zwölfe ſich ein, und Friede herrſcht in der Seele ſeiner Genoſſen. Moſes ſpricht: Von Furcht und Zagen ſind voll meine Gedanken, und Simon verkündet Hoffnung, Liebe und Glauben. Moſes zerriß das Gewand, welches der Bräutigam der Braut geſandt hatte, und Simon bekleidet die Kirche der Heiden mit dem Gewand der Herrlichkeit. Simon ließ einen neuen Ruf erſchallen im Lande Roms und lehrte jene den Weg der Herrſchaft eines einzigen Schöpfers. Der Fürſt der Apoſtel erhielt zum Anteil die Mutter über alle Städte und pflanzte in ihr wie in einem Haupte ein die Augen des Glaubens.“ [1]

Bei den jakobitiſchen Syrern iſt dieſelbe Anſchauung in einigen Gebeten der Liturgie ausgeſprochen. „Vorbilder (der heiligen Weihen)“, heißt es im Ritus der Biſchofsweihe, „hat er durch Moſes verliehen, die Erfüllung in Wahrheit aber ſelbſt durch ſeinen geliebten Sohn dem Petrus erteilt und durch ihn der ganzen heiligen Kirche bis zum Ende der Zeiten.“ [2] Bei der Weihe des Chriſams kommt ein Gedanke zum Ausdruck, den wir ſchon aus Ephräm kennen: bei der Verklärung Chriſti trafen ſich die Vertreter des Alten und Neuen Bundes, „und es übergaben die Alten den Neuen ihre Würde als Verwalter des Hauſes, und es übergab Moſes die Schlüſſel dem Simon“ [3].

Wenn man nicht an Worten hängt, ſondern auf die Sache ſieht, ſo reden übrigens von Petrus als dem neuen Moſes alle jene Kirchenväter, welche ihn als Fürſten der Apoſtel, als Führer des chriſtlichen Volkes bezeichnen oder die Herde Chriſti, die Kirche, den Erdkreis ſeiner Obhut anvertraut ſein laſſen. Derartige Stellen giebt es in Menge. Sogar ein jüngſt der Kenntnis weiterer Kreiſe vermittelter Brief eines Monophyſiten nennt Petrus einfachhin „unſern (der Chriſten) Führer“ [4], und Ephräm der Syrer läßt den Heiland vor der Himmelfahrt ſeine Herde ebenſo dem Petrus anvertrauen, wie Johannes der Täufer, als er vom Kerker aus ſeine Jünger zum Erlöſer ſandte, dies nach Ephräms Anſicht deshalb that, um die Seinigen Chriſtus dem Herrn zu überweiſen [5].

[1] Citiert bei *G. E. Khayyath*, Syri orientales (Romae 1870) p. 8.

[2] *H. Denzinger*, Ritus orientalium II (Würzburg 1864), 95; cf. p. 88. *Abrah. Ecchellensis*, De origine nominis papae lib. 2, cap. 23; *Roccaberti*, Bibliotheca I (Romae 1695), 46.

[3] Iacobitarum Rituale in consecratione chrismatis in explicatione huius sacramentis p. 25. *Ecchellensis* l. c. 2, 23; *Roccaberti* l. c. p. 46.

[4] Die ſogen. Kirchengeſchichte des Zacharias Rhetor, herausgegeben von Ahrens und Krüger (Leipzig 1899), S. 39.

[5] Sed Ioannes cum videret cursum vitae suae consummatum esse, gregem suum principi pastorum tradidit, sicut et Dominus mortis suae tempore gregem

Überblicken wir die vorgelegten Beweisſtellen, ſo ſind ihrer ja allerdings nicht ſo gar viele, aber ſie ſtammen aus allen Teilen des chriſtlichen Erdkreiſes und möchten alſo genügend darthun, daß man ziemlich allgemein in der älteſten chriſtlichen Zeit in dem großen Heerführer des Alten Bundes ein treffendes Vorbild des Apoſtelfürſten erkannt hat. Es iſt dabei an und für ſich gleichgültig, ob dieſe Auffaſſung von der Tiber aus nach Afrika und ins Uferland des Euphrat und Tigris übertragen worden iſt, oder ob man in den verſchiedenen Himmelsgegenden ſelbſtändig auf den Vergleich verfiel. Jedenfalls iſt er überall in der Chriſtenheit als treffend anerkannt worden.

Dabei iſt eines zu bemerken, daß nämlich nicht nur in irgend einer einzelnen Beziehung die Führer des auserwählten Volkes miteinander verglichen werden. Petrus rückt vielmehr einfachhin und ganz und voll in die Stelle des Moſes ein. Auch ſonſt kommt nämlich derſelbe Vergleich wohl vor. So wurde z. B. nach dem Worte des hl. Baſilius Gregor der Wunderthäter eben wegen ſeiner zahlreichen Wunder „ſelbſt von den Feinden der Wahrheit ein neuer Moſes genannt“. Kaiſer Konſtantin erhält von Euſebius den gleichen Ehrennamen, weil er ſeine Jugend am Hofe der Feinde Gottes zubrachte, die er ſpäter beſiegte [1]. Auf den Gotenbiſchof Ulfilas wandten ſeine arianiſchen Freunde Auxentius und Kaiſer Konſtantius den nämlichen Vergleich an, weil er ſeine Goten über die Donau in neue Wohnſitze führte und dadurch von der Verfolgung befreite [2]. Allein all dieſe werden doch nur in eingeſchränktem Sinn, nur unter einer beſondern Beziehung durch jenen Beinamen ausgezeichnet. Schlechthin und ohne einſchränkenden Zuſatz dagegen trägt ihn nach dem Apoſtelfürſten nur deſſen Amtsnachfolger, und zwar ſchon im Altertum

---

suum, ut pastoralem curam, quam de eo gereret, demonstraret, pastorum presbytero Petro tradidit. Evangelii concordantis expositio facta a s. Ephraemo, ed. G. Moesinger (Venetiis 1876) p. 101.

[1] *Basilius*, De Spir. s. cap. 29, n. 74; *Migne*, P. graec. XXXII, 206. *Euseb.*, Vita Const. 1, 12; P. graec. XX, 925.

[2] Sicuti Deus per Moysem de potentia et violentia Faraonis et Egyptorum populum suum liberavit et rubrum mare transire fecit et sibi servire providit, ita et per sepe dictum Deus confessores sancti filii sui unigeniti de varbarico liberavit et per Danubium transire fecit et in montibus secundum sanctorum imitationem sibi servire decrevit. Auxentius, abgedruckt bei M. Müller, Vorleſungen über die Wiſſenſchaft der Sprache, bearbeitet von C. Böttger (Leipzig 1866), S. 372. Vgl. Konſtantius bei *Philostorg.*, Hist. eccl.; *Migne*, P. graec. LXV, 470.

und ſpäter noch das ganze Mittelalter hindurch. So nennt z. B., um mit den ſpäteſten Zeugniſſen zu beginnen, Papſt Eugen IV. das Auftreten des Basler Konzils gegen den Stellvertreter Chriſti ſchlimmer als die Auflehnung des Kore, Dathan und Abiron gegen Moſes; denn „mehr iſt das Volk der Chriſten als das der Juden, heiliger die Kirche als die Synagoge, und der Stellvertreter Chriſti ſteht höher als Moſes an Autorität und Würde“ [1]. Petrus Cellenſis beginnt ein Schreiben an Alexander III. mit den Worten: „Wie einſt die höchſten und ſchwierigſten Fragen vor Moyſes gebracht wurden, ſo nimmt jetzt die ganze Kirche Gottes zu des hl. Petrus und deinem Thron ihre Zuflucht.“ [2] Der hl. Bernhard nennt Eugen III. „einen Moſes an Autorität“ [3]. Die griechiſche Kirche ſingt am Feſte des hl. Leo des Großen von deſſen Schreiben gegen Eutychius: „Als Nachfolger Petri mit deſſen Vorrang ebenſowohl bekleidet als mit ſeinem glühenden Eifer, ſchreibt auf Gottes Antrieb Leo den Tomus. Von Gott geleitet, haſt du die Lehren der Gottesfurcht wie auf von Gottes Hand beſchriebenen Tafeln eingegraben, indem du wie ein zweiter Moſes der Verſammlung der hochehrwürdigen Lehrer erſchieneſt.“ [4] Schon in den Wirren, welche auf das Konzil von Epheſus folgten, richten mehrere Biſchöfe aus Kleinaſien, Thracien, Theſſalien ein gemeinſames Schreiben an Papſt Sixtus III., damit er, als ein neuer Moſes, aus den unlösbaren Wirren ihnen den Ausweg zeige. Die Verfaſſer des Schreibens bedurften allerdings eines Wegweiſers, denn ſie zeigten ſich in ſtarken Mißverſtändniſſen befangen. Die Lehre des hl. Cyrill von Alexandrien halten ſie für falſch und nennen ſie „die ägyptiſche Häreſie“. Das Konzil von Epheſus vermochte ihre Bedenken in dieſer Hinſicht nicht zu zerſtreuen; daß der anfängliche Gegner des Konzils, Johannes von Antiochien, mit ſeinem Anhang demſelben ſich unterworfen hat, bringt ſie vollends aus der Faſſung, und ihre Zuflucht iſt alſo nur mehr der Papſt. „Da Chriſtus durch den Lauf der Zeiten hin mit angelegentlichſter Sorge über dem Menſchengeſchlechte wacht, ſo hat er bei neuen Zeitbedürfniſſen auch neue Leuchttürme aufgeſtellt, um jene, die guten Willens ſind, recht

[1] Bulla ‚Moyses‘ 4 sept. 1439; *Hardouin*, Coll. Conc. IX, 1004.

[2] Epist. lib. I, 1; *Migne*, P. lat. CCII, 405. Cf. lib. II, ep. 171, p. 616: Haec sedes Petri, i. e. petra in qua Moyses residet, videlicet lex Dei immaculata convertens animas, fragosa quaeque haereticorum conciliabula elidit et allidit.

[3] De considerat. 2, 8; *Migne*, P. lat. CLXXXII, 751.

[4] *N. Nilles*, Kalendarium manuale I (Oeniponte 1896), 107.

ı führen, die Feinde zu widerlegen, die Lüge zu zerſtören, die Wahrheit ı bekräftigen. So unter den Bedrückungen Pharaos den ſeligen Moſes :gen Jamnes und Mambre, und für Simon den Magier den mächtigen ;ieger Petrus. In gleicher Weiſe hat er auch gegen die Feinde, welche tzt ſich erhoben haben, deine Heiligkeit auf den Leuchter geſtellt. Durch ich wird, wie wir zuverſichtlich hoffen, der Erdkreis von dem ägyptiſchen irrtum befreit werden; als neuer Moſes wirſt du dich zeigen und jegchen ägyptiſchen Häretiker niederſchlagen, jeglichen rechtgläubigen Israeliten ber retten. Tauſendfaches wird gegen die Wahrheit (jetzt) verbrochen, und ie reinſte Perle der Rechtgläubigkeit erleidet vielfache Anfeindung. . . .)aher iſt es jetzt an uns, welche einen Sturm von dreifacher oder noch ärkerer Gewalt erdulden und faſt in Räuberhand gefallen ſind, zu dem nſere Stimmen zu erheben, der von Gott zum Steuermann beſtellt iſt, nd ihn aus Liebe zur Wahrheit von allem in Kenntnis zu ſetzen; deiner)erablaſſung und Weisheit aber kommt es zu, eine Sache von ſo gevaltiger Bedeutung nicht für gering zu halten und unthätig ihrem Verlaufe zuzuſehen, ſondern ſie eifrig zu unterſuchen und die heilende Hand ınzulegen mit aller Standhaftigkeit und gottgefälliger Zuverſicht.“ [1]

C. A. Kneller S. J.

Die Kirche Chriſti und Harnackſche Curioſa [2].

5. Die Kirche Chriſti. Da nach Harnack [3] Chriſtus die Menſchen nur gelehrt hat, in Gott ihren Vater zu erkennen, ſo kann folgerichtig von einer Stiftung der Kirche durch Chriſtus keine Rede ſein. Die Kirche hat ſich zum Teil ganz natürlich aus den gegebenen Verhältniſſen entwickelt, zum Teil iſt ſie die Frucht menſchlicher Weisheit oder Thorheit.

Etwas ganz anderes lehren uns die Quellen. Im Evangelium leſen wir, daß Chriſtus dem Simon, dem Sohne Jonas', verſprochen hat: „Ich

[1] Epist. 4 inter Xysti epist. n. 1; *Migne*, P. lat. L, 593 sq.

[2] Vgl. unſere Kritik der Schrift: A. Harnack, Das Weſen des Chriſtentums (Leipzig 1900), in dieſer Zeitſchrift Bd. LX (1901), S. 48 ff. 154 ff.

[3] S. dieſe Zeitſchrift Bd. LX, S. 55 ff.

ſage dir, du biſt Petrus (der Fels), und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden ſie nicht überwältigen" (Matth. 16, 18). Alſo hat Chriſtus verheißen, er werde eine Kirche, und zwar eine einzige, „ſeine Kirche" bauen. Daß Harnack erklärt, dieſer Text ſei kein Herrenwort, iſt völlig belanglos[1]. Ferner hat Jeſus geſagt: „Wenn jemand die Kirche nicht hört, ſo ſei er dir wie ein Heide und Sünder" (Matth. 18, 17).

Chriſtus nennt die Kirche „das Reich Gottes" und „ſein Reich", und vergleicht dieſes Reich mit einer großen Familie, mit einem Weinberg, in dem viele Arbeiter ſind, mit einem Schafſtalle, zu dem Juden und Heiden als ſeine Herde gehören, mit einem Netze, in dem ſich gute und ſchlechte Fiſche finden, mit einem Acker, auf dem Weizen und Unkraut wächſt. Es iſt alſo von einer ſichtbaren Kirche die Rede.

Kein Wunder, daß unmittelbar nach der Sendung des Heiligen Geiſtes immer und immer wieder die Kirche erwähnt wird. So geriet „die ganze Kirche" in Furcht ob der Beſtrafung des Ananias und der Saphira (Apg. 5, 11). Es entſtand „eine große Verfolgung gegen die Kirche" (ebd. 8, 1), „Saulus verwüſtete die Kirche" (ebd. 8, 3). Der Heilige Geiſt hat die Biſchöfe geſetzt, „die Kirche Gottes zu regieren, die er mit ſeinem Blute erworben hat" (ebd. 20, 28). Wenn jemand ſtreitſüchtig iſt, ſo bedenke er: „Die Kirche Gottes hat eine ſolche Gewohnheit nicht" (1 Kor. 11, 16). „Verachtet ihr die Kirche Gottes?" (Ebd. 11, 22.) Traget bei „zur Erbauung der Kirche" (ebd. 14, 12). „Ich bin der geringſte Apoſtel; denn ich habe die Kirche Gottes verfolgt" (ebd. 15, 9). „Chriſtus iſt das Haupt der Kirche, er ſelbſt der Erlöſer ſeines Leibes. . . . Er hat ſich für ſie hingegeben, um ſie zu heiligen und zu reinigen durch das Bad des Waſſers im Worte des Lebens, damit er ſich eine herrliche Kirche ſchaffe, die keine Makel hat" (Eph. 5, 23 ff.). „Du mußt wiſſen, wie du wandeln ſollſt im Hauſe Gottes, welches iſt die Kirche des lebendigen Gottes, die Säule und Grundfeſte der Wahrheit" (1 Tim. 3, 15).

Die älteſten chriſtlichen Schriftwerke, die wir haben, reden alſo von der Kirche Chriſti als von etwas ſchon Beſtehendem, zum Chriſtentum Gehörigem; ſie kennen kein Chriſtentum ohne Kirche. Woher iſt aber die Kirche, wenn Chriſtus ſie nicht gegründet hat? Wie kamen ſchon die

[1] Vgl. übrigens dieſe Zeitſchrift Bd. L, S. 129 ff.

erſten Chriſten zu dem Glauben, daß Chriſtus ſich die Kirche ſelbſt bereitet habe, wenn das nicht wahr iſt?

Harnack meint, das ſei ſehr einfach: die Kirche ſei entſtanden durch die Abtrennung der Chriſten von der jüdiſchen Synagoge. Richtig! Wenn eine Kirche unter den erſten Bekehrten vorhanden war, ſo war ſie entſtanden durch Abtrennung von der Synagoge. Damit iſt aber noch nichts erklärt. Es fragt ſich: Wie kam die Abtrennung zu ſtande? Zur Beantwortung dieſer Frage brauchen wir keine neuen Theorien aufzuſtellen, die Quellen reden ganz deutlich.

Zuerſt wurde der Glaube an die Auferſtehung Jeſu und die Anerkennung ſeiner Meſſianität verlangt. Dann mußten die Glaubenden die Taufe empfangen und ſich den Vorſtehern der Kirche unterwerfen, die der Heilige Geiſt geſetzt hatte, die Kirche Gottes zu regieren. Dieſe drei Bedingungen waren unerläßlich, mit ihrer Erfüllung war aber die Kirche von ſelbſt gegeben. Daß Glaube und Taufe verlangt wurden, leugnet auch Harnack nicht. Aber die Einteilung der Getauften in Vorgeſetzte und Untergebene, in Regierende und Regierte, zumal der „monarchiſche Epiſkopat", das iſt der Stein des Anſtoßes.

Nun, ſo nenne uns doch Harnack eine von den Apoſteln gegründete Kirche, die nicht unter einem Biſchofe ſtand[1]. Der erſte Biſchof von

[1] Bei dem Verſuche, eine biſchofsloſe Urkirche zu finden, werden vielfach zwei ganz verſchiedene Dinge miteinander verwechſelt. Eine Anzahl zuſammenlebender Chriſten können wohl eine Chriſtengemeinde genannt werden, aber ſie bilden noch keine chriſtliche Kirche. Es kann Chriſtengemeinden geben ohne Biſchof und ohne Prieſter, es hat ſolche gegeben und giebt noch ſolche. In den Miſſionsländern ſteht an der Spitze eines Chriſtendorfes oft genug nur ein Katechiſt oder ein anderer Laienvorſteher. Für größere, von Chriſten bewohnte Gebiete iſt vielfach kein Biſchof beſtellt, ſondern ein „apoſtoliſcher Präfekt", d. h. ein einfacher Prieſter, dem die nötige biſchöfliche Jurisdiktionsgewalt übertragen iſt. Ähnliche Zuſtände nötigten beim Beginne des Chriſtentums zu ähnlichen Einrichtungen. Wenn ein Apoſtel eine kleinere oder größere Anzahl Neubekehrter taufte, hatte er nicht immer gleich einen Prieſter und noch viel weniger einen Biſchof bereit, um ihm die Leitung der Neubekehrten zu übertragen; der Gemeinde mußte notgedrungen eine Art von Selbſtverwaltung überlaſſen werden, ſpäter mußte ſie ſich vielleicht mit einem oder mehreren Prieſtern begnügen, bevor ſie einem Biſchof anvertraut wurde. Wenn man unter „demokratiſcher" oder „presbyterialer" Verfaſſung nichts anderes verſteht, ſo hat es derartige Zuſtände im Urchriſtentum zweifellos ebenſogut gegeben wie heutzutage. Das iſt aber nur etwas Thatſächliches und hat mit der prinzipiellen Verfaſſungsfrage gar nichts zu thun. Auch wenn jede Einzelkirche in ihrer vollendeten Geſtalt grundſätzlich eine biſchöfliche Verfaſſung haben muß, kann es doch unfertige Kirchen geben, in denen wegen hemmender Umſtände das Prinzip

Jeruſalem war Jakobus, der erſte Biſchof von Alexandrien war Markus, der erſte Biſchof von Antiochien war Petrus, der ſpäter Biſchof der römiſchen Kirche war, der erſte Biſchof von Korinth war Apollo, der erſte Biſchof von Epheſus war Timotheus, der erſte Biſchof von Kreta war Titus u. ſ. w.

Zum Teil wiſſen wir dies aus dem Neuen Teſtamente, zum Teil aus den älteſten Kirchenſchriftſtellern. Wir haben bereits aus dem 2. Jahrhundert Biſchofsliſten, die bis zu den Apoſteln hinaufſteigen. Hegeſippus bezeugt, daß er um die Mitte des 2. Jahrhunderts Biſchofsliſten angelegt habe. Im ſelben Jahrhundert ſchreibt Biſchof Polykrates von Epheſus, daß ihm aus ſeiner Familie bereits ſieben als Biſchöfe vorangegangen ſeien. Irenäus, Klemens von Rom, Ignatius der Märtyrer, Tertullian und andere bezeugen, daß die Apoſtel in den von ihnen gegründeten Kirchen Biſchöfe eingeſetzt haben. Sie laſſen uns auch nicht im Zweifel über das Weſen der Biſchofswürde[1]. Den Biſchöfen ſtand die höchſte Weihe-, Lehr- und Regierungsgewalt in ihren Kirchen zu.

Harnack findet es unbegreiflich, daß man ſchon im 2. Jahrhundert Biſchofsliſten für das ganze Jahrhundert aufſtellen konnte, das ſeit dem Tode der Apoſtel Petrus und Paulus verfloſſen war. Das iſt für ihn ein „breiter Graben", über den er nicht kann. „Es ſcheint, als ſeien wir genötigt, durch ‚verſuchte Ideen' unſerſeits die Kluft auszufüllen" (Chronol. I, 194 ff.).

Iſt es nicht viel natürlicher, zunächſt die Thatſache anzuerkennen, daß die älteſten Geſchichtsberichte nichts von einer biſchofsloſen Zeit des Chriſtentums wiſſen, und daß die älteſten Kirchenſchriftſteller, die über dieſen Gegenſtand reden, die Einſetzung der Biſchöfe auf die im Auftrage Chriſti handelnden Apoſtel zurückführen? Iſt dieſe Thatſache einmal angenommen, wie ſie durch die Quellen verbürgt wird, dann können wir der „verſuchten Ideen" entraten.

Thatſache iſt, daß Chriſtus die Apoſtel geſandt hat, zu lehren und zu taufen. Thatſache iſt, daß Chriſtus den Apoſteln geſagt hat: „Alles,

noch nicht verwirklicht iſt. Die Apoſtel haben durch ihre Handlungsweiſe gezeigt, daß eine fertige Kirche einen Biſchof haben muß.

[1] Für die genaueren Angaben verweiſe ich auf meine Praelectiones dogmaticae I, n. 333 sqq. Die (ehemalige) Behauptung Harnacks, daß es zwar ſehr früh in der Kirche Epiſkopen gegeben habe, daß dieſe aber lediglich Ökonomen der Gemeinden ohne Lehr- und Regierungsgewalt geweſen ſeien, zerſchellt an den geſchichtlichen Thatſachen und wird heutzutage kaum mehr von jemand verteidigt.

ıas ihr auf Erden binden werdet, wird auch im Himmel gebunden ſein; nd was ihr auf Erden löſen werdet, wird auch im Himmel gelöſt ſein" Matth. 18, 18). Und wiederum: „Empfanget den Heiligen Geiſt. Denen ihr die Sünden erlaſſet, denen ſind ſie erlaſſen; und denen ihr ſie ehaltet, denen ſind ſie behalten" (Joh. 20, 22). Thatſache iſt, daß die lpoſtel ſich Lehr- und Regierungsgewalt beilegten: „Es hat dem Heiligen Geiſte und uns gefallen, folgendes zu beſtimmen" (Apg. 15, 28). Paulus ınd Timotheus „durchwanderten die Städte und legten ihnen auf, die on den Apoſteln und Presbytern getroffenen Entſcheidungen zu beobachten" ebd. 16, 4). Thatſache iſt, daß die Apoſtel andern Männern die Lehr- ınd Hirtengewalt übertragen haben, wie z. B. Paulus dem Timotheus ınd Titus. Thatſache iſt, daß wir an der Spitze aller chriſtlichen Kirchen Biſchöfe finden, und daß dieſe Einrichtung als eine göttliche Anordnung etrachtet wird.

Ehe man „verſuchte Ideen" über den Urſprung des Epiſkopates aufſtellt, ſollte man zuerſt die geſchichtlichen Zeugniſſe hören und feſthalten, das ſie uns verbürgen, nicht aber vorgefaßten religionsphiloſophiſchen Theorien zulieb die Thatſachen leugnen oder ſo lange operativ behandeln, bis ſie zu den Theorien paſſen. Der Schimmer, den nach Harnacks Ausdruck die „Reichskirche" aus der Heiligen Schrift borgt, beſteht in ſehr ſoliden Thatſachen. Wie zufrieden wäre Harnack, wenn er für die Überbrückung der durch ſein aprioriſtiſches Syſtem geſchaffenen „Kluft" irgend einer Quelle ſo viel „Schimmer" entlehnen könnte!

Auch das Papſttum hat Chriſtus eingeſetzt, indem er Petrus zum Felſen ſeiner Kirche machte, ihm das Hirtenamt über ſeine geſamte Herde übertrug und ihn mit der Aufgabe betraute, ſeine Brüder im Glauben zu ſtärken. Auch dieſer bibliſche „Schimmer" war den Chriſten der erſten Zeiten ſchon hinreichend, um in ſeinem Lichte den römiſchen Nachfolger Petri als das Haupt der Geſamtkirche zu erkennen. Nicht die „römiſche Gemeinde" beſaß den Primat, nicht um einen undefinierbaren Ehrenvorrang handelte es ſich. Dieſes und ähnliches ſind leere Ausreden. Die älteſten Papſtverzeichniſſe bezeichnen beſtimmte Perſonen als Träger des Amtes, und die von den römiſchen Biſchöfen geſchriebenen oder an ſie gerichteten Briefe laſſen etwas ganz anderes erkennen als einen gehaltloſen Ehrenvorrang.

Nimmt man mit der katholiſchen Kirche die Einſetzung des biſchöflichen und päpſtlichen Amtes durch Chriſtus an, dann iſt die älteſte

Kirchengeſchichte klar und verſtändlich. Leugnet man dieſe Einſetzung, dann verfällt man auf Hypotheſen und Theorien, von denen eine die Widerlegung der andern iſt, und von denen keine eine befriedigende Erklärung giebt. Profeſſor Loofs meinte ſchon vor einigen Jahren: „Es würde eine Strafe ſein, alles durchleſen zu müſſen, was über die Verfaſſungsfrage (der Urkirche) bei uns ſeit 13 Jahren geſchrieben iſt.“[1] Dieſes Babel iſt die Folge des Widerſtandes gegen die geſchichtliche Wahrheit und in ſeiner Art auch ein Beweis für die Richtigkeit der katholiſchen Lehre.

Um die Kirche zu bekämpfen, bedient ſich Harnack eines Kunſtgriffes, der zwar nicht ungeſchickt iſt, aber auch nicht der wiſſenſchaftlichen Objektivität entſpricht. Zuerſt ſchildert er die vorgeblichen Zuſtände in den nichtunierten orientaliſchen Kirchengemeinſchaften.

„Der Verkehr mit Gott vollzieht ſich durch einen Myſterienkultus, durch Hunderte von kleineren und größeren wirkſamen Formeln, Zeichen, Bildern und Weihehandlungen, die, wenn ſie pünktlich und gehorſam beobachtet werden, göttliche Gnade mitteilen und auf das ewige Leben vorbereiten. Auch die Lehre als ſolche bleibt weſentlich unbekannt: in liturgiſchen Sprüchen tritt ſie allein in die Erſcheinung. Für neunundneunzig Prozent dieſer Chriſten iſt die Religion nur als Zeremonienritual vorhanden und in ihm veräußerlicht. Aber auch für die geiſtig geförderten Chriſten ſind all dieſe Weihehandlungen ſchlechthin notwendig; denn die Lehre erhält nur in ihnen die rechte Anwendung und den rechten Erfolg. Nichts iſt trauriger zu ſehen als dieſe Umwandlung der chriſtlichen Religion aus einem Gottesdienſt im Geiſte und in der Wahrheit zu einem Gottesdienſt der Zeichen, Formeln und Idole“ (S. 148).

Später wird dann bemerkt, die römiſch-katholiſche Kirche unterſcheide ſich in dieſer Beziehung nicht weſentlich von der orientaliſchen.

„In der That ſind die Stücke, die den griechiſchen Katholizismus beſtimmen, ſämtlich auch in dem römiſchen zu finden und werden von ihm unter Umſtänden ebenſo energiſch geltend gemacht wie von jenem“ (S. 155).

Alſo auch hier dieſelbe traurige Entartung.

Dazu kommt aber noch etwas anderes. Im Katholizismus hat ſich das römiſche Cäſarentum verewigt.

„Das iſt keine Kirche wie die evangeliſchen Gemeinſchaften oder wie die Volkskirchen des Orients; das iſt eine politiſche Schöpfung, ſo großartig wie ein Weltreich, weil die Fortſetzung des römiſchen Reiches. Der Papſt, der ſich ‚König‘

[1] Theol. Litteraturztg. 1896, S. 206 ff. Es handelt ſich eben um opinionum commenta, die ſchon der alte Cicero zu den Eintagsfliegen rechnet. Vgl. „Die neueren Forſchungen über die Anfänge des Epiſkopats“. Von St. v. Dunin-Borkowski. Freiburg 1900.

ennt und ‚Pontifex maximus‘ [1], iſt der Nachfolger Cäſars. Die Kirche, ſchon m 3. und 4. Jahrhundert ganz von römiſchem Geiſt erfüllt, hat das römiſche Reich in ſich wiederhergeſtellt.“ — Ein italieniſcher Prälat hat Gregor VII. angeſungen: „Sieh, wie groß die Gewalt des Bannes; was mit Strömen von Kriegerblut einſtmals Marius’ Heldenmut und des Julius Kraft erreicht, wirkſt du jetzt durch ein leiſes Wort.“ Nutzanwendung: „Wer wird hier angeredet, ein Biſchof oder ein Cäſar? Ich denke, ein Cäſar, oder vielmehr ein prieſterlicher Cäſar; ſo wurde es empfunden, ſo wird es noch heute empfunden.“

Nun, ich denke umgekehrt, ein Biſchof, ſo wurde es ehemals empfunden, ſo wird es noch heute von den Katholiken empfunden. Es mag ſein, daß Cäſaren es verſucht haben, mit leiſen oder lauten Worten ihre Meinung und ihren Willen andern aufzunötigen; aber wenn ihnen dieſer Verſuch glückte, ſo war es doch nur, weil hinter ihren Worten Säbelgeraſſel erklang. Das iſt ja gerade der Unterſchied zwiſchen einem Cäſar und einem Biſchofe, daß der Cäſar mit der Macht ſeines Schwertes, der Biſchof aber mit der Autorität ſeines Wortes regiert, daß der Cäſar ſich auf die phyſiſche Gewalt, der Biſchof ſich auf ſeinen moraliſchen Einfluß ſtützt. Die „Gewalt des Bannes“ macht doch keinen Cäſar aus. Sonſt, fürchte ich, finden wir das Cäſarentum ſchon in den Zeiten der Apoſtel, als der hl. Paulus den laſterhaften Korinther aus der Kirche ausſchloß und dem Satan zum Verderben des Fleiſches übergab, damit der Geiſt gerettet werde (1 Kor. 5, 5). Doch genug davon. Dieſe Deklamationen über das Cäſarentum der Päpſte ſind im Ernſt kaum für etwas anderes zu nehmen als für Schnickſchnack, eben gut genug, um akatholiſche Ohren damit zu kitzeln.

Der Kunſtgriff Harnacks beſteht alſo darin, daß er uns die Kirche zeigt als aufgehend in Zeremonienweſen und Cäſarentum und dann fragt: Das ſoll die Religion Chriſti ſein, wie ſie im Evangelium ſteht? Selbſtverſtändlich werden die meiſten Zuhörer oder Leſer einfach antworten: Gewiß nicht!

Und doch, welch eine Erſchleichung! Wo hat denn die katholiſche Kirche behauptet, daß alle Zeremonien und die ganze äußere Macht-

[1] Das hört ſich gerade an, als ob, ähnlich wie andere Monarchen ihre Erlaſſe beginnen: „Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen“ oder dgl., ſo der Papſt ſeine offiziellen Kundgebungen anhebe: „Wir Leo von Gottes Gnaden Pontifex maximus und König.“ Thatſächlich lautet der Anfang der päpſtlichen Bullen: „Leo, Biſchof, Diener der Diener Gottes.“ Wenn Katholiken vom Papſt ſprechen, ſo bedienen ſie ſich meiſtens des Ausdruckes „der Heilige Vater“. Jedenfalls würden ſie die Behauptung höchſt drollig finden, daß ſie dem Papſt mit denſelben Gefühlen gegenüberſtehen wie ein alter Römer ſeinem Cäſar.

entfaltung zu ihrem Weſen gehöre? Halten die Katholiken etwa die Kirche in den Katakomben nicht ebenſogut für die Kirche Chriſti wie die Kirche zur Zeit Innocenz' III.? Die richtige Antwort auf jene Frage Harnacks iſt alſo: Dem Weſen nach iſt die Religion und die Kirche Chriſti heute dieſelbe wie in den erſten Zeiten, in vielen unweſentlichen Dingen iſt ſie ſehr verſchieden; ſie würde auch dieſelbe Kirche bleiben, wenn ſie wieder hinabſteigen müßte in das Dunkel der Katakomben und all ihres äußeren Glanzes beraubt würde.

Außerdem aber enthält die Darſtellung Harnacks ſo viel Unrichtigkeiten, daß es genügt, auf einige derſelben aufmerkſam zu machen, um ſeinen ganzen Beweisgang zum Falle zu bringen.

Es iſt falſch, daß in der katholiſchen Kirche der Verkehr mit Gott ſich nur durch Hunderte von kleineren und größeren wirkſamen Formeln, Bildern und Weihehandlungen vollzieht. Es iſt falſch, daß die Lehre als ſolche weſentlich unbekannt bleibt und die Religion nur als Zeremonienritual vorhanden iſt. Es iſt falſch, daß all dieſe Weihehandlungen ſchlechthin notwendig ſind, da nach der Lehre der Kirche nicht einmal allen Sakramenten, geſchweige denn allen Sakramentalien eine ſolche Notwendigkeit zukommt. Falls Harnack die Zuſtände in der ruſſiſchen Kirche richtig ſchildert, ſo iſt es falſch, daß in dieſer Beziehung die römiſch-katholiſche Kirche ſich nicht weſentlich von jener unterſcheidet. Auf ſo handgreifliche Unrichtigkeiten einen Beweis aufbauen, heißt ſeinem wiſſenſchaftlichen Ernſt ein ſehr ſchlechtes Zeugnis ausſtellen.

Harnack fragt: „Wo iſt in der Verkündigung Jeſu auch nur eine Spur davon zu finden, daß man religiöſe Weihen als geheimnisvolle Applikationen über ſich ergehen laſſen ſoll?“ (S. 148.) Eine „Spur“? Nun, wenn es nur auf eine „Spur“ ankommt, ſo genügt es, daran zu erinnern, daß Jeſus ſeine Apoſtel ausgeſandt hat, zu taufen im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geiſtes, und daß er verſichert hat, wer nicht wiedergeboren werde aus dem Waſſer und dem Heiligen Geiſte, könne in das Himmelreich nicht eingehen. Wenn Harnack nach „Spuren“ für die Lehre von den Sakramenten ſucht, ſo ſind dieſe in jedem Lehrbuch der katholiſchen Religion ohne Mühe zu finden.

Niemand kann vernünftigerweiſe annehmen, daß Chriſtus für Menſchen, die aus Leib und Seele beſtehen und ſoziale Weſen ſind, eine rein innerliche Religion gepredigt habe, die gar nicht nach außen hervortrete und keinen gemeinſamen Kultus kenne. Der hl. Auguſtin war zwar kein

aufgeklärter Theologieprofeſſor des 19. Jahrhunderts; aber in Bezug auf die vorliegende Frage dürfte er doch ſchärfer und richtiger geurteilt haben, wenn er ſchreibt: „Es iſt gar nicht möglich, daß Menſchen ſich auf das Bekenntnis einer Religion, ſei dieſe nun wahr oder falſch, aneinander ſchließen ohne das einigende Band ſichtbarer Zeichen oder Sakramente; und weil dieſe Sakramente ſo unausſprechlich wichtig ſind, ſo macht ſich jeder, der ſie verachtet, einer Irreligioſität ſchuldig; denn es iſt irreligiös, eine Sache zu verachten, ohne welche die Religion nicht beſtehen kann.“ [1]

Harnack will uns glauben machen, Chriſtus habe eine Religion ohne Kirche und ohne äußere Zeichen gegründet. Er beruft ſich auf das Wort des Heilandes, daß ſein Reich nicht von dieſer Welt ſei, als ob damit geſagt wäre, das Reich Chriſti ſei ein Reich reiner Geiſter und nicht eine Vereinigung ſterblicher Menſchen, die in allen ihren Lebensthätigkeiten, auch in den religiöſen, nun einmal ihre fünf Sinne brauchen.

Mit dem Verſuch, die Religion möglichſt zu entkörpern, hat Harnack ihr das geiſtige Lebensprinzip ebenfalls faſt ganz ausgetrieben. Trotzdem verſpricht er dieſer Religion der „Innerlichkeit“ die Zukunft, während die Kirche bei aller ſcheinbaren Machtentfaltung eilenden Schrittes ihrem Untergang entgegengehe (S. 166). Mit dieſer, allerdings etwas zaghaft vorgetragenen Prophezeiung reiht er ſich jener zahlreichen Schar größerer oder kleinerer Zukunftsſchauer an, die ſich als Blinde und Führer von Blinden bewährt haben.

Wir Katholiken glauben auch an Prophezeiungen. Die lauten aber ganz anders: „Die Pforten der Hölle werden ſie nicht überwältigen“, und: „Ich werde bei euch ſein alle Tage bis ans Ende der Welt.“

Harnack betont immer wieder ſehr nachdrücklich, das Weſen der Religion ſei ausgeſprochen in den Worten: Gott unſer Vater. Vor mehr als ſiebenzehnhundert Jahren hat aber ein großer Mann, in religiöſen Fragen eine mindeſtens ebenſo große Autorität wie Harnack, geſagt: „Niemand kann Gott zum Vater haben, der die Kirche nicht zur Mutter hat.“ [2]

6. Harnackſche Curioſa. Harnack legt großen Wert auf den ſicheren, hiſtoriſch geſchulten Blick, der ſofort in den gegebenen Thatſachen die bleibende Wahrheit und die zeitgeſchichtliche Hülle zu unterſcheiden vermag. Mit dieſem ſcharfen Forſcherblick durchdringt er das chriſtliche Altertum, und reinlich trennen ſich für ihn die religiöſen Anſchauungen der

[1] Contra Faustum 19, 11. [2] *S. Cyprianus*, De unit. eccl. 6.

Menſchen, die immer fortſchreiten, von der Religion ſelbſt, die ſich an den Menſchen als ſolchen bezieht, wie er in allem Wandel und Fortſchritt ewig gleichbleibt. Die Religion iſt dasſelbe wie das Chriſtentum in ſeinem innerſten Weſen, aber durchaus nicht dasſelbe wie die religiöſen Anſchauungen Chriſti und ſeiner Jünger; denn dieſe ſind nur der Baſt, an dem der Lebensſaft der Religion damals hinaufſtieg, ein abſterbender und für uns toter und wertloſer Beſtandteil.

Allein auch der ſchärfſte und geübteſte hiſtoriſche Blick befähigt nach ihm nicht, die chriſtliche Religion zu beweiſen. Die Religion wurzelt nach der Anſchauung der Ritſchlſchen Schule in Werturteilen; dieſe aber ſind nur das Ergebnis von Empfindung und Wille, eine ſubjektive That, die Erkenntnis allein kann ſie nicht erzeugen. Darum iſt auch die Apologetik, wie ſie gewöhnlich verſtanden wird, in einem ſo traurigen Zuſtande, ſie weiß nicht, was ſie will und ſoll.

„In der Meinung, es recht gut zu machen, preiſt ſie die Religion an, als wäre ſie eine Ramſchware oder ein Univerſalheilmittel für alle Gebrechen der Geſellſchaft. . . . Schon der verwundet ſie [die Religion], der in erſter Linie fragt, was ſie für die Kultur und den Fortſchritt der Menſchen geleiſtet hat“ (S. 5).

Nur darf man dieſe Warnung nicht allzu ernſt nehmen. Wenn derartige Erwägungen ſich gegen die katholiſche Kirche wenden laſſen, ſo ſind ſie gar nicht zu verachten.

Beiſpielsweiſe: „Wie ſteht es mit den romaniſchen Nationen, die doch das eigentliche Gebiet der Herrſchaft dieſer römiſchen Kirche bilden? Eine wirkliche Großmacht iſt nur noch eine einzige von ihnen zu nennen, und wie wird es nach einem Menſchenalter ausſehen? Dieſe Kirche lebt als Staat heute zu einem nicht geringen Teil von ihrer Geſchichte, ihrer altrömiſchen und ihrer mittelalterlichen, und ſie lebt als das römiſche Reich der Romanen; Reiche aber leben nicht ewig“ (S. 166).

Das Chriſtentum der „geiſtig geförderten“ Proteſtanten dagegen iſt echt germaniſch. „Ohne Prieſter, ohne Opfer, ohne Gnadenſtücke und Zeremonien, eine geiſtige Religion“ (S. 167) nimmt es teil am politiſchen Aufſchwung der Germanen und wird ſo ſelbſtverſtändlich den romaniſchen Katholizismus überdauern.

„Ramſchware“! und was für eine? Die Religion beurteilt nach der politiſchen Machtſtellung ihrer Bekenner. Nach dieſem Maßſtabe gemeſſen war die chriſtliche Religion in den erſten drei Jahrhunderten ihres Beſtehens verkehrt, das römiſche Heidentum dagegen berechtigt; im Mittelalter war ſelbſtverſtändlich alles Recht auf ſeiten der römiſch-katholiſchen

Kirche; heute iſt der germaniſche Proteſtantismus die für die „geiſtig Geförderten“ allein mögliche Religion; nach einem für Deutſchland unglücklichen, für Rußland aber glücklich abgelaufenen Feldzuge müßte die ſlaviſche „Orthodoxie“ an die Stelle des germaniſchen Proteſtantismus treten.

Auf die Frage: Wird die katholiſche Kirche „den Rückgang der romaniſchen Staaten überdauern“? iſt unbedingt zu antworten: Ja, das wird ſie, ſowohl gemäß der Verheißung Chriſti als gemäß ihrer ganzen bisherigen Geſchichte. Auf die Frage dagegen: Wie lange wird der Rückgang der romaniſchen und der Aufſchwung der germaniſchen Staaten andauern? weiß niemand eine ſichere Antwort. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts ſtand Preußen politiſch viel tiefer als heute Italien, Spanien oder Frankreich, und wie hoch ſteht es jetzt nicht! Einen gleichen Umſchwung der Dinge in den romaniſchen Ländern als unmöglich erklären zu wollen, wäre eine gewagte und grundloſe Behauptung. An der Befreiung unſeres deutſchen Vaterlandes von der Fremdherrſchaft und an der Wiederherſtellung ſeiner Größe haben Katholiken ſo gut wie Proteſtanten mitgewirkt. Es iſt daher unberechtigt und anmaßend, dieſes Werk einfach für den Proteſtantismus in Anſpruch zu nehmen. Unter den zweihundertundfünfzig Millionen Katholiken giebt es viele Millionen, in deren Adern deutſches Blut rollt, und dieſe werden jeden Tropfen dieſes deutſchen Blutes dafür verwenden, daß die Kirche, die der Heiland mit ſeinem Blute erkauft hat, auch in der germaniſchen Welt nicht zu Grunde geht.

Daß Harnack das heutzutage bei den Proteſtanten allerdings ſehr beliebte politiſch-theologiſche Argument ſich zu eigen gemacht hat, zeugt nicht gerade für einen ſehr freien Blick.

Wir können aber die Zuverläſſigkeit ſeines hiſtoriſch geſchulten Auges noch auf eine andere Weiſe prüfen. Über längſtvergangene Zeiten laſſen ſich leicht Behauptungen aufſtellen, ohne daß eine Kontrolle immer ſehr einfach wäre. Aber Harnack ſpricht auch über den Katholizismus unſerer Zeit. Da ſind wir mit dabei als Zeugen und Mithandelnde und können aus eigener Erfahrung ein Urteil fällen über die Sätze, die der Herr Profeſſor in betreff der katholiſchen Lehre und des katholiſchen Kirchenregiments mit ebenderſelben Zuverſicht aufſtellt, wie er über das chriſtliche Altertum urteilt.

Zuerſt einiges über die Lehre. Da vernehmen wir denn, daß nach der in der katholiſchen Kirche herrſchenden Meinung das Evangelium im letzten Grunde aſcetiſch und weltflüchtig ſei. Damit man jedoch daraus

nicht den Schluß ziehe, das Evangelium ſei mit den modernen Grundſätzen unvereinbar und unbrauchbar, hat die Kirche „einen eigentümlichen Ausweg, eigentlich ein Produkt der Verzweiflung gefunden“. Einerſeits hält ſie an dem weltverneinenden Charakter des Evangeliums feſt und lehrt, „daß das eigentliche chriſtliche Leben nur in der Form des Mönchtums — das iſt die ‚vita religiosa‘ — zum Ausdruck komme; aber ſie läßt ein ‚niederes‘ Chriſtentum ohne Asceſe als ‚noch ausreichend‘ zu. Dieſe merkwürdige Konzeſſion mag hier auf ſich beruhen bleiben: daß die volle Nachfolge Chriſti nur den Mönchen möglich iſt, iſt katholiſche Lehre“ (S. 51).

Mit Verlaub: das iſt eine unkatholiſche Ketzerei, die einſt von den Fraticellen gelehrt und von dem Papſte Johann XXII. verurteilt wurde. Darum braucht jene „merkwürdige Konzeſſion“ auch keineswegs auf ſich beruhen zu bleiben, ſondern kann hier gleich als Hirngeſpinſt feſtgelegt werden.

Harnack hat wohl etwas läuten hören, wie die Berufung auf die „vita religiosa“ zeigt, aber er weiß doch nicht, wo die Glocken hängen. Nach katholiſcher Lehre iſt allerdings der Ordensſtand[1] der Stand der Vollkommenheit. Etwa weil alle Ordensleute Heilige ſind oder weil es nur im Ordensſtande Heilige geben kann? Dann müßten alle Ordensleute kanoniſiert werden, oder jedenfalls niemand, der nicht im Ordensſtande ſein Leben beſchloſſen hat. Nun genügt es aber, irgend ein Heiligenverzeichnis aufzuſchlagen, um zu ſehen, daß die Kirche nicht ſo denkt. Sie hat Leute aus allen Ständen heilig geſprochen: Bauern, Handwerker, Dienſtmägde, Bettler, Reiche, Gelehrte, Ungelehrte, Soldaten und Mönche, Laien und Prieſter, Kaiſer und Könige, Verheiratete und Unverheiratete, Jünglinge und Greiſe. Sie lehrt alſo, daß man in jedem ehrlichen Stande nicht nur einen gewöhnlichen, ſondern einen hohen Grad chriſtlicher Vollkommenheit und demgemäß im andern Leben eine hohe Stufe der himmliſchen Seligkeit erreichen kann; denn das und nichts anderes bedeutet die Heiligſprechung: der Heilige war hienieden ein vollkommener Chriſt und erfreut ſich jetzt des entſprechenden Lohnes im Himmel. Kein Stand hindert die Heiligkeit, kein Stand macht an ſich zum Heiligen, auch der Ordensſtand nicht. „Stand der Vollkommenheit“ heißt derſelbe nur, weil die Ordensleute ſich verpflichten, das Streben nach Vollkommenheit zu ihrer eigenſten Lebensaufgabe zu machen, ſei es im Dienſte der Nächſtenliebe oder im andauernden Verkehr mit Gott im Gebete, je nach der Vorſchrift

[1] Notabene, das iſt nicht dasſelbe wie das Mönchtum.

rer Regel. Nicht einmal die evangeliſchen Räte: die Entſagung alles irdiſchen Beſitzes, die Beobachtung der eheloſen Keuſchheit und die vollſtändige Unterwerfung des Willens unter die rechtmäßigen geiſtlichen Obern machen das Weſen der chriſtlichen Vollkommenheit aus; ſie ſind nur Mittel zum Zweck. Die Vollkommenheit ſelbſt beſteht nach katholiſcher Lehre in der allseitigen und ſtandhaften Erfüllung des Gebotes der Gottes- und Nächſtenliebe. Dieſes Gebot kann und ſoll in jedem chriſtlichen Stande erfüllt werden, und inſofern iſt jeder Stand eine vita religiosa, ein Gott geweihtes Leben.

Das hindert aber nicht, daß die Ausübung dieſer Pflicht in dem einen Stande leichter oder ſchwerer iſt als in dem andern. „Ich wünſche, ihr möchtet ohne Sorge ſein. Wer unverheiratet iſt, iſt beſorgt um das, was des Herrn iſt, wie er dem Herrn gefalle; wer aber verheiratet iſt, iſt beſorgt um das, was der Welt iſt, wie er der Frau gefalle, und er iſt geteilt. Und das unverheiratete Weib und die Jungfrau denkt auf das, was des Herrn iſt, daß ſie heilig ſei an Leib und Geiſt; die aber verheiratet iſt, denkt auf das, was der Welt iſt, wie ſie dem Manne gefalle. Dieſes aber ſage ich zu eurem Frommen, nicht um euch eine Schlinge überzuwerfen, ſondern zur Wohlanſtändigkeit und zur Förderung eines ungeſtörten Gebetes zum Herrn“ (1 Kor. 7, 32 ff.). Dieſe Worte des hl. Paulus enthalten kurz und bündig die katholiſche Lehre vom Stande der Vollkommenheit: Alle Chriſten ſollen heilig werden; erleichtert aber wird dieſes Streben dadurch, daß man ſich möglichſt von allen weltlichen Sorgen losmacht und ſein ganzes Leben dem Dienſte Gottes im engeren Sinne des Wortes weiht. Ein ſo Gott geweihtes Leben iſt in vorzüglicher Weiſe eine vita religiosa und, inſofern die Bedingung der Unabänderlichkeit hinzutritt, der Stand der Vollkommenheit, d. h. des Strebens nach der Vollkommenheit.

Eine doppelte Klaſſe von Chriſten im Sinne Harnacks kennt die katholiſche Kirche nicht; wohl aber weiß ſie, daß es in allen Lebensberufen und Lebensſtellungen Vollkommene und Unvollkommene in unzähligen Abſtufungen giebt, die Gott allein bekannt ſind.

Der „hiſtoriſch geſchulte Blick“ hat Harnack in einer ſo nahe liegenden Sache vollſtändig in die Irre geführt. Werden da ſeine Urteile über das Urchriſtentum und deſſen innerſtes Weſen größere Vertrauenswürdigkeit beanſpruchen können?

Das andere, was Harnack als eine arge Abirrung vom Evangelium erſcheint, iſt das katholiſche Kirchenregiment.

„Die politiſche Kirche, im weiteſten Sinne des Wortes und unter ſehr verſchiedenen Masken, will herrſchen; ſie will die Seelen und die Leiber, die Gewiſſen und die Güter“ (S. 66). — „Wir erleben es heute an der römiſch-katholiſchen Kirche, zu welch einer ſchweren Laſt die Verbindung mit einer beſtimmten Kulturepoche für die Religion wird. Im Mittelalter war die Kirche voll Teilnahme, formgebend, geſetzgebend auf alle Fragen des Fortſchritts und der Kultur eingegangen. Unvermerkt hat ſie aber ihr heiliges Erbe und ihre eigentliche Aufgabe mit den Erkenntniſſen, Maximen und Intereſſen, die ſie damals gewonnen hat, identifiziert. Nun iſt ſie gleichſam feſtgenagelt auf die Philoſophie, die Naturanſchauung, kurz auf den ganzen Kulturzuſtand des Mittelalters“ (S. 76). — „Keiner ſoll ſich als Chriſt, d. h. als Gotteskind, fühlen und beurteilen dürfen, der nicht zuvor ſeine religiöſe Erfahrung und Erkenntnis der Kontrolle des kirchlichen Bekenntniſſes unterworfen hat. Dem ‚Geiſt‘ ſind die engſten Schranken gezogen und es wird ihm verboten, zu wirken, wo und wie er will. Ja noch mehr: der einzelne ſoll, beſondere Fälle abgerechnet, nicht nur mit der Unmündigkeit und dem kirchlichen Gehorſam anfangen, er ſoll auch nie ganz mündig werden, d. h. er ſoll die Abhängigkeit von der Lehre, dem Prieſter, dem Kultus und dem ‚Buch‘ niemals verlieren“ (S. 131). — In allem, was ſich hier als äußeres Kirchentum mit dem Anſpruch auf göttliche Dignität darſtellt, fehlt jeder Zuſammenhang mit dem Evangelium. Es handelt ſich nicht um Entſtellungen, ſondern um eine totale Verkehrung. Die Religion iſt hier in eine fremde Richtung abgeirrt. . . . Chriſtus verlangt, daß ſeine Diener nicht herrſchen, ſondern dienen, dieſe Prieſter aber regieren die Welt; Chriſtus führt ſeine Jünger aus der politiſchen und der zeremoniöſen Religion heraus und ſtellt jeden vor das Angeſicht Gottes (Gott und die Seele, die Seele und ihr Gott —), hier dagegen wird der Menſch mit unzerreißbaren Ketten an ein irdiſches Inſtitut gebunden und ſoll gehorchen; dann erſt mag er ſich Gott nahen. Einſt haben die römiſchen Chriſten ihr Blut vergoſſen, weil ſie dem Cäſar die Anbetung verweigerten und die politiſche Religion verſchmähten; heute beten ſie zwar einen irdiſchen Herrſcher nicht geradezu an, aber ſie haben ihre Seelen dem Machtgebot des römiſchen Papſtes unterworfen“ (S. 163 f.).

Das iſt der Schluß der 14. Vorleſung. Gewiß recht effektvoll. Für das Zugeſtändnis, daß wir Katholiken den Papſt nicht „geradezu“ anbeten, ſollten wir übrigens höflichſt unſern Dank ausſprechen; denn es hat auch ſchon Proteſtanten gegeben, die uns die Anbetung des Papſtes als ſchweren Vorwurf entgegengehalten haben. Davon ſind wir nun losgeſprochen.

Immerhin iſt das Bild auch ſo kein ſchönes: die Katholiken als unmündige Kinder, feſtgenagelt auf die mittelalterliche Kultur, ſeufzend unter dem Joche der Prieſterherrſchaft, der ſie mit Leib und Leben, mit Gut und Gewiſſen verfallen ſind, ohne Recht, unmittelbar mit Gott zu verkehren und das Wehen des Heiligen Geiſtes an ſich zu erfahren, ganz abgekehrt vom Evangelium: traurig, ſehr traurig!

Merkwürdig iſt, daß die Katholiken das gar nicht einmal zu empfinden ſcheinen, ja daß ſie ſich ihrer Kirche rühmen und ſich in derſelben zu Hauſe fühlen wie die Kinder einer großen Familie, daß ſie zu den Prieſtern nicht aufblicken wie zu ihren Tyrannen, ſondern wie zu ihren väterlichen Freunden, mit denen ſie ihre Freuden und Leiden, ihre Befürchtungen und Hoffnungen vertrauensvoll teilen, weil ſie bei ihnen herzliche und verſtändnisvolle Teilnahme finden. Der furchtbare Papſtkönig, an den die Proteſtanten nur mit Schaudern denken, iſt den Katholiken ihr höchſter geiſtlicher Vater, er iſt ihnen wie ein liebender Vater Gegenſtand der hingebendſten Gegenliebe. Wo iſt der Katholik, der ſich durch die Kirche gehemmt fühlt, mit Gott zu verkehren, ſo viel er will? Wo iſt das Kirchengeſetz, welches dem Heiligen Geiſt vorſchreibt, wem und wann er ſeine Gnaden zu geben hat? oder dem Katholiken, wieviel Gnaden er vom Heiligen Geiſte annehmen darf? Wenn es wahr iſt, daß unter den Proteſtanten der innige und vertraute Verkehr mit Gott im Gebete noch viel eifriger gepflegt wird als unter den Katholiken, dann ſei Gott dafür geprieſen; denn wir hätten darin eine gute Bürgſchaft ihrer einſtigen Rückkehr zur Kirche Chriſti. Aber ein gewiſſer Zweifel an der Richtigkeit dieſer Vorausſetzung dürfte doch wohl geſtattet ſein.

Es iſt übrigens richtig, daß wir Katholiken gebunden ſind, nämlich an die von Chriſtus verkündete und in der Kirche hinterlegte Wahrheit. „O Timotheus, bewahre das hinterlegte (Beſitztum der Lehre). Weiſe die heilloſen leeren Reden zurück und die Widerſprüche der fälſchlich ſo genannten Erkenntnis, zu welcher einige ſich bekennen, die vom Glauben abgeirrt ſind“ (1 Tim. 6, 20 f.). Die Lehre Chriſti iſt es, vermittelſt welcher die Prieſter herrſchen, und dieſe Herrſchaft hat doch Chriſtus wahrlich nicht ausgeſchloſſen, da er zu den Apoſteln geſagt hat: „Wer euern Worten nicht glaubt, der iſt verdammt.“ Daß wir Katholiken aber durch „verſchlagene Diplomatie und Gewalt“ (S. 159) regiert werden, iſt Unſinn, das müſſen wir doch beſſer wiſſen.

Ebenſowenig Verſtändnis zeigt Harnack in der Frage, wie die perſönliche Frömmigkeit eines Katholiken ſich zum äußeren Kirchenregiment verhält. Es verſteht ſich ganz von ſelbſt, daß auch das innerſte religiöſe Leben eines Katholiken durch ſeinen Glauben an die geoffenbarte Wahrheit beſtimmt wird. Wer innere Akte des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe, der Anbetung ſetzt, muß wiſſen, was er glaubt, hofft, liebt, anbetet. Wer zu Gott um die ewige Seligkeit und die dazu nötigen Gnaden fleht, muß

wiſſen, daß es Seligkeit und Gnaden giebt. Eine innere Religion, die nur ein blinder Inſtinkt, ein vernunftloſes Sehnen und Wünſchen iſt, kennen wir Katholiken nicht, unſer religiöſes Leben baut ſich auf unſerem Offenbarungsglauben auf. Inſofern richtet ſich allerdings jede religiöſe Erfahrung nach der kirchlichen Lehre, da das öffentliche Bekenntnis und die innere Geſinnung weder unabhängig nebeneinander herlaufen können noch auch im Gegenſatz zu einander ſtehen dürfen.

Im übrigen erläßt die Kirche über das rein innere Leben der Gläubigen keine Geſetze, ſie ſetzt dem Geiſte keine Schranken, ſie zieht rein innere Vorgänge nicht vor ihr kirchenpolitiſches Forum. De internis non iudicat praetor, gilt auch hier als Grundſatz. Die Behauptung, daß das innere geiſtliche Leben der Katholiken kirchenpolitiſchen Vorſchriften unterliege, iſt ſo ungeheuerlich, daß man nicht weiß, unter welche Rubrik man ſie bringen ſoll. Unkenntnis? Aber eine ſo kraſſe Unkenntnis in einer Sache, die doch ſo leicht zu erfragen wäre! Abſichtliche Verdrehung? Aber die mutet man doch einem gebildeten Manne nicht zu, wenn man dazu nicht gezwungen iſt. Am einfachſten betrachtet man das Ganze als leere Phraſenmacherei, die ja auch unter Umſtänden ihre Wirkung thut. Jedenfalls zeigt Harnack in ſeinen 16 Vorleſungen, daß das wahre Weſen des Katholizismus ihm ein verſchloſſenes Land iſt.

Mehr Kenntnis dürfen wir ihm ſchon zutrauen in Bezug auf den Proteſtantismus, obſchon die Auffaſſung desſelben, wie ſie in der Ritſchlſchen Schule herrſcht, von andern Proteſtanten ſcharf bekämpft wird.

Nach Harnack iſt der Proteſtantismus erſtens eine Reformation, d. h. wie er ſelbſt erklärt, eine „kritiſche Reduktion“ der Religion auf ihre „weſentlichen Faktoren“, das Wort Gottes und den Glauben, wobei aber das Wort Gottes „nicht die Kirchenlehre, auch nicht die Bibel, ſondern die Verkündigung von der freien Gnade Gottes in Chriſtus iſt. . . Der zuverſichtliche Glaube, einen gnädigen Gott zu haben“ (S. 168 f.), das iſt alles, worauf der Proteſtantismus das Weſen der chriſtlichen Religion reduziert hat.

Zweitens iſt der Proteſtantismus eine „Revolution“ geweſen, „revolutionär nicht in dem ſchlimmen Sinne, in welchem es ſich um die Auflehnung gegen eine Rechtsordnung handelt, die zugleich eine ſittliche Ordnung iſt, wohl aber im Sinne eines gewaltſamen Bruches mit einem gegebenen Rechtszuſtande“ (S. 173), alſo in demſelben Sinne, in welchem die heutigen Anarchiſten ihre Stellung zum modernen Staat auffaſſen.

Ein großer Übelſtand an den proteſtantiſchen Gemeinſchaften iſt nach Harnack der, daß ſie doch in irgend einer Form wieder ein ſtatutariſches Kirchenweſen ausgebildet und dogmatiſche Bekenntnisſtücke und Lehrformeln herübergenommen haben.

„Auf dieſem Wege, und wenn die andern Verwirrungen ſich auch noch ſteigern oder verfeſtigen, droht der Proteſtantismus zu einer kümmerlichen Doublette des Katholizismus zu werden“ (S. 184).

Man hat ſchon verſchiedene Vorſchläge gemacht, um die offenkundigen Schäden des Proteſtantismus zu heilen: Stärkung der kirchlichen Amtsgewalt, Aufhebung des Staatskirchentums, Föderation aller proteſtantiſchen Gemeinſchaften. Am originellſten iſt wohl der Vorſchlag Harnacks: Mehrung der Verſchiedenheiten iſt das beſte Mittel gegen Rückfall in den Katholizismus.

„Wenn man uns vorhält: Ihr ſeid zerſpalten; ſoviel Köpfe, ſoviel Lehren, ſo erwidern wir: So iſt's, aber wir wünſchen nicht, daß es anders wäre; im Gegenteil — wir wünſchen noch mehr Freiheit, noch mehr Individualität in Ausſpruch und Lehre [alſo noch mehr Lehren als Köpfe? Auf jeden Kopf mindeſtens zwei oder drei entgegengeſetzte Lehren?]. . . . Das iſt die evangeliſche Antwort auf den Vorwurf der Zerſplitterung, und das iſt die Sprache der Freiheit, die uns geſchenkt iſt“ (S. 172 f.).

Gott bewahre uns vor einer ſolchen Freiheit. St. Paulus ſagt: „Wahret die Einheit . . . ein Leib und ein Geiſt . . . ein Herr, ein Glaube, eine Taufe“ (Eph. 4, 3 ff.); und ein größerer als Paulus ſagt: „Jedes Reich, welches wider ſich ſelbſt entzweit iſt, zerfällt“ (Luk. 11, 17). Mögen die Proteſtanten Harnackſcher Richtung es auf ihre Gefahr verſuchen, dieſen Satz zu Schanden zu machen.

Wir Katholiken ziehen es vor, feſtzuhalten an der einen, heiligen, allgemeinen Kirche, die Chriſtus ſich mit ſeinem Blute erworben hat, und die Paulus eine Säule und Grundfeſte der Wahrheit nennt.

Der Weg, den der Proteſtantismus infolge ſeiner Trennung von der Kirche eingeſchlagen hat, führt abwärts, abwärts, abwärts; dafür ſind die 16 Vorleſungen Harnacks ein neuer Beleg. Die Lehre, die in denſelben vorgetragen wird, iſt, gemeſſen an der Heiligen Schrift und der Überlieferung, nicht Chriſtentum, ſondern Unglaube.

Chriſtian Peſch S. J.

Zur mechanischen Instinkttheorie.

(Schluß.)

Eine Reihe anderer Instinkte sucht Loeb auf Chemotropismus zurückzuführen. Auch hier soll seine Beweisführung wörtlich wiedergegeben werden (S. 124 ff.):

„Wir wollen uns nunmehr der Betrachtung von einigen komplizierteren Instinkten zuwenden. Es erschien mir immer als eine der wunderbarsten Einrichtungen in der Natur, daß bei einer Reihe von Spezies das Weibchen die Eier an solchen Orten ablegt, wo die auskriechenden Larven die für sie passende Art der Nahrung finden. Wer die vergleichende Physiologie hierbei nicht berücksichtigt, und statt dessen in der bisher üblichen Weise versucht, diese Reaktionen auf zweifelhafte Gehirnzentren zurückzuführen[1], wird schwerlich weit kommen. Vom Standpunkt der vergleichenden Physiologie aber werden wir zu der Einsicht geführt, daß es sich hier um einfache Tropismen handelt, für deren Zustandekommen nur der Vorgang der Reizleitung, aber keinerlei sonstige mysteriöse Einrichtungen im Zentralnervensystem erforderlich sind. Die Hausfliege[2] legt ihre Eier auf faulendes Fleisch, Käse oder ähnliches Material, und diese Substanzen bilden das Nahrungsmittel für die jungen Larven. Ich habe oft Stücke Fleisch und Fett vom nämlichen Tier nebeneinander an das Fenster gelegt, aber die Fliege machte nie einen Irrtum, sie legte ihre Eier stets auf das Fleisch und nie auf das Fett. Ich machte ferner den Versuch, die Larven auf Fett zu züchten. Wie zu erwarten war, fand auf Fett kein Wachstum statt, und die Larven gingen bald zu Grunde. An den jungen Larven ließ sich die Mechanik des eigentümlichen Instinkts ihrer Mutter ermitteln. Die Larven werden

[1] Herrn Loeb scheinen nur wenige Werke über den Tierinstinkt zur Verfügung gestanden zu haben. Sonst würde er von der „bisher üblichen Weise", die Instinkte zu erklären, nicht bloß die extreme Zentrentheorie kennen.

[2] Soll wohl heißen: die Schmeißfliege (Musca vomitoria). Die auch in Nordamerika vorkommende, als „Hausfliege" bezeichnete, gemeine Stubenfliege (Musca domestica) legt nämlich ihre Eier gewöhnlich nicht in faules Fleisch, sondern in Pferdedung und ähnliche Stoffe. Aufklärung hierüber würde Herr Professor Loeb gefunden haben in dem Bulletin Nr. 4, neue Serie, des U. S. Department of Agriculture: *L. O. Howard* und *C. Marlatt*, The principal household insects of the United States (Washington 1896) p. 43—47.

ırch bestimmte Substanzen, welche von einem Körper ausstrahlen, orien-
ert, und diese Orientierung findet in derselben Weise statt, wie die
rientierung heliotropischer Tiere durch das Licht stattfindet. An die
telle der Lichtquelle tritt in diesen Versuchen das Diffusions-
ntrum, und an die Stelle der Lichtstrahlen die Diffusions-
nien, d. h. die geraden Linien, längs welcher die Moleküle vom Diffusions-
ntrum sich ins umgebende Medium fortbewegen. Die chemischen Effekte
r diffundierenden Moleküle auf gewisse Elemente der Haut beeinflussen
ie Spannung der Muskeln in ähnlicher Weise wie die photochemischen
Birkungen der Lichtstrahlen im Falle heliotropischer Tiere. Man bezeichnet
ie Orientierung eines Organismus durch diffundierende Moleküle als
hemotropismus, und wir sprechen von positivem Chemotropismus,
enn das Tier gezwungen ist, seine Symmetrieachse in die Richtung der
iffusionslinien zu bringen und seinen Kopf gegen das Diffusionszentrum
ı richten. Bei einer solchen Orientierung wird jedes Paar von Symmetrie-
ınkten an der Oberfläche des Tieres unter gleichem Winkel von den
iffusionslinien getroffen. Es läßt sich leicht zeigen, daß die Fliegen-
rven positiv chemotropisch gegen gewisse chemische Substanzen sind, die
faulendem Fleisch und Käse gebildet werden, die aber beispielsweise
cht im Fett enthalten sind. Die fraglichen Stoffe sind wahrscheinlich
ichtige stickstoffhaltige Verbindungen. Die junge Fliegenlarve wird durch
ese Substanzen in derselben Weise zum Diffusionszentrum geführt, wie
e Motte in die Flamme. Die weibliche Fliege besitzt denselben positiven
hemotropismus für diese Stoffe wie die Larven und wird demgemäß
m Fleisch geführt. Sobald sie auf dem Fleische sitzt, scheinen chemische
eize reflektorisch die Eiablage auszulösen. Es könnte auch sein, daß in dem
ier zur Zeit, wo es zur Eiablage bereit ist, der positive Chemotropismus
r die erwähnten Stoffe besonders stark entwickelt ist. Sicher ist aber,
ß weder Erfahrung noch bewußte Wahl eine Rolle bei diesen Vorgängen
ielen. Wenn wir nunmehr die Frage aufwerfen, was nötig ist, um
ese Reaktionen auszulösen, so lautet die Antwort: erstens die Gegenwart
ıer Substanz in der Haut des Tieres, die durch die erwähnten flüchtigen
toffe, die im faulenden Fleisch enthalten sind, verändert wird, und
eitens die bilaterale Symmetrie des Körpers. Das Zentralnervensystem
ielt dabei keine andere Rolle, als daß es die protoplasmatische Brücke
r die Reizleitung von der Haut zu den Muskeln bildet. In Organismen,
o diese Reizleitung ohne Zentralnervensystem möglich ist, bei Pflanzen

z. B., finden wir dieselben Reaktionen (Instinkte). Das entspricht der Segmentaltheorie, aber nicht der Zentrentheorie."

Analysieren wir jetzt diese wissenschaftliche Erklärung auf ihren wirklichen Wert.

Daß bestimmte Geruchsstoffe es sind, welche zur Auslösung vieler Instinkte, insbesondere der meisten Nahrungs- und Fortpflanzungsinstinkte, dienen, ist schon lange bekannt. Mit dieser einen alten Wahrheit ist aber der wissenschaftliche Gehalt der ganzen langen Loebschen Erörterung bereits erschöpft; alles, was darüber hinausgeht und wirklich neu ist, das ist unzutreffend und steht mit den Thatsachen im Widerspruch.

Loeb behauptete, es lasse sich „leicht zeigen", daß es sich bei den Nahrungs- und Fortpflanzungsinstinkten der Insekten um nichts anderes als um „einfache Tropismen" handle, wofür er die Schmeißfliege als Beispiel wählte. Aber gerade an diesem Beispiele läßt sich noch viel leichter zeigen, daß jene Behauptung völlig unhaltbar ist. Es klingt allerdings hochwissenschaftlich, zu hören, wie die bilateral gebauten Fliegenlarven von den in bestimmten Diffusionslinien ausströmenden chemischen Stoffen mit mechanischer Gewalt so orientiert werden, daß sie die Symmetrieaxe ihrer Körper sämtlich in die Richtung der Diffusionslinien bringen und ihre Köpfe sämtlich dem Diffusionszentrum zukehren! Aber wer hat jemals die Fliegenmaden thatsächlich in solcher radiärer Anordnung an einem faulen Fleischstücke gesehen? Wenn die mechanische Orientierung, welche Loeb jenen Larven zuschreibt, wirklich vorhanden wäre, so müßten die fressenden Maden notwendig alle mit ihren Köpfen gegen den Mittelpunkt des faulen Fleischstückes gerichtet sein, wie die Radien eines Kreises gegen das Zentrum desselben. Das sind sie aber in rerum natura nicht; sie sind vielmehr ganz unregelmäßig über das Fraßstück verteilt und erlauben sich nicht selten, statt des Kopfes sogar ihren Hinterteil dem berühmten „Diffusionszentrum" zuzukehren! Die schöne chemotropische Orientierung der fressenden Fliegenmaden besteht also nur in der Phantasie des Herrn Professors.

Ebenso verhält es sich mit dem Fortpflanzungsinstinkte des Muttertieres, welchen Loeb durch jene Orientierung der Larven glücklich erklärt haben will. Daß es dieselben Geruchsstoffe sind, deren Geruchsempfindung die Fliegenmaden zum Fraße anregt und die alte Fliege zur Eiablage anlockt, geben wir gerne zu; das ist aber gar nichts Neues. Neu ist bloß die kühne Behauptung, daß es sich bei diesem Vorgang um

ein rein mechanisches Geschehen handle, das mit dem sinnlichen Empfindungsvermögen des Tieres gar nichts zu thun habe. Durch seine chemotropische Theorie vermag Loeb nicht einmal zu erklären, weshalb die alte Fliege gerade ihren Hinterteil dem faulen Fleisch zuwendet, wenn sie Eier zu legen im Begriffe steht; denn dort hat sie ja keine geruchsempfindlichen Nervenendigungen, sondern vielmehr am Vorderteil, insbesondere an den Fühlern. „Rein chemotropisch orientiert" müßte daher die Schmeißfliege ihren Kopf in das Zentrum der chemischen Diffusionslinien versenken und ihre Eier unterdessen in die Luft legen! Das sind offenbare Absurditäten. Allerdings besteht ein reflektorischer Zusammenhang zwischen der Wahrnehmung des Fleischgeruches und dem Triebe zur Eiablage; letzterer wird durch erstere ausgelöst; das wußten wir schon früher. Aber die wissenschaftliche Erklärung der „Mechanik des eigentümlichen Instinktes der Mutter", welche Loeb so feierlich angekündigt hatte, wird man in seinen Ausführungen vergeblich suchen.

Darin hat Loeb ohne Zweifel völlig recht, daß weder Erfahrung noch bewußte Wahl bei dem Freßinstinkte der Fliegenmaden oder bei dem Fortpflanzungsinstinkte des Muttertiers irgend eine Rolle spielen. Sonst wäre es ja unmöglich, daß solche Fliegen, die ihre Eier in faules Fleisch oder in Aas zu legen pflegen, dieselben gelegentlich auch in die Blütenkelche von Stapelien und andern Blumen absetzen, welche einen Aasgeruch als „Blütenduft" besitzen. Durch diese Thatsache wird die anthropomorphe Erklärung jener Instinkte entscheidend widerlegt. Aber es giebt doch noch ein Mittelding zwischen „bewußter Wahl" und „mechanischer Orientierung durch Chemotropismus". Dieses Mittelding, welches Herrn Loeb leider völlig unbekannt blieb, ist das Sinnesleben des Tieres. Dasselbe wird bloß durch sinnliche Empfindung und Wahrnehmung geleitet, nicht durch intelligente Überlegung. Deshalb können die ähnlichen Geruchsreize, welche vom faulen Fleisch und von den aasduftenden Blumen ausgehen, den Instinkt des Tieres täuschen. Daß jedoch das Zentralnervensystem, wie Loeb weiterhin behauptete, keine andere Bedeutung für jene Instinktthätigkeiten habe als die einer „protoplasmatischen Brücke für die Reizleitung", ist eines jener zahlreichen unbewiesenen Axiome, welche Loeb im Interesse seiner Segmentaltheorie aufgestellt hat. Wie falsch dasselbe für den vorliegenden Fall ist, zeigt gerade der von Loeb herangezogene Vergleich mit den chemotropischen Erscheinungen bei Pflanzen. Er behauptet zwar, daß wir „dieselben Reaktionen (Instinkte) auch bei Pflanzen finden".

Aber die Pflanzen, welche, durch Chemotropismus geleitet, ihre Eier in faules Fleiſch ablegen, ſind leider noch nicht entdeckt. Wir müſſen ſie daher einſtweilen für gleichwertig erklären mit jenen berühmten Seeſchlangen, welche alljährlich zur „Sauregurkenzeit“ in den transatlantiſchen Tagesblättern auftauchen.

Zur Stütze ſeiner mechaniſchen Inſtinkttheorie beruft ſich Loeb (S. 142 ff.) auch auf die Ameiſenſtudien Albrecht Bethes[1]. Leider war es ihm nicht mehr möglich geweſen, vor Veröffentlichung ſeines Buches von dem Urteil Kenntnis zu erhalten, welches die wiſſenſchaftliche Kritik ſeither über jene Arbeit Bethes abgegeben hat. Sonſt würde er jene Berufung wahrſcheinlich unterlaſſen haben; denn Bethes Reflextheorie des Ameiſenlebens hat ſich trotz der hübſchen Experimente, welche dieſelbe begründen ſollten, als durchaus irrtümlich erwieſen[2]. Da Bethe ähnlich wie Loeb hauptſächlich durch Chemotropismus die Inſtinkte der Ameiſen zu erklären verſucht hat, wollen wir auf einige angeblich beſonders beweiskräftige Experimente, welche Loeb aus Bethes Schrift herübergenommen hat, hier etwas näher eingehen.

Bethe erklärte das gegenſeitige „ſich Kennen“ der Ameiſen einer und derſelben Kolonie für einen bloßen „Chemoreflex“, auf Grund deſſen man den Ameiſen nicht einmal eine „Geruchsempfindung“ zuſchreiben dürfe. Er badete Ameiſen eines Neſtes in der Brühe zerquetſchter Ameiſen einer fremden Art und fand nun, daß dieſe Badegäſte von ihren eigenen ehemaligen Gefährtinnen nicht mehr erkannt, ſondern als Feinde angegriffen wurden. Er giebt ferner an, daß Ameiſen, die er in der Brühe zerquetſchter feindlicher Ameiſen einer fremden Art gebadet und dann in das Neſt der letzteren geſetzt hatte, von dieſen nicht als Feinde erkannt, ſondern freundlich aufgenommen wurden. Durch dieſe Verſuche hat jedoch Bethe nur die ſchon bekannte Thatſache beſtätigt, daß bei den Ameiſen ein beſtimmter „Neſtgeruch“ oder „Koloniegeruch“ als Erkennungszeichen diene, welches von den Ameiſen mittelſt der Fühler wahrgenommen wird. Aber daß dieſes gegenſeitige Erkennen ein bloßer „Chemoreflex“ ſei, von

---

[1] Dürfen wir den Ameiſen und Bienen pſychiſche Qualitäten zuſchreiben? Bonn 1898.

[2] Vgl. Wasmann, Eine neue Reflextheorie des Ameiſenlebens (Biolog. Centralbl. XVIII [1899], Nr. 15); Die pſychiſchen Fähigkeiten der Ameiſen, Stuttgart 1899 (Zoologica. Heft 26); Inſtinkt und Intelligenz im Tierreich, 2. Aufl., S. 102 ff.

dem die Ameiſen ſelber nichts empfinden, darin liegt ein großer Irrtum. Bei ſorgfältiger Nachprüfung der von Bethe vorgenommenen Badeverſuche ſtellte ſich nämlich heraus, daß die Sinneswahrnehmung der Ameiſen nur vorübergehend, für den erſten Augenblick, durch die Geruchsſtoffe ſich täuſchen laſſe, die den gebadeten Ameiſen anhaften. Insbeſondere wurden Ameiſen, die man in der Brühe von Ameiſen einer fremden Art gebadet und dann in das betreffende fremde Neſt geſetzt hatte, von den Ameiſen bereits nach wenigen Minuten „demaskiert", d. h. ſie wurden als Feinde erkannt, angegriffen und getötet. Die Ameiſen beſitzen ſomit ein ſinnliches Unterſcheidungsvermögen für verſchiedene Geruchsſtoffe, das über den bloßen Chemotropismus und über bloße Chemoreflexe von mechaniſchen „Inſtinktautomaten" weit hinausgeht.

Weiterhin führt Loeb die Verſuche Bethes an, durch welche derſelbe bewieſen habe, daß die Ameiſen bei ihrer Nahrungsſuche durch Chemotropismus rein reflektoriſch geleitet würden. Aber auch hier zeigt ſich die Unhaltbarkeit der neuen Reflextheorie. Daß Ameiſen ſowohl an dem Geruche der Fährte, die von einer anderen Ameiſe hinterlaſſen worden iſt, als auch an dem Geruche der Gefährtin ſelber wahrnehmen können, ob dieſe eine Nahrung gefunden hat, das iſt eine ſchon früher bekannte Thatſache, die durch Bethes Verſuche neu beſtätigt wurde. Aber auch hier handelt es ſich um viel mehr als um einen bloßen Reflexmechanismus. Die Ameiſen verfolgen nicht bloß infolge von „Chemotropismus" die Fährte, an welcher die für ſie angenehmen Geruchsſtoffe haften, bis ſie ſchließlich bis zur Nahrungs- und Geruchsquelle gelangt ſind, ſondern ſie vermögen auch ſich gegenſeitig durch Fühlerſchläge Kenntnis zu geben von der aufgefundenen Nahrung. Bethe hat dieſes längſt bekannte Mitteilungsvermögen der Ameiſen einfach geleugnet. Seine Haltung begreift ſich daraus, daß er nur als Experimentator, nicht aber als langjähriger Beobachter von dem Ameiſenleben Kenntnis hatte; hierzu kam wohl auch die Beſorgnis für ſeine Reflextheorie, in welcher jene Thatſachen ſich nicht unterbringen ließen. Das ändert jedoch nichts an dem Thatbeſtande. Es ſteht durch zahlreiche Beobachtungen der verſchiedenſten Forſcher völlig feſt, daß Ameiſen, welche irgendwo eine Nahrung, einen echten Gaſt oder einen andern ihnen angenehmen Gegenſtand gefunden haben, den ſie nicht allein mitnehmen können, nicht ſelten zu ihrem Neſte zurückkehren und durch Fühlerſchläge andere Gefährtinnen auffordern, ihnen zu folgen; dann holen ſie gemeinſam die Beute

ab[1]. Wer selber das Leben der Ameisen noch nicht hinreichend beobachtet hat, um sich hiervon zu überzeugen, sollte sich wenigstens hüten, nicht diese seine Unkenntnis als ein „neues Ergebnis der wissenschaftlichen Forschung" zu veröffentlichen.

Wir kommen nun „zu einem der merkwürdigsten Resultate der Versuche von Bethe", wie Loeb sich ausdrückt, nämlich zur vorgeblichen Polarisation der Geruchsfährte[2], durch welche die Ameisen mittelst eines rein chemotropischen Prozesses auf ihren Wegen geleitet werden sollen. Daß die Ameisen auf den von ihnen begangenen Straßen eine Geruchsfährte hinterlassen, die von ihnen selber oder von andern Ameisen durch den Geruchssinn der Fühler wahrgenommen werden kann, war schon lange bekannt. Ebenso bekannt war es, daß die Ameisen eine von ihrem Nest wegführende Spur von einer zum Neste hinführenden durch den Geruchssinn der Fühler zu unterscheiden vermögen. Was jedoch Bethe über die Polarisation der Geruchsteilchen auf jener Spur berichtet, ist ein Phantasiegebilde. Wir haben die von ihm vorgenommenen Drehungsversuche, durch welche er den Beweis für die Polarisationshypothese erbracht zu haben glaubte, nachgeprüft und gezeigt, daß gerade bei dem „entscheidendsten" dieser Versuche die Polarisation der Fährte nach der Drehung dieselbe blieb wie vorher; also kann es keine Polarisation der chemischen Stoff-

[1] Einige neue Beobachtungen hierüber siehe in unserer Schrift „Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen" S. 63 ff. und „Vergleichende Studien über das Seelenleben der Ameisen und der höheren Tiere", 2. Aufl. (Freiburg i. Br., 1900), S. 23.

[2] Unter Polarisation der Stoffteilchen versteht man jene Anordnung derselben, durch welche die gleichwertigen magnetischen Pole aller Teilchen nach derselben Seite gerichtet sind, also sämtlich + — oder — +. Bethe hat es später versucht, die Widerlegung seiner Polarisationshypothese dadurch zu entkräften, daß er behauptete, mißverstanden worden zu sein; er habe gar keine Polarisation im physikalischen Sinne gemeint. Aber weshalb hat er denn in seiner Schrift nicht erklärt, wie er jenes Wort verstehe? Warum hat er nicht bloß die Ausdrücke „Polarisation", „Polarisierung", „polarisiert" u. s. w. fortwährend gebraucht, sondern sogar auf zwei Abbildungen (S. 57 und 58) das Schema der polarisierten Fährte mit den bekannten physikalischen Polarisationszeichen zur Erläuterung seiner Theorie gegeben? Im übrigen hat Bethe in seiner im Archiv für Physiologie (LXXIX [1900], 39 ff.) veröffentlichten Erwiderung auf unsere Kritik nur den unglücklichen Versuch gemacht, die Objektivität unseres Standpunktes als „theologisch" zu verdächtigen. Dieses Verfahren enthebt uns jeder weiteren Antwort. Vgl. auch unsere Abhandlung „Einige Bemerkungen zur vergleichenden Psychologie und Sinnesphysiologie" im Biolog. Centralbl. XX (1900), Nr. 10.

teilchen auf der Geruchsfährte ſein, was den Ameiſen die Richtung ihres Weges anzeigt.

Bethe hatte ferner als Folgerung aus ſeiner Polariſationshypotheſe den Satz aufgeſtellt, die Ameiſen könnten nicht dieſelbe Geruchsfährte zum erſtenmal als Hinweg und als Rückweg benutzen. In der That folgt dies mit Notwendigkeit aus ſeiner Reflextheorie; denn eine einſeitig (z. B. +—) polariſierte Fährte kann die Ameiſe nur in derſelben (+—) Richtung reflektoriſch weiterführen, nicht aber in der umgekehrten (—+) Richtung. Zudem würde eine Ameiſe, welche trotz dieſer theoretiſchen Unmöglichkeit auf demſelben Wege, den ſie gekommen iſt, umkehrt und wieder nach Hauſe geht, die von ihr auf dem Hinwege hinterlaſſene Polariſation durch den Rückweg wiederum in die entgegengeſetzte verwandeln, alſo völlig aufheben; demnach könnte eine zweite Ameiſe die Fährte der erſten unmöglich wiederfinden, weil das Richtungsmoment derſelben nicht mehr exiſtiert! Dieſe Folgerungen zeigen klar die Irrtümlichkeit der ſo ſchön klingenden neuen Polariſationshypotheſe; denn gerade die Lasius-Arten, mit denen Bethe experimentiert hat, benutzen thatſächlich faſt immer dieſelbe Fährte als Hinweg und als Rückweg.

Die richtige Löſung dieſes Rätſels hätte ſehr nahe gelegen: nicht eine geheimnisvolle „Polariſation“ der Fährte iſt es, was den Ameiſen die Richtung derſelben anzeigt, ſondern etwas viel Einfacheres, nämlich die Geruchsform der Fährte. Die von einer Ameiſe beim Hinweg und beim Rückweg hinterlaſſene Spur hat nämlich wegen der entgegengeſetzten Stellung der Ameiſenfüße beim Hin- und beim Rückweg eine entgegengeſetzte Form. Dieſe Form, welcher die chemiſchen Stoffteilchen (die „Geruchsteilchen“) anhaften, iſt aber ebenſogut Gegenſtand der Geruchswahrnehmung für die Ameiſenfühler, wie die Form einer menſchlichen Fährte auf weichem Boden Gegenſtand der Geſichtswahrnehmung für unſer Auge iſt. Dasſelbe wie für das Spurfinden bei den Ameiſen gilt auch für das Spurfinden jener höheren Tiere, welche hierbei vorzugsweiſe durch ihren Geruchsſinn geleitet werden, z. B. die Jagdhunde. Auch ſie unterſcheiden die hin- und die rücklaufende Fährte des Wildes durch den Geruchsſinn, durch die Wahrnehmung der Geruchsform der Fährte, nicht aber durch irgend eine myſteriöſe „Polariſation“ derſelben, welche Bethe auch beim Spurfinden der Jagdhunde ausdrücklich annimmt. An Stelle der neuen Polariſationshypotheſe, die von Wiſſenſchaftlichkeit nichts als den Klang beſitzt, tritt ſomit eine viel einfachere und viel natürlichere Erklärung;

mit einer rein mechaniſchen Inſtinkttheorie, welche das Tier nur als eine von Chemo- und andern Tropismen geleitete Maſchine anſieht, ſteht dieſelbe allerdings im Widerſpruche.

Gleichſam den Gipfelpunkt der Betheſchen Reflextheorie des Ameiſenlebens bildet jedoch folgender, auch von Loeb (S. 144) als beweiskräftig aufgenommener Erklärungsverſuch. Man kann alltäglich beobachten, daß Ameiſen, welche eine Laſt tragen, mit derſelben meiſt zu ihrem Neſte hingehen, während die vom Neſte fortgehenden Ameiſen meiſt unbelaſtet ſind. An dieſe Thatſache hat Herr Bethe die kühne Verallgemeinerung zu Gunſten ſeiner Reflextheorie geknüpft: „Was eine Ameiſe unter gewöhnlichen Verhältniſſen veranlaßt, der einen oder der andern Spur (d. h. vom oder zum Neſte) zu folgen, iſt offenbar die Belaſtung und der Mangel an Belaſtung: Belaſtung löſt reflektoriſch den Gang zum Neſte hin, Mangel an Belaſtung den Gang vom Neſte fort aus.“ Ein Kenner des Ameiſenlebens kann ſich bei dieſer großartigen wiſſenſchaftlichen Entdeckung eines ironiſchen Lächelns nicht erwehren. Wäre jenes hochgelehrt klingende Axiom wirklich zutreffend, ſo würde es einer unbelaſteten Ameiſe ja phyſiologiſch unmöglich gemacht, wieder leer nach Hauſe zu gehen, wenn ſie draußen nichts gefunden hat; und einer belaſteten Ameiſe, die einen Leichnam oder einen andern Abfallſtoff aus dem Neſte fortſchaffen will, würde es phyſiologiſch unmöglich gemacht, mit ihrer Laſt das Neſt zu verlaſſen! Wie kann man ein ſolches Unding im Ernſte für „Wiſſenſchaft“ ausgeben? Die Belaſtung oder Nichtbelaſtung iſt doch auch unter „gewöhnlichen Verhältniſſen“ offenbar nur die nächſte Veranlaſſung, weshalb die Ameiſe zum Neſte hin- oder vom Neſte fortgeht, ebenſo wie für einen Packträger, der eine Anzahl Kiſten von der Bahnſtation in ein Haus zu bringen hat, die Belaſtung oder Nichtbelaſtung die nächſte Veranlaſſung iſt, zum Hauſe hin- oder vom Hauſe fortzugehen. Dieſe nächſte Veranlaſſung ohne weiteres für die pſychologiſche oder auch nur für die phyſiologiſche Urſache auszugeben, wie Bethe es hier gethan, das iſt doch ein ganz handgreifliches Sophisma. Deshalb beweiſt jenes Beiſpiel für die neue Reflextheorie gar nichts als ihre offenbare Unzulänglichkeit.

Wir können hiermit die neue mechaniſche Inſtinkttheorie Loebs und Bethes wohl als erledigt betrachten. Obwohl ſie uns gegenüber der vulgären Vermenſchlichung des Tierlebens manchen nützlichen Wink zu einer einfacheren Erklärung der Thatſachen giebt, ſo iſt ſie doch in ihrer Allgemeinheit ein ebenſo verfehltes Extrem wie jene.

Die Beiſpiele, an denen Loeb nachzuweiſen verſucht hat, daß die vor-
ehlichen pſychiſchen Thätigkeiten der Tiere auf bloße Reflexmechanismen und
flanzliche Tropismen ſich zurückführen laſſen, beziehen ſich allerdings haupt-
ächlich auf die Inſtinkte von Inſekten und andern niedern Tieren. Wendet
an jedoch ſeine Segmentaltheorie auch auf die höheren Tiere in derſelben
Beiſe an, ſo muß man auch einen Hund oder einen Affen für nichts
eiter als für eine Summe von „einfachen Reflextieren“ erklären, zwiſchen
enen das Zentralnervenſyſtem nur „die protoplasmatiſche Brücke der Reiz-
eitung“ bildet. Die karteſianiſchen Tiermaſchinen ſind damit in ihrer
laſſiſchen urſprünglichen Geſtalt wiedergeboren; mit einem neuen phyſio-
ogiſchen Mäntelchen bekleidet ſtellen ſie ſich der gebildeten Welt des 19.
nd 20. Jahrhunderts als Sprößlinge der modernen Wiſſenſchaft vor.

Nicht die ſcholaſtiſche Pſychologie, welche den Tieren eine Seele mit
innlichem Empfindungs- und Begehrungsleben, mit ſinnlichem Gedächtnis,
innlichem Vorſtellungsvermögen und willkürlicher Bewegung zuerkennt, iſt
s, die das Tier in eine organiſche Maſchine verwandelt, ſondern jene
ichtung in der neueren Phyſiologie, welche die Äußerungen des ſinnlichen
ebens der Tiere für bloße Reflexe ausgiebt und dadurch das ganze Tier
u einem kunſtreich gebauten Automaten macht. Dieſer unleugbaren That-
ache gegenüber klingt es höchſt naiv, wenn Ernſt Krauſe und ähnliche
ertreter der modernen Tierpſychologie immer noch bei der alten Anklage
eharren, daß die ſcholaſtiſche Philoſophie das Tier in eine ſeelenloſe
Maſchine verwandle. Der genannte darwiniſtiſche Romanſchriftſteller läßt
ich über dieſes Thema noch in jüngſter Zeit folgendermaßen aus[1]:

„In den letzten Jahren iſt eine Anzahl von Büchern und Abhand-
ungen erſchienen, welche die Handlungen der Tiere auf einen Mechanismus
urückzuführen ſuchen, wie ihn ſchlimmer ſelbſt Descartes nicht gedacht hat,
ls er die Tiere für bloße Maſchinenweſen ausgab. Der treffliche Ameiſen-
orſcher Wasmann S. J. veröffentlicht ein Bändchen nach dem andern, um
u beweiſen, daß der Liebling Leos XI.[2], der hl. Thomas von Aquino,
or 600 Jahren, als er den Tieren alle und jede Intelligenz abſprach,
mehr Einſicht in das Seelenleben der Tiere bewieſen habe als heutige
Tierpſychologen.“

---

[1] Im „Prometheus“ XI (1899), Nr. 533, S. 204.

[2] Soll wohl heißen: „Leos XIII.“; in der Kirchengeſchichte iſt Herr Krauſe recht ſchwach, obwohl er ein ganzes Buch über die Knechtung der Wiſſenſchaft durch die Kirche ſeit dem Beginne der chriſtlichen Zeitrechnung geſchrieben hat.

Ernst Krause weiß recht gut, daß die moderne Physiologie, nicht aber die moderne Scholastik es ist, welche die kartesianischen Tiermaschinen wieder zur Geltung zu bringen sucht. Er weiß ferner recht gut, daß gerade Vertreter dieser scholastischen Philosophie es sind, die in neuester Zeit den mechanischen Reflextheorien entschieden entgegengetreten sind. Aber er sucht diese Thatsache vor dem populärwissenschaftlichen Publikum, für welches er schreibt, ängstlich zu verbergen. Sonst wäre es ja aus mit einem der wohlfeilsten und wirkungsvollsten Schlagwörter, mit denen er schon seit 30 Jahren die verhaßte christliche Weltanschauung bekämpft.

E. Wasmann S. J.

Die Pfalzkapelle Karls des Großen zu Aachen und ihre Mosaiken.

(Schluß.)

Im Jahre 1881 wurden in der Kuppel des Aachener Oktogons die Mosaiken neu hergestellt, weil man allgemein annahm, ähnliche seien dort ehedem auf Befehl Karls d. Gr. eingefügt gewesen. Im Gegensatz zu dieser in Aachen herrschenden Ansicht erklärt Dr. Robert Dohme, Mitglied der Berliner Akademie des Bauwesens:

„Untersuchungen im Innern der Kirche (auf Veranlassung des Königl. Kultusministeriums) haben sichergestellt, da ßdieselbe auf Mosaizierung ursprünglich nicht berechnet gewesen, mit alleiniger Ausnahme etwa der Fensterleibungen. Die von Ciampini beigebrachten Abbildungen des Aachener Kuppelmosaiks sind also apokryph.“ [1]

Dieser Erklärung entsprechend gehen die Gutachten der Königl. Bau-Abteilung zu Berlin aus den Jahren 1884 und 1893 „von der Annahme aus, daß sich die Anwendung von Mosaiken in dem ursprünglichen Bau auf den kleinen quadratischen Doppelchor beschränkt habe, daß alle übrigen Teile der Palastkapelle zur Zeit der Erbauung nur aufs einfachste gefärbt worden seien, und daß erst Otto III. mit italienischen Künstlern eine vollständige Ausmalung al fresco auf den schwach geputzten Wänden bewirkt habe“ [2].

[1] Geschichte der deutschen Baukunst (Berlin, Grote, 1885) S. 432.

[2] Clemen, Berichte über die Thätigkeit der Provinzialkommission für die Denkmalpflege in der Rheinprovinz I (Bonn, Georgi, 1896), 9. Vgl. desselben Studien zur Geschichte der Karolingischen Kunst. Repertorium für Kunstwissenschaft XIV (1891), 117 f.

Im Anschluß an diese „sichere" Erklärung hat dann Franz Friedrich Leitschuh erklärt, „die Mosaiken des Aachener Münsters können nicht als Werke aus der Zeit Karls d. Gr. in Betracht kommen" [1].

Janitschek „begründete 1885 ausführlich seine Zweifel an dem karolingischen Ursprung" der Aachener Mosaiken, gab 1890 einerseits zu, sie seien „auf Karl als Auftraggeber zurückzuführen", fügte aber anderseits bei: „Kein Zweifel, daß italienische Künstler, ob jetzt (um das Jahr 800) oder später (um das Jahr 1000), Urheber des Werkes in Aachen waren." [2]

Nachdem so hervorragende Vertreter der deutschen Kunstforschung sich derartig geäußert haben, ist es nötig, zu untersuchen, ob die Aachener Pfalzkapelle in ihrer Kuppel überhaupt Mosaiken besessen, und ob dieselben, wenn sie vorhanden waren, aus Karls Zeit stammten.

Beides steht trotz jener kritischen Einwendungen zweifelsohne fest. Die unwidersprechlichsten Zeugen berichten zuvörderst, daß die Mosaiken bis um das Jahr 1719 bestanden und aller Augen auf sich zogen. Der bekannteste dieser Zeugen, der Aachener Advokat Noppius, schreibt in seiner 1631 gedruckten, 1774 neu aufgelegten Aachener Chronik S. 25 (bezw. S. 21):

„Der Thron (d. h. das Kuppelgewölbe), darab vorgesagte (Leuchter-)Cron hinunter dependiret [3], ist wunder anzusehen, glänzet gleich einem güldenen Berg, ist eingelegt mit doppel übereinander gefügten Gläseren gleich wie Würfel, und seynd in einem jedwedern Dubletten zwey Grän Golds, dahero es denn einen ewigen Schein gibt, und unverweßlich bleibet, wenn nur allein das Beth, darin diese Steinlein eingewirkt, vom Regen und anderer Unsauberkeit verschonet und bewahrt bleibt.

„Und ist mit solchem opere Mosaico nicht allein der Thron (d. h. die Kuppel), sondern auch alle Fensteren, ja, wie etliche wollen, die ganze Kirch gebauet gewesen, wie dann an den Fensteren der Augenschein annoch genugsam ausweiset.

„Item hat auch vorzeiten auf solchen Thron wohl correspondiret das Paviment, als nemlich an statt jetziger blauen Stein ist die Kirch unten mit schönen Figuren und Blumen durch allerhand dazu accomodirte kleine Marmorstein gleich als geschildert gewesen."

Ähnlich berichtete bereits früher Peter a Beeck und wenig später Blondel. Ciampini endlich erhielt seine Nachrichten über die Aachener Mosaiken und die Zeichnung derselben, welche er mehr oder weniger genau veröffentlichte, vom Dekan des Aachener Münsters, Vanderlingen [4].

---

[1] Geschichte der Karolingischen Malerei (Berlin, Siemens, 1894) S. 56; vgl. S. 223.

[2] Geschichte der deutschen Malerei (Berlin, Grote, 1890) S. 19. Karolingische Studien, Festgruß an Anton Springer. Berlin, Spemann, 1885.

[3] Noch heute hängt der von Friedrich I. geschenkte kostbare Kronleuchter im Aachener Oktogon an der oben genannten Stelle.

[4] Aquisgranum (Aquisgrani 1620) p. 50: „Templum (B. M. V. Aquisgrani) nempe introrsum picturis in musivo seu musiaco opere diversis typicis coloribus variegato ... quondam undequaque investitum incrustatumque fuisse

Nachdem durch vier Augenzeugen des 17. und 18. Jahrhunderts das Vorhandenſein der Kuppelmoſaiken bekundet iſt, gewinnen ältere Quellen, die ſich nur allgemein äußern, größere Deutlichkeit und mehr Gewicht.

Das kurz nach 1165 zu Aachen geſchriebene Leben Karls [1] lobt die Moſaiken ſeiner Pfalzkapelle in einer Weiſe, daß damals mehr beſtanden haben muß als einige muſiviſche Dekorationen der Fenſterleibungen. Wenn auch in der Schrift die unglaubwürdigſten Geſchichten erzählt werden, ſo handelt es ſich bei dem Berichte über die Moſaiken nicht um Thatſachen einer weit entlegenen Vorzeit, ſondern um etwas, was den Leſern vor Augen ſtand und deſſen Prüfung unabweisbar ſich aufdrängte, worin alſo der Schreiber bei der Wahrheit bleiben mußte.

Auch das Gedicht Walafried Strabos an Ludwig den Frommen über das Standbild Theodorichs, worin geſagt wird, in der Aachener Pfalzkapelle leuchteten goldene Bilder oberhalb der Säulen, bezeugt doch wohl das Daſein karolingiſcher Moſaiken [2].

Aber ſind denn dieſe Moſaiken nicht erſt unter Otto III. durch den Italiener Johannes entſtanden? Sicherlich nicht; denn erſtens bezeugen die Quellen aus-

---

... e nonnullarum fenestrarum absidibus, perfectissime ex tholo ac triumphalis convexurae formicis turris primariae, quae supra coronam pensilem in umbelico Basilicae aspectui se obiicit, conspicuum fit. In hoc siquidem opere musivo sedes posita est ad orientem solem et supra sedem in maiestate sedens Salvator ac Servator Christus Dominus, pluviali sacro pallio seu talari chlamyde amictus ad eam faciem, quae in principe urbium, Roma, in divorum Iohannis Lateranensis, Sabae aliorumque pervetustis Ecclesiis visitur. In circuitu sedis quatuor animalia ... inde stellae aureae in orbem radiant, subtus autem sedentem praetacto opere divinum illud symbolum ... Adhaec circulariter contemplari est quatuor et viginti seniores, qui assurgentes de sedibus procidunt ante sedentem in throno, mittentes coronas suas. Et haec de Musaico, quod usque nunc superest, ob quod forsan venerandae memoriae Imperatores Magnus Karolus et Otto II. in diplomatis, ille quidem ‚templum, quod cunctis monasticis aedificiis in regno suo forma et structura praeesse videtur', hic vero ‚capellam miri decore artificii' nuncuparunt." Vgl. *Blondel*, Thermarum Aquisgranensium et Porcetanarum elucidatio. Aquisgran. 1688; *Ciampini*, Vetera monumenta II (Romae 1747), 138. Ciampinis Zeichnung iſt wiedergegeben bei Seroux d'Agincourt, Malerei Taf. 17; v. Quaſt, Denkmäler II, 17; *Garrucci*, Storia tav. 282, u. ſ. w.

[1] Vita II, 16 bei Rauſchen a. a. O. S. 39: Cuius (Caroli) summam vigilantiam in eiusdem operis edificio quis non stupeat, cum illius basilice materiam et formam diligentius attendat et *musivum opus oculis et animo advertat*. Vgl. Quellenſchriften N. F. IV, 30.

[2] De imagine Tetrici v. 108 sq. Mon. Germ. Poëtae II, 373:

Templa regis fundata sacris, rex magne, lapillis,
Quorum pensa pater quondam tibi magnus adauxit.
Aurea cui ludunt summis simulacra columnis.

ich, Johannes sei Maler gewesen, habe wie in Aachen so auch in Lüttich
eitet; dort aber seien seine Arbeiten bereits zur Zeit des Berichterstatters
eicht gewesen, was doch nicht gut auf Mosaiken paßt [1]. Überdies besaß
ien am Ende des 10. Jahrhunderts keine Arbeiter, welche ein Werk, wie die
ener Mosaiken waren, zu vollenden vermochten; rühmt doch ein Mönch von
te Cassino den Abt Desiderius, weil er um 1080 Bodenmosaiken durch Ar-
r herstellen ließ, welche aus Konstantinopel kamen, und so eine seit 95 Jahren
talien nicht mehr geübte Kunst wieder erweckte. Um das Jahr 800 arbeiteten
gen tüchtige Mosaicisten nicht nur in Italien, sondern auch diesseits der
n, wo Angilbert, Karls Vertrauter, Christi Geburt, Leiden, Auferstehung
Himmelfahrt zu Saint Riquier in Mosaik herstellen ließ [2].

So sicher es nach dem Gesagten ist, daß Ciampinis bekannte, in vielen
hern wiedergegebene Zeichnung das karolingische Mosaik der Aachener Pfalz-
lle im ganzen und großen giebt, ebenso gewiß ist es, daß diese Zeichnung
unvollkommen und die zu ihr gegebenen Erläuterungen mangelhaft sind. Fest
t jedenfalls, daß im Mosaik der Goldgrund vorherrschte, und daß in ihm
istus der Herr zwischen oder unter den Symbolen der Evangelisten in einer
nprächtigen Mandorla thronte, verehrt von den 24 Ältesten der Apokalypse,
he sich eben von ihren Thronen erhoben hatten und mit verhüllten Händen
Kronen hinreichten. Das Ganze war also eine Illustration des vierten Ka-
ls der Geheimen Offenbarung, worin der thronende Menschensohn sich dem
er zeigte inmitten eines vielfarbigen, kreisförmigen Bogens, zwischen den Sym-
n der vier Evangelisten und den Ältesten, welche von ihren Thronen auf-
anden waren, um ihn zu verehren. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde das
saikbild von römischen Arbeitern verfertigt, welche die Anbetung des Lammes
ch die Ältesten in dem kostbaren, unter Papst Felix IV. († 530) hergestellten
saikbilde von St. Kosmas und Damian am römischen Forum kannten und
dasselbe nach ihrer Heimkehr in die ewige Stadt für Papst Paschalis
828) in der Basilika der hl. Praxedis zu Rom frei kopierten.

Sowohl in jenen beiden römischen Darstellungen wie in der jetzt zu München
bewahrten, aus Regensburg stammenden Bibel Karls des Kahlen [3] wird die
ldigung nicht dem thronenden Menschensohne, sondern dem Lamme dargebracht,
die Geheime Offenbarung im fünften Kapitel schildert. In der Miniatur
er Bibel dienen den Ältesten Schemel als Sitze, nicht wie in der Aachener
rstellung Sessel mit hohen Rückenlehnen.

---

[1] Vita Balderici episcopi Leodiensis c. 13 und daraus bei Aegidii Aureae-
llensis Gesta episcoporum Leodiensium. Mon. Germ. SS. IV, 729 sq.;
XV, 65.

[2] Diese Zeitschrift Bd. XLIII (1889), S. 512 f.; *Anscherus*, Vita Angil-
rti, Mon. Germ. SS. XV, 180 sq.; *Gerspach*, La Mosaïque p. 78.

[3] Beissel, Bilder aus der Geschichte der altchristlichen Kunst und Liturgie
Italien (Freiburg, Herder, 1899) S. 136 f. 208 f.; L. v. Kobell, Kunstvolle
liniaturen (München, Albert) Taf. 8.

Warum setzte der Künstler zu Aachen das Bild des Erlösers in die Mitte, nicht das Lamm? Weil das Gotteshaus, wie im vorhergehenden Artikel nachgewiesen wurde, dem Erlöser und seiner Mutter gewidmet war. Ein Maria ehrendes Mosaikbild wird sich wohl in den Gewölben über und vor ihrem Altare im Erdgeschoß befunden haben. Das Kuppelmosaik entsprach dem Altare des Erlösers, welcher auf der Empore dem kaiserlichen Throne gegenüber stand und von dem Ludwig der Fromme auf seines Vaters Geheiß die königliche Krone nahm, um sie sich auf das Haupt zu setzen.

Barbier de Montault hat mit vielem Scharfsinn an der Hand der Zeichnung Ciampinis die Einzelheiten des Aachener Mosaikbildes untersucht[1]. Mit Hilfe seiner Angaben läßt sich unter Zugrundelegung der älteren Beschreibungen darthun, wie es beschaffen war. Überdies haben die Stuccateure, welche im 18. Jahrhundert die Mosaiken entfernten, einen Teil der Würfel derselben in ihre Arbeit eingefügt, andere besitzt das Kapitel noch. Sie füllen drei große Körbe und sind der Mehrzahl nach blau oder golden[2]. Die blauen werden den Hintergrund des untersten Streifens gebildet haben, von dem sich die weiß gekleideten Ältesten und deren Sessel gut abhoben. Die goldenen Pasten füllten den Grund des breiteren, mittleren Streifens, worin viele rote Kreise goldene Sterne umsäumten. Über dem Altare des Erlösers, also im Osten der Kuppel, thronte der Menschensohn in einer goldenen Mandorla. Die Farben ihres Randes sollten an den Regenbogen erinnern und waren von innen nach außen gesehen weiß, blau, grün, violett und rotviolett. Der Herr trug ein langes (blaues?) Kleid und einen roten, in der Mitte der Brust durch eine goldene Spange zusammengehaltenen Mantel (Pallium), aus dem bei Ciampini eine Chorkappe geworden ist. Seine Rechte erhob er zum Segensgestus, die Linke ruhte auf dem mit sieben Siegeln geschlossenen Buche (Offb. 5, 1). Er hatte einen Kreuzesnimbus und war umgeben von den großen Gestalten der vier Evangelistensymbole, welche die südliche, westliche und östliche Seite des mittleren Streifens füllten.

Oben im Scheitel der Kuppel zeigten sich in einem vielfarbigen Kreise, aus dem Strahlen hervortraten, wahrscheinlich vier Erzengel[3]. Unter den Füßen der

[1] *Didron*, Annales archéologiques XXVI (Paris 1869), 285 s. Daraus übersetzt und von Bock herausgegeben: Die Mosaiken im Münster zu Aachen. Köln und Neuß, Schwann, 1872.

[2] Eine eingehende Beschreibung dieser Pasten a. a. O. S. 49 f. Barbier dürfte recht haben, wenn er eine Anzahl derselben als antik ansieht. Die meisten stammen wohl aus Ravenna. Bei den goldenen Pasten sind zwei verschiedene Arten genau zu unterscheiden. Einige braunrote stimmen in so auffallender Weise mit den aus dem Boden des Trierer Domes ausgegrabenen überein, daß sie aus derselben Fabrik herrühren dürften.

[3] Barbier meint S. 17, die beiden bei Ciampini gezeichneten Engel seien mit den Evangelistensymbolen verwechselt worden, bringt aber keinen entscheidenden Grund für seine Ansicht vor. Er hat übersehen, daß doch Figuren nötig waren, um den Raum zur Rechten und Linken Christi zu füllen, und daß in Rom in St. Kosmas und Damian sowie in St. Praxedis oben Engel neben dem Lamm stehen, denen dann die Evangelistensymbole folgen.

esten lief eine Inschrift herum, welche mit dem Monogramm Christi begann r schloß. Eine zweite, nur mit roter Farbe ausgeführte Inschrift befand sich er dem weit ausladenden Gesimse der Empore, also über den großen Bögen Erdgeschosses. Sie endete mit den Worten KAROLVS PRINCEPS. Als letztere kurze Zeit vor dem Tode des Kaisers erlosch, betrachtete man dies ein schlimmes Vorzeichen [1].

Die Angabe des a Beeck, ehedem sei das ganze Münster mit Mosaiken ausschmückt gewesen, welche die Geschichte des Alten und des Neuen Testamentes schildert hätten, stammt aus der Chronik des Albrich, welcher seine Notiz aus linand entnahm, der um das Jahr 1200 schrieb [2]. Beide reden jedoch nicht i Mosaiken, sondern von Malereien. Demnach dürfte dieser biblische Cyklus Aachen wirklich bestanden haben und vielleicht unter Otto III. durch den oben ühmten Italiener Johannes ausgeführt worden sein.

Von den Mosaiken des karolingischen Fußbodens haben sich einzelne Reste alten. Ein einfaches Muster, dessen Steinchen größere Vierecke und Streifen den, findet sich an einigen Stellen der Empore; andere Stellen haben Bettung mit verschiedenfarbigen Marmorstücken bewahrt [3].

Im Jahre 1719 wurden alle Mosaiken aus der Kuppel und aus den Fensterungen entfernt, um durch Stuckdekoration ersetzt zu werden, welche der Italiener etro Altari bis 1730 vollendete. Der italienische Maler Francesco Bernadini belte dann 1730 bis 1733 sechs Gewölbe der Empore al fresco, der Aachener ler Ferd. Jansen das siebente erst 1829. Nur fünfzehn Jahre später war der schmack bereits so sehr verändert, daß Baurat Cremer einen Entwurf zur Entung der Stuckverzierung und zur Anfertigung eines Mosaikbildes in der ppel nach Berlin sandte, der jedoch auf Veranlassung des Herrn v. Quast ückgeschickt wurde mit der Weisung, sich enger an Ciampinis Zeichnung des olingischen Mosaiks zu halten, das damals von niemand als apokryph anehen wurde. v. Quast entwarf dann selbst einen neuen Plan, den er zu rlin genehmigen und dem Aachener Stiftskapitel 1847 übermitteln ließ. Mit cksicht auf die aufgeregten Zeitverhältnisse wurde dieser Entwurf jedoch zurückegt und am 2. Dezember 1853 ohne weitere Vorschläge durch die königliche gierung von Aachen dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten wieder efertigt [4].

Bald darauf, schon am 24. Februar 1854, reichte Professor Ernst Deger Düsseldorf dem Karlsverein einen Entwurf zur Ausmalung des Münsters Fresko ein. In den acht sphärischen Dreiecken der Kuppel wollte er in drei-

---

[1] *Einhardi* Vita Karoli c. 32. *Jaffé* l. c. II, 460. Ähnlich Poëta Saxo V,); l. c. 625.

[2] Mon. Germ. SS. XXIII, 718; *Migne*, Patr. lat. CCXII, 840.

[3] Barbier a. a. O. S. 59 Abb.; Geschichtsverein VIII, 62 f. n. 3 und 4; I, 163 f., Taf. n. 8.

[4] Jungbluth, Die Restauration des Aachener Münsters bis zur Hälfte Jahres 1862 (Aachen, Kaatzer, 1862) S. 43.

mal acht typischen Figuren die Idee des Königtums von Gottes Gnaden darstellen, unter der Kuppel neben den acht Fenstern viermal acht heilige Fürsten und Fürstinnen der verschiedenen christlichen Nationen, unten im Erdgeschoß durch zweimal acht lebensgroße Brustbilder an die in Aachen gekrönten deutschen Könige erinnern. Dombaumeister Zwirner von Köln sprach sich 1859 in einem Gutachten für Degers Plan aus, und von 21 Vorstandsmitgliedern des Karlsvereins für die Restauration des Aachener Münsters empfahlen 16 dessen Ausführung, nur 3 die Anfertigung von Mosaiken nach Ciampinis Skizze. Ein heftiger Streit füllte die Zeitungen und Kunstzeitschriften. Der Königl. Konservator der Kunstdenkmäler, v. Quast, erhob Einsprache „gegen jede ohne seine vorherige Vernehmung zu machende Feststellung über Restaurationsvorschläge". Das erzbischöfliche Generalvikariat zu Köln endete 1859 die Erörterungen durch den Entscheid, man solle sich an ältere Vorbilder und an Mosaiken halten. Degers Plan war dadurch zum Leidwesen vieler seiner Freunde endgültig beseitigt. Selbst solche, die ihn und seine Arbeiten noch heute hochschätzen, werden sich nicht scheuen, zu gestehen, daß er doch nicht im stande war, das karolingische Oktogon in einer seinem Stile entsprechenden Weise auszumalen [1].

Bald nachher (1861) trat ein neues Gutachten des Herrn v. Quast mit Wärme für die Ausführung des von Ciampini überlieferten karolingischen Mosaikbildes ein, die auch von der Abteilung für Bauwesen im Königl. Ministerium zu Berlin 1862 empfohlen und dringend beim König befürwortet wurde. Um die Sache zu fördern, erbat und erlangte der Karlsverein im Jahre 1866 eine staatliche Beihilfe von 6000 Mark zur Ausführung der inneren Dekoration des Oktogons. Zunächst wurden nun in demselben alle Stuccaturen heruntergeschlagen, alle Malereien entfernt. Dadurch traten oben in der Kuppel Reste der Zeichnung hervor, welche die Mosaizisten in den Kalk eingeritzt hatten, um die Umrisse ihrer Figuren festzustellen und sie bei Einfügung ihrer Glaswürfel zu benutzen [2].

Auch Klammern sollen gefunden worden sein, womit die Marmorplatten befestigt gewesen seien, die den karolingischen Bau bekleidet hätten. Pius IX. sandte daraufhin zwei Blöcke cipollinischen und zwei afrikanischen Marmors sowie 40 Stücke Serpentin und antikes Gelb. Viele behaupteten dagegen, die Flächen des Oktogons seien nie mit Marmor belegt gewesen; weil deren Steine auf das sorgfältigste behauen seien, und die feinen Gliederungen dort keinen Plattenbelag der Flächen duldeten, ohne zu verschwinden. Trotzdem haben die letzten Untersuchungen das Gegenteil dargethan. Der vom Papste gesandte Marmor kann also seine Verwendung finden [3].

---

[1] Organ für christliche Kunst IX (1859), 141 f.

[2] Beissel, Bilder aus der Geschichte der altchristlichen Kunst und Liturgie S. 123; Barbier de Montault a. a. O. S. 29 Anm.; Geschichtsverein VIII, 61.

[3] Geschichtsverein VIII, 59 f.; XXII, 204. Barbier de Montault a. a. O. S. 61 f. Bericht des Karlsvereins für 1897 S. 13, und für 1900 S. 7. Organ für christliche Kunst XIX (1869), 216.

Dann wurde eine Konkurrenz zur Erlangung von Entwürfen für Aus-
tung des Oktogons mit vielfarbigen figuralen Mosaiken ausgeschrieben. Drei
ister lieferten Kartons: Konservator v. Quast und Professor Schneider aus
sel und dann Baron Bethune in Gent. Erst am 30. Juni 1873 erlangte
Entwurf des zuletzt Genannten die Gutheißung einer Kommission, zu der
Herren Salzenberg, Schöne und Dobbert aus Berlin, Wislicenus aus
sseldorf, A. Reichensperger, Kekulé aus Bonn und Klein aus Wien berufen
ren [1]. Nach vielen Verhandlungen und Zwischenfällen wurde die Ausführung
Kartons 1879 der Mosaik-Anstalt Salviatis zu Venedig übertragen, der sie
erhalb zweier Jahre vollendete. Ihr Preis belief sich alles in allem auf
650 Mark. Die alte Vorlage war in vielen Einzelheiten verändert worden,
nders hatte der Maler die Sessel hinter den Ältesten weggelassen.

Um Pläne für die weitere Ausschmückung zu erlangen, eröffnete man 1888
: Konkurrenz zwischen den Herren Geiges zu Freiburg i. Br., Linnemann in
nkfurt, Schaper in Hannover und Schneider in Kassel. Die Preisrichter,
: Königl. Preußische Bau- oder Regierungsräte, Adler, Spiecker, Persius und
ise, sowie Direktor Essenwein erkannten 1889 Herrn Heinrich Schaper den
en Preis zu, der sich von nun an bei allen weiteren Streitigkeiten in den
rdergrund gestellt sah. Geboren zu Hannover den 13. Oktober 1853, ent-
nmte er einer Familie, welche die Malerei seit langem mit Liebe gepflegt hatte.
n seinem Vater vorgebildet, studierte er zu Hannover unter Hase Architektur,
München unter Löfftz und W. Diez Malerei. 1878 bis 1880 malte er die
koration des unter Hases Leitung erneuerten alten Rathauses zu Hannover
) später vieles andere zu dessen Ausschmückung. Zeichnungen für die Glas-
ter der Kirchen zu Pirna und Gießen sowie für die Kapelle der Marienburg,
n Malereien in derselben Marienburg, in der großen Halle zu Göttingen, in
Gruft des hl. Bernward und in der Kreuzkirche zu Hildesheim, in der durch
Munifizenz des Kardinals Kopp erbauten Kirche der Ursulinerinnen zu Duder-
)t und in verschiedenen Kirchen zu Hannover und im Dome zu Bremen, für
en Fassade er die Kartons der Mosaiken lieferte, vermehrten seinen Ruf und
iesen seine Meisterschaft in Verwendung verschiedener Stilarten. Bei der
reichen Konkurrenz für die Vorlage der Mosaiken der Aachener Pfalzkapelle
te er nicht nur seine ganze Kraft eingesetzt, sondern auch sehr eingehende
udien in Rom und Ravenna gemacht. Der Karlsverein erteilte ihm nach einiger
t den ehrenvollen Auftrag, die Anfertigung eines Kostenanschlages zur Aus-
rung seiner gekrönten Arbeit zu besorgen. Da er aber für das ganze Innere
Mosaiken und Marmorbekleidung festhielt, während die staatlichen Behörden
Berlin damals „wenigstens für den Schmuck des Inneren des Oktogons nur
ieco lustro" wünschten, ruhte die Sache. Nach langem Warten entschloß sich
Karlsverein, vorläufig nur die Ausführung der oberen Teile des Oktogons
ter dem fertiggestellten Kuppelmosaik und oberhalb der Bogenöffnungen der

[1] Organ a. a. O. S. 144. Zeitschrift für b. Kunst IX (1873), Beiblatt 44.

Empore in Angriff zu nehmen, wozu die erforderliche Summe von 101 000 Mark bereit lag. Doch wurde er erst am 15. September 1896 durch allerhöchste Entscheidung des Kaisers von der Verwendung des Stucco lustro entbunden.

Es fragte sich jetzt: „Was soll unter der Darstellung der 24 Ältesten, die im karolingischen Mosaik sich fand und von Bethune erneuert worden war, geschildert werden?“ Die durch acht Fenster unterbrochenen Oberwände des Oktogons boten nur für sechzehn große Einzelfiguren Platz. Ob Karl d. Gr. dort Mosaiken hatte anbringen lassen, war unbekannt. Es blieb also Freiheit der Wahl; doch mußten die Figuren zu jenen Ältesten und zur Gestalt des thronenden Herrn in der Kuppel passen. Vier Pläne wurden vorgeschlagen. Einige wünschten im Anschluß an Degers Entwurf Figuren christlicher Könige. Ihr Vorschlag erwies sich jedoch schon darum als unannehmbar, weil in der westlichen Halle beim Königsthron solche Gestalten besser Platz finden würden. Die übrigen Pläne setzten an die Spitze von sechzehn Heiligen die Gottesmutter mit dem hl. Johannes dem Täufer sowie die Erzengel Michael und Gabriel, denen nach dem zweiten Plane je zwei Apostel, Märtyrer, Bischöfe, Bekenner, Jungfrauen und Frauen folgen sollten. Eine derartige Reihe knüpfte jedoch so wenig an die in der älteren Ikonographie üblichen Folgen an, daß er wenig Freunde fand. Der Vorschlag, die zwölf Apostel hinzustellen, empfahl sich durch geschlossene Einheit, Vollständigkeit und die Beziehung der Gestalten der Apostel zu denen der bereits oben vorhandenen 24 Ältesten. Doch wurde gegen denselben geltend gemacht, es dürfte schwer sein, Wechsel in die Komposition zu bringen, der doch um so wünschenswerter sei, weil bereits in der Kuppel die 24 weiß gekleideten Ältesten einförmig wirkten. Auch die Figuren der Apostel müsse man ja in weißen Gewändern und womöglich ohne Symbole geben. Zudem könne man eine solche Reihe der Zwölfboten in jeder beliebigen Kirche verwenden; zur Pfalzkapelle habe sie keinerlei besondere Beziehung.

Da in den römischen Mosaiken und in den mit Malereien gezierten Apsiden romanischer Kirchen jene Heiligen den Heiland begleiten, denen die betreffende Kirche geweiht ist oder deren Reliquien in den Altären ruhen, schlugen die Vertreter des vierten Planes vor, ältere Heilige darzustellen, die zum karolingischen Münster und zur Stadt Aachen Beziehungen hätten, denen also dort Altäre, Kapellen und Kirchen gewidmet waren. Der dritte Plan gewann trotzdem die meisten Stimmen für sich und wurde gewählt [1].

Nun trat aber die Frage in den Vordergrund, wie diese Apostel darzustellen seien. Einflußreiche Kunstfreunde zwangen den Maler, die kleinen Emailfigürchen der berühmten byzantinischen Kreuzestafel zu Limburg als Vorbilder zu benutzen und zwar so, daß die überlebensgroßen Figuren der Mosaiken, Vergrößerungen jener kleinen, in ganz anderem Material ausgeführt werden sollten. Man betonte, das Gebundensein der orthodoxen kirchlichen Kunst fordere ein solches Vorgehen. Durch die Beschlüsse des zweiten Konzils von Nicäa sei nicht nur der ikono-

[1] Berichte über die Thätigkeit der Provinzialkommission für die Denkmalspflege in der Rheinprovinz 1897 S. 8 f.

graphische Typus der einzelnen Figuren fixiert, sondern auch gerade im Gegensatze zu der Willkür der Anschauungen, welche in dieser Richtung vordem in der Kunst des Abendlandes Platz gegriffen hätten, die Zusammenfassung der Einzelfiguren zu bestimmten, von einer einheitlichen Idee getragenen Cyklen in ebenso bindender Weise festgestellt worden. Die vornehmste dieser Zusammenfassungen bilde nun gerade die sogen. große Dessis (d. h. das von Maria, Johannes, den Erzengeln Michael und Gabriel und den zwölf Aposteln begleitete Bild des thronenden Erlösers).

Daß die erwähnten Konzilienbeschlüsse von den ausführenden Künstlern des 8. Jahrhunderts bei ihren Schöpfungen als durchaus maßgebend angesehen worden seien, dürfe keinem Zweifel unterliegen; ebenso würden diese künstlerischen Gesetze aber auch jetzt, in unserer Zeit, im strengsten Sinne zur Richtschnur zu dienen haben, wenn die Restauration des Oktogons im Aachener Münster durchgeführt werden solle im Geiste der Zeit seiner Entstehung und innerhalb des Ideenkreises dieser Zeit, wie man das vom künstlerischen Standpunkte aus doch wohl verlangen müsse.

Die siebente allgemeine, 787 zu Nicäa gefeierte Synode ist bekanntlich erst nach längeren Streitigkeiten im Reiche Karls d. Gr. anerkannt worden. Sie hat die Verehrung der Bilder offiziell gebilligt. Die Äußerung des hl. Basilius, die Künstler dürften keine unbeschränkte Freiheit beanspruchen bei Anfertigung ihrer Werke, sondern seien gewohnt, sich an die Überlieferung und an die Anweisungen der Bischöfe zu halten, findet sich in den Akten [1]. Sie wurde von keiner Seite beanstandet, aber einen ähnlichen Beschluß hat niemand auch nur in Vorschlag gebracht. Irgend eine Entscheidung, wodurch Typen oder Cyklen heiliger Bilder festgestellt wurden, ist in den Akten nicht zu finden. Vor und noch lange nach der Abhaltung dieser Kirchenversammlung beherrschte weder im Morgen- noch im Abendlande eine steife, verknöcherte Schablone, eine Sammlung unwandelbarer Vorbilder die gesamte Kunstübung. Freilich hielt man in konservativer Weise fest an bestimmten Formen und an der gewohnten Anordnung der Personen in den bekannten Scenen der biblischen Geschichte, aber ein sklavisches Kopieren offizieller Vorlagen ist von den kirchlichen Behörden des Abendlandes nie gefordert worden. Die christlichen Künstler suchten, wie dies auch in der älteren Kunst der Heiden Sitte gewesen war, ihre Werke durch Verbesserung und Vervollkommnung der hergebrachten Typen annehmbarer zu machen. Viele ganz neue, ungewohnte Kompositionen wurden erst durch die Renaissance auch da veranlaßt und geschaffen, wo die ältere Ikonographie ausgereicht hätte. Volle individuelle Freiheit, die altehrwürdigen Thatsachen der Offenbarung nach den Ergebnissen moderner Kritik, ethnographischer und kostümwissenschaftlicher Studien umzugestalten, beanspruchten erst die Maler der letzten Decennien zu ihrem eigenen Schaden.

---

[1] Hefele, Konziliengeschichte III (2. Aufl.), 441 f. 694 f. *Mansi*, Concilia XIII, 253. Beissel, Die Verehrung der Heiligen in Deutschland bis zum Beginne des 13. Jahrhunderts. In dieser Zeitschrift Bd. XXXIII, S. 458, und Ergänzungsheft 47, S. 49 f.

Es war also im Prinzip richtig, zu betonen, bei der Auswahl der Figuren, womit das karolingische Oktogon ausgestattet werden sollte, müsse der Maler sich an die in karolingischer Zeit übliche Darstellungsart im ganzen und großen halten, auch thunlichst im Ideenkreise jener Zeit bleiben, nur durfte man ihn nicht an bestimmte Vorbilder anderer Zeiten und Länder binden. Wollte der Maler alte, treffliche Vorbilder benutzen, so waren sie nicht im Morgenlande zu suchen, sondern im Abendlande, in Rom oder Italien, dessen Bauten, Mosaiken, Malereien und Handschriften Karls Künstler eingehend studiert hatten. Weil die karolingische Kunst, welche freilich im Vergleich zu dem vorhergehenden 7. und 8. Jahrhundert einen Aufschwung zeigt, doch mit Rücksicht auf die christlichen Denkmäler des 5. und 6. Jahrhunderts im Niedergange war, hatte der Wunsch volle Berechtigung, die neu herzustellenden Bilder sollten die offenkundigen Fehler und Schwächen der um das Jahr 800 entstandenen römischen Mosaiken zu vermeiden suchen.

Leider wurde der ausführende Künstler durch vielerlei Gerede bewogen, von den gesunden Grundsätzen abzugehen, welche ihn bei Herstellung seines preisgekrönten Planes geleitet hatten. Statt sich von den großartigen Mosaiken Roms und Ravennas des 5. und 6. Jahrhunderts zu neuen Schöpfungen begeistern zu lassen, versuchte er, in viel zu engem Anschluß an die Emailfiguren des aus Konstantinopel und aus dem 10. Jahrhundert stammenden prachtvollen Reliquiars zu Limburg eine überlebensgroße Figur des Erzengels Gabriel zu entwerfen. Sie wurde im Oktogon an der Stelle befestigt, welche sie nach Ausführung in Mosaik einnehmen sollte, fand aber sehr ungünstige Aufnahme. Nicht mehr Glück hatte ein zweiter Entwurf. Professor Franz Bock behauptete laut und offen, ihr Maler „besitze nicht die erforderliche Schulung und Befähigung, um die eminente, ihm gestellte Aufgabe nach allen Richtungen hin in dem feststehenden Typus der alten byzantinischen Vorbilder lösen zu können".

Obwohl die Restauration des Aachener Münsters und Rathauses schon öfter zu sehr erregten Auseinandersetzungen geführt hatte, waren die Gegensätze im Herbste 1897 so scharf geworden, daß nur durch Hinzuziehung einer größeren Anzahl von Vertrauensmännern aller Richtungen eine Einigung möglich schien. Der Karlsverein veranstaltete darum am 22. Oktober eine Versammlung, worin er durch drei Vorstandsmitglieder vertreten war, seinen langjährigen Präsidenten, Staatsprokurator Dubusc, den Geh. Regierungsrat Professor Büllner und Landrat Freiherrn von Coels. Als Kommissare des Kgl. Kultusministeriums erschienen der Geh. Ober-Regierungsrat Müller, Akademiedirektor Janssen aus Düsseldorf und Professor Dobbert; als Sachverständige Geh. Justizrat Professor Loersch, welcher mit gewohntem Geschick und großer Aufopferung der Sache sich angenommen hatte und die Verhandlungen leitete, Geh. Ober-Baurat Adler, Geh. Baurat Spitta, als Stellvertreter des Geh. Ober-Regierungsrates Persius, der Konservator der Kunstdenkmäler der Rheinprovinz Dr. Clemen, der für byzantinische Kunst begeisterte und durch großmütige Förderung der Kenntnis derselben ausgezeichnete russische Staatsrat v. Swenigorodskoi, Domkapitular Schnütgen, Professor Frentzen, Kanonikus Gobbels und der Schreiber dieses.

Herr Staatsrat v. Swenigorodskoi hielt an der Ansicht fest, byzantinische
rbilder, besonders das Reliquiar von Limburg, seien als bindende Vorlagen
zustellen. Alle übrigen Herren einigten sich dahin, Herr Schaper solle neue
twürfe fertigen und sich dabei an die besseren italienischen Mosaiken des 5. und
Jahrhunderts anschließen. Eine aus drei Herren bestehende kleine Kommission
rde beauftragt, bei den weiteren Arbeiten dem Maler zur Seite zu stehen
d dessen Zeichnungen zu begutachten. Der Künstler, welcher wiederum den
htigen Weg gewonnen hatte, bewies sich seiner Aufgabe gewachsen. Ein kleines
odell des Oktogons, in das er seine Zeichnungen eingetragen hatte, fand all-
tige Anerkennung; ebenso günstig wurden, abgesehen von kleinen Änderungen,
: in großem Maßstab ausgeführten Kartons beurteilt.

Für die Reihenfolge der Figuren war Mark. 3, 16 f. maßgebend. Wir
iden demnach auf der Evangelienseite, im Norden 1. die Gottesmutter, neben
r Papst Leo III. in kleiner Figur kniet, weil er ihr das Münster weihte, dann
Michael, den Schutzengel des Deutschen Reiches, 5. Petrus, 7. Jakobus,
Andreas, 11. Bartholomäus, 13. Thomas und 15. Thaddäus. Auf der
piistelseite, im Süden beginnt die Reihe mit Johannes dem Täufer (2), neben
m Karl d. Gr. kniet. Dann folgen 4. Gabriel, 6. Paulus, 8. Johannes,
). Philippus, 12. Matthäus, 14. Jakobus der Jüngere und 16. Simon.
de dieser Figuren trägt einen Nimbus, doch ist derjenige des Kaisers und des
apstes viereckig, weil man einen solchen viereckigen Nimbus ehedem lebenden
rsonen gab und das Mosaikbild, so weit als möglich, so sein soll, wie man
zu Lebzeiten Karls d. Gr. gemacht haben würde. Als charakterisierende
ymbole tragen alle Apostel Rollen oder Bücher, die offen oder geschlossen sind,
: beiden Erzengel die Stäbe der Boten, an denen oben ein Tuch mit dem
onogramm Christi hängt, welches an Konstantins Labarum erinnern soll.
r Petrus hält im Karton einen Schlüssel als charakteristisches Symbol, doch
tte man ihm besser zwei gegeben, weil der Herr ja sagte: „Dir will ich die
chlüssel des Himmels geben" (Matth. 16, 19). Man hätte wohl auch den
Paulus mit seinem Schwerte, das an dessen Martyrium sowie an die
acht des Wortes Gottes erinnert, darstellen dürfen. Da bereits in dem
osaikbilde der Apsis von S. Agnese bei Rom ein Feuerbrand und ein
chwert unten neben der Heiligen liegen, würden wenigstens einige, besonders
: kleineren später üblich gewordenen Sinnbilder der Apostel neben ihnen,
eicht auf dem Fußboden liegend, etwas mehr Gedanken in die große Kom-
sition gebracht haben. Ebenso hätte man die beiden Apostel, welche Evangelisten
d, sowie diejenigen, welche Briefe schrieben, durch offene Bücher und Rollen
nzeichnen können. Der Erzengel Michael, welcher hier mit Recht vor Gabriel
stellt ist, als Patron des Deutschen Reiches, hätte nach Offb. 12, 7 als
esieger des Teufels dargestellt werden können, weil ja der Gegenstand des
uppelbildes der Offenbarung entnommen ist und Jesus bereits in karolingischer
eit als Sieger über Drachen und Löwen einherschreitet. Das Bild der Gottes-
utter, der Karl sein Münster weihte, und die in Deutschland von Künstlern
d Dichtern, von Geistlichkeit und Volk hoch verehrt ward, muß jedenfalls

wenigstens in Farbe und Ausstattung der Gewänder als das wichtigste der Reihe hervorgehoben werden, damit das große Publikum zu Aachen sich nicht enttäuscht finde nach Vollendung des Ganzen.

Über den Figuren hat der Künstler in sehr wirkungsvoller Weise Guirlanden mit farbigen Blumen, höher abwechselnd Vorhänge oder große in Vogelköpfen auslaufende Muscheln gezeichnet, für die treffliche Vorbilder der älteren Kunst geschickt benutzt wurden. Die Zwickel unter den Figuren sind mit prachtvollen Ornamenten gefüllt, die zum Material des Stoffes, farbige und goldene Glasstücke, aus denen sie zu bilden sind, in trefflichem Verhältnis stehen. Die Zeichnung der Verzierungen über und unter den Figuren, die fast alle weiß gekleidet sind, bleibt ziemlich einförmig, um eine große Gesamtwirkung zu erzielen, doch wird die Farbe schon hinlänglichen Wechsel hineinbringen.

Im September 1898 ward nun mit Herrn Schaper ein Vertrag abgeschlossen, wonach derselbe für die bisherigen Arbeiten, die Ausführung der großen Kartons und die Beaufsichtigung der Mosaikarbeiten die Summe von 48 000 Mark erhalten solle. Über 73 000 Mark wird die Anfertigung der Mosaiken nach den Kartons erfordern. Die Staatsregierung stellte am 2. Januar 1897 die Genehmigung einer Lotterie in Aussicht, die dann auch erteilt wurde. Vom Erlös sollen 540 000 Mark für das Münster und 600 000 für den Ausbau des Rathauses zu Aachen verwendet werden. Die Anschläge und Entwürfe für die betreffenden Arbeiten müssen aber nicht nur der geistlichen Behörde, sondern auch dem Minister der geistlichen Angelegenheiten, der Akademie des Bauwesens und zuletzt Seiner Majestät dem Kaiser vorgelegt werden.

Die Pfalzkapelle von Aachen, welche bereits vor einem Jahrtausend andern Bauten als Vorbild gedient hat, ist durch die geplante Weiterführung der Mosaiken ihres Oktogons und die in Angriff genommene monumentale Ausschmückung der Umgebung des alten deutschen Königsstuhles, den Karl d. Gr. dort aufstellte, in den Vordergrund der vielfachen Thätigkeit für die Belebung christlicher Kunst getreten. Es ist erfreulich, daß gerade in unserer Zeit die ernste Mosaikmalerei wieder in Aufnahme kommt. Zu Köln hat in St. Aposteln die thatkräftige und opferwillige Hingabe des Pfarrers, Herrn Savels, bereits mit einem Aufwand von 80 000 Mark das Chor der Kirche mit Mosaiken ausstatten lassen, zu denen Maler Kleinertz die Entwürfe lieferte. Die Mosaiken der Kuppel werden unter Leitung des Malers Stummel in diesem Jahr vollendet und wohl 100 000 Mark kosten. An Entwürfen für die Apsiden zur Rechten und Linken des Chores arbeitet Ludovico Seitz zu Rom.

Die großartigen Bemühungen zur Restauration der Mosaiken von S. Marco zu Venedig, Torcello, Pisa, Ravenna und Rom haben einen Stamm tüchtiger Meister herangebildet, zu denen zahlreiche Männer hinzutreten, welche für neuere Kirchen, öffentliche Gebäude und Privatwohnungen kleinere Mosaiken lieferten. Freilich muß die Erfahrung noch zeigen, daß Mosaiken den Einflüssen unseres Klimas gegenüber standhalten. Die sorgsame Technik und die Dauer der oberitalienischen Werke dieser Art berechtigen indessen zum Vertrauen. Wandmalereien haben in dem letzten halben Jahrhundert leider so oft die Erwartungen

getäuscht, daß es ein Glück wäre, in so dauerhaftem Stoffe, wie die Glaswürfel es sind, weiter arbeiten zu können.

Die erhoffte lange Dauer der Mosaiken muß aber als dringende Mahnung aufgefaßt werden, bei der Wahl der darzustellenden Gegenstände und der Zeichnung der Kartons sich nicht von der Mode und den Ansichten unserer leichtlebigen Zeit zu sehr beeinflussen zu lassen. Es muß ja etwas geliefert werden, was nach Jahrhunderten noch wahr, ansprechend und für ein katholisches Gotteshaus erbaulich geblieben ist. Eben deshalb ist es nicht vom Übel, wenn der Kritik mit ihren Meinungsverschiedenheiten volle Freiheit gelassen wird vor der endgültigen Ausführung. Die Wahrheit liegt nur zu oft in der Mitte und wird sich zeitig Bahn brechen, wo man sie nicht mit Gewalt zu ersticken sucht. Bis jetzt ist, wie von allen Seiten zugestanden wird, bei Restauration alter Denkmäler fast überall freilich manches anders gemacht worden, als zu wünschen wäre und heute geschehen würde. Lebhafte Diskussion von seiten vieler Münsterfreunde und die Mitwirkung der höheren kirchlichen und staatlichen Behörden haben in Aachen vor manchen Fehlgriffen bewahrt, vieles Übel verhütet und oft in die rechte Bahn geleitet. Möchte darum das jetzt unternommene Werk glücklich vollendet und die überaus schwierige Ausstattung der Umgebung des Königsstuhles und der Empore des einzigen größeren karolingischen Baues, der uns in Deutschland erhalten blieb, geschickt eingeleitet werden.

Steph. Beissel S. J.

Der Deutschen „Schlachtlied" zu St. Michael.

Von Zeit zu Zeit pflegt — und bei dem allgemeinen Kreislauf der Dinge ist das ja erklärlich genug — wie manches andere so auch der „deutsche Michel" die Aufmerksamkeit der Litteraten in besonderer Weise auf sich zu ziehen, so daß ihm, um mich so auszudrücken, wieder einmal litterarisch der Puls gefühlt wird. Eine solche Periode stärkeren Angebotes und regerer Nachfrage in Sachen des „Michel" ist wieder durch manche Redewendungen des deutschen Kaisers, namentlich aber durch das bekannte, von Sr. Majestät entworfene und von Professor Büttner-Pfänner ausgeführte Michaels-Bild inauguriert worden. Was in solchen Tagen die geschäftigen Gänsekiele der Zeitungsschreiber über den deutschen Michel und den streitbaren Erzengel zu berichten wissen, mag jenem, zu dessen Attributen eine gewisse Vorliebe für Schwemme und Verschwommenheit zu rechnen, einigermaßen angemessen, für diesen aber in ebendemselben Maße ehrenrührig sein. Es liegt uns völlig ferne, diesen litterarischen „Suser", darin alles am Gären und

nichts ausgegoren ist, künstlich zur Klärung zu bringen und z. B. unsere Meinung zu äußern, ob in dem schneidigen Reitergeneral Hans Michel Obentraut des teutonischen Michels Urahne leibhaftig ermittelt worden ist oder nicht, und was der gleichen Fragen mehr sind. Aus den Irrtümern, die anläßlich des deutsche Michels über den himmlischen Michael in Umlauf gebracht werden, möchten wir viel mehr nur einen herausgreifen, und das deshalb, weil derselbe anfängt, sich i ernste und wissenschaftliche Werke einzuschleichen. Es wird daher nicht unangebrac sein, dem Schalk zeitig die Schelle anzuhängen.

Unsere Bemerkungen betreffen das Michaelslied: O heros invincibilis dux Michael, zu deutsch: „O unüberwindlicher Held, Sankt Michael."

Zum erstenmal wurde ich auf einen schweren Irrtum in Sachen dieses Liedes aufmerksam durch einen mit F gezeichneten Aufsatz „Sankt Michael un der deutsche Michel" in den „Blättern für Unterhaltung" der „Germania" vom 28. September 1900. Dort las man nämlich:

„Die Fahne des Erzengels Michael führte die Deutschen noch oft zu Sie und Ruhm. Ihn riefen sie an in dem lateinischen Hymnus O heros invinci bilis, von dem die erste Strophe lautet:

O unbesiegbar starker Held,
Herzog Michael,
Führ du das deutsche Heer ins Feld!
O steh uns zur Seite,
O hilf uns im Streite,
Herzog Michael, Herzog Michael!

„Vielleicht gab dieser Kriegsgesang und Schlachtruf auch m Veranlassung zu dem Völkerspitznamen ‚deutscher Michel', anfangs eine ehren volle Benennung, die aber später mit dem Schwinden der Macht und Ehre Deutsch lands in Verruf kam und ein Scheltname wurde für einen biedern, gutmütigen aber unbeholfenen, geistig beschränkten Menschen." [1]

Zweierlei war hier neu und interessant: erstens daß das hier angeführt Michaelslied ein „Kriegsgesang und Schlachtruf" deutscher Heere gewesen; zweiten die altertümlich anmutende Fassung der ersten Strophe dieses Liedes, die m ihrem Rundreim „Herzog Michael" den doppelten Glauben einmal an ei hohes Alter des Liedes, zweitens an ein höheres Alter des deutschen als d lateinischen Textes nahezulegen und zu stützen schien.

Der Zufall wollte, daß ich bald darauf in E. Michaels „Geschichte de deutschen Volkes" (I, 214 f.) auf dieselbe Strophe stieß. Er schreibt:

[1] Die „Germania" bemerkt hierzu etwas weiter unten: „Vergleiche für diese und manches andere: Dr. Albert Munke, Der deutsche Michel. Abhandlun zum Jahresbericht des Gymnasiums in Gütersloh, 1870." Munkes Schrift wa mir nicht zugänglich, so daß es fraglich bleibt, ob nicht für ihn ein Teil der Ent deckungen (richtiger Erfindungen) zu reklamieren ist, die wir später einem ander zuschreiben werden.

„Sankt Michael, der Schutzpatron des deutschen Volkes, war als ritterlicher Drachenbezwinger im besondern der Patron der Krieger. Unter seinem Banner flehen sie um seine Hilfe, und weithin erschallt der Schlachtgesang:

O unbesiegter, starker Held, Herzog Michael,
Führ du das deutsche Heer ins Feld, Herzog Michael!
O steh uns zur Seite,
O hilf uns im Streite,
Herzog Michael, Herzog Michael!"

Hierzu noch die Anmerkung: „Es war das deutsche Schlachtlied vom 9. bis 16. Jahrhundert." Hatte die Lesung jener Notiz in der „Germania" mich stutzig gemacht, so mußte dies mich wankend machen in dem Glauben, daß dies Michaelslied ein verhältnismäßig junges Lied, ein Kind des angehenden 17. Jahrhunderts sei, wie ich bislang geglaubt hatte. Wieder erschien hier ja der altertümelnde Text mit dem „Herzog Michael". Derselbe mußte also doch existieren. Aber wo? Wem dankten wir seine Kenntnis?

Michael beruft sich a. a. O. auf Giesebrecht (Geschichte der deutschen Kaiserzeit I [5. Aufl., Leipzig 1881], 422), auf C. Rudloff (Der Deutsche Michel, in der „Zeitschrift für Deutsche Kulturgeschichte", N. F. 2 [1873], 743 bis 755) sowie auf eine Reihe von Aufsätzen und Mitteilungen im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" [1]. Letztgenannte Aufsätze beschäftigen sich aber lediglich mit Ursprung und Ursprungszeit des Spottnamens „deutscher Michel", von unserem Schlachtgesange wissen sie nichts. Auch Giesebrecht ist unschuldig. Er erzählt nur, daß, als die Deutschen unter Kaiser Otto in die Schlacht auf dem Lechfelde zogen, „vor ihm flatterte die Lanze des hl. Michael"; welchen Päan seine Mannen dabei anstimmten, darüber weiß Giesebrecht nichts zu erzählen. Bedeutend unterrichteter erweist sich der dritte Gewährsmann, C. Rudloff. Er ist — Quellen citiert er keine — als Erfinder des Schlachtgesanges anzusehen [2] und bekennt sich, wie wir sehen werden, ziemlich ausdrücklich als „Verfasser" der altertümelnden, irreleitenden Strophe mit dem „Herzog Michael". Er schreibt:

„Er (Michael) ist der geistliche Herzog der deutschen Heerscharen. Während der Schlacht auf dem Lechfelde flatterte vor Kaiser Otto die Lanze des hl. Michael, und wo die wehte, hatte noch nimmer der Sieg gefehlt; dicht umringten dieses Banner und den König eine Schar heldenkühner Jünglinge, die Auswahl der Tapfersten aus jedem Zuge des Heeres (Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit I [Braunschweig 1860], 422). Das Lied: O heros invincibilis dux der alten *Cantiones* scheint nur eine Umwandlung des altdeutschen Schlachtgesanges in lateinischer Übersetzung mit Vertauschung des Heldennamens zu sein; statt dux Michael, protector Germaniae, hat es wohl früher geheißen: ‚Herzog Odin, Schirmherr des deutschen Volkes.' Der Anfang des Michaelsliedes lautet frei übersetzt:

[1] 1865, S. 202—205; 1866, 92—95; 1869, 164—166.

[2] Es sei denn, wie vorbemerkt, daß er Munke ausgeschrieben hätte.

O unbeſiegbar ſtarker Held, Herzog Michael,
Führ du das deutſche Heer ins Feld, Herzog Michael!
O ſteh uns zur Seite,
O hilf uns im Streite,
Herzog Michael, Herzog Michael!

„Mit ſolcher Anrufung ging es zum Angriff, und deutſche Männer, welche unter dem Michaelsbanner fochten und mit dem Loſungswort ‚Sankt Michael!‘ auf den Feind losſtürmten, konnten wohl ‚deutſche Michel‘ heißen. So hat das chriſtlich-deutſche Schlachten- und Wallfahrerlied, welches von den Normannen- und Ungar-Schlachten der Karolinger her die Kreuzzüge hindurch bis zur Reformation als Bardit vor der Schlacht geſungen wurde, aller Wahrſcheinlichkeit nach den Spottnamen des ‚deutſchen Michel‘ im Kriegsverkehr mit andern Völkern veranlaßt.“

Wir haben hier vor allem das Bekenntnis zu den Akten zu nehmen, daß die altertümelnde Strophe mit dem Rundreim „Herzog Michael“, die uns in der „Germania“ und bei Michael frappierte, nichts iſt als eine „freie Überſetzung“ der Strophe O heros invincibilis und, da Rudloff keinen andern Überſetzer nennt, wohl von ihm ſelbſt für ſeinen Aufſatz angefertigt. Wir ſtehen hier alſo an der Quelle der Herzog Michael-Strophe, die ſomit für den Hiſtoriker in Wegfall kommt und nicht ein altdeutſcher Schlachtgeſang, ſondern eine Ausgeburt des 19. Jahrhunderts iſt.

Wenden wir uns nun dem Originale dieſer „freien Überſetzung“, dem lateiniſchen Liede O heros invincibilis, zu. Rudloff verdankt die Kenntnis desſelben, wie er ſich ausdrückt, den „alten *Cantiones*“, was augenſcheinlich nichts anderes beſagen kann als dem Psalteriolum *Cantionum* catholicarum, d. h. einem in vielen Ausgaben verbreiteten Geſangbuche der niederrheiniſchen Jeſuiten. Dieſem lateiniſchen Liederbuche parallel läuft eine deutſche Ausgabe desſelben, das ſogen. „Geiſtliche Pſälterlein“, das ebenſo zahlreiche Auflagen erlebt hat. Hier konnte Rudloff den deutſchen Text des Michaelsliedes finden mit dem Anfange „O unüberwindlicher Held“, der ihn ſeiner irreführenden Verdeutſchung um ſo mehr überhoben hätte, als der deutſche Text des Liedes ſich früher nachweiſen läßt als der lateiniſche. Stellen wir die beiden Texte hier nebeneinander [1]:

1. O Vnüberwindlicher Heldt,
Sankt Michael,
Komb vns zu hülff, zeuch mit zu Feldt,
Hilff vns hie kempffen,
Die Feinde dempffen,
Sankt Michael.

1. O heros invincibilis,
Dux Michael,
Adesto nostris proeliis,
Ora pro nobis,
Pugna pro nobis,
Dux Michael.

[1] Den deutſchen Text gebe ich nach Kehrein aus Gregorius Corners „Groß Catholiſch Geſangbuch“ von 1631; den lateiniſchen nach dem Psalteriolum Cantionum catholicarum, editio decima sexta 1791.

. Die Kirch dir anbefohlen iſt,
Vnſer Schutz vnd Schirmherr du biſt.
. Du biſt der Himmliſch Capitain,
Dein Königsheer[1] alle Engel ſein.
. Groß iſt dein Macht, groß iſt dein Heer,
Groß auff dem Land, groß auff dem Meer.
. Von deiner Macht zu ſagen weiß
Der hölliſch Drach vnd ſein geſchmeiß.
. Den Drachen du ergriffen haſt
Vnd vnter deine Füß gefaſt.
. Mit Luciſer haſt du gekempfft
Vnd haſt ſein Heer vnd Macht gedempfft.
. O ſtarker Heldt, groß iſt dein Krafft,
Ach komb mit deiner Ritterſchafft.
. Beſchütz mit deinem Schilt vnd Schwert
Die Kirchen Gottes hie auff Erd.
. Vnd all, die der ſeynd zugethan,
Die beleyte zu deß Himmels Thron.

2. Tu nostrae dux militiae,
Defensor es ecclesiae.
3. Caelestes omnes spiritus
Pars tui sunt exercitus.
4. Per terras atque maria
Sunt nota tua proelia.
5. Per te, o heros belliger,
Prostratus iacet Lucifer.
6. O magnae heros gloriae,
Protector sis Germaniae.
7. Ad arma, ad arma angelos,
Ad arma voca subditos.
8. Eiectis procul hostibus
Fer opem desperantibus.
9. Adflictae pridem patriae
Optatam pacem redhibe.
10. A fame, peste libera.
A servitute vindica.
11. O Michael archangele,
Haec voce rogo supplice.

Welches ſind nun die geſchichtlich nachweisbaren Daten über dieſes Lied?

1. Der lateiniſche Text kommt nach Dr. W. Bäumker (Das katholiſche irchenlied in ſeinen Singweiſen II, 152) zum erſtenmal vor in dem Psalterio- m harmonicum sacrarum cantilenarum, Coloniae Agrippinae (Peter revenbruch) **1642**. Bäumker bemerkt zu dieſem Liederbuche in ſeiner Biblio- aphie (a. a. O. S. 36): „Jeſuitengeſangbuch.“

2. Der deutſche Text tritt zwanzig Jahre früher zum erſtenmal auf in m Buche: „Außerleſene Catholiſche Geiſtliche Kirchengeſäng, ebruckt zu Cölln Bey Peter von Brachel.“ Bäumker bemerkt zu ihm (a. a. O. . 33): „Scheint mir Jeſuitengeſangbuch zu ſein.“

Von dieſem Geſangbuche exiſtiert eine frühere Auflage vom Jahre 1619 it dem Titel: „Catholiſche Kirchengeſäng auf die Fürnehmſte eſte. Gedruckt zu Cölln Bey Peter von Brachel.“ Bäumker bemerkt zu dieſer uflage (a. a. O. S. 32): „Jeſuitengeſangbuch.“ In dieſem Geſangbuche fehlt nſer Lied. Dasſelbe taucht alſo für uns in der Geſchichte zum erſtenmal auf i einem Jeſuitengeſangbuche zwiſchen den Jahren 1619 und 1625 und iſt alſo ller Wahrſcheinlichkeit nach, da jede frühere Spur fehlt, in dieſer Zeit, vermut- ch von einem niederrheiniſchen Jeſuiten, verfaßt worden.

3. Die ſchöne, kraftvolle doriſche Melodie des Liedes können wir noch einige ahre weiter hinauf verfolgen. Ihre Fährte führt uns über die Niederlande nach rankreich. Dieſe Singweiſe findet ſich nämlich ſchon in dem 1614 zu Antwerpen druckten Buche: Het Prieel der gheestelicker Melodie, und zwar bei einem

[1] Sonſt richtiger: Kriegsheer.

französischen Weihnachtsliede mit dem Anfange: Graces au bon petit Jesus. Ein Einzeldruck unseres Michaelsliedes vom Jahre 1668 besagt zwar: „Ein Geistliches Lied zu dem Erz-Engel S. Michael. In seiner eygenen Melodey zu singen." Es ist aber diese Angabe ein offenkundiger Irrtum und müssen wir nach dem heutigen Stande der Forschung französischen Ursprung der Singweise vermuten.

4. Was die Priorität der beiden Texte angeht, so meint Bäumker (a. a. O. S. 152) von dem lateinischen: „Dieser ist wahrscheinlich der ursprüngliche, weil er sich den Noten besser anschmiegt." Der deutsche Text schmiegt sich aber mindestens ebensogut an, wenn man die Betonungsverhältnisse der deutschen Lyrik des 16. und 17. Jahrhunderts berücksichtigt. Eine Vergleichung der beiden Texte scheint mir eher die Ansicht nahezulegen, daß der zuerst überlieferte deutsche Text auch der ältere und ursprünglichere ist; der lateinische scheint mir eine mehrfach hinter der kernigen Urwüchsigkeit des Originals zurückbleibende Bearbeitung.

Wir wissen von einigen alten deutschen Liedern, daß dieselben als Schlachtgesänge gebraucht wurden. So sang nach Ottokars Reimchronik in der Schlacht auf dem Marchfelde (26. August 1278) das Heer Rudolfs von Habsburg:

Sankt Mari, muoter unde meit,
al unseriu not si dir gekleit,

d. h. eine Strophe des Liedes: „Es sungen drei Engel ein süßen Gesang", während das böhmische Heer das alte, noch heute gesungene Hospodine pomiluy ny anstimmte. Dasselbe Lied wurde, gleichfalls nach Ottokar, von den deutschen Kreuzfahrern in der Schlacht bei Akkon 1291 und wieder in der Schlacht am Hasenbühl bei Göllheim (2. Juli 1298) gesungen. Nach anderem Berichte wäre in letztgenanntem Kampfe als Schlachtlied das „In Gottes Namen fahren wir" angestimmt. In der Schlacht bei Tannenberg in Preußen (14. Juli 1410) sang das Heer des Deutschen Ordens das Lied: „Christ ist erstanden." Auch das bekannte Media vita (Enmitten in des lebens zeit) wird als Schlachtlied erwähnt. „Das Lied", sagt Hoffmann von Fallersleben in seiner „Geschichte des deutschen Volksliedes" (S. 324), „wurde das ganze Mittelalter hindurch viel gesungen bei allerlei Anlässen, auch als Schlacht-, Fluch- und Zaubergesang." Ein Michaelslied dagegen wird nirgends als Kampflied erwähnt. Die ganze Sage von dem Bardit, das seit den Normannen- und Ungar-Schlachten bis zur Reformation von den deutschen Heerscharen zu Beginn der Schlacht angestimmt worden sei, und gar die Märe von dem uralten Odinsliede, das in dieser Umdichtung auf den Engel Michael fortleben soll, ist nichts anderes als ein Sommernachtstraum Rudloffscher Einbildungskraft, vor deren Phantasmagorien der nüchterne Historiker hiermit gewarnt sei. Übrigens ist das Michaelslied keineswegs das einzige unter den Liedern des Psalteriolum Cantionum, dem irrtümlicherweise ein viel höheres Alter zugeschrieben worden, als ihm zukommt.

G. M. Dreves S. J.

Rezenſionen.

Abfaſſung des Galaterbriefes vor dem Apoſtelkonzil. Grundlegende Unterſuchungen zur Geſchichte des Urchriſtentums und des Lebens Pauli. Von Dr. **Valentin Weber**, ö. o. Profeſſor der Theologie an der kgl. Univerſität Würzburg. gr. 8°. (XII u. 406 S.) Ravensburg, Kitz, 1900. Preis *M.* 5.

Daß Gal. 2, 1—10 ein Parallelbericht ſei zur Erzählung Apg. 15 vom ›ſtelkonzil, wird in neuerer Zeit „faſt allgemein“ (S. 16) angenommen. Man t in jenem mehr die perſönliche, ſubjektive Seite, in dieſer die ruhige objektive rſtellung ausgeprägt. „In rührender Harmonie kommen heutzutage die Theo- en aller möglichen Richtungen mit ganz vereinzelten Ausnahmen darin überein, Paulus Gal. 2, 1—10 einen Parallelbericht zu Apg. 15 gebe“ (S. 19). gen dieſe „rührende Harmonie“ hat der Herr Verfaſſer bereits in mehreren handlungen nach verſchiedenen Richtungen hin Stellung genommen; ſo in tol.-prakt. Monatsſchrift, Paſſau 1898 und 1899; Zeitſchrift für katholiſche ologie 1898; Katholik 1898, 1900; ebenſo in der Schrift: Die Adreſſaten Galaterbriefes, und in einem Vortrage auf dem Münchener Gelehrten-Kongreſſe gedruckt in „Bibliſche Studien“). Alles das teils zuſammenfaſſend teils eiternd tritt der Herr Verfaſſer mit dem neuen Buche auf den Plan und et uns ſieben mehr oder minder umfangreiche „Beweisgänge für die Abfaſſung Galaterbriefes vor dem Apoſtelkonzil“.

Die Darſtellung iſt gewandt, friſch; einzelne Wiederholungen bringt der genſtand mit ſich; mit größtem Fleiße und einer reichen Kombinationsgabe dringt Herr Verfaſſer in die verſchiedenen Seiten der angeregten Fragen ein und et ein reiches Wiſſen und vielfache Belehrung. Er iſt ſeiner Sache völlig er; es fallen im Verlauf der Abhandlungen Ausdrücke wie: unumſtößlicher weis, vollgenügender Beweis (S. 64. 137), in Buchhändleranzeigen iſt die ſicht als unwiderlegbar gewertet. Iſt es da nicht von vornherein ſehr unheiden, wenn der Rezenſent ſich anſchickt, ein paar Fragezeichen anzubringen? ch da der Herr Verfaſſer ſelbſt einräumt, daß ſich Schwierigkeiten ergeben, es wohl geſtattet, die eine oder andere namhaft zu machen.

Als das Weſentliche ſeiner Auffaſſung betrachtet der Herr Verfaſſer die einung, daß die Beſchneidungsfrage *zweimal* in Jeruſalem verhandelt wurde, rſt nur *vertraulich* (Gal. 2, 1—10), ſpäter *öffentlich* mit feierlicher

Beſchlußfaſſung und weiſer Regelung der Heidenchriſtenfrage (S. x). Daher will ich auch einige Bedenken gerade gegen dieſes Weſentliche vorlegen und anderes gelegentlich kurz berühren.

Alſo die aufgeworfene Streitfrage war durch Gal. 2, 1—10 noch nicht prinzipiell und autoritativ entſchieden (S. 32); es war da bei den Privatverhandlungen die gemeinſame Überzeugung, daß die Heidenchriſtenfrage nicht öffentlich und prinzipiell geregelt werden könne (S. 215), von Paulus wurde die Verſchiebung der öffentlichen Behandlung zugeſtanden, in der Gemeinde wurde die Aufrollung der Geſetzesfrage vermieden (S. 218); der Vertrag hatte einen vertraulichen und proviſoriſchen Charakter (S. 220. 249); es handelt ſich in Gal. 2 um eine Privatbeſprechung; man forderte von Paulus die Nichtaufrollung der Geſetzesfrage vor der Gemeinde (S. 223), die Scheidewand des moſaiſchen Geſetzes wurde zwiſchen beiden Teilen der Chriſtenheit neu befeſtigt (S. 225).

Sehen wir nun dieſem gegenüber, wie der Herr Verfaſſer die Sachlage ſchildert. Wer waren die Falſchbrüder und was wollten ſie? „Die Geſetzler kamen aus Jeruſalem“ (S. 207), „das Alleingenügen der Gnade Chriſti auf Grund des Erlöſungstodes — alſo gerade das Weſentliche am Chriſtentum — verkannten und leugneten ſie“ (S. 203). Und wie ſtellt ſich Paulus dieſen Falſchbrüdern gegenüber? Sie ſind Störenfriede (S. 203), Paulus hat alsbald „die Abſichten dieſer gefährlichen Menſchen erkannt (S. 204); der letzte Zweck und das eigentliche Ziel der Eindringlinge war nämlich, den Paulus und den Barnabas und in letzter Linie das ganze Chriſtentum unter das Geſetz des Moſes zu verknechten“ (S. 206). Paulus „ſah die Gefahr voraus; er erkannte alsbald, daß dem Anſinnen der Beſchneidungsforderer die mit dem Weſen des Chriſtentums unvereinbare Anſchauung zu Grunde liege, als hätte das moſaiſche Geſetz eine bleibende, heilswichtige Bedeutung (S. 206), er achtete auf die prinzipielle Tragweite der geſtellten Forderung (S. 207), er erkannte ſcharf die letzten Konſequenzen ihres Standpunktes“ (S. 210). Bei dieſer Sachlage hielt er es für „notwendig, eine Klarſtellung der Dinge, eine offene Ausſprache der Meinungen und eine Stellungnahme der Muttergemeinde zur Heidenchriſtenfrage zu veranlaſſen“ (S. 191). Die Gefahr, daß die heidenchriſtlichen Gemeinden um das unerſetzbare Gut des lauteren Evangeliums betrogen würden, wollte er „ein für allemal aus der Welt ſchaffen; er wollte die Muttergemeinde nötigen, Stellung zu nehmen gegen gewiſſe Geſetzeseiferer ... und umſomehr hielt er es für notwendig, ſich des ausdrücklichen Einverſtändniſſes der Jeruſalemiten mit ſeiner Lehrverkündigung zu verſichern; ... die feierliche Sanktion des status quo durch die Mutterkirche ſollte ... die feſteſte Deckung und Gewähr bieten“ (S. 193).

Und nun, dieſer Paulus, dem „eine ſchneidige Entſchiedenheit eigen war, wo es ſich um religiöſe Prinzipienfragen handelte“ (S. 236), dieſer Paulus ſoll ſich bei dieſer Sachlage mit einer vertraulichen Abmachung, einer Privatbeſprechung, mit dem Hinweiſe begnügt haben, daß die angeregte Frage nicht öffentlich und prinzipiell geregelt werden könne? Was hat er dann ſeinen Gegnern gegenüber erreicht? Der Herr Verfaſſer meint allerdings, „davon, daß die Geſetzeseiferer damals mit dürren Worten die abſolute Notwendigkeit der Geſetzesbeobachtung behaupte-

hätten, iſt keine Rede" (S. 206), und „jene Eindringlinge werden noch nicht behauptet haben: ohne Beſchneidung können die Heidenchriſten nicht ſelig werden" (S. 218); allein, wenn ſie „das Alleingenügen der Gnade Chriſti — alſo gerade das Weſentliche am Chriſtentum — leugneten" (S. 208) und die Geſetzesbeobachtung forderten, was iſt das im Grunde anders als thatſächlich und praktiſch ſagen: ohne Beſchneidung kein Heil? Oder fragen wir ſo: forderten ſie die Geſetzesbeobachtung als notwendig für die Heidenchriſten, oder ſtellten ſie jene als nützlich, aber frei hin? Im zweiten Falle war ſicher nicht zu beſorgen, daß gar manche der Heidenchriſten ſich die Laſt auflegen wollten. Paulus aber ſieht ſeine ganze Thätigkeit gefährdet: ne forte in vacuum currerem aut cucurrissem; man leſe S. 187. 192; er ſah die Gefahr, daß ſie um das unerſetzbare Gut des lauteren Evangeliums betrogen würden (S. 193). Alſo forderten die „Geſetzler" die Beobachtung als notwendig; das kann aber nur den Sinn haben: ohne Geſetz kein Heil! notwendig für den Chriſten als Chriſten! Doch „ſolche Verfälſcher des Evangeliums hätte Paulus durch Abſchluß des Kompromiſſes gleichſam als zu duldende echte Chriſten anerkannt, was ſchwer annehmbar iſt" (S. 218—219). Ganz recht! Aber wo ſteht denn etwas von einem Kompromiß? Er nennt ſie Falſchbrüder, quibus neque ad horam cessimus subiectione, und wenn die Säulenapoſtel fortfahren, den Juden das Evangelium zu predigen, mit Pauli Zuſtimmung, ſo iſt das kein Kompromiß mit den Falſchbrüdern.

Es iſt auch eine unrichtige Vorausſetzung, die Streitfrage hätte deswegen nicht öffentlich und endgültig geregelt werden können, weil in Paläſtina an der Geſetzesbeobachtung ſeitens der geborenen Juden nicht gerüttelt werden durfte (S. 215). Denn es handelte ſich ja nur um die Heidenchriſten; was für ſie beſtimmt wurde, verbot den Juden die Geſetzesbeobachtung nicht. Aber wurde die Heidenchriſtenfrage wirklich nicht vor der Gemeinde aufgerollt? Hat Paulus auf Verlangen der „vertrauensſeligen Altapoſtel" (S. 201) nachgegeben, auf die öffentliche Erörterung verzichtet? (S. 214.) Wir leſen S. 131: „in der öffentlichen Gemeindeverſammlung fand er wenigſtens ſtillſchweigende Billigung ſeines Miſſionsverfahrens", und S. 192: „er legte das Evangelium vor, das er unter den Heiden verkündete, ſowohl den Gläubigen in Jeruſalem im allgemeinen — wie es ſcheint in einer Gemeindeverſammlung — als ſpeziell in einer Privatbeſprechung den Häuptern, den Autoritäten, d. i. den anweſenden Altapoſteln"; er berichtet in dieſer öffentlichen Verſammlung über die Erfolge ſeiner Heidenpredigt und „macht dabei kein Hehl daraus, daß er die Heiden ohne Beſchneidung und Geſetz in die Kirche aufnehme. Sein Vortrag war in ſeiner Abſicht gewiſſermaßen eine Herausforderung der Gemeinde, ihm zu ſagen, ob ſie gegen ſein Heidenevangelium etwas einzuwenden habe" (S. 192), und „er betont triumphierend, daß die Muttergemeinde ſelbſt und deren anerkannte Autoritäten die Art ſeiner Heidenmiſſion nicht im mindeſten beanſtandet haben" (S. 202). Freilich heißt es in etwas anderer Faſſung S. 197: „übrigens ſagt Paulus nicht ausdrücklich, daß er den Gläubigen zu Jeruſalem in einer großen Gemeindeverſammlung ſeine geſetzesfreie Heidenpredigt vorgelegt habe" — da möchte ich faſt dem Herrn Verfaſſer ſein Motto entgegenhalten: Die Schrift iſt nicht mit ihren Erklärern zu verwechſeln; es heißt doch: contuli cum illis evangelium quod praedico in gentibus, seorsum autem τοῖς δοκοῦσιν, dieſes Evangelium, das er predigte und den Autoritäten vorlegte, iſt doch das geſetzesfreie, und dieſes legte er auch den Gläubigen vor.

Der Herr Verfaſſer erzählt, daß die Falſchbrüder ſcheinbar ihre Forderung zurückzogen, daß die Altapoſtel wichtige Gründe hatten, es mit den Geſetzeseiferern

nicht zu verderben, und daß ſie den Paulus dafür gewannen, die prinzipielle Seite der Geſetzesfrage bei der Gemeinde nicht hervorzukehren (S. 196. 207). Aber dieſe prinzipielle Seite iſt nichts anderes, als daß er die Heiden in die Kirche aufnehme, ohne das Geſetz ihnen aufzulegen. Und das war doch allgemein bekannt. Nach dem Herrn Verfaſſer hoffte man auf eine friedliche Entwicklung; die trat nicht ein, „das lag an Umſtänden, die nicht vorhergeſehen wurden" (S. 224). Paulus aber hatte klar geſehen; er war nicht der Mann, nachdem ihm einmal die Anſchauung entgegengetreten, daß das moſaiſche Geſetz prinzipiell verpflichtende Kraft habe (S. 203), ſich mit Vertuſchen zufrieden zu geben, oder mit dem Verſprechen, man wolle hindern, daß die Judaiſten ſich in ſein Miſſionsgebiet einſchlichen (S. 218).

Sodann legt der Herr Verfaſſer dem Apoſtelkonzil, ſpeziell den Jakobusklauſeln, eine ſolche Bedeutung und Tragweite bei, daß es nach denſelben unmöglich geweſen wäre, fernerhin Streitigkeiten wegen Eßſitten zu erheben; der Vorgang Gal. 2, 11 hätte alſo nach dem Apoſtelkonzil nicht mehr ſtattfinden können (S. 43). Da iſt zunächſt zu bemerken, daß der Beſchluß erſtens nur den Heidenchriſten gilt, und daß er zweitens durch die Jakobusklauſeln nur die ärgſten Anſtöße entfernt für den Privatverkehr (S. 47). Oder enthält etwa das Apoſteldekret ein *Verbot* für die Judenchriſten, das moſaiſche Geſetz zu beobachten? Keine Kunſt des Erklärens wird das erweiſen. Das folgt allerdings auch für die Juden, daß für ſie gleichfalls die Beobachtung des Geſetzes nicht zum Heile erforderlich ſei. Es ergiebt ſich demnach bloß: die Judenchriſten *konnten* und *durften* die ſtrenge Beobachtung der Speiſegeſetze beiſeite ſetzen, ſie *mußten* es aber keineswegs. Übrigens geſteht ja der Herr Verfaſſer ſelbſt zu: „Es blieb ohnehin dem Gewiſſen des einzelnen Judenchriſten überlaſſen, wie weit er mit unbeſchnittenen Gläubigen verkehren wollte" (S. 55). Zudem geht der Herr Verfaſſer noch weiter, wenn er ſchreibt: „Paulus ſelbſt war mit den Jakobusklauſeln gerne einverſtanden; denn ſie entſprachen ganz ſeinem eigenen Grundſatze, daß die Judenchriſten das Geſetz weiterhin beobachten — was bei den Verhandlungen des Konzils als ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt wurde —" (S. 289), und „Paulus dachte nie daran, den Judenchriſten überhaupt . . . die völlige Losſagung vom Geſetze zuzumuten . . . er erkannte an, daß ſie es ſo lange, als die gegenwärtige politiſch-kirchliche Organiſation des jüdiſchen Volkes dauere, halten mußten" (S. 243); ja S. 221 iſt von einer fortdauernden Gebundenheit aller Glieder jüdiſcher Nation an das moſaiſche Geſetz die Rede; und „ſolange das jüdiſche Staatsweſen mit dem Tempel beſtand, war für die Judenchriſten an eine Löſung dieſes Geſetzes nicht zu denken". Wenn alſo das ſich ſo verhält, und die Judenchriſten weiterhin das Geſetz beobachten *durften*, ſo war ein ſolcher Eßſtreit, wie ihn geſetzeseifrige Judenchriſten (Gal. 2) hervorriefen, ſehr leicht möglich; denn die Heidenchriſten beobachteten nicht die moſaiſchen Speiſegeſetze. Er war möglich *nach* Apg. 15, ja gerade da beſonders, denn S. 135 werden wir belehrt, daß die Anerkennung des geſetzesfreien Heidenevangeliums durch die Muttergemeinde, dieſe große Einräumung . . . faſt nur dazu führen konnte, daß die Gläubigen in Jeruſalem für ihre Perſon die Geſetzesbeobachtung um ſo peinlicher bewahrten und dieſe Treue gegen das Geſetz auch von den Judenchriſten in den heidniſchen Ländern wünſchten und erwarteten. Was iſt das anders als die Aufhebung, Vermeidung der Tiſchgemeinſchaft infolge von Apg. 15?

Aber, leſen wir S. 73: „*nach* dem getroffenen Abkommen (Apg. 15) war das bloße Beiſpiel des Petrus kein Zwang; alſo lag das Abkommen noch nicht vor, und der Brief iſt vor dieſem Abkommen geſchrieben". Nun ſagt jedoch der

Herr Verfasser selbst, „worin der von Petrus ausgeübte Zwang des Judaisierens bestand: er zog sich zurück und sonderte sich ab; ebenso weisen die Ausdrücke heucheln und nicht richtig wandeln auf einen bloß indirekten Zwang“ (S. 73); vgl. Gal. 2, 12. 13. Nimmt man „die einzigartige Stellung des Petrus in der Kirche“ mit in Betracht, so ist es sehr begreiflich, wie auch ein indirekter Zwang hinreichte, daß sein Beispiel wenigstens die Ersprießlichkeit der Gesetzesbeobachtung zeigen konnte (vgl. S. 228). Die Heidenchristen wußten nur, daß es nicht heilsnotwendig für sie sei, das Gesetz zu beobachten. Warum sollte nun nach Apg. 15 nicht mehr gelten, was wir S. 236 lesen: „wenn der Träger der christlichen Einheit, der, den Christus zum Hirten seiner Herde erwählt hatte, durch seine Handlungsweise zu erkennen gab, daß er die Unbeschnittenen für unrein, ihre Person und ihre Speise für befleckend halte, so mußten diese schließen, daß ihnen, um nur der Gemeinschaft mit dem Haupte der Kirche gewürdigt zu werden, nichts übrig bleibe, als ihre bisher genossene Freiheit zum Opfer zu bringen und gleichfalls Gesetzesbeobachter zu werden“?

„Der ganze Konflikt in Galatien, der den Brief veranlaßt hat, war unmöglich, wenn damals schon der Konzilsbeschluß vorhanden war“ (S. 32). Das Vorgehen der Judaisten in Galatien erklärt der Herr Verfasser denn doch thatsächlich, indem sie den Galatern eine „vollkommenere Form des Evangeliums“ (S. 263; vgl. S. 252) versprachen, sie durch Hinzufügung des jüdischen Gottesdienstes zur Vollendung bringen wollten (S. 264) und das Werk des Paulus zur Vollendung zu führen vorgaben (S. 272). Das ist ganz im Einklang mit Gal. 3, 3; und es kann nicht mehr gesagt werden, daß eine solche Auffassung dem ganzen Tenor des Briefes widerspreche (S. 31); denn „vermutlich haben sie den Galatern eingeredet, das von Paulus geprebigte Evangelium bedürfe der Ergänzung und Vollendung“: erst so würden sie „vollberechtigte Glieder des Messiasreiches, echte Söhne Abrahams“, das bilde die „Vollendung des Christenstandes“ (S. 114. 117. 118). Haben sie nun in der Weise geredet, so ist der Konflikt gerade nach dem Konzil erst recht verständlich. Denn nach demselben konnten sie die Heilsnotwendigkeit nicht mehr betonen, sie konnten nicht mehr wie die Falschbrüder (Gal. 2, 4) „gerade das Wesentliche am Christentum“ (S. 203) leugnen; sie konnten nicht mehr wie jene „Verfechter der Gesetzesverbindlichkeit“ (S. 203) auftreten. Nach dem Konzil mußten sie so sprechen; vor demselben hätten sie gewiß so gesprochen wie jene Falschbrüder, deren Absicht auf Betonung der Heilsnotwendigkeit des Gesetzes Paulus gleich durchschaute, wie der Herr Verfasser mehrmals richtig darlegt (S. 198. 204. 206. 210).

Daß Paulus im Galaterbriefe die Kollektenreise Apg. 11, 30 sollte übergangen haben, hält der Herr Verfasser für „geradezu unmöglich“, er wäre „seinem Zwecke oder der Wahrheit untreu“ geworden. Hier kommt es eben auf die Ansicht an, die man sich von dem Zwecke des Briefes resp. Kap. 1 und 2 macht. Freilich, meint man mit Ramsay, Paulus wolle und müsse eine „autobiographische Skizze“ geben, oder seine Beweisführung gründe sich auf die Seltenheit seiner Besuche, und sein Zweck sei, zu beweisen, daß er bei diesen Besuchen keinen Auftrag von den Zwölfen erhalten, so konnte er allerdings diese Reise nicht übergehen. Aber wo spricht denn der Apostel davon, daß er eine autobiographische Skizze geben will? Was will er darlegen? Ganz gut nennt der Herr Verfasser Gal. 1, 11 den thematischen Satz, das eigentliche Thema (S. 146. 147); zu diesem Vers gehört, die negative Aussage notwendig ergänzend, Vers 12: neque enim ab homine accepi

illud neque didici, sed per revelationem Iesu Christi; das will er mit der feierlichen Formel notum vobis facio darlegen — und damit hat die Kollektenreiſe abſolut nichts zu ſchaffen. Alſo auch hier iſt die Schrift nicht mit ihren Auslegern zu verwechſeln, die dem Apoſtel einen Zweck zuſchreiben, der dem in Vers 11. 12 ausgeſprochenen fremd iſt.

Schrieb Paulus den Brief nach der Apg. 16, 3 erzählten Beſchneidung des Timotheus, „ſo mußte er den Timotheusfall erörtern und die Gründe darlegen, warum ſein Wort (Gal. 5, 2—4) auf Timotheus und ähnliche Fälle keine Anwendung finde; Paulus hat aber nicht die geringſte Andeutung gemacht, . . . folglich iſt der Brief vorher geſchrieben“ (S. 303). Die Thatſache war bekannt (S. 302); von mütterlicher Seite war Timotheus Jude; wegen der Miſſion bei den Juden beſchnitt ihn Paulus; auch das, die ganze Thatſache, mußte bekannt ſein. Dann war von ſelbſt der Unterſchied klar; denn Paulus handelte nicht, um den Glauben des Timotheus zur Vollendung zu führen. Hier gilt, was S. 207 geſagt iſt: „Den äußeren Akt als eine für das Heil völlig gleichgültige Handlung konnte er vornehmen, und die dadurch bewirkte Einverleibung des Miſſionsgehilfen in die jüdiſche Nation konnte um der Juden willen für ſeine Miſſionserfolge von Vorteil ſein“ — bei Titus freilich lag die Sache anders (Gal. 2, 3).

Ich entnehme der Darſtellung Gal. 2, daß die *οἱ δοκοῦντες* nicht einfach bloß die genannten drei Säulenapoſtel ſind, die als *οἱ δοκοῦντες στῦλοι εἶναι* als beſonders hervorragend unter den *δοκοῦντες* bezeichnet ſind; es ſind die nämlichen, die Apg. 15, 6 apostoli et seniores heißen und denen nach der Gemeindeverſammlung Paulus seorsum die angeregte Frage vorlegte, wie es Apg. 15, 6 heißt gleichfalls nach der Gemeindeverſammlung: conveneruntque apostoli et seniores videre de verbo hoc. „Aber warum beruft ſich Paulus im Briefe mit keiner Silbe ausdrücklich auf das energiſche Eintreten des Petrus und Jakobus für die Freiheit der Judenchriſten?“ (S. 33.) Nun, er ſagt: die Autoritäten haben mir (meiner Lehre, Geſetzesbeobachtung ſei nicht gefordert) nichts hinzugefügt, die Säulenapoſtel dexteras dederunt mihi et Barnabae societatis. Das iſt freilich kein Citat nach Kapitel und Paragraph, wie wir Menſchen des 20. Jahrhunderts es gewohnt ſind, aber eine ausdrückliche Berufung auf das Votum der Autoritäten iſt es doch — oder was iſt es ſonſt? Doch nicht eine Leugnung ihres Eintretens für die Freiheit der Heidenchriſten?

Aber genug der Bedenken. Jeder wird, mag er nun von den Ausführungen des Herrn Verfaſſers überzeugt werden oder nicht, das Buch mit ſteigendem Intereſſe leſen und mannigfachen Gewinn daraus ziehen. Daher ſei das Buch beſtens empfohlen.

Joſ. Knabenbauer S. J.

La nouvelle législation de l'Index, texte et commentaire de la Constitution „Officiorum ac munerum“ du 25 janvier 1897. Par l'Abbé ***A. Boudinhon,*** Docteur en Droit Canon, Professeur à l'institut catholique de Paris. 8°. (396 p.) Paris. Lethielleux. Preis *Fr.* 4.50.

Trotz der Fülle von Kommentaren zur Konſtitution Officiorum ac munerum lieſt man den oben angezeigten mit Intereſſe. Derſelbe iſt leicht und klar geſchrieben und in all ſeinen Argumentationen beraten von dem praktiſchen Menſchenverſtande, dem beſten Geſetzesinterpreten.

THE NEW PUBLIC

Daß der Verfaſſer ſich der bereits erſchienenen Kommentare bediente, ſieht man alsbald, auch wenn er es ſelbſt nicht ausdrücklich ſagte. Das gereicht ihm aber weder zum Schaden noch zur Schande. An verſchiedenen Stellen macht er vielmehr ſeine Vorgänger auf Mängel aufmerkſam, wofür dieſe ihm gewiß dankbar ſein werden.

Dem Rezenſenten fällt es ſchwer, eine eingehendere Kritik des Werkes zu geben, eben weil er die darin ausgeſprochenen Anſichten und Urteile durchweg teilt. Wenn deshalb hier auf vereinzelte nebenſächliche Ungenauigkeiten, die dem Verfaſſer mit unterlaufen ſind, aufmerkſam gemacht wird, ſo mag dieſer und jeder daraus entnehmen, daß der Traktat mit Liebe ſtudiert wurde.

Vielleicht iſt es nur die feine Rückſichtnahme des Verfaſſers auf die Empfindlichkeit anderer Nationen, die ihn ſeine Anſicht von der allgemeinen Verpflichtung der neuen Büchergeſetzgebung minder klar ausſprechen läßt. Auf S. 59 kann man zu dieſem Verdachte kommen, der jedoch auf S. 273—274 ziemlich aufgehoben wird. Es ſoll gewiß nicht geleugnet werden, daß ſich irgendwo, z. B. in England, eine neue consuetudo oder richtiger desuetudo bilden kann, wenn auch nicht ſo leicht und ſo bald wie früher, ſofern es wirklich wahr iſt, daß eine ſolche gegen das Geſetz früher zu Recht dort beſtand. Aber zumal nach der Anfrage der Biſchöfe Englands und nach der klaren Antwort der Kongregation auf dieſe beſtimmte Anfrage hält es ſchwer, jetzt noch eine etwaige frühere consuetudo gegen das neue Geſetz anzurufen. Wenn überhaupt die Biſchöfe Englands zweifeln und deshalb anfragen konnten, war es doch wohl nur dieſe consuetudo, die ſie dazu vermochte. Darauf hat denn nun die Kongregation klar und beſtimmt in dem bekannten Sinne geantwortet.

Nach Artikel 10 iſt die Lektüre der Klaſſiker, ſelbſt ſolcher, die ex professo tractant de rebus obscoenis, beſtimmten Perſonen erlaubt. Unſer Verfaſſer behnt dieſe Erlaubnis aus auf les traductions en langues quelconques. Es ſcheint aber, daß der ausgeſprochene Grund jener Erlaubnis — die *sermonis elegantia* et *proprietas* — eigentlich oder hauptſächlich nur in den Originalen zu finden iſt. Schon dieſe Erlaubnis ſcheint bis an die Grenze der möglichen Liberalität zu gehen. Auch hier ſoll nicht abgeſtritten werden, daß ein jeder, der dieſer Erlaubnis ſich bedienen darf — ſofern es ſich um einen fremdſprachigen Klaſſiker handelt —, wenn nötig, zum Verſtändnis eine Überſetzung gebrauchen kann; damit ſind jedoch noch nicht les traductions en langues quelconques erlaubt. Jedenfalls verlangt der Geiſt des Geſetzes und beſonders des 4. Kapitels für dieſen 10. Artikel eher eine ſtrenge als eine milde Interpretation.

Der Verfaſſer bemerkt ſehr richtig, daß Ablaßzettel, welche ohne die vorgeſchriebene kirchliche Approbation erſcheinen, deshalb noch nicht als verboten zu betrachten ſind, wie verdächtig ſie auch infolge jenes Mangels ſein mögen. Aber einige Seiten weiter, wo er von den Litaneien ſpricht, ſcheint er gegen P. Vermeerſch die gleiche Sache mit anderem Maße zu meſſen. Ganz mit demſelben Argumente hätte er oben nicht approbierte Ablaßzettel als verboten erklären müſſen. In dem folgenden 20. Artikel ſchweigt der Verfaſſer ganz von nicht approbierten

Gebetszetteln, und doch wäre hier einzig der Ort geweſen, davon zu ſprechen; denn will man derartige fromme nicht approbierte Litteratur, ſeien es nun Ablaßzettel, ſeien es Zettel mit einer neuen Litanei oder einem beliebigen Gebete, einfachhin als verboten hinſtellen, man kann es nur oder könnte es nur laut Artikel 20 mit dem Schlußſatz: secus prohibiti habeantur. Da jedoch der Legislator, wie aus Artikel 17 erhellt, ſehr gut die Unterſcheidung von Buch und Büchlein und Blätter oder Zettel kennt, anderſeits in Artikel 20 neben libri und libelli die folia fehlen, ſieht man nicht ein, wie der Kommentator ſie hineininterpretieren kann. Wie ſchon bemerkt, bliebe ein derartiger Ablaß-, Litanei- oder Gebetszettel ohne Approbation immer verdächtig. Es genügt das vollauf, um die Gläubigen zu ſchützen oder zu warnen.

Bei der Erklärung des Artikels 21 wird etwas weitläufiger über die Bedeutung der Worte diaria, folia, libelli periodici disputiert, es iſt jedoch nur lis de verbo. Welche Zeitungen ꝛc. verboten ſind, zeigt der Verfaſſer klar und gut. Danach aber ſcheint der praktiſch applizierende Satz wenigſtens für unſere deutſchen Verhältniſſe den Begriff der verbotenen Zeitung zu weit auszudehnen. Der Verfaſſer ſchreibt nämlich: En chaque lieu il est des journaux notoirement antireligieux ou immoraux pour lesquels la condamnation portée par ce numéro de la Bulle ne fera pas l'ombre d'un doute. Das läßt ſich zum Glück von Deutſchland nicht behaupten.

Der Verfaſſer möge es mit der Indexkongregation ſelber ausmachen, ob ſie das sans doute auf S. 181 für ſich will gelten laſſen. Jedenfalls behauptet der hier citierte Arndt ſo etwas nicht, und der hier kommentierte Artikel der Bulle ſcheint eher das Gegenteil anzudeuten oder gar feſtzuſetzen.

Auf S. 182 ff. dürfte es am Platze ſein, der exempten Ordensobern mit quaſiepiſkopaler Jurisdiktion Erwähnung zu thun. Auf S. 191 ebenſo wie auf S. 208 ſcheint unſer Verfaſſer vor andern Kommentatoren genau das Richtige zu treffen. Ebendasſelbe könnte man noch von verſchiedenen andern Stellen hervorheben, hier ſei nur noch erwähnt die treffende Exegeſe des Imprimentes auf S. 300.

Was die Approbation von Zeitungen und Zeitſchriften anbelangt, drückt ſich unſer Kommentar nicht klar genug aus. Zunächſt ſcheint er mit Mſgr. Gennari dieſe Approbation einfachhin für alle Zeitungen und Zeitſchriften, welche zum Hauptgegenſtand Religion oder Moral haben, zu verlangen. Er zeigt dann aber ſelbſt ſehr gut, daß das praktiſch wenigſtens in dieſer Allgemeinheit nicht angängig iſt.

Der Text des in Frage ſtehenden Artikels 41 iſt genommen oder feſtgeſetzt nach früheren Verordnungen Pius' IX. für den Kirchenſtaat; derſelbe läßt aber ausdrücklich weg die bei Pius IX. folgende Beſtimmung bezw. nähere Erklärung, in welcher auch namentlich die Rede iſt von Zeitungen und Zeitſchriften. Mſgr. Gennari ebenſo wie unſer Verfaſſer will nun trotzdem dieſe Beſtimmung für heute voll gelten laſſen. Es wird jedoch von keinem bewieſen. Sie verſäumen es ſogar, auf das einzige, was für ſie zu ſprechen ſcheint, aufmerkſam zu machen; nämlich darauf, daß dieſe Beſtimmung: Iuxta haec igitur ... eigentlich keine neue Beſtimmung, ſondern nur Erklärung und Interpretation der vorausgehenden

Verordnung iſt. Aber auch dieſes Argument wäre von zweifelhaftem Werte, es müßte doch klarer dargethan werden, daß das Iuxta haec igitur gar nichts Neues enthalten ſollte. Im übrigen bedarf die Sache wohl noch der Klärung. Die beſte Interpretation iſt wohl diejenige, welche P. Vermeerſch mit und nach P. Lehmkuhl dem Satze: „ac generaliter scripta omnia, in quibus religionis et morum honestatis specialiter intersit“, giebt.

Sehr vernünftig ſpricht der Verfaſſer zum Artikel 40 über die Zenſur der Bücher in Druckbogen anſtatt im Manuſkript. Es ſcheint ſogar, daß mit Rückſicht auf die Zenſur eines ſchon fertig gedruckten Buches im Wortlaut des Artikels der neuen Konſtitution das *vel in fine* hinzugefügt wurde. Schließlich ſei noch vermerkt, daß auch unſer Verfaſſer ad verbum: historia ecclesiastica des Artikels 41 keine Approbation verlangt für les monographies, les études sur un point d'histoire déterminé, les recueils de textes historiques.

Zum guten Schluſſe giebt der Verfaſſer als Anhang nicht nur die heute noch geltende Konſtitution Sollicita et provida, ſondern auch zum Vergleich alle früheren, jetzt aufgehobenen Regeln, Dekrete, Monita zur Büchergeſetzgebung der Kirche. Last not least folgt ein guter praktiſcher Index. Druck und Ausſtattung des Buches thun ein übriges, um das Werk und ſeinen Verleger zu empfehlen.

Joſeph Hilgers S. J.

Elementares Lehrbuch der Phyſik nach den neueſten Anſchauungen für höhere Schulen und zum Selbſtunterricht. Von **Ludwig Dreſſel** S. J. Zweite, vermehrte und vollſtändig umgearbeitete Auflage. Zwei Abteilungen. Mit 589 in den Text gedruckten Figuren. gr. 8°. (XXIV u. 1026 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 15; geb. in zwei Halblederbänden *M.* 16.

Wenn ein Buch von den Dimenſionen des Dreſſelſchen Lehrbuches, das zunächſt und in erſter Linie nicht für den Maſſenverbrauch in den Schulen beſtimmt war, ſchon nach vier bis fünf Jahren eine Neuauflage benötigte, ſo ſpricht das allein ſchon mehr als genug für den inneren Wert desſelben. In der That war denn auch die Kritik über das Werk ausnahmslos eine anerkennende; ja von verſchiedener, recht beachtenswerter Seite wurde die Arbeit geradezu als ein bedeutender Fortſchritt, eine epochemachende Leiſtung auf dem Gebiete der Gymnaſialphyſik begrüßt. Dieſer Erfolg war um ſo bemerkenswerter, als wir an vorzüglichen Lehrbüchern für die Elementarphyſik in deutſcher Sprache durchaus keinen Mangel haben. Es wird alſo für den Referenten hier hauptſächlich feſtzuſtellen ſein: inwieweit hat das Buch ſeinen anerkannt vortrefflichen Charakter bewahrt; in welcher Richtung bezw. in welchem Maße ſind Veränderungen und Verbeſſerungen eingetreten?

Plan und Anlage des Buches ſind im weſentlichen nicht geändert: es giebt uns „ein getreues Bild des heutigen Standes der Phyſik, von den Erfahrungsthatſachen wie von den theoretiſchen Erklärungen“. Das Eigentümliche, wir möchten ſagen Faſcinierende an Dreſſels Lehrbuch iſt für jeden reifen Leſer

die ſcharfe und klare Erfaſſung des Thatſächlichen, Theoretiſchen wie Experimentellen, und das Zuſammenſchmelzen beider zu einem ſyſtematiſch geordneten, einheitlichen Ganzen. Theorie und Experiment ſtehen in lebendiger Wechſelwirkung: beide ergänzen ſich, unterſtützen ſich. Dabei iſt Dreſſels Darſtellung immer neu und eigenartig, ſelbſt da, wo er Altes und Bekanntes vorbringt. Mit kritiſcher Schärfe verfolgt er die Entfaltung der Theorien bis in ihre neuen und neueſten Phaſen der Entwicklung — wir erinnern an die Abſchnitte über Energetik, Thermodynamik, Elektronentheorie u. ſ. w. Dabei verſäumt er es ebenſowenig, ein offenes Auge zu behalten für die neueſten Errungenſchaften auf den Gebieten des Experimentes und der Technik — wir erwähnen nur: Kältemaſchinen von Linde-Dewar, Nernſtlampe, Funkentelegraphie, Siderоſtat, Schnelltelegraph, Telegraphon, Wehneltunterbrecher u. ſ. w.

Das Buch hat im ganzen über 300 Seiten und 200 Figuren mehr als die alte Auflage. Da aber der Verfaſſer Unwichtiges durch Neueres und Weſentlicheres erſetzt hat, und da überdies vom Kleindruck ein viel ausgedehnterer Gebrauch gemacht wurde, ſo kann man behaupten, daß der Inhalt beinahe um das doppelte gewachſen iſt. Dabei iſt das Buch geradezu geſpickt mit neuen und trefflichen numeriſchen Daten, für die man dem Verfaſſer jedenfalls Dank wiſſen wird.

Daß die Auflage eine vollſtändig umgearbeitete iſt, zeigt beinahe jede Nummer des Buches.

Wir erwähnen nur aus der Mechanik: Die Potentialtheorie als eine zweckmäßige Vorbereitung für das elektriſche Potential; ſodann einen gelungenen neuen Beweis für die kreisförmige Zentralbewegung, Zuſammenſetzung von Drehungen nebſt Anwendung auf Foucaults Pendel. Die Dynamik der Flüſſigkeiten und Gaſe iſt ausführlicher behandelt, als es ſonſt in Lehrbüchern dieſer Art zu geſchehen pflegt, was mit Rückſicht auf die Anwendung in der Technik und als Vorbereitung für die dynamiſche Elektrizität wohl begründet iſt. Die mechaniſche Energetik, früher bloß als Anhang zur Mechanik gegeben, iſt nun erweitert und als vorbereitendes Glied zur Molekularphyſik organiſch mit dem Ganzen verbunden. In der Wärme iſt zunächſt die Stellung des Verfaſſers zur kinetiſchen Gastheorie und Thermodynamik beachtenswert. Die Unterſuchungen über die ſpezifiſche Wärme des Waſſers dürften bei der Wichtigkeit des Gegenſtandes jeden Phyſiker intereſſieren. Bedeutend erweitert ſind die Kapitel über Zuſtandsänderungen und Aggregatszuſtände; desgleichen iſt die Meteorologie, die früher etwas karg bedacht war, zumal nach Trabert vollſtändig neu bearbeitet worden. Außerdem wollen wir noch erwähnen: die Thermodynamik, chemiſche Wirkungen der Wärme, die Phaſenregel von Gibbs, Theorie der Löſungen und ſehr viele numeriſche Ergebniſſe, die dem Phyſiker willkommen ſein werden. Daß die Elektrizität, dieſes Lieblingskind der modernen Phyſik, auch von Dreſſel mit einer gewiſſen Vorliebe behandelt iſt, dürfte ſchon aus der erſten Auflage bekannt ſein. Und wir müſſen geſtehen, daß gerade hier der Verfaſſer ſeine Meiſterhand gezeigt hat. Auf 330 Seiten (230 S. in der erſten Auflage) wird, ſoweit es ohne höhere Mathematik angeht, das ganze Gebäude der modernen Elektrizitätslehre klar und ſyſtematiſch vor unſern Augen errichtet; die oft nicht gerade einfachen Begriffe und Thatſachen werden durch mechaniſche Bilder und Vergleiche der Anſchauung näher gebracht, das Intereſſe

durch ungezähltes Detail wach erhalten. Im einzelnen sei hervorgehoben: eine neue Ableitung des elektrostatischen Druckes, die Theorie des Dielektrikums mit mechanischem Bild, das Elektrophor mit mechanischem Bild, das Gesetz von Biot und Savart, das merkwürdigerweise in der ersten Auflage fehlte. Das berühmte Gesetz von Thompson-Kirchhoff, welches den oscillatorischen Charakter der Kondensatorentladungen darstellt, ist von Th. Wulf S. J. auf elementarem Wege abgeleitet und dadurch in den Bereich der Elementarphysik gezogen worden. In Bezug auf Lenardstrahlen, Röntgenstrahlen und Becquerelstrahlen sind die neuesten Forschungen berücksichtigt. — Die Optik, welche in der ersten Auflage wohl etwas karg bemessen war, steht jetzt vollständig den andern Teilen ebenbürtig gegenüber. Auch hier wäre so viel des Interessanten hervorzuheben! Wir erwähnen nur: die neue Ableitung der Linsengesetze von S. P. Thompson, das Auge und die Farbenempfindung, die Regenbogentheorie von Airy-Pernter u. s. w. Die elektrische Strahlung endlich bietet des Neuen und Bemerkenswerten so viel, daß wir uns mit dem Hinweis darauf begnügen müssen. Im Rückblick und Schluß bespricht der Verfasser die drei Fundamentalauffassungen der Physik: die kinetische, die energetische und die dynamische, und bekennt sich mit Recht als Eklektiker.

Die Darstellung ist im Durchschnitt klar und gewandt, die Beweise vielfach kürzer und durchsichtiger als früher, der Text ist, soweit wir ihn prüfen konnten, mit peinlicher Sorgfalt hergestellt. — Die Schreibweise „Ruhmkorff", deren sich der Verfasser bedient, ist neuerdings mit Recht verlassen, da der bekannte deutsche Elektrotechniker „Rühmkorff" hieß und nur mit Rücksicht auf die französische Aussprache sich Ruhmkorff schrieb. Bd. II, S. 848 wird bemerkt, daß der Jesuit Scheiner in seinem Werke Rosa ursina (1612—1630) auch ein Fernrohr mit drei Convexlinsen erwähne. Es könnte hinzufügt werden, daß P. Scheiner schon zwischen 1614—1616 ein solches für Erzherzog Maximilian von Tirol auch wirklich konstruiert hat, „indem er einfach (dem sogen. Keplerschen Fernrohr) noch eine dritte Linse einfügte und so ein terrestrisches Fernrohr herstellte" (Anton v. Braunmühl, Christoph Scheiner als Mathematiker, Physiker und Astronom, Bayrische Bibliothek XXIV, Bamberg 1891, 46 ff.). Es ist also nach Professor v. Braunmühl P. Scheiner der Erfinder des terrestrischen Fernrohres, wenngleich man zugeben muß, daß das Rheitasche Okular bedeutend besser wirkt.

Wir können das Lehrbuch allen jenen aufs wärmste empfehlen, die sich eine gründliche Kenntnis der elementaren modernen Physik verschaffen wollen bezw. müssen. Für den Lehrer der Physik wird es geradezu ein unschätzbares Mittel sein, um sich schnell und leicht über die neuesten Thatsachen und Theorien zu orientieren. Was seinerzeit eine bedeutende Autorität über die erste Auflage des vorliegenden Lehrbuches geschrieben hat, das gilt wohl auch in erhöhtem Maße von der neuen Auflage. „Referent würde wünschen, daß z. B. der Unterricht in der Elektrizitätslehre an unsern Mittelschulen in solche Bahnen gelenkt werde, wie sie hier (in Dressels Lehrbuch) vorgezeichnet sind; dann könnten wir eine Schülergeneration heranbilden, die der Mittelschule entwachsen, den großen Fragen, die heutzutage weltbewegend im Gebiete der Elektrotechnik, aber auch im Felde der Erkenntnis des Wesens der Naturkräfte fast an jeden Gebildeten herantreten, das

größte Intereſſe, aber auch Verſtändnis und richtigen Blick entgegenbringt" (Dr. J. G. Wallentin, Direktor des K. K. Franz-Joſeph-Gymnaſiums in Wien, in Zeitſchrift für die Öſterreichiſchen Gymnaſien 1897, S. 346).

J. Nager S. J.

Historical Memoirs of the City of Armagh. By *James Stuart.* New edition revised, corrected and largely rewritten by Rev. *Ambrose Coleman* O. Pr., S. T. L., Member of the Royal Irish Academy. 4°. (XXIV and 478 p.) Dublin, Brown and Nolan, 1900.

Das Werk eines proteſtantiſchen Zeitungsſchreibers, das 1819 erſchien und zum großen Teile in kirchengeſchichtlichen Darſtellungen aufgeht, jetzt, im Jahre 1900, auf Wunſch eines Kardinals durch einen gelehrten Dominikaner neu herausgegeben, iſt ſchon an ſich eine Merkwürdigkeit. Während es dem Lobe und dem Nachruhme der anglikaniſchen Erzbiſchöfe von Armagh nicht weniger als 100 ſeiner ſtattlichen Seiten widmet, dem Vollbilde der katholiſchem Kathedrale dasjenige der proteſtantiſchen vorausſchickt und der Beſchreibung der katholiſchen Anſtalten diejenige der von den proteſtantiſchen Kirchenhäuptern ausgegangenen Gründungen vorangehen läßt, trägt es gleichwohl an der Spitze das Wappen des katholiſchen Erzbiſchofs und als Titelbild das Porträt des gegenwärtigen Kardinals von Armagh, Dr. M. Logue, von dem die Anregung zu dieſer Neuauflage ausgegangen iſt. Dabei iſt das Buch nicht nur beſtimmt, ſondern auch wirklich geeignet, allen Freunden Erins, Proteſtanten nicht weniger als Katholiken, Vergnügen und Belehrung zu bringen.

Es handelt ſich hier nicht um das, was man gewöhnlich unter einer Stadtgeſchichte verſteht, wenn auch die äußeren Schickſale Armaghs, die großen Feuersbrünſte, Zerſtörungen und Ausplünderungen u. dgl., getreulich verzeichnet und zur Geſchichte der Straßen und zur Chronik der Häuſer gelegentliche Bemerkungen eingeſtreut werden. Der urſprüngliche Verfaſſer hatte von ſeinen 730 Oktavſeiten wenigſtens über 100 den derzeitigen Zuſtänden der Stadt und der Beſchreibung der öffentlichen Gebäude und Anſtalten gewidmet. Der neue Herausgeber hat auch dieſes Wenige noch bis auf einen faſt verſchwindenden Reſt herabgemindert.

Auch eine Diözeſangeſchichte, welcher ſich das Werk allerdings zuweilen zu nähern ſcheint, liegt hier nicht vor. Dies erhellt ſchon daraus, daß dem proteſtantiſchen Kirchenweſen und deſſen Vertretern eine nicht minder ausführliche Behandlung zu teil wird als dem katholiſchen.

Was das Werk in der That will, beſagt ziemlich angemeſſen ſchon der Titel. Die „hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten der Stadt Armagh" will es für die Freunde der vaterländiſchen Geſchichte zuſammenſtellen. Parteilos unbefangen wollte der Verfaſſer alles aufſammeln, was im Laufe von 1500 Jahren Gutes und Schlimmes über die Stadt ergangen war, mochte es nun von Irland ſelbſt oder von England, von katholiſcher oder proteſtantiſcher Seite ausgegangen ſein.

Gebildeter Juriſt, fleißiger Forſcher und hinreichend erfahren als Redakteur verſchiedener öffentlicher Organe, ſuchte er alles zu vermeiden, was nach einer Seite hin verletzen und Unbilligkeit oder Leidenſchaftlichkeit verraten könnte.

Natürlich aber ſchrieb dieſer erſte Verfaſſer auf Grund des Standes der Forſchung in ſeinen Tagen. Seitdem iſt mit der Emanzipation der Katholiken die Forſchung von katholiſcher Seite erſt neu aufgewacht, und unendlich vieles iſt ſeitdem richtig geſtellt oder friſch zu Tage gefördert worden. Demnach war es gewiß gerechtfertigt, ein bei allen Teilen in Achtung ſtehendes Werk unter allſeitiger Benutzung der neuen Errungenſchaften ergänzt und verjüngt wiedererſtehen zu laſſen.

Die Anlage des Werkes im großen ſowie deſſen ſtreng neutraler Ton ſollten unverändert beibehalten werden, und inſofern iſt es wirklich noch dasſelbe Werk und dient derſelben Aufgabe wie beim erſten Erſcheinen von Stuarts Arbeit. Im einzelnen aber glaubte der neue Bearbeiter im Sinne des urſprünglichen Verfaſſers zu handeln, wenn er mit dem Texte nach voller Freiheit verfuhr, auch ohne ſeine zahlreichen Änderungen als ſolche jedesmal kenntlich zu machen. Er führte eine neue Einteilung durch, ſtellte an die Spitze der Kapitel Summarien ihres Inhalts, ordnete die Chronologie, berichtigte und glättete den Text ſelbſt nach Inhalt und Form. Am Ende jedes Kapitels, nach Abſchluß der jedesmal angehängten Quellennachweiſe, läßt er überdies ein Ergänzungskapitel, Supplementary Notes, auf dem Fuße folgen, in welchem einzelne Punkte weitläufiger behandelt, andere durch Vergleichung, ſei es neu zugänglicher Quellen, ſei es neuerer hiſtoriſcher Darſtellungen, näher beleuchtet werden. Zuweilen nehmen dieſe Ergänzungen trotz des bei ihnen in Anwendung kommenden Kleindrucks einen bedeutend größeren Umfang ein als die Kapitel ſelbſt. Sie ſind oft recht wertvoll, indem ſie nicht nur ſchwer zugängliche Quellenſchriften glücklich ausbeuten, ſondern auch unediertes Material, beſonders aus den römiſchen Archiven, herbeiziehen. Für den Lauf dieſes und den Ausgang des vorigen Jahrhunderts haben auch mündliche Traditionen und zeitgenöſſiſche Aufzeichnungen Beihilfe geleiſtet.

In Bezug auf die 100 Seiten, welche dem Leben und Wirken der proteſtantiſchen Primatialerzbiſchöfe gewidmet ſind, und einen weiteren Abſchnitt, welcher Anſtalten proteſtantiſcher Gründung beſpricht, hat der neue Herausgeber eine ähnliche Freiheit nicht in Anſpruch genommen. Vielmehr hat an ſeiner Stelle ein geachteter proteſtantiſcher Lokalforſcher zur Reviſion bezw. Ergänzung und Fortſetzung der betreffenden Abſchnitte ſich bereit finden laſſen und hat Sorge getragen, jede kleinſte Änderung des urſprünglichen Textes durch Klammern kenntlich zu machen. Ergänzungskapitel hat auch er beigegeben, ſo daß dem ganzen Werke die Einheitlichkeit der äußeren Anordnung gewahrt iſt. Der proteſtantiſche Leſer wird ſich mit dem Grade der aufgewandten Delikateſſe wohl zufriedengeben dürfen.

Hiſtoriſche Denkwürdigkeiten einer Stadt wie Armagh, deren Bedeutung nie in materieller Größe und Macht beſtanden, ſondern in ihrem moraliſchen Anſehen als Sitz des Primas und kirchliche Hauptſtadt der ganzen Inſel wie als politiſcher Vorort der Nordprovinz Ulſter, laſſen ſich natürlich von den Schickſalen der Nation und namentlich den Vorgängen im Norden der Inſel unmöglich

trennen. Der Inhalt des Werkes könnte daher annähernd richtig umſchrieben werden als „Geſchichte des Nordens von Irland mit beſonderer Berückſichtigung der Stadt und des Primatialſitzes von Armagh“. Freilich muß dazu bemerkt werden, daß manche auch den Norden Irlands berührenden politiſchen oder kriegeriſchen Vorgänge, wie z. B. der erſte Einfall der anglo-normanniſchen Abenteurer oder die Verwüſtungszüge Shane O'Neills u. dgl., mit Rückſicht auf den ohnehin geſteigerten Umfang des Werkes in der neuen Auflage teils ganz ausgeſchieden teils nur kurz angedeutet worden ſind. Des wilden Krieges, der Zwietracht, der Verwüſtung und des Verrates bleibt auch jetzt noch genug.

Eine Geſchichte Geſamt-Irlands vermag das Werk trotz ſeiner Reichhaltigkeit nicht zu erſetzen, im Gegenteil wird für die Ereigniſſe von allgemeinerer Bedeutung der Leſer wiederholt auf eine ſolche ausdrücklich verwieſen. Dem aber, der mit dieſer Geſchichte ſich beſchäftigt, gewährt das ſchöne Buch einen reichen Schatz wertvoller Ergänzungen und einen tieferen Einblick. Daß der alten Schule von Armagh nicht ein eigenes zuſammenfaſſendes und eingehenderes Kapitel gewidmet worden iſt, erſcheint freilich ſchwer verzeihlich und erklärt ſich nur durch die einmal gewählte Einteilung nach der zeitlichen Aufeinanderfolge der Inhaber des Primatialſitzes. Auch eine Zuſammenſtellung der aus Armagh hervorgegangenen bedeutenderen Perſönlichkeiten erwartet man in dieſen „Denkwürdigkeiten“ vergebens.

Der Katholik wird vielleicht von der Lektüre des Werkes im ganzen weniger innere Befriedigung erfahren als der Proteſtant. Letzterem ſind ſorgfältig alle jene peinvollen Betrachtungen erſpart, zu welchen die Entſtehung und die Geſchichte der Hochkirche in Irland ſo reichlich Veranlaſſung geben könnten. Die Hochkirche mit ihren Einrichtungen iſt mit ſichtbarer Schonung, die Perſonen ihrer Würdenträger ſind mit unverkennbarem Reſpekt behandelt. Der Katholik hingegen wird da, wo die heiligſten Intereſſen ſeines Glaubens auf dem Spiele ſtehen, gar manchmal herausfühlen, daß eine fremde und kalte Hand die Nachrichten ſo aneinandergereiht hat. Das wärmere Mitgefühl mit den namenloſen Leiden eines zertretenen Volkes wird er oft vermiſſen. Wenn irgendwo, ſo bedarf es bei den äußeren Ereigniſſen im Leben des hochbegabten, aber leidenſchaftlichen Irenvolkes der pragmatiſchen Durchdringung, des inneren Verſtändniſſes; ein Aneinanderreihen der äußeren Erſcheinungen, zumal lückenhaft, wie ſie hier notwendig bleiben mußte, wird einem ſolchen Volke nicht gerecht. Der Neubearbeiter konnte wohl im einzelnen ergänzen und berichtigen, dem ganzen Werke aber einen andern Geiſt einzuhauchen war weder ſeine Aufgabe noch ſeine Abſicht. Man muß das Buch eben als das nehmen, was es iſt. Niemand wird ſein Urteil über das iriſche Volk oder gar über das Wirken der katholiſchen Kirche für die unglücklichen Kinder Erins auf eine ſolche Darſtellung allein gründen wollen. Dagegen hat es ſein beſonderes Intereſſe, oft geſchilderte Vorgänge und Verhältniſſe einmal in dem Geiſte eines unterrichteten und billig denkenden Proteſtanten ſich ſpiegeln zu ſehen. Das Leben der katholiſchen Kirche, wenn auch nur ſehr oberflächlich erfaßt, findet ſich hier dem des anglikaniſchen Staatskirchentums, der apoſtoliſche Opfermut der katholiſchen Biſchöfe und Prieſter der Philantropie der

vornehmen und wohlhabenden proteſtantiſchen Kirchherren recht nahe und, dem äußeren Anſcheine nach, unbefangen an die Seite geſtellt. Für den, welcher tiefer zu blicken verſteht, ſind es lehrreiche Kontraſte.

Manch einer würde eine ganz ſelbſtändige, innerlich erfaßte und einheitlich durchdachte Arbeit des Herausgebers vielleicht mit mehr Freude begrüßt haben. Allein es iſt alle Urſache, ihm für das, was er nach Maßgabe der Verhältniſſe geglaubt hat leiſten zu ſollen, dankbar zu ſein. Er hat ſich dabei als umſichtigen, fleißigen und beſcheidenen Gelehrten bewährt, und das Werk, wie es vorliegt, iſt für die Kirchengeſchichte Irlands von hohem Wert. Zugleich aber iſt es ein Werk, eine Art Familienſtück für ganz Irland, für alles, was iriſche Geſchichte liebt, zu Hauſe und auswärts.

Die Ausſtattung des Buches iſt demgemäß, ohne luxuriös zu ſein, eine prächtige. Den einladenden herrlichen Druck heben noch die zahlreichen hübſchen Initialen und Vignetten, die immer wieder an die unvergleichlichen Manuſkripte der alten iriſchen Mönche erinnern. Mehrere trefflich orientierende hiſtoriſche Karten und mehrere Abbildungen ſind beigegeben. Aus dem dankenswerten wiſſenſchaftlichen Anhang iſt beſonders hervorzuheben der in lateiniſcher und engliſcher Sprache vollſtändig mitgeteilte Text des Book of the Angel. Dieſes, ein Teil des berühmten „Buches von Armagh“, iſt trotz ſeiner phantaſtiſchen Miſchung von Wahrheit und Dichtung ſchon wegen ſeines hohen Alters der Beachtung wert.

Otto Pfülf S. J.

1. **Deutſche Geſellſchaft für chriſtliche Kunſt.** VIII. Jahresmappe für 1900. 26 S. mit 12 Folio-Tafeln in Kupferdruck, Phototypie, Zinkographie und Farbendruck, nebſt 25 Abbildungen im Texte und einem Titel-Medaillon, ausgewählt durch die Juroren Prof. **J. Bühlmann**, Prof. **G. Hauberriſſer**, Prof. **A. Heß**, **J. Floßmann**, **L. Glötzle**, **K. Schleibner**, Prof. Dr. **H. Grauert**, Prof. Dr. **O.** Freiherr **Lochner von Hüttenbach**. Nebſt erläuterndem Text von **Joſeph Popp**, Benefiziat in München. Verlag der deutſchen Geſellſchaft für chriſtliche Kunſt. Kommiſſions-Verlag von Herder in Freiburg. Preis *M.* 15.

2. **Claſſiſche Andachts-Bilder.** Herausgegeben von der öſterreichiſchen Leo-Geſellſchaft. II. Emiſſion. Stuttgart und Wien, Roth, 1900.

3. Publication de la société „Oesterreichische Leo-Gesellschaft“. **Opus S^i Lucae.** Eine Sammlung claſſiſcher Andachtsbilder. 60 Blätter. Geleitet von Dr. **Carl Domanig**, K. u. K. Cuſtos am kunſthiſtoriſchen Hofmuſeum in Wien. Erſte bis vierte Lieferung. Stuttgart und Wien, Roth, 1900. Preis per Lieferung *M.* 5.

Gerspach hat in der Revue de l'art chrétien (5e série, XI, 508 s.) berechnet, daß auf der Pariſer Weltausſtellung an 5000 Bilder zu ſehen waren, von denen höchſtens 175 als religiöſe Malereien bezeichnet werden konnten und nur etwa 75 Szenen oder Perſonen des Neuen Teſtamentes und der Heiligenlegende darſtellten. Davon ſeien zwei oder drei vortrefflich geweſen, etwa zehn erträglich, d. h. geeignet, in einem Gotteshauſe Platz zu finden. Der Reſt ſei ohne höhere Gefühle und erhebende Gedanken geweſen. In einer Reihe von Bildern, worauf Prozeſſionen, Begräbniſſe, Gebet in der Kirche u. dgl. geſchildert waren, habe nur das Geſchick der Beobachtung und der zeichneriſchen Wiedergabe des Thatſächlichen Anerkennung verdient. Er betont dann mit Rückſicht auf die bei der Ausſtellung gewonnene Erfahrung den Vorteil guter Kopien nach alten religiöſen Malereien, und ſchließt mit dem Rate, da wenige Kirchen reich genug ſeien, Originalgemälde zu erwerben, und da wenige Künſtler unſerer Zeit die Thatſachen der Offenbarung ſo zu ſchildern vermöchten, wie die Alten es gethan haben, auch keine Hoffnung auf baldige Beſſerung ſolcher Zuſtände beſtehe, werde es am beſten ſein, gute Kopien alter Gemälde anfertigen zu laſſen.

1. Die acht Jahresmappen der Münchener „Geſellſchaft für chriſtliche Kunſt“ beweiſen indeſſen, daß in Deutſchland doch noch Künſtler gefunden werden, die gute Originalarbeiten zu liefern im ſtande ſind, deren Werke, wenn ſie auch noch nicht den Anſpruch zu erheben vermögen, Kunſtwerke erſten Ranges zu ſein, doch für unſere Zeit und unſere Verhältniſſe ihren Platz beſſer ausfüllen als Kopien nach Meiſtern, welche in andern Ländern und für andere Menſchen malten.

Ein Hauptgrund der Mangelhaftigkeit jener religiöſen Malereien, welche zu den Ausſtellungen zugelaſſen werden, iſt die geringe Achtung der Überlieferung ſowohl hinſichtlich des Inhaltes als hinſichtlich der Form. Man vergißt, daß alle großen Kunſtwerke Früchte langer Entwicklung ſind und wirklich große, bahnbrechende Meiſter auf den Schultern ihrer Vorgänger ſtehen müſſen. Jedes Kunſtwerk ſtellt an ſeinen Meiſter ſo viele Anforderungen, daß niemand im ſtande iſt, ſie alle aus ſeiner Originalität herauszuholen. Die Sucht, Neues, Niegeſehenes zu liefern, läßt ausgereifte Früchte nicht zu ſtande kommen. Gerade das Neue, Ungewohnte ſtößt religiös geſtimmte Leute ab.

Es iſt darum erfreulich, zu ſehen, wie in den trefflichen, von der letzten Jahresmappe für 1900 gebotenen Tafeln und Textilluſtrationen ernſtes Studium alter Vorbilder ſich bekundet. Faſt möchte man ſagen, die einzelnen Leiſtungen verdienten um ſo mehr Anerkennung, je mehr ſie in alte Bahnen einlenkten und Meiſterwerke der Vorzeit gleichſam modernisierten. Die reichen romaniſchen Portale von Jakob Angermair und J. H. Schmitz ſowie eine von letzterem erbaute romaniſche Kirche in Grünmorsbach, der großartige Grundriß der Heiligkreuzkirche zu Münſter von Hilger Hertel und das ernſte frühgotiſche Gotteshaus in Wolnzach von Hans Schurr vereinen Kraft und Würde mittelalterlicher Bauten mit der durch unſere Technik ermöglichten und durch unſere Verhältniſſe geforderten Weiträumigkeit.

Bildhauer Langenberg in Goch verdankt die Vorzüge ſeiner auf Seite 10 abgebildeten Kreuzigungsgruppe dem eingehenden Studium der ſogen. Schule von Kalkar, während der ſchöne Hängeleuchter mit der Büſte des hl. Kilian von H. Schiestl genaue Bekanntſchaft mit Riemenſchneiders Meiſterwerken bekundet, und das Grabmal des Kardinals Hergenröther in der Mehrerau von Balthaſar Schmitt eine glückliche Umformung italieniſcher Vorbilder zeigt. Ein ſtattliches Kunſtwerk iſt Waderés St. Georg, der zwar ein ſehr ſorgſames Studium alter Rüſtungen und vielfache Verſuche, alles abzurunden und zuſammenzufaſſen, verrät, ſich aber dann in einer geſchloſſenen Einheit und in einer feſten Ruhe vor uns hinſtellt und durch ſeinen im Gebet zum Himmel gerichteten Blick unſer Herz emporzieht.

Die Malerei bleibt in der achten Jahresmappe hinter ihren Schweſterkünſten nicht zurück in den von Joſ. Altheimer gemalten Flügeln des Albertusaltares zu Regensburg und in dem Glasgemälde mit der Anbetung der Könige von Jakob Bradl oder mit Szenen aus dem Leben der hl. Eliſabeth von Fritz Geiges.

Süddeutſchland und Öſterreich beſitzen weit mehr in den Stilen der vier letzten Jahrhunderte gebaute und ausgeſtattete Gotteshäuſer als Weſt- und Norddeutſchland. Daß ſie ſich bei Reſtauration und Ausſchmückung ſolcher Kirchen an deren Stil halten, dürfte heute kaum mehr Beanſtandung finden. Darum ſind auch freier gehaltene Werke dieſer Jahresmappe mit Freude zu begrüßen, ſo der in Robbias Art gehaltene, ebenſo ernſte als vornehme Marienaltar von Balthaſar Schmitt für die Urſulakirche in München, für deren Seitenportal Heinrich Waderé in drei großen Halbfiguren eine ebenſo originelle als anſprechende „Darſtellung im Tempel" meißelte.

Die Sammlung der acht Jahresmappen der „Deutſchen Geſellſchaft für chriſtliche Kunſt" bietet ſchon jetzt ein reichhaltiges Vorlagewerk, welches für ausführende Künſtler ebenſowohl wie für Kirchenvorſtände wertvolle Anhaltspunkte liefert. Sie beweiſt, daß man trotz mancher trüben Erfahrungen und Enttäuſchungen die zuverſichtliche Hoffnung nicht aufgeben ſoll, trotz aller Fortſchritte der Modernen werde doch noch eine wahrhaft edle, ſelbſtändige Entwicklung der kirchlichen Kunſt ſtattfinden. Die Zeit iſt vorüber, wo man noch glauben durfte, durch archaiſierende, geiſtloſe Arbeiten, welche Linien, teilweiſe auch Formen des Mittelalters wiederzugeben ſuchten, zum Ziele zu gelangen. Dieſe Richtung hatte ihr Gutes, weil ſie zum Studium der Vorzeit anregte, das nicht genug zu empfehlen iſt, dem man ſich jedoch hingeben ſoll mit freier Selbſtbethätigung und unter ſteter Berückſichtigung eines veränderten, in mancher Hinſicht doch wohl auch geläuterten Geſchmackes unſerer Zeit. Möchten hervorragende, kirchlich geſinnte Herren nicht nur jene Zeitſchriften und Bücher unterſtützen, worin gelehrt wird, was man ehedem machte und wie wir es heute machen ſollen, ſondern auch Vereine, die zeigen, was heute gemacht wird und wie ſtrebſame, dem chriſtlichen Standpunkte treue Künſtler ihre ſchwere Aufgabe zu löſen ſuchen.

2. Dem von Gerſpach ausgedrückten Verlangen nach guten Kopien bewährter Kunſtwerke der Vorzeit entſprechen die von der öſterreichiſchen Leo-Geſellſchaft herausgegebenen „klaſſiſchen Andachtsbilder", über die in dieſer

Zeitschrift (Bd. LVIII, S. 289 f.) ausführlich berichtet wurde. Dort wurde bemerkt, das Komitee werde interessante Beobachtungen machen, wenn es nach einigen Jahren berechne, wieviel tausend Exemplare von jedem Bilde abgegangen seien. Es hat bereits nach nicht ganz neunmonatlichem Betriebe eine Übersicht gewonnen, woraus sich ergiebt, daß 200 000 Bilder abgesetzt worden seien, besonders ganz farbige in kleinem Format mit deutschen Unterschriften. Es sind also auch jene, die zu billigeren Preisen erlangt werden. Daß das Herz-Jesu-Bild von Hellweger sowie Bilder der heiligen Familie, des hl. Franziskus und des hl. Antonius besonders begehrt wurden, liegt vorzüglich in der Beliebtheit der betreffenden Andachten. Sassoferratos Bild der Madonna mit dem schlafenden Kinde gewann durch seine künstlerische Einheit, die treffliche Ausführung in leichten Farben und den Ausdruck herziger Mutterfreude den höchsten Erfolg. Daß auch mehrere Bilder Dürers gut abgingen, ist sehr erfreulich. Die eben ausgegebene zweite Emission hält an der vom hochw. Erzbischof von München-Freising gegebenen Regel fest: „Lieber wenig und gut, als viel und schlecht." In keinem der neuen Bildchen ist, wie dies leider von seiten großer Bilderfabrikanten oft geschieht, die Farbe in marktschreierischen Tönen verwendet. Sie hilft in bescheidenem Maße, die Zeichnung zu heben, versucht aber nie, vergessen zu machen, daß solche Andachtsbildchen Erzeugnisse der Presse sind und ihrer Hauptaufgabe nach Erinnerungszeichen sein sollen, die meistens in ein gedrucktes Gebetbuch gelegt werden. Was uns geboten wird, sind mechanische Leistungen der Druckerpresse, nicht aber sogenannte Miniaturen in all der Farbenpracht, die das Mittelalter seinen mit der Hand sorgsam ausgeführten Buchmalereien gab. Das hier durchgeführte System mäßiger Farbenverteilung scheint das richtige zu sein und wird hoffentlich nicht nur festgehalten, sondern auch einen entscheidenden Einfluß auf dem Gebiete der kleinen Andachtsbilder ausüben. Es dürfte den richtigen Mittelweg gewählt haben zwischen einfachen Stahl- oder Kupferstichen und bunten Erzeugnissen der alles wagenden Chromolithographie. Es befreit uns von der nebelhaften, braungrauen Eintönigkeit der photographischen Erzeugnisse, die den ohnehin so tief gesunkenen Farbensinn ganz zu ersticken drohte, und beschenkt uns mit kleinen Gaben, die nicht nur als Kopien großer Meisterwerke Kunstwert haben, sondern auch durch ihre sorgsame Ausführung und Tönung. Schön gelungen sind z. B. die sieben neuen Blätter, worauf der Heiland, je drei Apostel oder je zwei Heilige nach den Lithographien Strixeners in der Boisserée-Galerie dargestellt sind, dann Crivellis bekannte thronende Madonna, ferner zwei Heilige von Holbein. Doch ist es schwer, eine Auswahl zu treffen, weil fast alles Lob verdient. Nur das stark gekörnte Papier, auf dem einige Bilder gedruckt sind, erregt besonders dann Bedenken, wenn noch schillerndes Gold hinzutritt. Es möchte doch fraglich sein, ob dadurch Dürers Meisterwerke gewinnen, oder die schöne Madonna mit der Erbsenblüte die rechte Unterlage fand, sie, die im Original ja gerade ihrer zarten, feinen Ausführung einen großen Teil des Reizes verdankt.

Vom Opus S^{i} Lucae, worin die wertvollen Stücke der ersten Emission in feinen Drucken auf verschieden getönten Kartons in goldener Umrahmung ge-

boten sind, liegen sechs Lieferungen vor, wertvolle Gaben für Liebhaber und Sammler, vornehme Geschenke für Freunde der Kunst, Hilfsmittel, den Geschmack zu bilden und das Herz zu erfreuen. Möchte das Unternehmen glücklichen Fortgang finden. Im ganzen und großen hat es eine Bahn eingeschlagen, die hohe Anerkennung verdient und beweist, daß es sich hier nicht um ein neues, gewinnverheißendes Geschäft handelt, sondern um ein Unternehmen, das sich in den Dienst idealer Zwecke stellt.

Steph. Beissel S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

Geschichte der öffentlichen Thätigkeit Jesu. Nach den vier Evangelien dargestellt von Dr. Joseph Grimm, weiland b. geistl. Rath u. k. o. ö. Professor der Theologie an der Universität Würzburg. Vierter Band. Zweite Auflage, besorgt von Dr. Joseph Zahn, Subregens des bischöfl. Priesterseminars zu Würzburg. Mit bischöflicher Approbation. 8°. (XVI u. 708 S.) Regensburg, Rom und New York, Fr. Pustet, 1900. Preis *M.* 5.40.

Das „Leben Jesu" von Dr. Joseph Grimm, dessen fünfter Band jetzt in zweiter Auflage geboten wird, ist hinlänglich bekannt und auch in diesen Blättern wiederholt empfohlen worden. Herr Dr. Zahn, der das Werk im siebenten Bande in so vortrefflicher Weise zum Abschluß brachte, unterzieht sich auch der Besorgung der zweiten Auflage der früher erschienenen Bände. Es wird genügen, hier kurz die Vorzüge der neuen Auflage des vierten (resp. fünften) Bandes zu erwähnen. Sie bestehen zunächst in Kürzungen und Zusätzen. Daß erstere erwünscht seien, konnte wohl keinem Leser des in breiter, wiederholender Weise geschriebenen Grimmschen Werkes entgehen. Nicht minder bot das Werk mehrfachen Anlaß zu Zusätzen und Berichtigungen. Dr. Grimm giebt öfters nur die Ansicht, die er sich gebildet, und zwar nicht selten in einer ganz apodiktischen, ausschließlichen Weise auch dann, wenn eine andere, ja gegenteilige Meinung oder Auslegung gleichfalls gut begründet ist. Diese Einseitigkeit hat nun Dr. Zahn in glücklichem Griffe beseitigt; er giebt auch in ausgedehnterem Maße als Grimm Hinweisungen auf die einschlägige Litteratur. Auch sonstigen gar einseitigen oder zu sehr in den Vordergrund gedrängten und die ganze Darstellung zu ausschließlich beherrschenden Anschauungen wird in den von Dr. Zahn gegebenen Bemerkungen durch gewichtige Gegengründe Rechnung getragen. So z. B. gleich auf S. 35, 491, 501 u. ö. Der Wert dieser neuen Auflage wird noch erhöht durch die beigefügte reichlich bemessene Inhaltsübersicht und ein sorgfältig gearbeitetes Sachregister.

Die Wiederherstellung des jüdischen Gemeinwesens nach dem babylonischen Exil. Von Dr. Johannes Nikel, a. o. Professor an der Universität Breslau. (Biblische Studien, herausgegeben von Professor Dr. O. Bardenhewer. V. Bd., 2. u. 3. Heft.) 8°. (XVI u. 228 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 5.40.

Das erste Jahrhundert der nachexilischen Geschichte Israels ist reich an großen und weittragenden Fragen, deren Lösung in der neuesten Zeit vielfach und in ganz entgegengesetztem Sinne versucht wurde. Es ist daher ein recht „aktueller" Gegenstand, den Professor Nikel im vorliegenden Doppelheft der „Biblischen Studien" behandelt. Die Art der Behandlung ist dem Gegenstand durchaus angemessen. Statt die verschiedenen Fragen in getrennten Einzeluntersuchungen zu erörtern, hat der Verfasser es vorgezogen, die ganze Geschichte Israels vom Leben im Exil an bis zur zweiten Reise des Nehemias nach Jerusalem durchzugehen. Die Darstellung konnte dadurch an Anschaulichkeit und Klarheit nur gewinnen, während sie von der wünschenswerten Gründlichkeit nichts verloren hat. Insbesondere war es auf diese Weise dem Verfasser möglich, den Zusammenhang der geschichtlichen Ereignisse und der für die Lösung der verschiedenen Fragen wichtigen Thatsachen besser hervorzuheben.

Von welcher Bedeutung diese Fragen sind, geht schon daraus hervor, daß nicht bloß die Echtheit der in den Büchern Esdras enthaltenen Dokumente, ihre chronologische Reihenfolge sowie die Zuverlässigkeit und Treue des biblischen Berichterstatters zu verteidigen sind, sondern auch viele untereinander wieder sehr verschiedene Theorien über die Entstehung der meisten biblischen Bücher, über einige der wichtigsten messianischen Weissagungen u. a. zur Sprache kommen, und dabei die richtigen Ansichten gegen die Einwände der neueren Kritiker geschützt werden müssen. Die ruhige und gediegene Darstellung des Verfassers macht gegenüber den willkürlichen und unbewiesenen Theorien dieser Kritiker einen sehr vorteilhaften Eindruck. Allerdings ist es ja gerade bei einem solchen vielbehandelten Stoffe unvermeidlich, daß im Verlauf der Arbeit immer wieder neue Litteratur hinzukommt, die nicht mehr berücksichtigt werden kann. So konnte Verfasser, um nur eines zu erwähnen, z. B. erst auf die eine Schrift von E. Sellin über „Serubbabel" eingehen, während derselbe fast gleichzeitig mit dem Verfasser an seinen neuen „Studien zur Entstehungsgeschichte der jüdischen Gemeinde nach dem babylonischen Exile" arbeitete, von denen unterdessen die zwei ersten Hefte erschienen sind. Trotzdem behalten Nikels gründliche Untersuchungen einen bleibenden Wert und verdienen als wichtiger Beitrag zu dieser hochbedeutsamen Zeit der israelitischen Geschichte die beste Empfehlung.

Das eucharistische Leben und das ewige Königtum Jesu Christi. Von Johann Baptist Giordano. Aus dem Italienischen. Zweite Auflage. Mit einem Titelbild. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 16°. (144 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis 60 *Pf.*; geb. in Leinw. *M.* 1.20.

Die südliche Sonne treibt andere Blüten und stärker duftende Blumen als unser nordischer Sommer. Und so sucht und findet auch der Glaube und die religiöse Empfindung des feurigen Südländers einen stärkeren Ausdruck als bei dem ruhigen, „verständigen" Nordländer. Das ist auch bei diesem Büchlein zu beachten.

Es ist zudem nicht, wie Titel und Gestalt erwarten lassen, ein gewöhnliches Andachts- und Betrachtungsbüchlein, wenn es auch wohl sich dafür eignet, sondern vielmehr eine Bereicherung unserer Predigtlitteratur. Es sind drei Vorträge, die Giordano über das Geheimnis der Liebe und das Königtum Christi gehalten hat, interessante Proben italienischer Kanzelberedsamkeit: innig fromm, glühend warm, ohne viel Raisonnement und Disposition, aber gedankenvoll, auf einen starken, erhebenden Gefühlseindruck hindrängend. Christus ist unser Vorbild nicht bloß in seinem einstigen Erdenwallen, sondern auch in seinem eucharistischen Leben. Hier lehrt er uns lieben, verborgen sein, opfern. Das ist der schön durchgeführte Grundgedanke der zwei ersten Vorträge, während der letzte farbenprächtig das Königtum Christi schildert. Irreführend und höchstens als rhetorische Redensart zulässig ist der öfters wiederkehrende Ausdruck: Christus verbirgt sich, lebt, wohnt in der Hostie, oder „die Hostie ist kein Ort, wie er sich für ihn ziemt" u. a. m. Die Übersetzung ist tadellos.

Die Stellung des hl. Thomas von Aquin zu Avencebrol (Ibn Gebirol) untersucht von Dr. Michael Wittmann. (Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Texte und Untersuchungen. Herausgegeben von Dr. Bäumker und Dr. v. Hertling. III. Bd., 3. Heft.) 8°. (80 S.) Münster, Aschendorff, 1900. Preis *M.* 2.75.

Der trefflich unterrichtete Verfasser weist nach, daß Gundissalinus, Wilhelm von Auvergne, Alexander von Hales und Duns Scotus von der Schrift des jüdischen Philosophen Avencebrol Fons vitae hauptsächlich in ihrer Ansicht über die Zusammensetzung von Materie und Form bei geistigen Substanzen stark abhängig waren. Andere Mitglieder der Franziskanerschule, wie Bonaventura, Wilhelm von Lamorre u. s. w., welche dieselbe Ansicht — damals sententia communis — vertraten, berufen sich dabei auf kirchliche Autoritäten, zumal auf den hl. Augustin. Aus Augustin scheinen auch schon Hugo von St. Victor und der Lombarde ihre Lehre über die Zusammensetzung der geistigen Wesen aus Form und Natur geschöpft zu haben. Daß die späteren Franziskaner von der Autorität Avencebrols absahen und auf die Kirchenväter zurückgingen, scheint seinen Grund darin zu haben, daß Albert der Große und zumal Thomas von Aquin die Lehre von der Materialität der geistigen Substanzen auf die irrtümlichen Grundlagen der Ansicht Avencebrols von der Universalität der Materie zurückführten. Thomas von Aquin nimmt auch an, daß die vor ihm allgemein vertretene Ansicht von einer Mehrheit substantieller Formen in den Lebewesen durch Avencebrol in die Scholastik Eingang gefunden habe. Indes zeigen die Schriften Hugos und des Lombarden, daß diese Ansicht nicht ganz gerechtfertigt ist. Thomas verteidigt auch gegen den jüdischen Philosophen die Thätigkeit der körperlichen Wesen. In der Lehre von der Körperform scheint er von ihm wenigstens indirekt beeinflußt zu sein. Interessant ist auch der Nachweis, daß das Schriftchen De ente et essentia wesentlich eine Polemik gegen Avencebrol ist. Wittmanns Studie ist klar und streng methodisch abgefaßt. Sie bildet einen weiteren, willkommenen Beitrag zur Geschichte der mittelalterlichen Philosophie.

Le plan divin de l'Univers, aspect philosophique du monde et de son histoire. Entretiens entre un savant naturaliste et un théologien par le Père François-Xavier Schouppe de la Compagnie de Jésus. kl. 8°. (XXIV et 200 p.) Bruxelles, Schepens, 1900.

Der ehrwürdige, 77 Jahre alte Missionär schickt von den Abhängen des Himalaja seinen europäischen Freunden eine kleine apologetische Schrift voll kindlicher Frömmigkeit und erbaulicher Gedanken. Das Buch ist in Dialogform abgefaßt; der Gelehrte, der sich vom Theologen unterrichten läßt, stellt sich als ein Mann dar, welcher, nur dem Namen nach Christ, von Religion fast nichts weiß, anderseits aber ihr nicht feindlich gegenübersteht, die antireligiösen Systeme und Theorien nicht kennt, sehr gelehrig, bescheiden und vom allerbesten Willen beseelt ist. Der Theologe entwickelt ihm in großen Zügen die Geschichte der Menschheit vom übernatürlichen Standpunkte aus und eröffnet ihm so das Verständnis für die christlichen Dogmen und die katholische Kirche. Einzelne Abschnitte sind theologisch, andere philosophisch, andere, nämlich der siebente bis zum zwölften, enthalten die hübsch durchgeführte poetische Fiktion einer Gesellschaft von Menschen, welche die Sünde nicht kennen. Das Büchlein wird gewiß in Frankreich und Belgien Gutes stiften. Da der Geisteszustand derjenigen Gebildeten in Deutschland, welche ihrem Glauben entfremdet wurden, durchgehends anders ist als der in der Schrift vorausgesetzte, so würde das Buch bei uns weniger Anklang finden.

Hundertdreißig Beweise von den Segnungen des heiligen Bußsakramentes und Märtyrer des Beichtstegels. Eine Vertheidigungsschrift dieses heiligen Sakramentes in Beispielen. Nach wahrheitsgetreuen Quellen von Dr. Jos. Anton Keller, Pfarrer in Gottenheim bei Freiburg. Zweite, verbesserte Auflage. 8°. (XIV u. 306 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis *M.* 2.

Pfarrer Keller braucht man als Sammler von „Exempeln" nicht mehr zu loben. Auch die vorliegenden, in zweiter Auflage erschienenen Beispiele sind nach guten Quellen bearbeitet und geschickt ausgewählt. Sie bieten eine anregende und erbauliche Lesung, welche auch der heranwachsenden Jugend nur empfohlen werden kann.

Institutiones theologiae dogmaticae. Tractatus de sacramentis. Pars I. De sacramentis in genere, baptismo, confirmatione, eucharistia. Auctore Petro Einig, s. theolog. et philos. doctore, eiusdem s. theolog. in seminario Treverensi professore. 8°. (X et 248 p.) Treveris, ex offic. ad S. Paulinum, 1900. Preis *M.* 3.

Wie die übrigen theologischen Handbücher des Verfassers, so zeichnet sich auch dieses durch lichtvolle Klarheit und prägnante Kürze aus. Als Grundlage für Vorlesungen und als Hilfsmittel zur Einprägung des dogmatischen Lehrstoffes wird es die besten Dienste leisten. Die Einteilung ist im ganzen die übliche, die traditionellen Argumente der bewährtesten Theologen sind gut wiedergegeben, die Rücksicht auf die neuere Litteratur, dem Zwecke des Buches entsprechend, begrenzt, aber doch genügend.

Deux méthodes de spiritualité, étude critique par le P. H. Watrigant de la Compagnie de Jésus. 8°. (XVI et 126 p.) Lille, Desclée, 1900.

In neuerer Zeit ist zumal in Frankreich die Neigung zu einer halbquietistischen Richtung in der Asceſe zu verzeichnen. Man stellt Sätze über die Liebe Gottes auf, welche stark an Quesnel und Fénelon erinnern. Als Autorität auf diesem Gebiete wird neben dem hl. Franz von Sales vielfach die ehrwürdige Mutter

Maria de Sales-Chappuis aus dem Orden der Heimsuchung angerufen. Mehrere durch Eifer und Frömmigkeit ausgezeichnete Priester suchen zu vermitteln, indem sie die allzusehr an Quietismus anklingenden Ansichten vermeiden, anderseits aber doch das laisser faire Dieu und den Weg der Einigung zu einseitig und allgemein betonen. P. Watrigant macht auf das Mißverständliche dieser Bestrebungen aufmerksam, nimmt die alte Ascese unter besonderer Berücksichtigung des hl. Ignatius und seiner Exerzitien in Schutz und streut wichtige Bemerkungen über das Wesen der Vollkommenheit und die Methode der geistlichen Leitung ein. Das Buch ist aber in erster Linie keine Erbauungsschrift, sondern ein wissenschaftlicher, recht lehrreicher Beitrag zur Geschichte der Ascese. Ein kleiner polemischer Anhang war notwendig als Antwort auf einige Angriffe, welche ein Teil dieses Büchleins, der früher als Aufsatz in den Études erschienen war, erfahren hatte.

De Iure Practico Regularium, auctore R. P. D. Ios. Nervegna, Antistite urbano, in Romana Curia advocato et Academiae Theologicae de Urbe inter Censores emeritos Decano. 8°. (248 p.) Romae, Ratisbonae, Neo Eboraci, Fr. Pustet, 1900. Preis *M.* 4.

Kein gelehrtes Werk wollte der Verfasser schreiben, sondern ein Buch für den praktischen Gebrauch. Darum läßt er sich auf wissenschaftliche Kontroversen nicht ein; er beschränkt sich vielmehr auf die Wiedergabe und Erklärung der einschlägigen kirchlichen Satzungen und Entscheidungen der S. Congregatio super Disciplina Regulari. Die fleißige Arbeit verdient Anerkennung und Dank.

En Chine. Au Tché-ly Sud-Est. Une Mission, d'après les missionnaires, par le Père Henri-Joseph Leroy de la Compagnie de Jésus. kl. 4°. (500 p., illustré de nombreuses gravures.) Bruges-Lille, Société de Saint-Augustin, Desclée, De Brouwer et Cie., 1900. Preis brosch. *Fr.* 7.50.

Das Buch ist größtenteils aus Citaten, die aus vielfach noch nicht publizierten Briefen von Missionären stammen, zusammengesetzt. Der Verfasser hat fleißig gesammelt und sehr viel interessantes und auch wertvolles Material zusammengetragen. Indes hätte der Gesamteindruck und die Lesbarkeit des Werkes unseres Erachtens entschieden gewonnen, wenn der Verfasser den Stoff mehr selbständig durchdrungen und zu einem organischen Ganzen verarbeitet und besser geordnet hätte. Auch über die Mission von Südost-Tscheli, ihre besondern Verhältnisse und die Entwicklung der Mission erhält man infolge der vielen Abschweifungen keine klare Übersicht. Immerhin begrüßen wir die Arbeit als willkommenen Beitrag unserer katholischen Chinalitteratur. Etwas schärfere Kritik wäre auch den kühnen Behauptungen eines P. Prémare gegenüber (p. 113 ss.) sehr wohl am Platze gewesen. Die Illustrationen sind zum Teil alte Bekannte, sonst gut. Dagegen wäre ein Sachregister bei einem solchen Sammelwerke unerläßlich.

Politisch-militärische Karte von Ost-Asien zur Veranschaulichung der Kämpfe in China, Korea und Japan bis zur Gegenwart. Mit statistischen Begleitworten: Ost-Asien vom politisch-militärischen Standpunkt. Bearbeitet von Paul Langhans. Gotha, Perthes, 1900. Preis *M.* 1.

Diese billige Karte kommt zweifelsohne den Wünschen zahlloser Zeitungs- und Zeitschriftenleser entgegen, welche die Ereignisse und aufsteigenden Probleme im

fernen Osten eifrig verfolgen und dabei von ihren gewöhnlichen Atlanten im Stiche gelassen werden. Die hübsche Arbeit von Langhans bietet so ziemlich alles, was diesem Zwecke entspricht: eine Hauptkarte von Ostasien mit Angabe der militärischen Stützpunkte der Mächte, der Bahn- und Dampferlinien, Schlachtorte u. s. w., Übersichtskarten zur Veranschaulichung der verschiedenen Interessensphären, geplanten Bahnlinien, Vertragshäfen ꝛc., Peking mit Umgebung, Kiautschou, Schanghai und Umgebung ꝛc., alles auf einem Blatte gezeichnet, das entfaltet als Wandkarte dienen kann.

Australien und Tasmanien. Nach eigener Anschauung und Forschung wissenschaftlich und praktisch geschildert von Dr. J. Lauterer. Mit Titelbild in Farbendruck, 158 Abbildungen und einer Karte. gr. 8°. (X u. 482 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 11; geb. in Original-Leinwandband *M.* 13.

Dr. Lauterer hatte als praktischer Arzt, als Professor der Botanik und Friedensrichter in Brisbane sowie als Vorsitzender der kgl. Gesellschaft von Queensland reiche Gelegenheit, seine neue Heimat gründlich zu erforschen und nach allen Seiten kennen zu lernen. Die physikalische Beschreibung des Landes, Geologie, Klima, Meteorologie, Paläontographie, Fauna, Flora und Topographie umfassend, ist von fachmännischer Gründlichkeit und giebt über die charakteristischen Eigentümlichkeiten des fünften Erdteiles reiche und sehr interessante Aufschlüsse. Wohlthuend ist die Teilnahme, mit welcher der Verfasser in einer sorgsamen ethnographischen Studie die arg verleumdete eingeborene Rasse in Schutz nimmt und die brutale Ausrottungspolitik der Engländer verurteilt. Hervorgehoben seien hier die reichen Beiträge zur australischen Linguistik. Trefflich sind auch die Ausführungen über die britische Kolonisationsmethode und über die augenblicklichen wirtschaftlichen, politischen, sozialen und religiösen Verhältnisse des Landes. Die Kirchen- und Missionsgeschichte ist nach Kardinal Morans großem Werke kurz aber ausreichend behandelt. S. 318 muß es Apostol. Vikar von Mauritius statt Bischof von Maurice heißen. Die Illustrationen haben vorwiegend einen lehrhaften Charakter.

Turkestan, die Wiege der indogermanischen Völker. Nach fünfzehnjährigem Aufenthalt in Turkestan dargestellt von F. von Schwarz. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 178 Abbildungen und einer Karte. gr. 8°. (XX u. 606 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 13; geb. in Original-Leinwandband *M.* 15.

F. von Schwarz war lange Jahre Direktor der Sternwarte von Taschkent (Turkestan) und Mitglied der militärtopographischen Abteilung des russischen Generalstabs. Sein Werk teilt die solide Gründlichkeit des erstgenannten, hat aber den Vorzug voraus, daß es ein sehr wenig bekanntes Gebiet behandelt und wohl die erste zusammenfassende, systematische Schilderung Turkestans in deutscher Sprache bietet. Dazu führt von Schwarz eine sehr gewandte Feder und weiß seine Darstellung durch eine Fülle pikanter Erlebnisse und charakteristischer Einzelzüge zu würzen. Besondere Aktualität gewinnt das wirklich schöne Buch dadurch, daß es die in Zentralasien so mächtig vordringende russische Weltmacht, ihre Pläne, Methoden und Hoffnungen in fesselnder Schilderung uns vorführt. Bei all den dunkeln Schattenseiten im russischen Beamtentum und Verwaltungssystem läßt der scharfe Beobachter keinen Zweifel über seine Ansicht, „welches der Ausgang eines eventuellen

mpfes zwischen Russen und Engländern auf asiatischem Boden sein wird" (S. 145). r reiche Bilderschmuck (178 Phototypien und Originalzeichnungen) steht im engsten pport mit dem Text. Die beigegebene Karte ist etwas zu klein. Man kann r Verlagshandlung nur Glück dazu wünschen, daß ihre verdienstvolle „Illustrierte bliothek der Länder- und Völkerkunde" durch die beiden Werke eine so vorzügliche reicherung erfahren hat. Sie gehören unstreitig zu den besten Nummern der mmlung.

e Entwicklung zur Weltwirtschaft und der österreichisch-ungarische Ausgleich, beleuchtet von Franz Graf von Kuefstein. (Vorträge und Abhandlungen der Leo-Gesellschaft. 12.) 8°. (70 S.) Wien, Mayer & Co., 1899. Preis *M.* 1.40.

Der Grundgedanke der Schrift, daß die Erhaltung und Erweiterung der ittelstände die solide Basis eines geschlossenen großen wirtschaftlichen und gesellaftlichen Körpers bilden müsse, damit dieser feststehe und gedeihe, entspricht dem schieden christlich-konservativen Standpunkte des Verfassers und findet unsere lle Billigung. Die Verbindung von Besitz und Arbeit, wie diese bei den Mittelnden vorliegt — sofern sie in erweitertem Umfange sich verwirklicht —, dient r auch insbesondere dazu, den heute übermäßig gepflegten Außenverkehr auf ein räg liches Maß zurückzuführen, ohne daß der wirtschaftlichen Entwicklung unührliche Schranken gesetzt werden. Die Zunahme der Mittelstände bedeutet ja gleich die Hebung der Konsumkraft der Bevölkerung. Sehr energisch betont Graf efstein die gegenseitige wirtschaftliche Abhängigkeit und Ergänzungsfähigkeit von terreich und Ungarn. Die Schrift ist mit großem Fleiße und einer vielleicht zu tief gehenden Gründlichkeit abgefaßt.

s konstitutionelle System im Fabrikbetriebe. Von Heinrich Freese. kl. 8°. (108 S.) Eisenach, Wilckens, 1900. Preis *M.* 1.80.

Freese, als Fabrikant Mann der Praxis, doch auch in der wissenschaftlichen eorie wohl bewandert, trifft mit dieser Schrift geradezu den Kernpunkt der beiterfrage. Er stimmt Sering und Hitze bei, wenn sie die Organisation der beit zwar als eine monarchische wollen, nicht aber in der Form der absoluten narchie. Die konstitutionelle Verfassung, bei welcher den Angestellten und Arbern eine in gewissen Grenzen gesicherte Einwirkung gerade auf denjenigen Geten des Arbeitsverhältnisses gewährt wird, die für das Wohlergehen der Angestellten zumeist in Betracht kommen — das ist nach Freeses wohlbegründeter ficht, die naturgemäße Organisation der Fabrik. Der Schrift ist ein Auszug der Arbeitsordnung der Berliner Fabrik der Firma Freese beigefügt.

e katholischen Arbeitervereine Süddeutschlands in ihrer ersten Entwicklung, dargestellt auf Grund der Verbands-, Vereins- und Spezialberichte. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte der sozialen Thätigkeit der Kirche auf dem Gebiete des christlichen Vereinswesens. Von Dr. phil. Johann Ruppert, Priester der Diözese Würzburg. (Reinertrag für den kath. Arbeiterverein für Würzburg und den Kreis Unterfranken.) 8°. (74 S.) Würzburg, Göbel, 1900. Preis *M.* 1.

Es ist in der That ein sehr erfreuliches Bild sozialer Thätigkeit, welches der hwürdige Herr Verfasser in anziehender Form, lebendiger, begeisterter Sprache

und auf Grund zuverläſſiger Quellen uns bietet. Noch bedeutſamer erſcheint uns die Schrift wegen ihrer entſchiedenen Werbung für die Idee der Organiſation des Arbeiterſtandes. Möge das Buch die Beachtung und Verbreitung finden, die es ſeines trefflichen Inhaltes wegen verdient.

Kurzer Abriß der Elektrizität. Von Dr. L. Grätz, Profeſſor an der Univerſität München. Zweite, verbeſſerte Auflage. 8°. (190 S. mit 148 Abbildungen.) Stuttgart, Engelhorn, 1900. Preis *M.* 3.

In dieſem kleinen Lehrbuch bietet der Verfaſſer, deſſen größeres, bereits in 8. Auflage erſchienenes Werk über „Die Elektrizität und deren Anwendungen" hauptſächlich für Fachleute beſtimmt war, weiteren Kreiſen eine „kurze, aber zuſammenhängende Überſicht unſerer hauptſächlichſten Kenntniſſe und Anſchauungen von der Elektrizität und von ihren wichtigſten Anwendungen". Ausgehend von den erſten Entdeckungen und elementaren Verſuchen eines Galvani, Volta und Oerſtedt, führt er den Leſer allmählich ein in die Lehre von den „elektriſchen Strömen", macht mit den Methoden bekannt, wie ſolche erzeugt, reguliert, gemeſſen werden, und erklärt ihre Verwertung zum Telegraphieren, Telephonieren u. ſ. w. Es folgt die Lehre von den elektriſchen Spannungs-, Entladungs-, Induktionserſcheinungen, und damit iſt der Weg gebahnt zum Verſtändnis der verſchiedenartigen Dynamomaſchinen und Elektromotoren. Des weiteren kommt das elektriſche Licht, die thermiſche und chemiſche Wirkſamkeit des elektriſchen Stromes zur Sprache. Den Schluß bildet die Lehre von den Röntgenſtrahlen, den elektriſchen Schwingungen und der Telegraphie ohne Draht. — Auch in dieſem Abriß beweiſt der Verfaſſer, daß er ſeinen Gegenſtand beherrſcht und dafür zu intereſſieren verſteht. Die Darſtellung iſt fließend und klar; die zahlreichen Abbildungen ſind muſtergültig; die beigegebenen kurzen Erklärungen laſſen nichts zu wünſchen übrig. Es wird wenige Abhandlungen über Elektrizität geben, die in ſo knapper Form ſo viel des Lehrreichen bieten und mit deren Hilfe man ſich ſo leicht einen Einblick in die Fortſchritte der modernen Elektrotechnik verſchaffen kann, wie dieſes kleine Handbuch.

Le Grand Schisme d'Occident. Par L. Salembier. [Bibliothèque de l'enseignement de l'Histoire ecclésiastique.] 12°. (XII et 430 p.) Paris, Lecoffre, 1900. Preis *Fr.* 3.50.

Eine bedeutungsvolle Epoche der Kirchengeſchichte auf wiſſenſchaftlicher Grundlage und dem Stande der Forſchung entſprechend, dabei aber kurz und in einer jedem Gebildeten zugänglichen Weiſe zu behandeln, iſt die Aufgabe der einzelnen Bände dieſer „Bibliothek". Einer ſolchen Aufgabe genügt vorliegende Schrift vorzüglich. Selbſt über das große Werk von Noël Valois hinaus bringt ſie Neues; der deutſchen Litteratur iſt große Aufmerkſamkeit geſchenkt. Zur beſondern Empfehlung gereicht es dem Werke, daß der Verfaſſer ſich auch theologiſch wohl orientiert zeigt. Er iſt vorſichtig und maßvoll in ſeinen Urteilen; mit großer Liebe zur hiſtoriſchen Wahrheit verbindet er Wertſchätzung und Verſtändnis für das Leben ſeiner Kirche. Zuweilen wird er etwas wortreicher als notwendig, und man wird namentlich in der ſchwunghaften Einleitung nicht jeden ſeiner Ausdrücke preſſen dürfen. Die Hauptpunkte ſind im ganzen gut behandelt; nebenbei findet ſich mancher lehrreiche Ausblick auf die theologiſche Entwicklung und Abirrung in ſpäteren Jahrhunderten. Es handelt ſich hier um die trübſte und gefahrvollſte Zeit, welche die

Kirche Christi je durchlebt hat, wo es in vielen Punkten schwer ist, ein sicheres Urteil zu gewinnen. Um so mehr hat der Verfasser durch diese tüchtige Schrift sich Dank verdient.

Cardinal Albrecht von Brandenburg und das Neue Stift zu Halle 1520 bis 1541. Eine kirchen- und kunstgeschichtliche Studie von Dr. phil. Paul Redlich. 8°. (XII, 362 u. 264* S.) Mainz, Kirchheim, 1900. Preis *M.* 15.

Das Werk bietet der Beurteilung sehr verschiedene Seiten. Als kunstgeschichtliche Darstellung ist es durch den Reichtum seines Gehaltes unstreitig von hohem Wert. Der Verfasser hat nicht nur fleißig und mit Liebe zur Sache, sondern auch sehr erfolgreich gesammelt. Über den Stand der kirchlichen Kunst in Deutschland zu Beginn des 16. Jahrhunderts bringt er eine ganze Fülle von neuem Material ans Tageslicht, und geradezu alle Künste, die das Mittelalter in den Dienst der Kirche zu stellen pflegte, Architektur, Plastik, Malerei, Holzschnitzerei, Goldschmiedekunst, Glockenguß, Teppich- und Gewandwirkerei, Stickerei ꝛc., erhalten ihren vollen Anteil. Neben den Nachrichten über manchen bedeutenden Künstler jener Tage fällt auch einiges ab zur richtigen Beurteilung Albrechts von Brandenburg, und neben dem Stand der Kunst werden auch andere Seiten des kirchlichen Lebens, wie Liturgie, Reliquienwesen u. dgl., näher beleuchtet. Empfehlenswert ist also das Buch jedem Kunsthistoriker in hohem Maße, sofern es vieles sachlich Neue bietet. Zu bedauern ist, daß der Verfasser es nicht über sich vermochte, hinter dem Interesse für seinen reichen Stoff die persönliche Abneigung gegen die katholische Kirche zurückzudrängen.

Der Zauberglaube des sechzehnten Jahrhunderts nach den Katechismen Dr. Martin Luthers und des P. Canisius. Mit Berücksichtigung der Schriften des Pfarrers Längin-Karlsruhe und des Professors Riezler-München dargestellt von Johann Diefenbach, Inspector an der Deutsch-Ordenskirche zu Frankfurt a. M. 8°. (XII u. 210 S.) Mainz, Kirchheim, 1900. Preis *M.* 3.

Der Verfasser ist wohlberechtigt, hier ein Wort mitzureden. Seit langen Jahren und in einer Reihe von Schriften hat er mit dem deutschen Geistesleben der in Betracht kommenden Zeitperiode, insbesondere mit der Predigtlitteratur wie mit dem Hexen- und Zauberwesen sich beschäftigt. In den hier vorliegenden „Randglossen" zu zwei neueren den letzteren Gegenstand behandelnden Werken ist er daher auch im stande, manche sehr beachtenswerte Momente zur Geltung zu bringen. Zwar wird man nicht jeden Satz unterschreiben, welchen der Verfasser in seinem Eifer so nebenbei sich entschlüpfen läßt. Allein es finden sich treffliche neue Gesichtspunkte; das Schriftchen liest sich angenehm und wirkt anregend. Jedenfalls verdient es Verbreitung und Beachtung schon als Protest gegen die Einseitigkeit, zu welcher leider auch ein so bedeutender Forscher wie Riezler bei Behandlung dieses ernsten und verwickelten Gegenstandes sich hat fortreißen lassen.

Jean-Dominique Mansi et les grandes collections conciliaires. Par le R. P. Henri Quentin, Bénédictin de Solesmes. Étude d'histoire littéraire suivie d'une correspondance inédite de Baluze avec le

Cardinal Casanate et des lettres de Pierre Morin, Hardouin, Lupus, Mabillon et Montfaucon. 8°. (272 p.) Paris, Leroux, 1900.

Es ist eine ganz überaus interessante Untersuchung über die Entstehungsweise und den Wert unserer großen Konzilienssammlungen, was hier geboten wird, nicht nur lehrreich, sondern wahrhaft genußreich zu lesen. Mit großer Litteraturkenntnis und scharfem Blick verbindet der Verfasser so viel Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe, daß er fast überall das Urteil des Lesers für sich gefangen nimmt. Das Werkchen wird immer ein wertvoller Beitrag zur Litteraturgeschichte der letzten drei Jahrhunderte bleiben. Die verspätete Gerechtigkeit, welche der Verfasser dabei dem armen P. Hardouin zu teil werden läßt, ist um so mehr zu begrüßen, da das gegen Hardouins Konzilienssammlung künstlich geschaffene Vorurteil bis in unsere Tage hinein seine Macht behauptet hat. Das weitaus erfreulichste aber ist, daß wir in der vorliegenden Schrift, wenn auch in bescheidenster Form, eine bestimmte Ankündigung erkennen dürfen, daß von den gelehrten Benediktinern von Solesmes eine neue kritische, allen Anforderungen unserer Zeit entsprechende Ausgabe der Konzilien zu erwarten steht. Nachdem noch in neuester Zeit eine Pariser Verlagshandlung (H. Welter) den unveränderten Wiederabdruck von Mansis ebenso unkritischem wie massigem Sammelwerk in Aussicht gestellt hat, ist die Freude über die vielverheißende Ankündigung doppelt groß.

Neue Dokumente zur Geschichte des P. Andreas Faulhaber. Von Dr. A. J. Nürnberger, a. o. Professor an der Universität Breslau. 8°. (46 S.) Mainz, Kirchheim, 1900. Preis *M.* 1.20.

Die Hinrichtung eines Priesters wegen einer angeblich im Beichtstuhl gethanen beratenden Äußerung unter einem Fürsten wie Friedrich II. von Preußen ist immerhin eine merkwürdige Episode. Da Lehmanns Publikationen aus dem preußischen Staatsarchiv IV. neuerdings die Aufmerksamkeit auf den Vorfall gelenkt hatten, ist 1884 in diesen Blättern (XXVI, 217) ein Überblick über den Stand der Forschung geboten worden. Wesentliche Ergänzungen hierzu lieferten sechs Jahre später (XXXIX, 221) die im k. k. Kriegsarchiv zu Wien noch vorhandenen Akten, die, soweit sie auf den Prozeß Faulhaber direkten Bezug hatten, auch wörtlich zur Mitteilung kamen. In etwas größerer Ausführlichkeit werden diese Akten im zweiten Teile der vorliegenden Schrift abgedruckt, während der erste Teil derselben zur Beurteilung der Zeitverhältnisse die verschiedenen Momente zusammenstellt.

Katholisches Studienbuch. Dreihundert Aphorismen über unsere höhern Schulen. Von einem katholischen Schulmann. 8°. (122, 78 u. 40 S.) Selbstverlag des Verfassers [Verfasser der Original-Methode Privat-Studium in Anstalt Ursberg, Bayern], 1900. Preis brosch. *M.* 3; geb. *M.* 3.50.

Die Schrift greift mit ihrem Inhalte teilweise zurück auf die in dieser Zeitschrift (LVII, 219) empfohlenen Hefte „Der brave Student“. Auch hier ist ein Teil (Aph. 143—270) der Verteilung des Arbeitspensums nach Jahren, Monaten und Wochen auf die verschiedenen Klassen der niedern und mittleren Schulen gewidmet. Es ist kein Zweifel, daß wieder manches Brauchbare fleißig hier zusammengetragen ist; es ist nur schwer zu erkennen, für welche Art von Lesern das Werkchen eigentlich bestimmt ist. Anfängern und Schülern wird es wohl nur in seltenen Fällen dienlich sein; in der Hand eines katholischen Gymnasiallehrers kann es aber

vielleicht nützlich anregen. Die kurze Einführung in Wesen und Aufgabe unserer Reformgymnasien im 4. Teil ist recht dankenswert. Doch ist es vielleicht übereilt, sich jetzt schon allzusehr für dieselben zu erwärmen.

Lexikon der katholischen deutschen Dichter vom Ausgange des Mittelalters bis zur Gegenwart. Biographisch-litterarisch bearbeitet von Friedr. Wienstein. 8°. (448 S.) Hamm i. W., Breer u. Thiemann, 1899. Preis *M.* 3.—

Vor 30 Jahren gab Jos. Kehrein sein „Biographisch-litterarisches Lexikon der katholischen deutschen Dichter, Volks- und Jugendschriftsteller im 19. Jahrhundert" heraus. So fleißig diese Arbeit auch war und so sehr sie dem damaligen Stande der Dinge entsprach, so ist doch auf den ersten Blick einleuchtend, daß sie am Ende des Jahrhunderts einer gründlichen Nachlese und Ergänzung bedurfte. Mag auch keineswegs ein Grund zu selbstgefälliger Zufriedenheit vorliegen, leugnen läßt sich nicht, daß die Beteiligung der Katholiken am wissenschaftlichen und litterarischen Leben unserer Nation eine in erfreulichem Maße steigende war und daß wenigstens die Zahl der Schriftsteller sehr bedeutend zugenommen hat. Diese Zunahme wenigstens nach der belletristischen Seite gleichsam aktenmäßig festzulegen, war ein Zweck des vorliegenden Buches. Einesteils geht sein Programm über dasjenige Kehreins hinaus, indem es sich über die Litteraturgeschichte seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Jahre 1899 erstreckt; anderseits schränkt es seine Auswahl so ein, daß es nur die Dichtung und die schöngeistige Litteratur im engeren Sinne berücksichtigte, die volkstümliche wissenschaftliche dagegen aus Furcht vor der Übermasse des Stoffes ausschloß. So bildet es kein Schriftsteller-, sondern, wie auch der Titel sagt, ein Dichterlexikon. Was nun die Bezeichnung „katholisch" angeht, so besagt sie, daß der betreffende Autor, falls nicht ein anderes angedeutet wird, seit seiner Jugend der katholischen Religion äußerlich zugehörte. Trat er erst später zu derselben über (Konvertit), so ist sein Name mit einem Sternchen versehen; verließ er dieselbe durch einen öffentlichen Akt („Pervertit"), so trägt der Name ein †. Auf die Tendenz der litterarischen Bethätigung, deren sittlichen und religiösen Wert ist ebensowenig als auf die künstlerische Bedeutsamkeit Rücksicht genommen. Ob nicht doch bei manchen Namen und Werken ein kurzer Hinweis auf den religiös-sittlichen Charakter am Platz gewesen wäre, wollen wir nicht entscheiden. Kein in derlei Arbeiten Erfahrener wird gleich von dem ersten Versuch, ein so weitschichtiges Material zu verarbeiten, lücken- und fehlerlose Vollkommenheit verlangen. Der Verfasser selbst beklagt sich schon in dem kurzen Vorwort darüber, daß „fast die Hälfte der schriftstellernden Damen und Herren, an welche er sich gewendet hatte, leider nicht geantwortet haben". Möge das recht brauchbare, sichtlich mit großem Fleiß zusammengestellte Nachschlagebuch weite und rasche Verbreitung finden, damit eine zweite Ausgabe das inzwischen schon wieder angewachsene Material verarbeiten könne.

Bonner Beiträge zur Anglistik. Herausgegeben von Prof. Dr. M. Trautmann. 8°. Bonn, Hanstein, 1899/1900.

Heft II (Sammelheft): **Colley Cibbers Bühnenbearbeitung von Shakespeares Richard III.** Von Dr. Richard Dohse. — **Untersuchungen über das Altenglische Exodusliedl.** Von Dr. Gerhard Mürkens. — **Zu Cynewulfs Runenstellen.** Von M. Trautmann. — **Berich-**

tigungen, Vermutungen und Erklärungen zum Beowulf (erste Hälfte). Von M. Trautmann. (IV u. 192 S.) Preis *M.* 4.80.

Heft III: **Cynewulfs Wortschatz** oder Vollständiges Wörterbuch zu den Schriften Cynewulfs. Von Dr. Richard Simons. (IV u. 164 S.) Preis *M.* 4.

Heft IV: **Old English Musical Terms.** By Frederick Morgan Padelford, Fellow in English of Yale University. (XII et 112 p.) Preis *M.* 3.60.

Heft V (Sammelheft): **Untersuchungen zur Altenglischen Genesisdichtung.** Von Dr. Hans Jovy. — **Versbau und Sprache in Huchowns Morte Arthure.** Von Dr. Franz Mennicken. — **The Author of Ratis Raving.** By John T. T. Brown. — **Zur Berichtigung und Erklärung der Waldhere-Bruchstücke.** Von M. Trautmann. (IV u. 192 S.) Preis *M.* 4.80.

Heft VI: **The Wallace and The Bruce restudied.** By J. T. T. Brown. (VIII et 176 p.) Preis *M.* 4.50.

Die neuen Verordnungen des Kaisers über den Lehrplan der Gymnasien, welche dem Studium des Englischen als der heutigen Weltsprache ein so hohes Gewicht beilegen, werden nicht verfehlen, der wissenschaftlichen Durchforschung dieser Sprache und ihrer Entwicklung bei uns einen neuen Aufschwung zu geben. Dies wird die Bedeutung eines wissenschaftlichen Unternehmens um so mehr hervortreten lassen, auf das in diesen Blättern (LV, 95) vom ersten Anfang an nachdrücklich aufmerksam gemacht worden ist. Seitdem liegen uns nicht weniger als fünf weitere Hefte vor. Zunächst setzt Dr. Trautmann seine höchst schätzbaren Cynewulfstudien fort, und Dr. Simons hat sich der mühevollen Aufgabe unterzogen, zu den von Trautmann als echt erkannten Cynewulfdichtungen ein vollständiges Wörterbuch herzustellen. Praktisch wäre es vielleicht ratsamer gewesen, auch die zweifelhaften oder angeblichen Cynewulfstücke in den Rahmen der Arbeit einzubegreifen, aber jedenfalls ist mit diesem Wörterbuch dem Sprachforscher ein außerordentlicher Dienst geleistet. Nicht minder erfreulich ist, daß Trautmann begonnen hat, nun auch bei der Beowulfforschung ernsthaft einzusetzen. Nach dem, was er bei Cynewulf geleistet, darf man einen wirklichen Fortschritt sich von ihm versprechen. Der Untersuchung des Dr. Mürkens über das altenglische Exoduslied, das in Northumbrien vor 700 entstanden, dem Beowulf an Alter und Spracheigentümlichkeit am nächsten kommt, gebührt innerhalb dieser fünf Hefte vielleicht die Palme, sowohl wegen des bedeutsamen Gegenstandes wie durch seine besonnene, konservative Kritik. Die Arbeit macht einen sehr günstigen Eindruck, und das Exoduslied würde in weiteren Kreisen von ernsten Litteraturfreunden Aufmerksamkeit verdienen. Die Untersuchungen Jovys über die altenglische Genesisdichtung sind zwar fast ausschließlich von linguistischem Interesse, aber fleißig und gründlich. Die Arbeit Dohses hat, abgesehen von der sprachlichen Seite, ihren Wert für die Geschichte des englischen Dramas; über die Bühnenverhältnisse unter Karl II. sind treffliche Winke beigefügt. Padelfords Arbeit wendet sich an den Musikliebhaber und den Musikhistoriker wohl ebensoviel wie an den Sprachforscher. Die beiden Glossarien im Anhang verdienen Dank. In den Bereich der altschottischen Dichtung führt Dr. Mennicken ein; vor allem aber sind es die bedeutenden Forschungen Browns

über das im Schottland des 14. und 15. Jahrhunderts so blühende litterarische Schaffen, was Vergnügen bereitet. Nicht nur wird man mit den beiden nationalen Heldendichtungen eingehend bekannt, sondern Brown weiß fast mit dem ganzen Kreise zeitgenössischer Dichter und Chronikenschreiber vertraut zu machen. Auch bisher nebelhafte oder gänzlich unbekannte Gestalten ruft er glücklich aus dem historischen Dunkel hervor, wie David Rate († 1450), Blynd Harry († 1475), John Ramsay († 1490), einer interessanter als der andere. Manches beruht natürlich noch auf Konjektur und wird weiterer Erörterung bedürfen. Die scharfsinnigen und kenntnisreichen Untersuchungen Browns werden aber ihren Wert behaupten. Sie sind in hohem Grade belehrend und wirklich genußreich.

Roter Mohn und andere Erzählungen in Versen. Von Paula Gräfin Coudenhove. 16°. (156 S.) Paderborn, F. Schöningh, 1901. Preis *M.* 2.80.

Sechs prächtige Erzählungen, die jeder mit Genuß lesen wird. Sie sind nicht bloß „in Versen", — sie sind Poesie. Die Stoffe sind mit frischem Blick und sicherer Hand aus dem warmen Leben der Gegenwart gegriffen, mit Ausnahme eines einzigen, ernst, ergreifend, sogar tief tragisch. Sie hätten sich zu reizenden Novellen, der eine oder andere sogar zum längeren Roman ausspinnen lassen; die Dichterin hat es indes vorgezogen, sie in knappere, balladenartige Form zu drängen und die poetischen Motive schon durch die feinere künstlerische Form dem nüchternen Boden des Realismus zu entziehen. Daß aber die Form dem Stoff nicht mühsam angepaßt wurde, sondern sich lebendig mit ihm gestaltet hat, dafür zeugt schon die meisterhafte Schilderung des Abschieds am Bahnhof, mit welcher die erste Erzählung beginnt. In wenigen Strophen ist da mehr gesagt, als ganze Kapitelchen es ausmalen könnten. Alles lebt und glüht, in fester Zeichnung und frischem Kolorit; die Schilderung ist lebendig in die Handlung verwoben, beide sind in die Empfindung und Stimmung getaucht, welche das Ganze angeregt und seelenvoll weiterführt; Bild, Ausdruck und Vers schmiegen sich ungesucht dem tiefen Gefühle an, mit welchem der Stoff erfaßt ist. In die erste Erzählung spielen als spannendes Moment die modernen Klassengegensätze hinein, in die zweite mehr humoristisch der Gegensatz älteren und neueren Gesellschaftstons; die dritte zeichnet eine erschütternde Tragödie aus dem Bauernleben, die vierte eine ähnliche aus dem Kreise des Kleinadels, die fünfte ein ergreifendes Bild aus dem wirren Treiben des modernen High Life, die sechste endlich einen kleinen Roman aus den steirischen Bergen. Die Erzählungen lassen uns manchen tiefen Blick in die Irrgänge des modernen Lebens thun; aber dieselben werden weder realistisch zergliedert, noch pessimistisch bejammert; eine christliche Lebensauffassung mildert die Darstellung, rückt sie in eine versöhnende, ideale Beleuchtung und zeigt einen Ausweg aus dem nächtlichen Dunkel. Die Durchführung ist nicht immer gleich; der Anfang der Erzählungen ist meist befriedigender und auch formell besser als der Schluß, was auf einen Mangel an Feile hinweist. Am formvollendetsten ist die fünfte Erzählung: „Die Jugenderinnerungen". Von den zahlreichen Naturschilderungen tragen die Winterbilder im „Schneewittchen" den Preis davon, während der Schluß dieses Gedichtes etwas matt ist.

Das Lied von der Glückseligkeit. Lebenschronik eines alten Mönches. Von Ludwig Rüdling. 8°. (60 S.) Fulda, Fuldaer Aktiendruckerei, 1900. Preis 80 *Pf.*

Das charakteristisch ausgestattete Büchlein umfaßt in der Form einer Autobiographie die Lebensschicksale des Junkers Nikolaus von Bubenbaderstein im Rhönerland, der unter dem Zauberbanne des Liedes eines fahrenden Sängers die Burg seiner Väter verließ und die Glückseligkeit suchte. Nachdem er eine Zeitlang durch die Welt gefahren und die Ersehnte nirgend gefunden, stößt er auf einen Klausner, der kein anderer ist als der fahrende Sänger, der sich in die Einsamkeit zurückgezogen und dort die Glückseligkeit gefunden hat. Nikolaus möchte nun immer bei ihm bleiben, da auch er in der Klause den Frieden gefunden zu haben glaubt. Der Klausner aber drängt ihn, noch einmal die Heimat aufzusuchen, Vater und Mutter zu begrüßen und sich bei dem Einsiedler auf dem Milzenberg Rates zu erholen. Als der Junker in der Heimat eintrifft, findet er nur das Grab der Mutter, der Vater ist nach Palästina gezogen, die Burg in der Verwaltung eines treuen Vogtes. Nikolaus sieht darin einen Wink, daß auch er die Welt verlassen soll, lebt deshalb mit seinem väterlichen Freund bis zu dessen Tod in der Klause auf dem Milzenberg und zieht sich dann nach Fulda in das Kloster des hl. Bonifatius zurück, wo er als 77jähriger Mönch auf Befehl des Abtes seine Erlebnisse aufzeichnet. Dieser Rahmen ist außerordentlich glücklich erfunden, um ein interessantes und erbauliches Lebensbild einzufassen. Leider hat der Verfasser mehr Nachdruck auf das Erbauliche als auf das Interessante gelegt. So kommt es, daß sein Buch nicht die Wirkung hat, die es haben könnte und müßte. Es hält sich zu sehr in Allgemeinheiten. Das ganze Weltleben, d. h. die Fahrt nach dem Glück, ist ganz allgemein schematisch in einem Kapitel abgemacht. Es ist nichts Individuelles in den Aufzeichnungen, und das ist doch das erste, was wir erwarten müssen. Unserer Meinung nach sollte der wirklich talentvolle Verfasser den Stoff noch einmal vornehmen und um das Sechsfache erweitert ausführen. Die Individualisierung müßte schon gleich mit der Jugendgeschichte auf dem Bubenbaderstein beginnen und durch das Weltleben fortgesetzt werden. Dann würde auch die Erbauung viel gewinnen, weil der Leser überzeugt würde und alles innerlich miterlebte. Bei einer solchen Umarbeitung, die das Büchlein vollauf verdient, müßte auch das sprachliche Gewand, das jetzt mehr ins 15. und 16. Jahrhundert gehört, auf die frühere Zeit zugeschnitten werden. — Indes auch in der jetzigen Form bietet die Chronik manche schöne Partie, und der treue, fromm predigende Ton des alten Mönches ist durchgehends gut getroffen. Mit der Zeit dürfen wir gewiß von dem jungen, talentvollen Verfasser noch manches reife Werk erwarten.

Jacques Balde. Notice et Bibliographie par Paul Mury et Carlos Sommervogel de la Compagnie de Jésus, Strasbourgeois. 8°. (68 p.) Strasbourg, F. X. Le Roux, 1901. Preis *M.* 1.

Enisheim, die einstige Hauptstadt des Sundgaus, hat, wie verlautet, beschlossen, ihrem berühmten Mitbürger P. Jakob Balde, dem „deutschen Horaz", eine Statue zu errichten. Um zur Förderung dieses Werkes auch ihr Scherflein beizutragen, haben sich zwei Straßburger, die PP. Mury und Sommervogel, vereint. Der erstere bietet in diesem Schriftchen eine zwar sehr gedrängte, aber überaus genaue, inhaltsreiche und fesselnd geschriebene Biographie des großen neulateinischen Dichters, nebst einer trefflichen Charakteristik nicht bloß seiner vielgelesenen und oft übersetzten Oden, sondern auch seiner übrigen elegischen, dramatischen und satirischen Werke. P. Sommervogel aber, der hochverdiente Bibliograph der Gesellschaft Jesu, hat dazu den umfassenden Artikel beigesteuert, den er bereits früher in seiner be-

kannten Bibliothèque de la Comp. de Jésus veröffentlicht hatte. Da aber nicht jedem dieses umfangreiche Werk zu Gebote steht, so wird es allen Freunden Baldescher Dichtung hochwillkommen sein, auf so engem Raum nicht nur eine vorzügliche Lebensskizze Baldes, sondern auch die gediegenste und vollständigste Baldebibliographie beisammen zu haben. Ein solches Schriftchen empfiehlt sich selbst, und der Wunsch, es möge recht weite Verbreitung finden, fällt mit demjenigen zusammen, es möge nur in recht weiten Kreisen bekannt werden. Goethe, Herder und A. W. v. Schlegel haben die Lyrik Baldes sehr hochgehalten; als Dichter und namentlich als treuer patriotischer Dichter verdient er heute noch gelesen und studiert zu werden.

Julian von Speier († 1285). Forschungen zur Franziskus- und Antoniuskritik, zur Geschichte der Reimoffizien und des Chorals. Von Dr. phil. J. E. Weis. („Veröffentlichungen aus dem Kirchenhistorischen Seminar München" [Nr. 3]. Herausgegeben von A. Knöpfler.) 8°. (154 S.) München, Lentner, 1900. Preis *M.* 3.60.

Diese mit unendlichem Forscherfleiß geführte Untersuchung ist eine Art litterarischer Ausgrabung. Sie gilt einem bisher wenig beachteten, halbverschollenen Mann, der für die Hagiologie des Franziskanerordens bemerkenswert, für die Geschichte der mittelalterlichen Hymnik aber und des Chorals geradezu von hervorragender Bedeutung ist. Julian von Speier, zubenannt Theutonicus, der noch ziemlich jung im Todesjahr des hl. Franziskus (1226) oder kurz zuvor dem noch kaum gegründeten Orden beitrat, war nämlich, in Paris herangebildet, schon vor seinem Eintritt ein bedeutender Musiker und Komponist und sogar Chormeister der Hofkapelle Ludwigs VIII. Von dem Generalkapitel zu Assisi 1227 begleitete er den deutschen Provinzial Simon Anglicus nach Deutschland, kam mit dessen Nachfolger 1230 abermals nach Italien und wohnte dem großen Ordenskapitel bei, zu welchem sich 2000 Brüder einfanden. Sein übriges Leben brachte er wieder in Paris zu, in dem Ordenshause daselbst mit Hymnendichtung und Choralkompositionen beschäftigt. Von ihm rührt zum Teil das erste Reimoffizium auf den hl. Franziskus her, ganz dasjenige auf den hl. Antonius; beide Offizien setzte er in Musik. Die von ihm entwickelte Kunstform des Reimoffiziums wurde nicht nur innerhalb seines Ordens maßgebend, sondern weit darüber hinaus. Weis hält ihn in Bezug „auf Metrik, Kunstsprache und dichterische Eigenart" geradezu für „den bedeutendsten liturgischen Historienbichter des Mittelalters". Der Nachweis des großen Einflusses, den er unzweifelhaft auf die weitere Gestaltung der sogen. „Historien" oder „Reimoffizien" ausgeübt, stützt sich vorzugsweise auf die bändereichen Analecta hymnica der PP. Guido Dreves und Clemens Blume, von welchen er (S. 66) bemerkt, daß sie sich „nunmehr getrost neben die epochemachende Hymnologie de l'Église grecque des Kardinals Pitra O. S. B. stellen können". Zu dem reichen Material, das die Analecta boten, hat der Verfasser aber auch noch anderweitiges zusammengetragen, um die hymnologische Bedeutung Julians allseitig zu beleuchten. Glückliche Handschriftenfunde, deren Gesamtveröffentlichung bereits geplant ist, ermöglichten es ihm, Julian auch als Musiker gründlich zu würdigen. Im Anschlusse an die zwei Reimoffizien verfaßte Julian auch Biographien des hl. Franziskus und Antonius, die bisher als anonym gegolten hatten, die aber Weis überzeugend als Werke des Franziskanerdichters nachweist, der 1230 persönlich mit dem hl. Antonius in Assisi zusammentraf. So spielt diese Studie in die verschiedensten Kreise des mittel-

alterlichen Lebens hinein und bietet auf engem Raume die wertvollsten und mannigfaltigsten Resultate. Für Hymnologie und Musikgeschichte ist sie geradezu von entscheidendem Wert.

Schul- und Vereinsbühne. Eine Sammlung leicht aufführbarer Theaterstücke für die studierende Jugend. Herausgegeben von B. Arens S. J. 12°. Freiburg, Herder, 1901.

I. Bändchen: **Johann von La Valette.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Französischen des P. G. Longhaye S. J. von B. Arens S. J. (VIII u. 134 S.) Preis *M.* 1.20.

Die erfreuliche Entwicklung des katholischen Vereinswesens hat naturgemäß auch der Dilettantenbühne zu einem ungeahnten Aufschwung verholfen und bereits eine ganze Litteratur leichter Bühnenstücke gezeitigt. Mit komischen und religiösen dürften die Repertorien bereits ziemlich ausreichend versorgt sein. Weniger Überfluß ist an verhältnismäßig kurzen, leichteren historischen Dramen vorhanden. Hier will die vorliegende Sammlung einspringen. Sie bietet zunächst Übersetzungen von Theaterstücken dreier französischer Jesuiten, die in Frankreich und Belgien großen Anklang gefunden haben. Das vorliegende erste Stück dürfte der Sammlung bald viele Freunde gewinnen. Der Gegenstand: die siegreiche Verteidigung Maltas durch die Johanniter, ist interessant, die dramatische Handlung lebendig, die Charakterzeichnung gut, und das Bild echt ritterlichen Heldenmuts und christlicher Seelengröße von erhebender Wirkung.

Haus Hasmonai. Historische Erzählung aus dem Jahrhundert vor Christi Geburt. Von Sophie Christ. 8°. (532 S.) Mainz, Kirchheim, 1900. Preis *M.* 4.80.

Die Verfasserin hat die Antiquitates des Josephus Flavius und die religiösen und bürgerlichen Sitten der Israeliten jener Zeit gut studiert, und so fußen ihre Schilderungen der Osterfeier, des Laubhüttenfestes, des Tempeldienstes, der Eheschließung u. s. w., welche zu den schönsten Partien des lesenswerten Buches gehören, auf sicherem Grunde. Das tragische Ende des Hasmonäer-Hauses, mit dessen Vernichtung durch Herodes „das Zepter von Juda wich", bildet an sich schon einen vortrefflichen Vorwurf zu einer spannenden und ergreifenden Erzählung; es bedurfte daher der Erfindung einer Romanhandlung, die auf diesem ganz historischen Hintergrunde gespielt hätte, nicht, und die Erzählerin konnte sich getrost damit begnügen, die von Josephus Flavius gegebenen Intriguen novellistisch zu verwerten. Im Anfang will freilich die Handlung nicht recht in Fluß kommen; ist man aber glücklich über die einleitenden Kapitel hinaus, so folgt man der Erzählerin mit großer Spannung. Namentlich das traurige Schicksal Mariamnes, die der unbegründeten Eifersucht des Tyrannen zum Opfer fällt, ist erschütternd dargestellt. Überhaupt sind die handelnden Personen im ganzen gut gezeichnet, und das Zeitgemälde ist vorzüglich herausgearbeitet. Man fühlt, daß die Zeit der Verheißung nahe sein muß; denn tiefer als unter dem Idumäer konnte Juda nicht mehr sinken, und so schließt die Erzählung recht passend mit dem verklärten Bilde der kleinen Mirjam, die von ihren greisen Eltern Joachim und Anna im Tempel dargebracht wird.

Veronika oder An der Krippe und unterm Kreuze. Eine Erzählung aus der Zeit Christi. Von Gerhard Hoischen. („Kathol. Volksbibliothek" VII.) 12°. (259 S. Mit 6 Illustrationen im Text.) Kempten, Kösel, 1900. Preis *M.* 1.80.

Stofflich nahe verwandt mit „Haus Hasmonai" ist der erste Teil dieser Volkserzählung; doch steht sie künstlerisch lange nicht so hoch als jene. Der Bericht der heiligen Bücher, die Erzählung des Josephus Flavius von den letzten Jahren des Herodes, verschiedene Legenden und Privatoffenbarungen über die Jugendzeit und das bittere Leiden unseres Herrn sind zu einer Erzählung verwoben, die sich um die Gestalt der Veronika gruppiert. Der Erzähler läßt dieselbe als ein Kind der Hirten an der Krippe knien und verbindet so beide Teile seiner Erzählung, die Belehrung und Erbauung bezweckt.

Die Violinspielerin. Roman von Emma v. Brandis-Zelion. Dritte, verbesserte Auflage. 8°. (262 S.) Paderborn, Esser, 1901. Preis *M.* 3.50.

Die Heldin dieser schönen Dichtung ist ein durchaus edler Frauencharakter, der aus Kindesliebe bereit ist, die allerschwersten Opfer, auch das des Lebensglücks, zu bringen. Geradezu großartig zeigt sich diese Fräulein Mornau in dem siegreich bestandenen Kampfe gegenüber den niederträchtigen Angriffen ihres Lehrers im Konservatorium. Auch die übrigen Personen sind durchweg trefflich gezeichnet und die ganze Handlung ist gut erfunden. Der Roman bedeutet im Vergleiche mit dem früheren Werke der Verfasserin „Der Erbe von Adlerhorst" einen namhaften Fortschritt.

Tony, die kleine Kinderfrau. Zwei Erzählungen von Florence Montgomery. Aus dem Englischen von Tilde von Gillern. 12°. (108 S.) Mainz, Kirchheim, 1901. Preis *M.* 1.20.

Zwei recht hübsche, kleine Erzählungen, die es wohl verdient haben, in deutscher Übersetzung zu erscheinen. Der kleine Tony ist eine Prachtfigur, die seine Beobachtungsgabe und plastische Darstellung bekundet, ebenso wie die Gestalt der Weltdame — fin de siècle —, die ihm in seinen Nöten sehr gegen ihren Willen zu Hilfe kommt. Die Übersetzung ist vorzüglich.

Beim goldenen Abendsonnenschein. Erzählungen für die katholische Jugend. Aus dem Englischen übersetzt von Karl Niederhofer. 12°. (262 S.) Mainz, Kirchheim, 1900. Preis geb. *M.* 3.

Das Büchlein enthält 28 Nummern recht hübscher kleiner Erzählungen erbaulichen, belehrenden, einige auch humoristischen Inhalts. Die Übersetzung ist gut; nur selten kommt ein Anglicismus vor, wie z. B. „ein Opfer zur seligsten Jungfrau".

Miscellen.

Eine Ahnfrau als Dichterin. Daß eine nahezu 90jährige, seit Jahren des Augenlichtes fast beraubte Frau als Schriftstellerin und Dichterin vor das Publikum trete, ist wohl etwas Einziges in der Geschichte sämtlicher Litteraturen der Welt. Wer den Monstreband von beiläufig 1400 Quartseiten vor sich sieht, betitelt: „Gedichte Ihrer Durchlaucht Frau Prinzessin Ernst von Arenberg geb. Prinzessin Sophie von Auersperg. Gesammelt und herausgegeben von deren Tochter, Ihrer Durchlaucht Frau Herzogin von Arenberg geb. Prinzessin Eleonora Ursula von Arenberg (Mainz, Kirchheim, 1901)", mag vielleicht aus dem ungewöhnlich großen und fettschwarzen Druck eine besondere Rücksichtnahme auf geschwächte Sehkraft vermuten. Schwerlich aber wird er so leicht erraten, daß die 579 Reimstücke, die er vor sich hat, sich auf einen Zeitraum von 72 Dichterjahren verteilen. Das früheste Stück, das ein Datum an der Stirne trägt, ist von der 18jährigen Prinzessin zum 3. August 1829 geschrieben, das späteste von der 89jährigen Urgroßmutter zum 8. April 1900. So findet man in einem und demselben Bande und aus derselben Feder vereint die holdverschämte Andeutung der ersten Liebe neben den Ergüssen unerschöpflicher Güte einer zärtlichen Urahne. „Gedichtet" hat die fürstliche Frau, so sagt sie selbst, „aber nicht geträumt." Sie „faßte das Leben ohne Poesie", aber „in Stunden, wo die Seele rastet, wo keine Pflicht die Augenblicke teilt", in solchen Stunden hat sie „im Dichten sich zu Gott geflüchtet"; das Niederschreiben ihrer Empfindungen ward oft „ihr Gebet". So kommt es, daß diese bunt mannigfaltige Sammlung von Dichtungen vor allem den Wert hat, mit einem höchst merkwürdigen, in hervorragendem Maße Achtung gebietenden Frauencharakter näher bekannt zu machen. Zwar ist davon Abstand genommen, wie es sonst wohl geschieht, den äußeren Rahmen, in welchem die wechselreiche Lebensbahn der Dichterin sich bewegte, in kurzen Andeutungen wenigstens, der Sammlung ihrer Dichtungen vorauszuschicken. Indes lassen die wesentlichsten Umrisse mit ziemlicher Leichtigkeit sich aus dem Bande herauslesen.

Prinzeß Sophie, geboren am 8. Januar 1811, war die älteste Tochter des Fürsten Karl von Auersperg, zu jener Zeit Husarenoffiziers der kaiserlichen Armee. In den zwanziger Jahren war er Oberst der Erzherzog Ferdinand-Husaren; die vierziger Jahre sahen ihn als Feldmarschall-Lieutenant und Divisionschef zu Ödenburg in Ungarn. Zwei Brüder, Karlos und Roman, und vier Schwestern, die eine später Fürstin Georges Starhemberg, die andere Fürstin Hohenlohe-Bartenstein, genossen mit Prinzeß Sophie die streng geregelte, einfache und weise Erziehung, welche die greise Dichterin unter der Aufschrift „Kinderzeit jetzt und früher" so anschaulich geschildert hat. Das Verhältnis zu der trefflichen Mutter wie das der sieben Geschwister unter sich blieb das ganze Leben hindurch ein

sehr inniges. Die Jugendjahre verbrachte Prinzeß Sophie teils in Ungarn, wo der Vater in Garnison, teils in Böhmen, wo die wichtigsten Güter der Familie lagen. Am 26. September 1842 vermählte sie sich mit dem 65jährigen, jahrs zuvor verwitweten Prinzen Ernst von Arenberg und lebte nun die nächsten Jahre in Italien, wo sie fast alle bedeutenderen Städte aufsuchte und im Besuch von Kirchen, Museen und Theatern sich vollauf Genüge that. Überhaupt hat sich die Regsamkeit und Beweglichkeit der hohen Dame, solange die körperliche Rüstigkeit währte, auch im unermüdlichen Reisen kundgethan, wie sie selber schreibt:

Ich hab' die Welt in der Runde umfahren,
That es per Wagen, zu Schiff, mit der Bahn . . .
Alle Museen bin ab ich gelaufen
Mit Katalogen war reich ich versehn. . . .

Der Gatte blieb der geistig so regen Frau bis 1857 erhalten, erreichte also ein Alter von 80 Jahren. Aus ihrer Ehe waren zwei Töchter hervorgegangen, von denen die jüngere 1855 im neunten Lebensjahre starb. Jahrelang hat die Mutter diesem Kinde „trostlos nachgeweint". Die ältere, Eleonore, vermählte sich am 27. Mai 1868 mit dem Stammherrn des herzoglichen Hauses von Arenberg und hatte von da an bis zur Vermählung des ältesten Sohnes, Oktober 1897, ihren Sitz auf Schloß Héverlé bei Löwen in Belgien. Sie wurde die Mutter von fünf Kindern, unter denen zwei Töchter mit Prinzen des fürstlichen Hauses Croy, eine dritte mit einem Prinzen Arenberg sich verbanden. Während aus diesen Verbindungen ein Kranz blühender Urenkel emporsproßte, lebte die Urahne bereits zurückgezogen auf ihrem stillen, schönen Witwensitze, dem Schloß Bürgelstein bei Salzburg, wo indes Enkel und Urenkel fleißig Einkehr hielten. Am 8. Januar 1901 beging sie noch in staunenswerter Geistesfrische ihren 91. Geburtstag; fünf Wochen später schied sie aus diesem Leben, gefeiert und betrauert von allen, die sie kannten.

Seit der Vermählung der Tochter, namentlich aber seit Abnahme der körperlichen Rüstigkeit war mehr Zeit geblieben für die Musen. Ein Vergleich der datierten Stücke der Gedichtsammlung ergiebt, daß keine Periode dieses langen Lebens an Dichtungen so ergiebig war wie das letzte Decennium, somit die Zeit zwischen dem 80. und 90. Lebensjahre. Auf die Jahre 1893—1899 allein treffen 427 sicher datierte Reimstücke, und doch tragen bei weitem nicht alle ein festes Datum. Es ist kaum zu viel behauptet, wenn man annimmt, daß von der ganzen Sammlung alle Stücke bis auf etwa 100 *nach* 1892 entstanden und somit von einer mehr als 80 Jahre alten Dame gedichtet sind.

Einen großen Teil dieser Sammlung bilden nun freilich Gelegenheitsverse, Fest- und Gratulations-Carmina, gereimte Erzählungen von kleinen häuslichen Vorkommnissen oder Scherzen, zum Teil auch versifizierte Verarbeitung irgend welcher in den Zeitungen eben gelesenen Mitteilungen. Ein teures Andenken für alle jene, welche durch Verwandtschaft oder Freundschaft der greisen Patriarchin nahe standen, haben diese Stücke für den Fremden nur das Interesse, welches eine geradezu phänomenale Geistesfrische notwendig wecken muß. Es giebt sich da

[illegible] großen Fragen des Menschenlebens, der Religion. [illegible] und doch auch wieder für die kleinsten Einzel- [illegible] Modethorheiten, daß man etwas [illegible] ihres Lebens nicht allzu oft an- [illegible]

[illegible] „Genrebilder“ getreuen Einblick in ein [illegible] wo ernste, hohe Lebensauffassung mit [illegible] Menschenfreundlichkeit sich einen. Da zählt [illegible] auch der Diener, die Gesellschafterin, [illegible] und Achtung genannt und fast Freunden [illegible] adeliges Buch, das ein echt adeliges Leben [illegible] direkt in manchem seiner Stücke dem später [illegible] Lehre und Warnung erteilt.

[illegible] bereits zu dem, was in dem Buche vielleicht [illegible] Gedichten, welche in großer Mannig- [illegible] gediegenen Gehalte etwas ungemein Anziehendes [illegible] verdient, zu einer eigenen Sammlung ver- [illegible] die starke Seite bei dieser klugen, erfahrenen, ganz [illegible] Frau. Sie hat etwas an sich von einer großen Er- [illegible]

[illegible] vom Februar 1898 führt die Prinzessin selbst [illegible] Dichter auf, „Schiller, Klopstock, Wieland, Göthe“, [illegible] im Jenseits in volle Entrüstung geraten, daß die [illegible] nächstens drucken läßt“, als „alte Dichterin“ ihnen [illegible] wolle. Allein etwas von der Ader echter Poesie hat [illegible] wohl in sich getragen, und aus manchem ihrer Stücke fühlt [illegible] heraus. Was an Reinheit sprachlicher Schöne oder an [illegible] trotz einer gewissen Reimgewandtheit, da und dort auch [illegible] die Wahrheit und Innigkeit des Gefühls läßt es übersehen. [illegible] allem ein Zug, der das ganze Buch durchdringt und welcher [illegible] eigentümlich ist. Es ist ihr wirklich einziges Verhältnis zu ihrer [illegible] derselben Herzogin von Arenberg, die als 50jährige Frau es [illegible] die Dichtungen der greisen, blinden Mutter aus den Manuskripten zu [illegible] zu sammeln zu sichten und zu feilen. Diese Tochter ist ihr das Höchste [illegible] der Gedanke an sie füllt ihr ganzes Dasein aus. Sie selbst gesteht:

> Mir hat das Alter wenig nur geraubt . . .
> Das eine Kind ist alles mir auf Erden,
> Das andre ist den lichten Engeln gleich.
> Wie konnt' ich da je glücklicher noch werden?
> Ich fühle mich, ihr Lieben, jetzt noch reich.

[illegible] ist es, wo die greise Dichterin im Überwallen der Gefühle ergreifende [illegible] verfleht. Glühendere, zärtlichere Accorde haben auch die Sänger [illegible] nicht immer gefunden.

Gar zaub'risch stiegen in mir auf Erinnerungen,
Wie alles, was sie that und war — stets Poesie geklungen.
Dann schlichen langsam Thränen aus den Augen....
Mein einzig Kind — es war ganz Poesie,
Bezaubernd auf der weiten Welt nur sie.

Im Gedanken an „die Einzige" und in Bewunderung der liebenswürdigen
en, welche diese Herzenstochter zieren, kann sie sich nicht genugthun. Solange
lbe noch zartes Mädchen, bangt der Mutter oft bei „den vielen Huldigungen",
dem „guten und frommen Kinde" dargebracht werden, und doch jubelt sie
wenn sie den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit als den Liebling aller umgeben
von Verehrung und Liebe.

Du warst so schön, so fromm und gut!...
Stolz hat das Mutteraug' geschauet,
Wenn lieblich du vorbeigeschwebt.
Luftschlösser habe ich gebauet
Und glücklich stets in dir gelebt.

Die Tochter, auch zur Witwe und Matrone geworden, ist für die Greisin
immer „die einzig ich geliebt auf Erden, mir unaussprechlich teuer war".
in die alte Mutter nicht wie so viele andere längst von der Erde geschieden,
war es, weil die Liebe für die Tochter sie „gefangen hielt". „Der Mutter
esorgen" bleiben für diese „Ketten noch im Alter". Zum 50. Jahrestag der
urt schreibt die 84jährige Dichterin 19. Februar 1895:

Noch weiß ich deutlich jeden Ton und jeden Laut,
Noch fühl' ich ganz das Übermaß von meinem Glück;
Seitdem dein dunkelblaues Aug' nach mir geschaut,
Lag eine ganze Welt für mich in diesem Blick.

Du bliebst — Geliebte — Sonne mir und Licht;
Wollt' gütig Gott auf Erden Glück mir schenken,
Für mich fürwahr begehrte ich es nicht.
Du warst mein ganzes Fühlen und mein Denken,

Der Zweck des Strebens, der Gedanken Ziel.
Ich wollt' die Zukunft in den Sternen lesen,
Mir war nur Glück dein Lächeln und dein Spiel,
Du bist mein Alles — fünfzig Jahr' gewesen.

Wahrhaft geadelt ist die ganze Sammlung vor allem durch einen tief
iösen Geist und die klare, feste Glaubensüberzeugung, die überall hervortritt.
einer geistig so hochstehenden, vielseitig gebildeten, für intellektuelle Interessen
Bedürfnisse jeder Art empfänglichen fürstlichen Dame muß dies mit Nach-
k hervorgehoben werden. Nicht bloß als gläubige Christin tritt sie vor den
r hin, sondern als entschlossene Verfechterin und Kämpferin für die durch die
gion uns verbürgten höheren Güter und für den von Gott der Menschheit
ährten Schatz übernatürlicher Wahrheit.

Mancher mag lächeln und vielleicht die Achsel zucken beim ersten Anblick eines solch ungeheuerlichen Kolossalbandes von Gedichten, und zwar Dichtungen einer Dame aus den Kreisen der höchsten Aristokratie. Wer aber in den Gehalt tiefer eindringt, wird sich von demselben nicht trennen ohne daraus Erquickung und Erhebung geschöpft zu haben, und ohne für die greise Dichterin mit Bewunderung erfüllt zu sein.

Huxley einst und jetzt. Im Leben geehrt und verherrlicht, beim Tode (1895) schon stark in den Schatten getreten, heute bemitleidet — so möchte man denken, wenn man in der Revue des deux mondes (15 déc. 1900) eine Besprechung der beiden Bände liest, in welchen Huxleys Sohn seinem Vater ein litterarisches Denkmal zu errichten trachtete[1]. Noch vor 20 oder 30 Jahren war kein Naturforscher Englands in weiteren Kreisen mehr bekannt und öfter genannt als Huxley. Der Darwinismus verdankte hauptsächlich ihm seine Verbreitung. Von seinen zahlreichen Anhängern war er gefeiert als ein Licht der Wissenschaft, von den Gegnern gefürchtet wegen seiner Thätigkeit und seiner ätzend scharfen Feder. Dabei fehlte es ihm nicht an Ehren und Auszeichnungen von seiten der Gelehrten und der Regierung. Er war Mitglied des Privy council, Oberaufseher über die Fischerei des Königreiches, wurde, als er aus seinem Amte schied, auf Antrag seiner Kollegen mit ganz ausnahmsweisen Pensionen bedacht. Und heute? „Ein Opfer des Darwinismus" ist die oben genannte Besprechung seiner Biographie überschrieben, und es wird in derselben ausgeführt, wie Huxley wirklich durch den Darwinismus in seiner gelehrten Thätigkeit völlig zu Grunde gerichtet wurde.

Bevor Darwins Werk im Jahre 1859 erschien, konnte man Huxley eine glänzende Zukunft voraussagen. Er hatte namentlich auf einer vierjährigen Forschungsreise nach Neu-Guinea an Bord der Fregatte „Rattlesnake" 1846 bis 1850 einige bedeutende zoologische Entdeckungen gemacht. Die Aufmerksamkeit gelehrter Kreise war mit Spannung auf ihn gerichtet. Bedeutende Gelehrte wie Wallace, Lyell, Tyndall durfte er seine Freunde nennen und wurde von ihnen als der begabteste in dem gelehrten Freundeskreise betrachtet, der bei seinen riesigen Einzelkenntnissen und seiner Verstandesschärfe das Talent zum mindesten zu einem künftigen Cuvier besitze.

Da erschien Darwins Werk — und nun war es zu Ende mit der gelehrten Thätigkeit Huxleys. Anfangs freilich gefiel ihm Darwins Theorie gar nicht, aber bald war er vollständig zu ihr bekehrt. Und woher der Umschlag? Er sagt es selbst: Unter andern Vorteilen leistete diese Theorie uns „den immensen Dienst, daß sie uns für immer von dem Dilemma befreite: ‚Weiset die Hypothese einer Schöpfung zurück; welche andere Annahme könnt ihr denn vorschlagen, die auf den Beifall eines besonnenen Denkers rechnen kann?' Noch 1857 hatte ich keine Antwort bei der Hand, und ich denke, niemand kannte eine solche. Ein

[1] The life and letters of Thomas Henry Huxley. By his son *Leonard Huxley*. London 1900. 2 vols.

jahr später machten wir uns selbst Vorwürfe über die Stumpfheit, daß solch ine Frage uns in Verlegenheit setzen konnte". So war er also Feuer und flamme für die neue Hypothese. Er wurde, wie Darwin selbst sich ausdrückte, essen „Generalagent". Er faßte die Lehre seines Meisters in die drastische Kon=:quenz zusammen, daß der Mensch vom Affen stamme, und zog nun von Stadt u Stadt, um dies neue Evangelium zu verkünden. Seine Freunde mahnten hn, zur beobachtenden Wissenschaft zurückzukehren und die Theorien Theorien :in zu lassen. Allein er antwortete: „Und wenn ich mir ein Bein zerbräche, elch schöne Arbeit hätte ich für die Wissenschaft gethan!" Von eigentlicher forscherarbeit war keine Rede mehr. Einem jungen Gelehrten, der ihn später inmal über eine Detailfrage zu Rate zog, gab er die Antwort: Er sei so wenig uf dem laufenden mit den letzten Fortschritten der Naturwissenschaft, daß er es icht wage, eine nur irgendwie verwickelte morphologische Frage anzurühren. Seine inzige Entdeckung seit 1859 war der so kläglich verunglückte Bathybius. Die roßen, vor 1859 in Aussicht genommenen naturwissenschaftlichen Werke blieben ngeschrieben; statt dessen lieferte er eine Menge von Broschüren theologischen der antitheologischen Inhalts: „Die Erklärer der Genesis und die Erklärer der latur", „Gladstone und die Genesis", „Entwicklung und Theologie" — alles ichts als Variationen über das Thema Ecrasez l'infame, und wie heute jeder ugiebt, ohne Wert.

Eine andere Besprechung der neuen Biographie in der Zeitschrift The fonth (Jan. 1901) bezeichnet ebenfalls das Mitleid mit dem Manne als den rsten Eindruck, den Huxleys Leben hervorrufe. Trotz seiner glänzenden Begabung :i der „Hauptagent Darwins" im Grunde doch ein unglücklicher Mann ge=ewesen, dessen Feindschaft gegen das Christentum einigermaßen begreiflich werde, enn man seinen unglücklichen Bildungsgang ins Auge fasse. „Obschon mein ebensweg", sagt er selbst, „mich mit allen Sorten und Lagen von Menschen be=annt gemacht hat, vom höchsten bis zum niedrigsten, so kann ich doch mit ollstem Bewußtsein behaupten, daß die Gesellschaft, in die ich in der Schule eriet, die schlechteste war, die mir je vorgekommen ist. Wir Knaben waren, ie eben junge Burschen sind, ausgestattet mit denselben Anlagen für gut und öS wie alle andern; aber die Leute, die über uns gesetzt waren, kümmerten ch um unsere intellektuelle und moralische Ausbildung ebensoviel, als ob sie artoffeln zu erziehen hätten (as if they were babyfarmers). Wir waren er Wirkung des Kampfes ums Dasein unter uns überlassen." Anderswo nennt r die Schule, in welcher er vom achten bis zehnten Jahre erzogen wurde, ein Pandämonium", und versichert, daß er nach dem Verlassen der Schule bis um Mannesalter niemand fand, der sich in geistiger Beziehung seiner angenommen der ihm Interesse bezeigt hätte.

Über die Folgen dieser Erziehung hat er sich ebenfalls ausgesprochen. „Als nabe wurde ich in die Welt hinausgestoßen ohne Führer und Erziehung oder it einer, die schlimmer war als gar keine, und so gestehe ich zu meiner Be=hämung ein, daß wenig Menschen in tieferen Zügen von aller Art von Sünden etrunken haben als ich. Glücklicherweise fand diese Lebensweise noch beizeiten ein

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Das Haus selbst erhob sich in verschiedenen Abteilungen stufenweise oberhalb dieser Halle. Man deckte von demselben Teile der alten Mauern und eine obere sowie eine untere Treppenanlage auf. Mitten durch das Gebäude ging ein breiter Gang, von welchem man den vollkommen erhaltenen Mosaikboden in einer Länge von 12 m und einer Breite von $2^1/_2$ m auffand.

Vor der Säulenhalle lag ein großer Hofraum, der mit enormen, sehr sorgfältig behauenen Steinblöcken eingefriedigt war. In demselben befand sich der Brunnen, von welchem eine große Marmorplatte gefunden wurde. Eine Leitung brachte das Wasser von der Quelle, etwa 10 m vom alten Heiligtum, zum Brunnen. In diesem Kanal fand man eine Anzahl alter Wasserkrüge. Außerdem entdeckte man im Verlauf der Arbeiten eine Münze von Konstantin und sieben andere Bronzemünzen, die noch näher zu untersuchen sind; ferner viele Stücke von Grablämpchen, irdenen und gläsernen Gefäßen, Mosaiken, eine zerbrochene Marmorstatue u. s. w.

Besondere Aufmerksamkeit erregte eine alte Gieß- oder Backform aus Thon, ähnlich jenen Formen, deren sich die Griechen noch heutzutage für ihre Hostienbrote bedienen. Als Gepräge zeigt diese alte Form Weizenähren von Weinranken umgeben.

Noch merkwürdiger waren die Funde, welche man in der erwähnten Halle und in der Umgebung des Hauses machte. Man entdeckte nämlich eine Anzahl wohlerhaltener Gräber mit dem vollständigen Skelett der dort Bestatteten und Grablämpchen zu beiden Seiten. Die Gräber waren verschlossen mit drei Platten aus Thon, die schräg gegen die Rückwand gelehnt waren. Die Knochen der Hände lagen in allen Gräbern zusammen nach oben gerichtet, und bei jedem Skelett fand man mitten in diesen Resten der Finger und Hände eine große Münze oder Medaille; die eine Seite derselben zeigte das Bild und den Namen Justinians, die andere ein großes M mit einem griechischen Kreuz darüber (M).

Nach dem Urteil verschiedener Archäologen, welche das Gebäude und die gefundenen Altertümer untersuchten, stammt der große Bau aus römischer, vorbyzantinischer Zeit, war aber christlichen Ursprungs, und diente entweder als Kloster oder als Wohnung eines von Ephesus abhängigen, suburbanen Bischofs. Die Großartigkeit der Anlage, Marmor, Mosaiken, Statuen geben vielleicht der letzteren Deutung den Vorzug.

Wie in der Umgebung, so hat man auch im Häuslein von Panagia-Kapuli selbst die Steine und den Boden um Auskunft über vergangene Zeiten gefragt, und sie sind die Antwort nicht schuldig geblieben.

Am 24. August 1898 nachmittags begannen die Arbeiten in der alten Kapelle unter Leitung des genannten Herrn Professors Jung, in Gegenwart der beiden hochw. Herren Missionäre A. Mathivet und Fouquet von den afrikanischen Missionen; von den beiden Arbeitern war der eine ein Türke Namens Beghlevan, der andere ein orthodoxer Grieche Namens Christo. Die nächste Absicht des Herrn Professors Jung war, die Höhenlage des alten Bodenbelags der Kapelle zu untersuchen.

ien; aber ich bin meinerseits doch geneigt, es anzunehmen; denn es passiert
m nicht alle Tage, daß man Feuerherd und Kamin mitten in einem alten
chlein ausgräbt!" (Brief vom 16. November 1900.)

Was machte aber auf die Entdecker und auf alle Besucher bei diesem Funde
größten Eindruck? Auch darauf müssen wir unsere Leser noch mit wenigen
rten hinweisen.

In der ersten Augustwoche des verflossenen Jahres besuchten wir das schöne
emptoristenkloster Gars am Inn, wo uns in der allerherzlichsten und liebens-
rdigsten Weise gastfreundliche Aufnahme gewährt wurde. Dortselbst sahen
) kopierten wir ein Original-Manuskript, niedergeschrieben am 13. August
22. Darin wird auf das genaueste angegeben: An der alten Römerstraße,
von Ephesus nach Südosten führt, und deren altes Pflaster nebst den
nischen Meilensteinen jedem den alten Jerusalemweg deutlich angiebt, liegt etwa
2 Stunden von der Stadt, südwestlich von dieser Straße, am Abhange des
rges ein altes Häuslein; „dieser Berg fällt schief ab gegen Ephesus, welches
n von Südost kommend an einem Berge wie dicht vor sich liegend sieht, das
aber ganz herumzieht, wenn man weiter geht". Das Häuslein „war von
einen, viereckt und an dem hinteren Ende rund oder eckigt. Es war in zwei
ile geteilt durch einen in der Mitte angelegten Feuerherd. Das Feuer brannte
Thüre gegenüber an der Erde in einer Zugvertiefung an einer Mauer, welche
von beiden Seiten stufenförmig bis an die Decke des Hauses erhob und in
em Rauchloch endete, auf welchem eine schiefe, kupferne Röhre über das Dach

sah. Dieser vordere konnte von dem hinteren Raume durch leichte Wände von Flechtwerk, welche vorgesetzt waren auf beiden Seiten dieser Feuerstelle, ganz getrennt werden". Die Beschreibung wird durch die nebenstehende Skizze von dem Schreiber veranschaulicht. Derselbe fügt weiterhin noch bei, das Wohnhaus sei nachher in eine Kirche verwandelt und der Ort später Bistum geworden. Denn es war hier die Wohnung Mariä gewesen.

Der Schreiber war Klemens Brentano; er machte diese Beschreibung
ist der genauen Angabe vieler anderer Einzelheiten nach den Mitteilungen
K. Emmerichs.

Wir haben schon früher in diesen Blättern gezeigt, wie alle Einzelheiten
ser Schilderung in ganz auffallender Weise auf Panagia-Kapuli, die „Wohnung
ariä" am Nachtigallenberge, passen. Keinem Augenzeugen kann die vollkommenste
ereinstimmung der Beschreibung mit der Örtlichkeit und dem Hause gerade in
i charakteristischsten Zügen irgendwie zweifelhaft sein. Bei unserem Besuche
i 25. Juli des Jahres 1896 hatten wir uns selbst davon überzeugt. Wir
ien damals auch die beiden Teile des Häuslein, die in den Seitenwänden
rch zwei Mauervorsprünge deutlich voneinander geschieden sind. Den seit Jahr-
nderten unberührten Boden hatte man aber damals noch nicht aufgraben dürfen.
tzt ist es geschehen, und Hacke und Spaten haben genau in der Mitte zwischen
n beiden Vorsprüngen, wo schon längst auf dem Plane der „Wohnung Mariä"
ch den Angaben Emmerichs der Feuerherd eingezeichnet war, den Herd selbst

in der Vertiefung und die Steine gefunden, die zusammen eine der Beschreibung vollkommen entsprechende Kaminmauer ergeben würden. Hacke und Spaten haben auch den Marmorboden des alten Kirchleins und in der nächsten Umgebung desselben die altchristliche Ortschaft und ein großes Gebäude zu Tage gefördert, welches von den Archäologen als wahrscheinliche Residenz eines Bischofs bezeichnet wird.

Das ist es also, was auf die Entdecker und auf alle Besucher den größten Eindruck macht: daß dasjenige, was im stillen Kämmerlein zu Dülmen am 13. August 1822 geschaut und bald darauf niedergeschrieben wurde, sich jetzt hier vor dem staunenden Blick aus dem Boden erhebt an den entlegenen Abhängen des einsamen Nachtigallenberges, von dem kein Pilger, kein Reisender, kein Geograph, überhaupt kein Schriftsteller, soweit bekannt, jemals Meldung gethan oder auch nur ein Wörtlein berichtet hat.

Thatsachen reden stets und zu jedem eine laute und leicht verständliche Sprache. Man mag sie leugnen und ihre Existenz mit kritischen Gründen a priori bekämpfen: sie existieren doch und erheben ihre Stimme, laut und gewaltig, und verlangen Gehör, und sie werden Gehör finden in der Geschichte.

L. F.

Zur Frage des börsenmäßigen Terminhandels mit landwirtschaftlichen Produkten.

Giebt es denn überhaupt heute, nach dem Börsengesetz vom 22. Juni 96, in Deutschland noch eine Frage des börsenmäßigen Terminhandels landwirtschaftlichen Produkten? Wer die volkswirtschaftlichen Zeitriften und sonstigen Publikationen der letzten Jahre zu Rate zieht, kann über nicht im Zweifel sein, daß manche Kreise dem herrschenden Rechte eine kurze Dauer wünschen und voraussagen.

Vergegenwärtigen wir uns kurz die Situation.

Den Vorschlägen der Börsenenquetekommission entsprechend hatte der n Deutschen Reichstage am 3. Dezember 1895 vorgelegte Börsenetzentwurf[1] ein gesetzliches Terminhandelsverbot nicht in Aussicht genmen. § 46 Abs. 1 des Entwurfs enthielt lediglich die Bestimmung, ; der Bundesrat befugt sei, den Börsenterminhandel von Bedingungen jängig zu machen oder in bestimmten Waren und Wertpapieren zu terfagen. Es sollte ferner versucht werden, durch Bestimmungen über Lieferungsbedingungen, über das Terminregister, über die Verleitung n Börsenspiel u. s. w. die mit der geltenden Form des Termingeschäftes :knüpften Mißstände zu bekämpfen; insbesondere sollte nach § 46 Abs. 2 ; Regierungsentwurfs die Qualität des im Börsenhandel zu liefernden treides nach Anhörung von Vertretern der dabei interessierten Erwerbseige vom Bundesrate und von den Landesregierungen festgestellt werden. e Reichstagsmajorität ging jedoch über die Vorschläge der Börsenenquetenmission hinaus gegen den Terminhandel vor. Es wurde das Verbot ; Terminhandels im deutschen Börsengesetz (§ 50 Abs. 2 u. 3) für ı Terminhandel in Getreide und Mühlenfabrikaten (sowie in Anteilen

[1] Tiessen, Der Börsengesetzentwurf. Berlin 1895. — Bericht der Reichstagsnmission zur Vorbereitung eines Entwurfs des Börsengesetzes. Berlin 1896.

von Bergwerken und Fabriken) ausgesprochen. Für Termingeschäfte in den betroffenen Objekten sollen fürderhin weder die Börseneinrichtungen benutzt, noch kann die Vermittelung der Kursmakler in Anspruch genommen werden; es dürfen ferner keine diesbezüglichen Preislisten veröffentlicht oder sonst mechanisch verbreitet werden (§ 51 Abs. 1). Außerdem wurde — soweit der Börsenterminhandel noch erlaubt und in Übung blieb — die Gültigkeit der Geschäfte von der Eintragung der beteiligten Personen in das Börsenregister abhängig gemacht (§§ 66, 68).

Das Verbot der Termingeschäfte trat mit dem 1. Januar 1897 in Kraft. Die Erregung unter den Getreidehändlern war eine große. Sie beantworteten das Verbot durch den Beschluß, vom 2. Januar 1897 an die Börsenräume zum Zwecke von Abschlüssen in Getreide und Mühlenfabrikaten nicht mehr zu betreten. Gleichzeitig wurde der Vorstand der „Freien Vereinigung der Berliner Produktenbörse" beauftragt, weitere Schritte vorzubereiten, welche für die gedeihliche Entwicklung des Berliner Produktenmarktes erforderlich seien. Bereits am 31. Dezember 1896 konnte das Wolffsche Telegraphenbureau melden, daß die freien Zusammenkünfte der Berliner Getreidehändler im Saale der ehemaligen Warenbörse neben dem Börsengebäude (dem Feenpalast) zwischen 12 und 2 Uhr stattfinden würden. Als jedoch der Oberpräsident der Provinz Brandenburg die im Feenpalast stattfindenden Versammlungen durch Verfügung vom 11. Mai 1897 für eine Börse im Sinne des Reichsbörsengesetzes vom 22. Juni 1896 erklärte, die der Genehmigung der Landesregierung bedürfe, kam es zur Auflösung dieser Versammlungen durch Verfügung des Polizeipräsidenten vom 12. Juni 1897, weil der Vorstand des Vereins der Berliner Getreide- und Produktenhändler sich zu einer Bitte um Genehmigung jener Zusammenkünfte nicht verstehen wollte. —

Der Mangel an amtlicher Preisfeststellung seit dem Wegfall der offiziellen Produktenbörse erschwerte die Orientierung über die jeweilige Marktlage und die Preise im Getreide- und Produktenhandel. Zwar wurde unter dem Namen „Zentralnotierungsstelle der preußischen Landwirtschaftskammern" im August 1897 eine Organisation geschaffen, welche die Börsennotierungen ersetzen und die Wünsche der Landwirte nach richtigen, zuverlässigen Ermittelungen befriedigen sollte. In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 25. Februar 1898 gestand jedoch der Handelsminister: „Die Notierungen der Zentralstelle können die Notierungen eines öffentlichen Marktes nicht ersetzen, weil die Notierungen eines öffent-

n Marktes, einer Börse aus dem lebendigen Handel, dem Kontakt der egenstehenden Meinungen, aus dem Angebot und dem Gegenangebot orgehen. Das ist der Wert der Preisbildung eines öffentlichen Marktes, r Börse, im Gegensatz zu nachträglichen statistischen Ermittelungen." wischen hatten die Getreidehändler wiederum einen Geschäftsverkehr im igen Geist-Hospital eingerichtet. Durch Erlaß vom 10. Januar 1900 irte der Handelsminister, daß es sich hierbei nicht bloß um einen Ver- von Comptoir zu Comptoir, vielmehr um einen nach § 1 Abs. 1 Börsengesetzes genehmigungspflichtigen Börsenverkehr handle, gegen chen er als eine unzulässige Veranstaltung einschreiten müsse, da eine ehmigung bisher nicht nachgesucht sei. Der Erlaß erreichte den von Regierung intendierten Erfolg. Es kam am 15. Januar 1900 zu handlungen, welche mit der Wiederherstellung der Berliner Produkten- se endigten. Zum Börsenvorstand zählen nunmehr fünf aus einer ch das Landesökonomiekollegium aufgestellten Vorschlagsliste (von zehn sonen) gewählte Vertreter der Landwirtschaft. Außerdem gehören zwei treter der Müllerei dem Vorstande an, die ebenfalls von den Kor- ationsmitgliedern gewählt werden. Der gesamte Vorstand besteht aus 1 Händlern, fünf Landwirten und zwei Müllern. Die Majorität im rstande ist somit den Händlern gesichert; einen entscheidenden Einfluß die Preisbestimmung besitzt die Landwirtschaft nicht. Die amtlichen isnotierungen sollen bei den verschiedenen Getreidegattungen die in Be- cht kommenden Sorten nach inländisch und ausländisch, nach Qualitäts- icht, nach Beschaffenheit in Farbe, Geruch, Trockenheit, nach alter und er Ernte, soweit möglich, bezeichnen und für jede Getreidesorte die tlich gezahlten Preise feststellen. Für das „handelsrechtliche Lieferungs- chäft" bleibt die frühere Qualitätsbestimmung des Terminhandels in ltung. — Es ist dieses sogen. handelsrechtliche Lieferungs- schäft, welches hier unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Das deutsche Börsengesetz vom 22. Juni 1896 hatte in § 48 fol- de Definition des Termingeschäftes aufgestellt: „Als Börsentermingeschäfte Waren oder Wertpapieren gelten Kauf- oder sonstige Anschaffungs- chäfte auf eine festbestimmte Lieferungszeit oder mit einer festbestimmten ferungsfrist, wenn sie nach Geschäftsbestimmungen geschlossen werden, von dem Börsenvorstande für den Terminhandel festgesetzt sind, und nn für die an der betreffenden Börse geschlossenen Geschäfte solcher Art e amtliche Feststellung von Terminpreisen erfolgt."

Zur Eigenart eines börsenmäßigen Termingeschäftes im Sinne des deutschen Reichsbörsengesetzes gehört demnach:

1. Daß es sich um Fixgeschäfte[1] handle, d. h. um Geschäfte, bei welchen dem mit der Erfüllung säumigen Kontrahenten eine Nachfrist zur späteren Erfüllung nicht belassen werden muß.

2. Daß dem Geschäftsabschlusse Bedingungen zu Grunde liegen, die nicht durch die Vertragswillkür der Parteien, sondern in wesentlichen Punkten durch einen autoritativen Akt des Börsenvorstandes für alle Geschäfte derselben Art festgesetzt wurden.

3. Daß für Geschäfte solcher Art eine amtliche Preisnotierung erfolge.

Bald zeigte die Erfahrung, wie leicht es den Börseninteressenten wurde, das gesetzliche Verbot des Terminhandels zu umgehen, indem man einzelne in der Legaldefinition aufgestellte Thatbestandsmerkmale änderte. Man sprach jetzt nicht mehr von börsenmäßigen Termingeschäften, sondern von „handelsrechtlichen Lieferungsgeschäften". Aber dieser nach handelsrechtlichen Grundsätzen geregelte Lieferungshandel mit Getreide in typischer Qualität war und ist materiell der alte Terminhandel mit eventuellem Differenzausgleich, nur in veränderter Form und mit anderem Namen. Die Abweichungen von den Formen des früheren Handels in Termingetreide berühren das Wesen des Geschäftes nicht, so z. B. wenn eine Nachfrist gewährt wird, der Schlußbrief sich nicht mehr auf Börsenusancen beruft, wenn die Schlußeinheit aus dem Schlußschein verschwindet, dafür aber im Kündigungsverfahren durch die Vorschrift gesonderter Kündigung von je 50 Tonnen wieder eingeführt wird, wenn ferner die Qualität der zu liefernden Ware genauer präzisiert erscheint, wenn sodann keine Unterwerfung unter das Börsengericht stattfindet, sondern im Schlußbriefe bestimmte Personen bezeichnet werden, welche über etwaige Streitigkeiten zu entscheiden haben, wenn schließlich die Abwicklung der Geschäfte durch mechanische Kündigung (Arrangement) an und durch die Börse durch Kündigung von Bureau zu Bureau ersetzt wird. Das alles sind unwesentliche Änderungen, welche man als Hemmnis empfinden mag, die aber nicht den Fortbestand des Terminhandels gänzlich in Frage stellen.

[1] Den Gegensatz zu den „Fixgeschäften" bilden die „Nachlieferungsgeschäfte", bei welchen dem säumigen Kontrahenten eine den Verhältnissen entsprechende Nachfrist zur späteren Vertragserfüllung gewährt werden muß. Erst nach Ablauf dieser Frist kann der vertragstreue Kontrahent vom Vertrage zurücktreten bezw. sein Recht auf Schadenersatz wegen Nichterfüllung geltend machen.

Es verdient durchaus keinen Tadel, im Gegenteil die höchste Anerkennung, wenn das deutsche Reichsgericht in verschiedenen Urteilen (vom 12. Oktober 1898, vom 7. Februar 1899, vom 27. Juni 1899, insbesondere in dem Urteil vom 28. Oktober 1899) dem Versuch, das Termingeschäft trotz des gesetzlichen Verbotes in Übung zu halten, nachdrücklichst entgegentrat. Mit vollem Recht betonte das Reichsgericht, es komme nicht so sehr auf die äußere Rechtsform wie auf den materiellen Inhalt, die wirtschaftliche Natur und Zweckbestimmung der Geschäfte an. Der Rechtserfolg, welchen der Gesetzgeber durch eine allgemein gültige Rechtsnorm versage, dürfe nicht durch bloße Änderung der Form ohne Änderung des Inhaltes auf einem Umwege erreicht werden.

Was war der Erfolg? Der Boden ist für den Terminhandel durch die Judikatur des Reichsgerichts jedenfalls nicht gefestigt, das Termingeschäft anderseits aber dadurch ebensowenig beseitigt worden wie durch die „Majestät" des Börsengesetzes. Auch der neue Schlußschein der wiedergestellten Berliner Produktenbörse unterscheidet sich wenig von dem vorher üblichen, und der Lieferungshandel bewegt sich in ähnlichen technischen Formen wie im Heiligen Geist-Hospital. Die Geschäftsbedingungen, die der neue Schlußschein enthält, sind nicht von einem Börsenvorstand festgesetzt — das wäre ja gefährlich —, sondern frei zwischen den Beteiligten vereinbart. Es werden ferner die Sachverständigen zur Prüfung der Lieferbarkeit des Getreides — statt vom Börsenvorstande — vom Verein Berliner Getreide- und Produktenhändler erwählt und beeidigt. Im übrigen ist das handelsrechtliche Lieferungsgeschäft in seiner jetzigen Form materiell und wesentlich Terminhandel in fungibler Ware mit der Möglichkeit der Erledigung durch Differenzregulierung. —

Der gegenwärtige Zustand ist für alle Beteiligten unerfreulich. „Es giebt nur einen Ausweg aus dieser verworrenen Situation: durchgreifende Änderung der bezüglichen Bestimmungen des Börsengesetzes", meint F. Goldenbaum[1]. „Denn entweder besteht die Regierung mit den Agrariern darauf, den Terminhandel als ein Werkzeug des Imports zu unterdrücken, da er durch niedrige Getreidepreise die deutsche Landwirtschaft schädige, dann reichen nach den sichern Erfahrungen der letzten Jahre die bestehenden Bestimmungen nicht aus, — oder sie erkennt ihn für die Getreideversorgung

[1] Auflösung und Wiederherstellung der Berliner Produktenbörse, in Schmollers Jahrbuch, 25. Jahrgang, 1. Heft (Leipzig 1901), S. 228 f.

Deutschlands als notwendig und berechtigt an, dann hat sie die Pflicht, jene gesetzlichen Normen aufzuheben, die, solange sie bestehen, trotz aller milden oder lässigen Handhabung den Getreidehandel in der Erfüllung seiner Aufgabe dauernd beunruhigen und hindern müssen." Professor Schmoller fügt diesen Äußerungen seinerseits die Erklärung bei, er glaube, daß Goldenbaum im ganzen recht habe. „Aber ich würde stärker als er betont haben, daß die Bundesregierungen, die preußische Regierung und die Reichstagsmajorität gegenüber den vorhandenen Börsenmißbräuchen wohl Ursache hatten, eine Reform der Börse zu versuchen. Ich halte es für einen Fehler der Bundesregierungen, daß sie sich durch die Reichstagsmajorität über die Vorschläge der Enquetekommission hinausdrängen ließen; in dieser Majorität steckten aber nicht bloß Agrarier, sondern auch Leute wie Bennigsen und andere liberale, der Kaufmannschaft und Börse freundlich gesinnte Elemente. In solchen Materien kann keine Wissenschaft und keine praktische Sachkenntnis a priori den richtigen Weg vorschreiben; er muß experimentierend gefunden werden. Und sieht man, daß man mit dem Gesetz fehl griff, zu weit ging, so muß man ehrlich und einfach dies zugestehen und das Gesetz korrigieren." [1]

Eine derartige Politik des Experimentierens hat aber gewiß auch ihre großen Schattenseiten. Viel besser ist es, wenn so tief einschneidende Maßregeln wie das prinzipiell berechtigte Verbot des Terminhandels allseitig überlegt, vorbereitet und nicht unvermittelt verwirklicht, mit dem Charakter des geltenden Rechts bekleidet werden.

Es ist anderseits eine ziemlich starke Zumutung an die Gesetzgebung, deshalb das Terminverbot fallen zu lassen, weil es dem erfinderischen Geiste der Kaufleute gelungen ist, das gesetzliche Verbot zu umgehen. Die einzig richtige Schlußfolgerung aus dieser Thatsache könnte doch nur die sein, daß nunmehr eine die Umgehung ausschließende Gestaltung des Gesetzes platzgreifen müsse; und eine derartige Umgestaltung gehört nicht gerade in den Bereich der Unmöglichkeit.

Sobald die konkrete Form des fungiblen Zeitgeschäftes in einer gesetzlichen Definition ihren Ausdruck findet, ist auch sofort die Möglichkeit einer Umgehung des Gesetzes gegeben. Fungibilität besagt Vertretbarkeit; das setzt Gleichartigkeit einer Mehrzahl von Geschäften voraus. Diese Gleichartigkeit ist aber nicht auf eine einzige, bestimmte Geschäftsform fest-

[1] Schmollers Jahrbuch 1901, 1. Heft, S. 289.

gelegt, sie kann in den mannigfachsten Formen erscheinen. Solange es also nicht wohl möglich ist, mit einer einzigen, praktisch brauchbaren Legaldefinition alle irgendwie möglichen Formen des Termingeschäftes zu treffen, wird es für den Erfolg der Gesetzgebung rätlicher erscheinen, wenn der Gesetzgeber von einer gesetzlichen Definition des Termingeschäftes gänzlich absieht und sich mit dem bloßen Verbote des Terminhandels begnügt. Für den Fach- oder Laienrichter wird es ja durchaus nicht übermäßig schwer sein, im einzelnen Falle zu entscheiden, ob nach der herrschenden Verkehrsanschauung ein Termingeschäft oder ein anderes Zeitgeschäft vorliegt.

Man mag gegen den modus procedendi bei Einführung und Durchführung des Verbotes Bedenken haben und wird dennoch eine nunmehrige Zurückziehung des Verbotes als verfehlt, ja als verhängnisvoll bezeichnen dürfen. Was heute not thut, das ist vielmehr die thatkräftige Förderung und Ausgestaltung der landwirtschaftlichen Organisation, sowohl in der Form von Berufsgenossenschaften wie in der Form von Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften. Das ist in der That das „große Mittel", dessen Anwendung allein den bleibenden Erfolg aller andern Maßregeln — auch des Terminhandelsverbotes — garantiert. Der Kampf gegen den Terminhandel ist ja im Grunde genommen ein Kampf der Landwirtschaft um den ihr gebührenden Einfluß auf die Preisbestimmung für landwirtschaftliche Produkte. Die geradezu unnatürliche Alleinherrschaft der Händlerbörse, welche dem Bauern einfachhin die Preise seiner Erzeugnisse diktierte, konnte und kann aber nur von einer vollkommen organisierten, für ihre neue Funktion auf dem Markte hinreichend vorbereiteten Landwirtschaft siegreich und endgültig gebrochen werden.

Wer diese Auffassung nicht teilt, sondern für Aufhebung des gesetzlichen Verbotes des Terminhandels in landwirtschaftlichen Produkten eintritt, der wird seinen Standpunkt jedenfalls nicht durch den Hinweis auf die von den Händlerkreisen beliebte Umgehung des Gesetzes, sondern prinzipiell durch allgemeine volkswirtschaftliche Erwägungen stützen müssen. —

Unter den obwaltenden Umständen verdient die im Dezember 1900 beendete österreichische „Enquete über börsenmäßigen Terminhandel mit landwirtschaftlichen Produkten"[1] auch auf deutscher Seite ganz besondere Beachtung.

[1] Die vom k. k. Ackerbauministerium vorbereiteten Materialien für diese Enquete bilden eine wertvolle, augenblicklich wohl die ergiebigste Quelle, aus welcher jeder, der sich für die vorliegenden Fragen interessiert, die zuverlässigste und beste

Nachdem das stenographische Protokoll dieser seitens des k. k. Ackerbauministeriums auf breitester Grundlage vorbereiteten, mit großem Geschick und bewundernswerter Sorgfalt durchgeführten Enquete vollständig vorliegt, ist es nunmehr möglich, die Ergebnisse der ausgedehnten Verhandlungen einigermaßen zu überschauen und festzustellen.

Die Enquete beschäftigte sich mit dem Begriff, den Wirkungen, der Reform des Terminhandels in landwirtschaftlichen Produkten. Damit sind auch für uns die Gesichtspunkte bezeichnet, unter welchen wir unsern Gegenstand betrachten werden.

Beginnen wir für heute zunächst mit einer kurzen Darlegung des Begriffs, der Natur, der Technik des Terminhandels.

Wenn Julius von Costa-Rossetti [1] sagt, die Bestimmung ökonomischer Begriffe erfordere eine schwierige und subtile Geistesarbeit, so trifft das in ganz besonderem Maße bei dem Begriffe des Termingeschäftes und Terminhandels zu. Um uns die Aufgabe zu erleichtern, wollen wir vorerst den Terminhandel, wie er regelmäßig in die Erscheinung tritt, beschreiben und dann versuchen, auf Grund des konkreten Materials den abstrakten Begriff des Termingeschäftes und Terminhandels zu gewinnen.

Die Schwierigkeit der gestellten Aufgabe und die Rücksicht auf Leser, die mit dem behandelten Gegenstand weniger vertraut sind, nötigen zur Erläuterung einiger, dem Handelsverkehr geläufiger Begriffe.

Belehrung schöpfen kann. Die unter dem Gesamttitel „Das Getreide im Weltverkehr" (Wien 1900, Kommissionsverlag von Wilh. Frick. XXVIII u. 1048 S.) zusammengefaßten Materialien gliedern sich in drei Teile:

1. Statistische Tabellen über Produktion, Handel, Konsum, Preise, Frachtsätze und Kündigungen, von der österreichischen statistischen Zentralkommission in zweckentsprechender Weise, übersichtlich und für den Gebrauch vortrefflich zusammengestellt und bearbeitet.

2. Graphische Darstellungen der Preisbewegung, zwei Preisdiagramme, nach bisher nicht veröffentlichten Diagrammen der Wiener landwirtschaftlichen Produktenbörse angefertigt, zur Darstellung der Preisbewegung für Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais an der Börse für landwirtschaftliche Produkte in Wien in den Jahren 1869—1898 (Diagramm A), sowie der Preise für Weizen an den Börsen in Wien, London, Paris, New York und Odessa in den Jahren 1886—1898 (Diagramm B).

3. Erläuternde Bemerkungen; sie behandeln im Zusammenhang die Entwicklung der Getreideproduktion, des Getreidehandels, der Getreidepreise und des Konsums; sodann die Geschichte und den Begriff des börsenmäßigen Terminhandels; — beide Abhandlungen sind mit außerordentlichem Fleiß und Geschick gearbeitet, und namentlich die zweite zeugt von einer geradezu staunenswerten Belesenheit und von gründlicher Sachkenntnis.

[1] Allgemeine Grundlagen der Nationalökonomie (Freiburg, Herder).

Der Warenhandel unterscheidet bei den einzelnen Kaufgeschäften nach der Zeit der Leistung des Preises: den Barkauf (Kontantkauf, Kauf Zug um Zug, per Kasse) und den Kreditkauf. Bei ersterem wird der Preis sofort nach Übergabe der Ware geleistet, bei letzterem erst nach Ablauf einer ortsüblichen oder vereinbarten Frist entrichtet. Je nach der Zeit der Warenlieferung unterscheidet man den Tageskauf — auch effektiver oder Locokauf genannt —, wobei die Ware unmittelbar nach dem Kaufschlusse übergeben oder abgesandt wird, anderseits den Lieferungskauf, das Lieferungsgeschäft, Zeitgeschäft: die Ware wird nicht sofort bei oder nach dem Kaufschlusse, sondern gemäß Vereinbarung erst an einem späteren Zeitpunkte geliefert, der Preis zur Zeit der Lieferung per Kasse bezahlt [1].

Wenn ich „auf Bestellung" arbeiten, z. B. einen Rock vom Schneider anfertigen lasse, dann besitzt der Handwerker im Augenblick vielleicht nicht einmal das Tuch, aus welchem er meinen Rock verfertigen wird. Er muß sich dasselbe zunächst anschaffen. Auch im Großhandel ist die Reellität des Zeitgeschäftes nicht dadurch bedingt, daß das Geschäft nur auf der Grundlage und in der Voraussetzung im Besitz oder in der Anwartschaft des Verkäufers befindlicher Vorräte abgeschlossen wird, sondern lediglich dadurch, daß es am Lieferungstermine erfüllt wird. Zur Zeit des Geschäftsabschlusses muß daher der Kaufmann beim Blankoverkauf — d. h. beim Lieferungsverkauf von Effekten oder Waren, welche der Verkaufende noch nicht besitzt — nur die Sicherheit haben, seinen aus dem Vertrag sich ergebenden Verpflichtungen im rechten Augenblick nachkommen zu können. Das genügt. Mehr kann nicht von ihm verlangt werden. Er wird sich die zu liefernde Ware rechtzeitig anschaffen und hierbei ohne Zweifel im eigenen Interesse darauf sehen müssen, billiger einzukaufen, als er verkauft. Diese spekulative Anschaffung und Weiterveräußerung von Waren gilt nach dem allgemeinen Handelsrechte als typische Form des Geschäftes, das den Kaufmann als solchen kennzeichnet.

Der Gewinn ist hierbei durchaus gerechtfertigt, und darum auch die Spekulation auf den Gewinn. Der Kaufmann erfüllt ja in seinem privatwirtschaftlichen Interesse unleugbar eine volkswirtschaftliche Funktion, indem er Waren kauft und verkauft, dadurch den Umsatz erleichtert und beschleunigt und sowohl den Produzenten wie den Konsumenten wirtschaftliche Dienste leistet. Aber auch der Käufer der Ware, namentlich wenn er selbst wieder Händler ist, spekuliert und will bei dem Kaufe gewinnen. Während der Verkäufer hofft, in der Zeit bis zu dem Erfüllungstage billiger zu kaufen, als er verkauft hat, geht die Erwartung des Käufers dahin, daß in der Zwischenzeit zwischen Geschäftsabschluß und Lieferungstermin der Preis steigen und er am Erfüllungstage eine Ware besitzen werde, die einen höheren Wert darstelle, als er im vereinbarten Preise zu zahlen habe. Das Geschäft hat für beide Kontrahenten offenbar einen mehr oder minder aleatorischen Charakter. Ihre Interessen sind im Hinblick auf die Entwicklung des Preises entgegengesetzt, und am Erfüllungstage erscheint der Gewinn des einen in der Regel als Verlust des andern. Setzen wir nun den Fall, am Lieferungstermine sei der Verkäufer außer stande, den Vertrag zu erfüllen, der Preis der Ware, die er beschaffen mußte, sei in der Zwischenzeit enorm gestiegen. Der Käufer, der vielleicht anderweitige Verpflichtungen hatte und darauf angewiesen war, mittels der erwarteten Ware jenen Verpflichtungen zu genügen, muß jetzt anderweit sich decken. Er wird

[1] Manchmal wird beim Lieferungskaufe vom Käufer ein Vorschuß auf das Kaufgeld zur Sicherung des Verkäufers geleistet, das sogen. „Handgeld" oder „Angeld".

daher von der Gegenpartei, welche mit der Lieferung ausgeblieben, jedenfalls die Differenz zwischen dem vereinbarten und dem zur Erfüllungszeit geltenden höheren Preise fordern und so in der Lage sein, wenigstens ohne Schaden die Ware zu kaufen, die er selbst an einen andern liefern muß.

Daß derartige Geschäfte der Spekulation einen weiten Spielraum eröffnen, liegt auf der Hand, und zwar ist das Gebiet um so fruchtbarer, je größer die Schwankungen sind, denen die Preise der in Betracht kommenden Gegenstände, Effekten oder Produkte, unterliegen. Nicht minder klar ist es, daß die Begierde nach möglichst großem Gewinn den Spekulanten eine besondere Vorliebe für solche Geschäfte einflößen wird, bei welchen in beträchtlichen Quantitäten gehandelt zu werden pflegt.

Nicht selten ist der Kaufschluß sogar lediglich die Form, die Verhüllung für eine Wette um den Preis. Die beiden Parteien haben in diesem Falle schon beim Geschäftsabschlusse eine wirkliche Lieferung und Übernahme der Ware nicht ernstlich intendiert. Der Verkäufer schafft die Ware in der Zwischenzeit nicht an, und der Käufer besitzt vielleicht nicht einmal das zur Zahlung des Gesamtpreises ausreichende Kapital. Man hat eben nur eine Abrechnung über die Preisdifferenz am Lieferungstermine ins Auge gefaßt, und der Differenzausgleich gilt als Erfüllung des Kontraktes. Ist der Preis unterdessen über den vereinbarten Preis gestiegen, so muß der Verkäufer die Differenz zahlen, im andern Falle der Käufer. Man nennt derartige Geschäfte Differenzgeschäfte, Schein-, auch Schwindelgeschäfte. Die ganze Kategorie solcher Verträge wird als Börsenspiel, Agiotage, Windhandel bezeichnet. Das reine Differenzgeschäft ist volkswirtschaftlich unproduktiv, schließt keine volkswirtschaftliche Leistung in sich. Der rasche, mühelose, volkswirtschaftlich unverdiente Gewinn verleitet die Spekulanten zu einem Leben voll Luxus und Verschwendung, führt sie aber nicht selten auch in den Abgrund wirtschaftlichen Ruins. In den meisten Staaten bleibt den Forderungen aus Differenzgeschäften die Klagbarkeit versagt. Der Durchführung eines direkten Verbotes aber bereitet der Umstand Schwierigkeit, daß dieses Spiel um den Preis genau in der gleichen Vertragsform erscheint wie die Effektivgeschäfte, während anderseits die subjektive Absicht der Parteien beim Abschluß des Geschäftes eine rein innerliche Thatsache darstellt.

Wenn jemand ein Haus oder ein bäuerliches Anwesen verkauft, so kann später nicht nach Belieben ein anderes ähnliches Objekt übertragen werden. Der Käufer will dieses individuelle Haus oder Bauerngut haben. Der Vertragsgegenstand ist daher nicht vertretbar. Fungibel, vertretbar im juristischen Sinne, sind nämlich nur solche Güter, die nicht als Einzelwaren von bestimmter, individueller Beschaffenheit, sondern als Gattungswaren nach Maß, Zahl, Gewicht gehandelt werden. Fungibilität besitzen daher z. B. Wertpapiere einer bestimmten Art, weil es dem Käufer in der Regel nicht auf die Nummer der Effekten ankommt, sondern auf die Zahl derselben. Ein qualitativer Unterschied zwischen den einzelnen Nummern besteht ja nicht. Aus der Fungibilität des Verkaufsobjektes ergiebt sich die leichtere Übertragbarkeit der durch den Kaufschluß begründeten Pflichten und Rechte. Ein bestimmtes Haus kann mir nur der Eigentümer desselben übergeben. Handelt es sich dagegen um vertretbare Güter, so wird es für den Käufer kaum von Bedeutung sein, ob nun gerade der ursprüngliche Verkäufer dieselbe Person ist, die ihm die erstandene Ware liefert, oder ein anderer. Er will zur bestimmten Zeit am bestimmten Ort die Ware erhalten. Darauf allein kommt es dem Käufer im Handelsverkehre an. Wenn daher der Verkäufer die von ihm über-

nommene Lieferung an einen andern cediert, der die Lieferung am Erfüllungs- oder Stichtage gebührend vollzieht, so wird der Käufer keinen Grund zur Unzufriedenheit haben, ebensowenig wie der Verkäufer etwas dagegen einwenden kann, daß sein ursprünglicher Käufer in der Zwischenzeit zwischen dem Abschluß- und dem Erfüllungstage seinen Anspruch auf die Lieferung ceteris paribus an einen dritten überträgt. So mag es geschehen, daß am Stichtage, bei der Erfüllung oder Abrechnung, sich andere Personen als die ursprünglichen Kontrahenten gegenüberstehen. Unbestreitbar aber gewinnt der Handel durch die Ermöglichung solcher Überweisung der aus einem Kaufgeschäft erwachsenen Rechte und Pflichten sehr an Freiheit und Beweglichkeit, womit die Aussichten auf gewinnreiche Spekulation sich wesentlich erweitern.

Drei Voraussetzungen sind demnach zu erfüllen, bei deren Zusammentreffen die Aussichten für die Spekulation im Lieferungshandel sich am günstigsten stellen: das Vertragsobjekt muß ein vertretbares Gattungsgut sein, sodann ein Massengut, das in beträchtlichen Quantitäten gehandelt wird, schließlich ein Gegenstand von wechselndem Preise. Nun wird man einsehen, warum der spekulative Zeithandel sich mit außerordentlicher Vorliebe der vegetabilischen Produkte bemächtigte. Handelt es sich ja doch hierbei um Waren, die einen starken Verbrauch aufweisen, in ihrem Preise, je nach den Ernteergebnissen und der Meinung über zukünftige Ernten, über Ab- und Zufuhr, größeren Schwankungen unterliegen und schließlich einer mehr oder minder großen Fungibilität sich erfreuen. Wir werden gleich sehen, wie der Handel es sogar verstanden hat, etwaige Mängel natürlicher Vertretbarkeit in künstlicher Weise zu überwinden oder die natürliche Vertretbarkeit in künstlicher Weise zu steigern.

Nicht aller Weizen, nicht alles Korn u. s. w. ist von derselben Qualität. Qualitätsunterschiede aber beschränken die Fungibilität der Ware und damit auch das Lieferungsgeschäft in solchen Produkten. Wer Weizen einer genau umschriebenen Qualität zu liefern hat, muß sich eben Weizen dieser Qualität verschaffen. Ein spezifisch gleiches Produkt von geringerer Qualität würde zur Erfüllung des Vertrages nicht genügen. Um hier zu helfen, ist in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine offizielle Sortierung und Qualifizierung der Ware, die sogen. Getreidegradierung, eingeführt worden. Die amerikanischen Farmer in den Prärieggegenden, wo es wenig Holz giebt und das Wetter sehr unsicher ist, können den Überschuß der jedesmaligen Ernte nicht lange aufbewahren, sondern müssen denselben bald nach der Ernte verkaufen. Darum bildeten sich im Anschluß an die Eisenbahnen Gesellschaften zur Errichtung von Getreide-Elevatoren, großen Getreidespeichern, in welchen die bei den

verschiedenen Farmern gekauften Getreidemengen untergebracht und, nach bestimmten Bonitätsklassen oder Graden geschieden, eingelagert werden. Nach dem in New York herrschenden Stabilitätsprinzip sind die Grade ein für allemal fest bestimmt, während nach dem in Chicago geltenden Revisionsprinzip die Gradierung nach dem jeweiligen Ausfall der Ernte Änderungen erfährt. Bei dieser Trennung des Speichergeschäftes von dem eigentlichen Getreidehandel kann der Händler die persönliche Garantie für die Qualität des Getreides ablehnen, indem er lediglich nach Standardtypen, nach Graden, handelt. Die individuelle Probemäßigkeit der Ware wird durch die allgemeine Type ersetzt, und innerhalb der einzelnen Grade ist die Ware für den Handel vollkommen fungibel [1].

Über die zahlreichen Abstufungen des amerikanischen Gradierungswesens verfügt der europäische Terminhandel nicht. Um der Ware die für die Entwicklung des Geschäftes erforderliche Fungibilität zu verleihen, hat man sich begnügt, durch die Usancen der Produktenbörsen das spezifische Gewicht, d. h. das im Handel zulässige Mindestgewicht des Hektoliters Getreide zu bestimmen und die auf solche Weise gekennzeichnete Ware zum Gegenstande der Termingeschäfte zu machen. Zuweilen bedeutet das spezifische Gewicht dieser sogen. Usanceware kein Minimal-, sondern ein Normalgewicht, welches innerhalb gewisser Grenzen Abweichungen nach oben und unten zuläßt. Selbstverständlich müssen die Abweichungen von der Seite, die Vorteil davon hat, vergütet werden. So war es bis vor wenigen Jahren in Berlin, so ist es heute noch in Antwerpen [2].

[1] Allerdings giebt es innerhalb der einzelnen Grade doch noch Qualitätsabstufungen, die aber im allgemeinen Preise keine spezielle Berücksichtigung finden. Diesen Umstand benutzen die Elevatorenbesitzer zu ihrem Vorteil. Sie verkaufen z. B. die besten Qualitätsstufen des Grades nach Probe an Müller, natürlich unter Preisaufschlag. Oder sie bedienen sich des sogen. Doctoring oder Mixing Business: es wird niedriger gradiertes Getreide mit den höheren Qualitätsabstufungen eines andern Grades vermischt und so für niedriger graduierte Getreidemengen die Möglichkeit eines Avancements in höhere Grade geschaffen. In Minneapolis soll sogar der bei dem Reinigungsverfahren gewonnene Schmutz mit Rücksicht auf jenes Avancement einen Marktwert erhalten haben. Über das amerikanische Elevatorwesen vgl. Landwirtschaftliche Jahrbücher 1894, Ergänzungsband I, S. 20.

[2] Außer dem spezifischen Gewicht kommen noch andere allgemeine Eigenschaften der Ware in Betracht. Auf der Wiener Börse z. B. wird von einer Ware usancemäßiger Beschaffenheit gefordert, daß sie gesund, zeitgemäß trocken, den Handelserfordernissen entsprechend gereutert, letzter Fechsung sei und das usancemäßig umschriebene Mindestgewicht habe. Auf die Provenienz, den Ursprung des Getreides, kommt es dabei für den Handel nicht an.

Offenbar ist durch die usancemäßige, generelle Feststellung eines nicht zu hoch gegriffenen Minimal- oder Normalgewichtes pro Hektoliter die Fungibilität des Getreides und seine Fähigkeit, als Massengut Gegenstand des Handels zu werden, wesentlich erhöht. Es wird dadurch das bevorzugte Objekt des internationalen Terminhandels. Welthandelsartikel können eben nur in großen Quantitäten vorhandene reine Gattungswaren sein, d. h. Waren von durchschnittlich gleicher Beschaffenheit. Ist daher das usancemäßige Qualitätsgewicht ein relativ niedriges, so werden für das Termingeschäft im Welthandel nicht bloß diejenigen Getreidemengen in Betracht kommen, die von Natur aus dem angesetzten Gewichte entsprechen, sondern es wird sich auch künstlich, durch Mischung, in nahezu unbegrenzter Quantität Getreide für den Terminhandel qualifizieren lassen. Das ist es aber gerade, dessen die Spekulation bedarf. Es wäre ja schlechterdings unmöglich, durch einfache geschäftliche Transaktionen, die per Kabel in wenigen Worten geschlossen werden, jene ungeheuren Vorräte von Weizen, welche in St. Louis, New York, Chicago, Buffalo oder Duluth liegen, mit einem Schlage auf einen europäischen Markt hinzuzaubern — wenigstens als angebotene Ware wirksam zu machen —, wenn nicht die Fiktion bestände, daß alles Getreide einer bestimmten Kategorie für den Handel gleichartig sei, den gleichen Nutzeffekt auf dem Markte habe[1].

Zur vollen Erfassung des Begriffes und der Natur des Terminhandels genügt jedoch die Berücksichtigung der Fungibilität der gehandelten Ware nicht. Andere Momente treten hinzu, um dem Termingeschäfte selbst den Charakter der Fungibilität zu verleihen.

Erhöht die gesteigerte Fungibilität einer qualitativ für alle gleichartigen Geschäfte usancemäßig umschriebenen Ware die Leichtigkeit, mit welcher die aus einem gegebenen Vertrage fließenden Rechte und Pflichten auf andere Personen übertragen werden können, so wird doch diese Cedierbarkeit ihre allseitige Vollendung erst dann erreichen, wenn die Gleichförmigkeit der Geschäftsbedingungen den ganzen Vertrag, seinem gesamten Inhalte und den wichtigsten Formalitäten seiner Abwicklung nach, umfaßt. Eine solche Gleichförmigkeit hat die Börse herbeigeführt, indem sie durch ihre Usancen nicht nur die Qualität der Ware generell bestimmte, sondern auch allgemeine Lieferungstermine festsetzte, auf welche sich sämtliche Lieferungen konzentrieren, ferner einen für alle Geschäfte der gleichen Art ge-

[1] Vgl. Stenographisches Protokoll der österreich. Enquete, VII. Gruppe S. 134.

meinsamen Lieferungsort, sodann als Quantum des einzelnen Kaufschlusses ein gewisses Minimum (die Schlußeinheit) wählte, schließlich auch Anordnungen traf für das Verfahren bei der Kündigung (d. i. Anzeige der Erfüllungsbereitschaft seitens des zur Lieferung der Ware Verpflichteten, bei manchen Börsen „Andienung" genannt) u. s. w. Es vollzog sich, wie Fleck bemerkt[1], in dieser eigenartigen Ausbildung des Termingeschäftes ein der Ersetzung des Tauschverkehrs durch den Geldverkehr ähnlicher Vorgang. Wie hier die Geldware, so wird dort das einzelne Kaufgeschäft fungibilisiert, es verliert seine individuelle Bedeutung und wird mobilisiert. Das ganze Geschäft wird gewissermaßen wie ein Ball, den der eine Händler dem andern mit Leichtigkeit zuwerfen kann[2]. So geschieht es, daß oft 20, 30, ja 50 Personen mit Rücksicht auf dieselbe gehandelte Warenmenge als Käufer oder Verkäufer erscheinen, ohne daß die Ware durch ihre Hände geht, ja vielleicht ohne daß irgendwelche effektive Lieferung überhaupt im ganzen Geschäfte stattfindet. Schluß- und Kündigungsscheine vertreten dabei die Ware, und an Stelle jeder Lieferung tritt der bloße Differenzausgleich im Hinblick auf den wechselnden Preis.

[1] Vgl. Holdheims Monatsschrift vom 8. September 1899, S. 163. Ferner Dr. Karl Adler, Zum Rechte des Termingeschäftes, im Archiv für bürgerliches Recht, Bd. XVII, Heft 1, S. 141. „Den plastischsten Ausdruck hat die von der Privatwillkür der Kontrahenten absehende und von der Börsenusance supplierte Genusnatur des Termingeschäftes durch den Vergleich des Terminschlusses mit dem Wechsel gefunden. Gleichwie es beim Schuldscheine gestattet ist, die formellen Bedingungen beliebig festzustellen, beim Wechsel aber nur innerhalb des Wechselrechtes, so ist der Terminschlußbrief in seiner Form an die Börsenusance gebunden, der gewöhnliche Lieferungsvertrag nicht." „Das Getreide im Weltverkehr." III. Erläuternde Bemerkungen S. 157.

[2] Da nicht alle Gegenkontrahenten gleichwertig sind, so muß an und für sich der Terminhändler darauf sehen, daß er einen Gegenkontrahenten finde, der seine Vertragspflichten erfüllen wird. Das ist noch ein individuelles Moment im Terminhandel, welches besondere Geschäfts- und Personalkenntnis erfordert. Das Problem einer Generalisierung der Kreditwürdigkeit wurde in verschiedener Weise versucht, so durch die Liquidationskassen und die Maklerbanken, welche das mit dem Börsentermingeschäft verbundene Kreditrisiko auf sich nehmen, Garantie leisten für die Erfüllung der Verträge. In Amerika dient demselben Zwecke das Einschuß- oder Marginsystem: jede Partei kann nach Abschluß des Geschäftes zu ihrer Sicherheit von der Gegenpartei die Hinterlegung eines bestimmten Teiles des Kaufpreises und eventuell bei ungünstigen Preisänderungen die entsprechende Erhöhung des Depots durch Nachschuß verlangen. Näheres über die Organisation der Liquidationskassen und Maklerbanken wie über das Marginsystem findet sich in den vom k. k. Ackerbauministerium herausgegebenen Materialien: „Das Getreide im Weltverkehr." III. Erläuternde Bemerkungen S. 162 ff.

Ohne Schwierigkeit läßt sich nun der Unterschied zwischen dem Termingeschäfte und dem Effektivgeschäfte im herkömmlichen Sinne feststellen. „Effektivgeschäfte" sind nämlich solche Geschäfte, bei welchen eine im Vertrag nach Qualität und Quantität individuell charakterisierte Ware von demselben Verkäufer effektiv geliefert und von demselben Käufer effektiv übernommen wird. Beim börsenmäßigen Termingeschäfte dagegen ist der gesamte Vertragsinhalt nicht für den einzelnen Fall nach dem Bedürfnis und den Mitteln der konkreten Kontrahenten individualisiert, vielmehr hat der Vertrag einen universellen, schablonenhaften Charakter dadurch erhalten, daß Form und Inhalt nach Bedingungen sich gestalten, die für alle Geschäfte der gleichen Art festgesetzt sind[1].

In Deutschland hat der Begriff „handelsrechtliches Lieferungsgeschäft" — wie oben ausgeführt wurde — dazu dienen müssen, um die Anwendung des gesetzlichen Verbotes des Terminhandels auf die in etwas veränderter Form geschlossenen Geschäfte zu verhindern. Professor Dr. Karl Adler lehnt für Österreich diese Scheidung zwischen Termingeschäft und handelsrechtlichem Lieferungsgeschäft ab[2]. Ihm ist handelsrechtliches Lieferungsgeschäft der Gattungsbegriff, der als Arten das Differenzgeschäft und Effektivgeschäft unter sich begreift. Gewiß, das Termingeschäft ist in der Regel Differenzgeschäft, aber doch nicht immer. Darum dürfte es sich eher empfehlen, das Zeit- oder Lieferungsgeschäft als Gattungsbegriff in die beiden Unterarten eines durch spezielles Übereinkommen der beteiligten Parteien individualisierten Zeitgeschäftes und in das schablonenhafte und generalisierte Termingeschäft zu teilen.

Ein Termingeschäft wäre demgemäß jedes durch typische Form und typischen Inhalt fungible Zeitgeschäft. Der Begriff ist weit genug, um alle Erscheinungsformen des Termingeschäftes zu umfassen, und anderseits eng genug, um Geschäfte auszuschließen, die nur äußerlich den Termingeschäften nachgebildet sind, welche aber durch ihre feste Verknüpfung mit bestimmten Kontrahenten der Individualisierung nicht entbehren[3]. Das innerste Wesen des Termingeschäftes: die Fungibilität des Geschäftes, wird ferner in dieser Definition scharf hervorgehoben, die objektive Vertretbarkeit der Ware und die subjektive Fungibilität der Kontrahenten. Diese Fungibilität konnotiert auch einigermaßen den Markt und alles, was zur Vollkommenheit seiner Funktion gehört. Indem

---

[1] Dr. Rudolf Sonndorfer, Die Warenbörse, deren Einrichtung und Bedeutung für den internationalen Handel (Wien 1899) S. 17.

[2] Stenographisches Protokoll, Experten der III. Gruppe S. 527.

[3] Auch in Geschäften, die sich nicht als Termingeschäfte charakterisieren, kann z. B. Usanceweizen den Gegenstand des Schlusses bilden. Es handelt sich dabei aber nur um eine abstrakte Form des Abschlusses. Die Ware ist nur formell abstrakt bezeichnet, dagegen durch die Kenntnis, welche der Käufer von der Person und Leistungsfähigkeit des Verkäufers hat, wiederum materiell individualisiert, für die individuellen Bedürfnisse hinreichend konkret umschrieben. Vgl. Dr. Kienböck (Experte der V. Gruppe), Stenographisches Protokoll S. 258 ff.

schließlich die Fungibilität mit dem typischen Charakter des Geschäftes in Beziehung gebracht wird, ist zugleich der Hinweis gegeben auf irgend ein von den Beteiligten anerkanntes ordnendes Element, sei es ein Börsenvorstand oder der Vorstand einer sonstigen Vereinigung der Händler, oder auch das Herkommen.

Beachtenswert ist u. a. auch die von Dr. Alexander Horovitz in der Wiener Enquete produzierte Definition[1]: „Die börsenmäßigen Termingeschäfte sind Zeit- und Gattungsgeschäfte mit landwirtschaftlichen Produkten, bei welchen die Menge und Beschaffenheit (der Ware) typisch umschrieben sind, und für welche ein Markt den Abschluß, die Übertragung und die Abwicklung nach im voraus, durch festgesetzte Usancen oder thatsächliche Geschäftsgebräuche, geregelten Normen ermöglicht." [2]

Durch den Umstand, daß für eine Menge gleichförmiger und darum leicht übertragbarer Geschäfte der gleiche Erfüllungsort usancemäßig festgelegt ist, entsteht die zur Entwicklung des Terminhandels unentbehrliche Ausdehnung des Marktes. Versteht man unter *Markt* im allgemeinen eine Verkaufsgelegenheit, wo das Auffinden des Käufers seitens des Verkäufers und umgekehrt vom zufälligen Vorhandensein des Käufers bezw. Verkäufers abhängt, so ist die *Börse* im modernen Sinne jene Vereinigung der beim Handel beteiligten Kreise, wo zu allen Zeiten — normale Funktionsfähigkeit vorausgesetzt — Verkäufe und Käufe abgeschlossen werden können[3]. Dazu bedarf es aber eines Reservoirs, welches befähigt ist, alle Verkäufe in sich aufzunehmen, und aus dem anderseits alle Käufe geschöpft werden können. Für die Produktenbörse bildet der Terminhandel

[1] Stenographisches Protokoll, Experten der II. Gruppe S. 205. 218.

[2] Professor Dr. Karl Adler erblickt das wesentliche Merkmal des Terminhandels in der dabei stattfindenden *Geld- und Warenkontration* (vgl. Stenograph. Protokoll S. 526 ff.). Ohne Zweifel ist es dem entwickelten Terminhandel charakteristisch, daß hier mit Rücksicht auf die Erfüllung eine Anzahl von Geschäften zusammengefaßt werden und, statt durch effektive Lieferung für jedes einzelne Geschäft, mittels eines gemeinsamen Liquidierungs- oder Arrangements-Verfahrens ihre Erledigung finden. Allein diese besondern Erfüllungsmodalitäten werden eher als eine durch das Wesen des Terminhandels vermittelte Eigentümlichkeit wie als die innere ratio formalis des einzelnen Geschäftes gelten müssen. Näheres über Liquidation, Warenclearingshaus u. s. w. siehe „Das Getreide im Weltverkehr." III. Erläuternde Bemerkungen S. 159 ff. — Eine amtliche oder nichtamtliche *Preisnotierung* ist für den *Terminhandel* ohne Zweifel notwendig, doch bildet sie kein formales Wesenselement des *Termingeschäftes*.

[3] Vgl. Stenograph. Protokoll S. 205 ff.

mit seinem sehr ausgedehnten Interessentkreise dieses Reservoir, in welches die Terminware verkauft und woher sie gekauft werden kann. So ist es der Terminhandel, der die Börse im modernen Sinne eigentlich geschaffen hat.

Will man die thatsächliche Bedeutung und den Wirkungsbereich des Terminhandels richtig erfassen, so muß man beachten, daß sich mit dem Terminhandel die Arbitrage, d. i. die Ausnutzung gleichzeitiger Preisunterschiede, an verschiedenen Börsenplätzen verknüpft. Große Telegraphenbureaus liefern ihren Abonnenten stündlich oder halbstündlich von allen wichtigen Plätzen Kursdepeschen, die oft noch durch private Kursmeldungen ergänzt werden. Dazu kommt heute der den Telegraph überbietende Fernsprechverkehr. Alles das dient dazu, den Interessentenkreis beim Terminhandel den lokalen Grenzen zu entrücken und ihm auf dem Weltmarkt einen internationalen Umfang zu verleihen.

Das börsenmäßige Termingeschäft ist in der That zur charakteristischen Geschäftsform des Welthandels geworden. Von seinen Freunden wird es gerade dieserhalb als ein volkswirtschaftlich überaus nützliches Geschäft gepriesen und für den Welthandel geradezu als unentbehrlich hingestellt.

Vor allem kommt hier nämlich die sogen. Verteilungsfunktion des Terminhandels in Betracht. Mittels einer konjekturalen Schätzung der zukünftigen Marktverhältnisse sorgt, wie man sagt, die Spekulation für die den Bedürfnissen entsprechende Verteilung der Weltvorräte nach Ort und Zeit, leitet die Produkte dorthin, wo man voraussichtlich ihrer bedürfen wird, und von dort ab, wo sie mutmaßlich im Überflusse vorhanden sein werden. Damit hängt die preisausgleichende Bedeutung des Terminhandels eng zusammen. „Beim Termingeschäft", sagt Schanz[1], „greifen Gegenwart und Zukunft ineinander; wenn eine gute Ernte in Aussicht steht, so werden die Terminpreise heruntergehen; das wird aber auch die Verkäufer effektiver Ware zu Konzessionen veranlassen; sie wissen, daß die Chancen in Zukunft für sie nicht günstig stehen, und geben ihre Ware ab; die Preise der Gegenwart und Zukunft nähern sich. Umgekehrt werden die Terminpreise steigen, wenn die Versorgung in der Zukunft sich ungünstig zu stellen scheint; die Verkäufer effektiver Ware werden dann sich zurückhaltend zeigen, und der Gegenwartspreis wird auch in die Höhe gehen. Diese teilweise Ausgleichung der Preise der Gegenwart und Zu-

[1] Artikel „Börsenwesen" im Wörterbuch der Volkswirtschaft von Elster I, 443.

liert er auf den gekauften Java-Kaffee, aber er gewinnt am Havreser oder Hamburger Geschäfte. Steigt der Preis, dann gewinnt er am Java-Kaffee und verliert in Hamburg oder Havre. Gewinn und Verlust bilanzieren sich; doch findet der Kaufmann seinen Nutzen wenigstens noch im Detaillieren. Genau so macht es der Getreidehändler. Er kauft z. B. in Argentinien eine Partie Weizen, die ihm nach Europa herüber verfrachtet wird. In der Zwischenzeit kann es aber geschehen, daß die Preise sich zu seinen Ungunsten verschieben. Er verkauft daher ein der schwimmenden Warenmenge entsprechendes Quantum auf Termin und sichert sich dadurch den Preis bis zur Warenankunft gegen ungünstige Veränderungen. Oder umgekehrt: Eine Großmühle verpflichtet sich auf längere Zeit zu Mehllieferungen. Der Preis ist jetzt schon für diese ganze Periode bestimmt; aber er kann sich ändern, vielleicht zum Nachteile des Großmüllers. Dieser kauft darum jetzt schon Termingetreide für dieselbe Zeit zum Tagespreise und deckt sich so gegen eventuelle Verluste. Effektiv zu liefern oder zu übernehmen braucht der Käufer oder Verkäufer auf dem Terminmarkte ja nicht notwendig. Denn die Technik des Termingeschäftes ermöglicht es, daß jeder Kontrahent, eventuell zu einem andern Kurse, stets jemand findet, der ihm die übernommene Verpflichtung wieder abnimmt. Aber er kann auch die Lieferung der im Termin verschlossenen Ware fordern und besitzt eben dadurch die Sicherheit, daß er über die für sein Geschäft nötigen Warenvorräte auch dann verfügen wird, wenn er durch Effektivkauf sich nicht zeitig zu decken vermag.

Daß die Termingeschäfte den Bedürfnissen und Wünschen des spekulativen Großhandels durchaus entsprechen, kann also nicht bezweifelt werden. Es erübrigt aber die Frage, ob auch von einem höheren, volkswirtschaftlichen Standpunkte aus der Terminhandel jene Anerkennung verdient, welche die Börseninteressenten demselben entgegenbringen. Die Beantwortung dieser Frage soll den Gegenstand einer folgenden Abhandlung bilden.

Heinrich Pesch S. J.

kunft, dies Berücksichtigen von Vorrat und späterer Produktion ist volkswirtschaftlich nützlich; es vermindert die Größe der Preisschwankungen, wirkt auch regulierend auf den Verbrauch und zieht naturgemäß die Ware zeitig dahin, wo der Mangel am größten sein wird." [1]

Außer der Vorrat und Preis ausgleichenden Wirkung wird ferner die Preis und Vorrat sichernde Wirkung, die sogen. Versicherungsfunktion des Terminhandels, als ein bedeutungsvoller Vorzug desselben bezeichnet. Der Terminhandel bietet nämlich die Möglichkeit der Versicherung gegen ungünstige Preisveränderungen, vermindert dadurch aber auch die Zwischenhandelsspesen, da der Zwischenhändler zufolge der Verminderung des beim Geschäftsabschluß übernommenen Risikos mit einem bedeutend geringeren Verdienst sich begnügen kann. Ein konkretes Beispiel wird diese sogen. „Rückendeckung" am besten klarstellen. Nehmen wir an, ein Wiener Kaufmann übernehme von einem Plantagenbesitzer in Java die zukünftige Kaffeeernte, welche vom Juni bis Dezember auf den Markt kommen wird. Er will sich diese Qualität Kaffee im voraus sichern. Wie hoch die Preise zur Zeit der Ernte stehen werden, das weiß er jetzt noch nicht mit Sicherheit. Heute will er aber den Terminkauf abschließen, muß sich also jetzt schon zur eventuellen Zahlung des Preises von so und so viel holländischen Gulden verpflichten, ohne Gewißheit darüber zu haben, was die Ware zur Erntezeit wert sein wird. Sinkt in der Zwischenzeit der Preis, dann verliert er, weil er dann seine Ware zu hoch bezahlen muß. Darum sucht er Rückendeckung gegen dieses Risiko. Er geht nach Havre oder Hamburg auf den Markt und verkauft dort 2000 bis 3000 Säcke Kaffee zum Tagespreise. Dadurch sichert er sich gegen etwaige Verluste beim Einkaufe des Java-Kaffees. Denn fällt der Preis, so ver-

[1] In ähnlichem Sinne äußert sich Dr. A. Horovitz (als Experte der II. Gruppe in der Wiener Enquete, Stenograph. Protokoll S. 346): „Dem Terminhandel kommt ganz allgemein die Bedeutung einer Preisausgleichung nach Ort und Zeit zu, er bewahrt den Markt vor jenen Preisschwankungen, welche eine plötzliche Leerung oder Überfüllung des Marktes sonst unfehlbar nach sich ziehen müßte; denn alles, was die Zahl der Käufer vermehrt, ihre Kauflust und Kaufkraft steigert, führt zur Bildung einer Konkurrenz, und nur bei einer ausgedehnten wirksamen Konkurrenz gelangt das Gesetz der Preisbildung zur vollen Geltung, erhält der Produzent den ihm mit Rücksicht auf die allgemeine Marktlage gebührenden vollen Preis. Diese Konkurrenz wird nun gefördert, sie wird so recht erst gebildet durch den Terminhandel, weil dieser jeden Händler in den Stand setzt, jederzeit ein beliebiges Getreidequantum auf dem offenen Markte zum Marktpreise zu erwerben oder abzusetzen."

liert er auf den gekauften Java-Kaffee, aber er gewinnt am Havreser oder Hamburger Geschäfte. Steigt der Preis, dann gewinnt er am Java-Kaffee und verliert in Hamburg oder Havre. Gewinn und Verlust bilanzieren sich; doch findet der Kaufmann seinen Nutzen wenigstens noch im Detaillieren. Genau so macht es der Getreidehändler. Er kauft z. B. in Argentinien eine Partie Weizen, die ihm nach Europa herüber verfrachtet wird. In der Zwischenzeit kann es aber geschehen, daß die Preise sich zu seinen Ungunsten verschieben. Er verkauft daher ein der schwimmenden Warenmenge entsprechendes Quantum auf Termin und sichert sich dadurch den Preis bis zur Warenankunft gegen ungünstige Veränderungen. Oder umgekehrt: Eine Großmühle verpflichtet sich auf längere Zeit zu Mehllieferungen. Der Preis ist jetzt schon für diese ganze Periode bestimmt; aber er kann sich ändern, vielleicht zum Nachteile des Großmüllers. Dieser kauft darum jetzt schon Termingetreide für dieselbe Zeit zum Tagespreise und deckt sich so gegen eventuelle Verluste. Effektiv zu liefern oder zu übernehmen braucht der Käufer oder Verkäufer auf dem Terminmarkte ja nicht notwendig. Denn die Technik des Termingeschäftes ermöglicht es, daß jeder Kontrahent, eventuell zu einem andern Kurse, stets jemand findet, der ihm die übernommene Verpflichtung wieder abnimmt. Aber er kann auch die Lieferung der im Termin verschlossenen Ware fordern und besitzt eben dadurch die Sicherheit, daß er über die für sein Geschäft nötigen Warenvorräte auch dann verfügen wird, wenn er durch Effektivkauf sich nicht zeitig zu decken vermag.

Daß die Termingeschäfte den Bedürfnissen und Wünschen des spekulativen Großhandels durchaus entsprechen, kann also nicht bezweifelt werden. Es erübrigt aber die Frage, ob auch von einem höheren, volkswirtschaftlichen Standpunkte aus der Terminhandel jene Anerkennung verdient, welche die Börseninteressenten demselben entgegenbringen. Die Beantwortung dieser Frage soll den Gegenstand einer folgenden Abhandlung bilden.

Heinrich Pesch S. J.

Die Vaticana und ihr Gründer.

Eine neue Zeit war angebrochen. Man hat sie mit Recht oder Unrecht kurzweg „die Wiedergeburt" genannt. Die scholastische Bildung ward durch den sogen. Humanismus zurückgedrängt. Hier ist nicht der Ort, Licht- und Schattenseiten jener tiefgehenden Revolution der Geister gegeneinander abzuwägen. Aber selbst die französische Umwälzung hat Gutes im Gefolge gehabt, und im 15. Jahrhundert gab es sogar einen echten christlichen Humanismus, den auf dem Stuhle Petri keiner würdiger als Nikolaus V. vertrat. Augenfällig war er in jenem Wiederaufleben des Heidentums das passendste Werkzeug in der Hand der Vorsehung, nicht nur um das Christentum vor gottesräuberischen Insulten zu sichern, sondern auch um das Volk Gottes mit den Schätzen Ägyptens zu bereichern. Das hat er gethan durch seine ganze humanistisch-bibliophile Thätigkeit oder klar und konkret durch die Gründung der Vaticana. Die Vaticana ist vielleicht die edelste Frucht des Humanismus, Welt und Wissenschaft verdankt sie einem Papste.

I.

Um den Gründer der Vaticana gebührend zu erheben, braucht man seine beiden Vorgänger nicht ungebührlich herabzusetzen. Mäcene waren sie nicht, auch nicht Gönner des Humanismus, deshalb aber doch nicht Bücherfeinde. Martin V., der erste Nachfolger Petri nach der papstlosen, der schrecklichen Zeit, hatte andere, wichtigere Aufgaben in Rom und im Kirchenstaate wie in der Gesamtkirche als Förderung altheidnischer, klassischer Bildung. Aber auch Martin V. hatte seine Bücherei. In der Königlichen Bibliothek zu Dresden zeigt man heute noch einen Codex Martiani Capellae De nuptiis philologiae et Mercurii [1], der, mit dem Wappen Martins V. geschmückt, verrät, daß er aus der Bücherſammlung jenes Papstes stammt. Andere alte Dokumente zeigen uns den Papst als Schützer des gelehrten Humanisten Ambrogio Traversari. In zwei Breven [2] unterstützt der Papst die litterarischen Arbeiten des frommen Mönches und

[1] S. Katalog der Handschriften der Kgl. Bibliothek zu Dresden I (1882), 333.

[2] Mélanges d'archéol. 1884, p. 48 ss. Vgl. Pastor, Geschichte der Päpste I (2. Aufl.), 212.

muntert ihn selbst zur Fortsetzung seiner Übersetzung griechischer Kirchenväter auf. Doch von eben diesem gelehrten Kamaldulenser erfahren wir[1], daß die päpstliche Bücherei jener Zeit nicht von besonderer Bedeutung war. Kurz nach dem Tode Martins, im Anfange des Jahres 1432, besuchte er unter andern römischen Bibliotheken auch die päpstliche. Er fand dort einige griechische Handschriften, kaum etwas Neues außer Isaac Syrus, De perfectione vitae religiosae.

Mittelbar war die Regierung Martins ebenso wie die seines Nachfolgers Eugen IV. für die wissenschaftlichen Strömungen des 15. Jahrhunderts von mehr Belang. Denn wenn auch beide Päpste persönlich dem Humanismus wenigstens fremd gegenüberstanden, so haben sie dennoch das hohe Verdienst, Männer mit dem Purpur geschmückt zu haben, die nicht bloß Zierden des höchsten kirchlichen Senates, sondern auch selbst echte Humanisten waren, die ihrerseits die Sache des christlichen Humanismus mächtig förderten. Um dieses zu beweisen, genügt es, Namen wie Domenico Capranica, Prospero Colonna, Giuliano Cesarini, Niccolò d'Albergati, Gerardo Landriani und Bessarion zu nennen. Es sind das lauter Namen vom besten humanistischen Klang, deren Träger samt und sonders durch ihren bibliophilen Eifer sich berühmt gemacht haben. So wetteiferten an der Kurie diese Kardinäle mit bereits früher ernannten, wie Antonio Correr, Branda Castiglione und Giordano Orsini, um Handschriften zu sammeln und kostbare Bibliotheken der Nachwelt zu überliefern.

Papst Eugen selbst, dem man noch immerfort mönchisches Wesen zum Vorwurf macht[2], that nicht wenig für die Wissenschaft. „Es ziert sein Andenken mit bleibendem Ruhm, daß er die Wiederherstellung der römischen Hochschule in Angriff nahm."[3] Für die Kunst that er noch mehr. Persönlich schrieb er eine gute Hand und kopierte so ein Brevier, dessen er sich noch als Pontifex bediente in sul quale diceva l' ufficio di poi che fu pontefice[4]. Eine größere Bibliothek legte er entweder selbst an oder sammelte doch verschiedene Reste päpstlicher Bibliotheken. Aus dem Jahre 1443 haben wir ein vollständiges Verzeichnis der Bücher Eugens,

---

[1] Epist. VIII, 42 sq. (ed. Mehus).

[2] Vgl. Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altertums II (3. Aufl.), 27.

[3] Denifle, Universitäten I, 313. Vgl. Reumont, Die Stadt Rom III_1, 310. „Durch die am 10. Oktober 1431 erlassene Bulle hat er den Ruhm erworben, dem römischen Studienwesen seine eigentliche Verfassung gegeben zu haben."

[4] *Vespasiano*, Vite di nomini illustri (ed. Bartoli VI, 18).

das der um die Geschichte der Vaticana wohlverdiente Paul Fabre unlängst in den vatikanischen Archiven[1] aufgefunden und 1887 zum erstenmal veröffentlicht hat[2].

Dieser Katalog führt ungefähr 350 Handschriften auf. Wie in der Bonifatiana und in der Bibliothek zu Avignon fällt auch hier der Löwenanteil der scholastischen Theologie und Philosophie mit dem Ius canonicum zu. An erster Stelle erscheint die Heilige Schrift; unter den Schriftauslegern ist Nikolaus von Lyra am reichsten bedacht; unter den Vätern ragt wiederum Augustinus bedeutend hervor. Vom hl. Thomas[3] finden sich nur die Secunda Secundae, die Tertia Pars und Lucas glossatus. Die alten Klassiker waren nicht ausgeschlossen; sie sind vielmehr in verschiedenen Nummern vertreten mit Werken von Xenophon[4], von Äschines[5], von Demosthenes[6] und Aristoteles[7]. Und weiter werden noch verzeichnet: Titus Livius[8], Cicero[9] und Sallust[10], Virgil[11], Ovid[12] und Horaz[13], Juvenal[14] neben Flavius Josephus[15], Seneca[16] neben Boethius[17] und Galenus[18]. Von den mittelalterlichen Schriftstellern werden unter andern aufgezählt: Avicenna[19], Averroes[20], Marco Polo[21], Petrarca[22] und Boccaccio[23]. Humanisten giebt es auch schon hier, wie Lionardo Bruni[24], Maffeo Vegio[25] und Ambrogio Traversari[26]. Und es fehlen nicht Werke vom hl. Bernardin von Siena[27], vom sel. Albertus von Sartiano[28] und vom gelehrten Kardinal Torquemada[29]. Asketische Sachen, z. B. „Die Cither des geistlichen Trostes“[30], jedenfalls das Werk des Dominikaners Heinrich Kalteisen von Koblenz, und Heiligenleben sind verhältnismäßig zahlreich, ebenso die historischen Werke, wie Expeditio sancti sepulchri[31] und andere Kreuzzugsgeschichten. An medizinischen Büchern ist kein Mangel: außer Galenus wird noch eine ganze Reihe von Schriften der Arzneikunde verzeichnet. Aus der Naturgeschichte und Astronomie[32] ist kaum etwas da, Bücher in der Volkssprache sind ebenso selten;

---

[1] Nr. 490.
[2] *Müntz-Fabre*, La bibliothèque du Vatican au XV. siècle p. 9 ss.
[3] Ibid. p. 12. 13. 29. [4] p. 15. [5] p. 29. [6] p. 15. 29.
[7] p. 20. 24. 30. [8] p. 20. [9] p. 20. 21. 25. 29. 31.
[10] p. 25. [11] p. 28. 29. [12] p. 29. [13] p. 25. [14] p. 25.
[15] p. 27. [16] p. 14. 17. 26. 27. 30. [17] p. 20. 30.
[18] p. 23. 24. 25. [19] p. 23. 24. 25. 28. [20] p. 24. 25. [21] p. 20.
[22] p. 20. 21. 28. 31. [23] p. 29. [24] p. 15. 20. 29. [25] p. 15. 22.
[26] p. 19. [27] p. 17. [28] p. 16. [29] p. 19. [30] p. 17.
[31] p. 26; cf. 21. [32] p. 15.

: zählen deren nur zwei [1]. Griechiſche Handſchriften fehlen ſozuſagen
ızlich, denn ein halb lateiniſch, halb griechiſch geſchriebenes Pſalterium [2]
ɔie ein Boethius [3], der den lateiniſchen Text neben dem griechiſchen hat,
dienen es kaum, als griechiſche Codices angeführt zu werden. Prachtcke mit ſchöner Schrift, feinen Miniaturen und reichverzierten, koſtbaren
ıbänden ſind eher zahlreich als ſelten vorhanden, beſonders unter den
sgaben der Heiligen Schrift, den Pſalterien, Miſſalen und Brevieren.
ı wird z. B. vermerkt: „Eine vollſtändige, überaus ſchöne Heilige Schrift
einem Einband von rotem Samt mit vergoldeten Silberplatten und
ıäufen und mit Emailarbeit auf den Decken; ſie trägt das Wappen
ſeres Herrn, des Papſtes, und iſt in großer, ſehr feiner italiſcher Schrift
ertigt.“ [4]

Das iſt die Bibliothek Eugens. Nimmt ſie unter den Büchereien
15. Jahrhunderts auch keinen Ehrenplatz ein, immerhin gehörte ſie
ɦ zu den bedeutenderen im erſten Drittel des Jahrhunderts und gegte vollauf für die laufenden Geſchäfte der päpſtlichen Kurie. Für die
ondern Konzilszwecke zu Florenz fand der Papſt ebendort Bücherımlungen ſowohl wie Gelehrte genug, die ihm zu Dienſten waren.

Das größte Verdienſt aber erwarb ſich Eugen um Bibliothek und
ıcherweſen und damit auch um den Humanismus, obgleich er demſelben
ɦold war, durch die Ernennung Tommaſo Parentucellis zum Kardinal.
ıdurch ebnete er dieſem den Zugang zum Stuhle Petri, den er ſchon
ld nach der Bekleidung mit dem Purpur als unmittelbarer Nachfolger
gens einnehmen ſollte.

II.

Tommaſo da Sarzana war von Natur und durch Studium wie
n Mäcen geſchaffen, mehr Mäcen als großer Gelehrter, mehr noch
ıcherliebhaber und Bibliotheksfreund als Gönner und Förderer von
iſſenſchaft und Humanismus. Über den 16jährigen Studenten ſchon
ɟt Giannozzo Manetti [5] in echt humaniſtiſcher Weiſe: „Alles, was zur
gik gehört, verſchlang er mit wahrem Heißhunger, gleich als ob er
ınigſeim verkoſtet oder Nektar geſchlürft habe. Innerhalb weniger Jahre
ıchte er in der Philoſophie ſolche Fortſchritte, daß er des Ariſtoteles
ıcher über Dialektik und Phyſik mit ſeinem ſtaunenswerten Gedächtnis

[1] *Müntz-Fabre* l. c. p. 16. [2] p. 30. [3] p. 20. [4] p. 18.
[5] *Muratori*, Rer. ital. script. (Mediolani 1734) III_2, 911.

beinahe bis aufs Wort auswendig behielt." „In allen sieben freien Künsten ist er von Kind auf so bewandert, daß sie ihm stets zu Gebote stehen. Er kennt die Philosophen, die Historiker, die Dichter, die Kosmographen, die Theologen, er kennt sie alle und ist selbst Doktor in der Theologie. Er versteht sich auf das bürgerliche wie kanonische Recht und ist nicht Fremdling in der Medizin. Was ihm verborgen ist, das liegt außerhalb des Horizontes menschlicher Wissenschaft"[1]: so Enea Silvio de' Piccolomini, der spätere Pius II., über ihn vor dem Kaiser Friedrich III. Wie stark auch hierbei die humanistische Färbung aufgetragen, der Magister Tommaso da Sarzana war universell in seinem Wissen wie wenige seiner Zeitgenossen, so daß er alle Zweige von Kunst und Wissenschaft zu würdigen wußte und zu genießen verstand, nicht so tief und eindringend, daß er sich als Fachmann auf ein Gebiet beschränkt und darin vergraben hätte.

Eine harte Jugend hatte er durchmachen müssen, und in so dürftigen Verhältnissen befand sich der Jüngling, daß er als Erzieher und Lehrer in den vornehmen Familien der Strozzi und Albizzi zu Florenz erst die Mittel sich erwerben mußte, um in Bologna seine Studien beendigen zu können. Doch da wir es hier einzig mit dem Bücherliebhaber und Bibliotheksfreund zu thun haben, so halten wir uns besser an Vespasiano da Bisticci, jenen kenntnisreichen florentinischen Buchhändler, der, innig befreundet mit Tommaso Parentucelli, wie kaum ein anderer die Bücherleidenschaft seines Freundes kannte und dieselbe in seiner Biographie des Papstes beschrieben hat. Auch deshalb ziehen wir ihn als Gewährsmann vor, weil er in seinem schlichten Stil frei ist von den humanistischen Überschwänglichkeiten.

„Tommaso", so schreibt Vespasiano, „brauchte mehr Geld für Bücher, als er konnte, denn damals hatte er mehrere der tüchtigsten Schreiber, die aufzutreiben waren, und er sah nicht auf den Preis. Er vertraute auf sein gutes Glück, in der sichern Hoffnung, daß ihm nichts fehlen könne. Er pflegte zu sagen, daß er das Geld, wenn er reich wäre, auf zwei Sachen verwenden würde, auf Bücher und Bauten. Und beides that er später, als er Papst geworden. Obgleich er in jener Zeit arm war, so mußten dennoch die Bücher, die er für sich schreiben ließ, in jeder Beziehung sehr schön sein." „Mehrere Male geschah es, daß Magister

[1] *Muratori* l. c. p. 895.

ommaſo kein Geld mehr hatte und Bücher auf Kredit kaufte. Und um
chreiber und Miniatoren bezahlen zu können, mußte er Schulden machen,
ie er ſpäter beglich.“ „Oft beſuchte Parentucelli die Akademie von
anto Spirito, um daſelbſt mit Männern wie dem frommen Magiſter
angeliſta da Piſa über philoſophiſche und theologiſche Fragen zu dis-
utieren, am häufigſten aber ſah man ihn bei den Buchhändlern der
rnoſtadt; zu ihnen wanderte alles Geld, das er auftreiben konnte.“
Er beſaß Bücher aus allen Wiſſensfächern, unter andern die Werke des
l. Auguſtin in zwölf ſehr feinen Bänden, alle ganz neu geſchrieben und
1 der beſten Ordnung. In ähnlicher Weiſe hatte er Werke der alten
äter wie der neuen Gelehrten. Soviel ihm nur immer möglich war,
erausgabte er für Bücher. Er hatte aber wenige Bücher, die er nicht
eißig durchſtudierte und mit Anmerkungen verſah, da er eine ſehr ſchöne
and ſchrieb, welche die Mitte hielt zwiſchen antiker und moderner. Und
eute noch bei Santo Spirito, in einer Bibliothek, welche Nicolao Nicoli
nlegte, um dort die Werke des Boccaccio unterzubringen, damit ſie nicht
1 Grunde gingen; in dieſer Bücherei findet ſich eine Handſchrift, welche er
en Mönchen ſchenkte — es iſt die Schrift des hl. Auguſtin gegen den
elagianer Julianus und andere Irrlehrer —, und dieſes Buch iſt ganz
it Anmerkungen von ſeiner Hand verſehen eben in jener Schrift, von
er ich ſprach. Nie zog er aus Italien weg zur Legation mit ſeinem
ardinal, ohne irgend ein neues Buch heimzubringen, das man in Italien
och nicht kannte. Dazu gehörten die Reden des Papſtes Leo ſowie die
oſtille zum Evangelium des hl. Matthäus von Thomas von Aquin:
anz ausgezeichnete Handſchriften, die man bis dahin in Italien nicht
nd, und außerdem andere neue Werke. Es gab keinen Schriftſteller in
gend einem Fache, von dem er nicht Kunde beſaß, wofern er lateiniſch
eſchrieben war; er kannte alle lateiniſchen wie griechiſchen Autoren. Und
m eine Sammlung von Büchern aus allen Gebieten des Wiſſens ein-
urichten und zu ordnen, gab es keinen, der das beſſer verſtanden hätte
ls Magiſter Tommaſo. Als deshalb Coſimo de' Medici die Bibliothek
on San Marco ordnen wollte, ſchrieb er an Magiſter Tommaſo, er
öchte ihm doch einen Kanon aufſetzen, wie eine Bibliothek anzuordnen
i. Und er ſetzte denſelben auf mit eigener Hand und ſandte ihn an
oſimo. Und danach wurden die beiden Büchereien eingerichtet bei San
arco und im Kloſter von Fieſole. Ebenſo ging man voran in der
ibliothek des Herzogs von Urbino und in jener Aleſſandro Sforzas.

Wer aber jemals eine Bibliothek anlegen will, kann nicht ohne diesen Kanon fertig werden." [1]

Das war nun der Mann, wie Vespasiano und Manetti ihn schildern und wie sein Bildnis ihn verrät: klein und schmächtig, mit bleichem Gesicht, mit geistreichen Zügen und scharfen, schwarzen Augen, lebendig, selbst hitzig, aber leutselig und offen, ohne alle Verstellung, edelmütig und großherzig, wie selten ein anderer, der aus niedrigen Verhältnissen so hoch gestiegen, auch als Papst freundlich, ohne Zeremoniell gegen jedermann. „Er ist," sagt Hübner [2], „der schöne Typus des Professors." Er war vor allem der Mann der Bibliothek. Nur eines fehlte, aber das kam bald. Tommaso da Sarzana hatte sich nicht vergebens auf sein Glück verlassen. Am 27. November 1444 erhielt er von Eugen das Bistum Bologna, am 16. bezw. 23. Dezember 1446 den roten Hut, und schon nach zwei und einem halben Monat ward er, am 6. März 1447, einstimmig zum Papste erwählt. Der neue Nachfolger Petri, der Humanist und Bücherliebhaber auf dem päpstlichen Thron, er blieb der edlen Leidenschaft seiner Jugend und Armut treu. Nikolaus V. hatte nur seinen Namen geändert, nicht wie nach ihm Pius II., in dem man Enea Silvio de' Piccolomini kaum wiederfand.

Wir können uns vorstellen, daß Tommaso da Sarzana bald nach seiner Wahl im Vatikan, in dem Eugen residiert hatte und Nikolaus nun auch seinen Sitz aufschlug, sich umsah, und zwar zuerst nach Büchern. Wenn er dabei die oben beschriebene Bücherei Eugens durchstöberte, brauchte er nicht Thränen zu vergießen, wie einst Alexander bei den Thaten und Siegen seines Vaters Philipp. Da fand Nikolaus ein weites Feld für seine Thätigkeit. Es waren ihm aber auch die Verhältnisse und Umstände über die Maßen hold. Auch das muß man in Anschlag bringen, um nicht gegen Eugen ungerecht zu sein, wenn dieser für Kunst und Wissenschaft und insbesondere für die Vaticana nicht leistete was sein Nachfolger: die Regierungszeit Eugens war sehr unruhig gewesen. Mit den inneren kirchlichen wie politischen Wirren hatte er vollauf zu thun, mit dem Konzil von Basel und dem Gegenpapst Felix, mit den Griechen und dem Konzil von Florenz, und nicht am wenigsten mit den unruhigen,

[1] *Vespasiano*, Vite p. 25 sqq. — Über Bibliothekseinrichtungen vor Nikolaus V. vgl. Wattenbach, Das Schriftwesen S. 520 ff.; *Becker*, Catalogi bibl. antiq.; *Ehrle*, Bibl. aven. I. 709.

[2] Sixtus V. I. 41.

ıloſen Römern in der Nähe, und in der Ferne mit der drohenden rkengefahr. Wohl hatte auch Nikolaus V. mehr zu thun und wich-ıres, als ein Herz für die Vaticana zu haben. Und er hat es gethan, zwar, daß ſein Pontifikat für alle Zeiten eines der geſegnetſten bleibt. er vor Eugen hatte Nikolaus voraus, daß ſeine Regierung ſich eines nahe ſtändigen Friedens erfreute und er, zumal nach dem Jubeljahr 1450, en reichgefüllten Schatz beſaß, zwei Umſtände, ohne die auch der be-ſtertſte Papſtmäcen in einer kurzen Regierungszeit nun doch nicht viel oege bringt. „Nun waren die reichen Gründermittel eines Coſimo Medici und der Sammelgeiſt Niccolò Niccolis in einer Perſon ver-igt, und dieſe Perſon hatte den Apoſtoliſchen Stuhl inne.“ [1]

III.

Über die Entſtehungsgeſchichte keiner Bibliothek ſind wir ſo genau terrichtet wie über das Werden der Sammlung Nikolaus' V. Die dazu ırlieferten geſchichtlichen Einzelheiten zeigen uns das intereſſante Bild des ünders der Vaticana.

Den Grundſtock dieſer Bücherei bildete jedenfalls zugleich mit den von gen hinterlaſſenen Büchern die Sammlung des Magiſters Tommaſo Sarzana. Nach Vespaſiano da Biſticci muß das eine zwar kleine, ır in jeder Beziehung ausgewählte Privatbibliothek geweſen ſein. Wir ſſen aber auch aus den Worten jenes Schriftſtellers, daß Magiſter ımmaſo bei der Anſchaffung ſeiner Bücher, wie ſehr er die alten Klaſ-ır liebte, dennoch zumeiſt um Handſchriften ſich mühte, welche die Samm-ıg zu einer kirchlichen ſtempelten. Als er zur Zeit des Basler Konzils nen Kardinal Albergati auf deſſen Legationsreiſen in Deutſchland be-itete, fand er daſelbſt ein vollſtändiges Exemplar aller Werke Ter-lians. Die Freude des glücklichen Forſchers und Finders kann man ſich ht denken. Aber „ſo hat der Begründer der vatikaniſchen Bibliothek ch einen perſönlichen und ehrenvollen Anteil am Werke des Sammelns d Rettens“ [2]. Überhaupt brachte er von jeder Legation, die er mit nem Kardinal oder ſpäter allein ins Ausland unternahm, zumal aus ankreich, ſtets neue Handſchriften heim, die man zu Florenz und in alien noch nicht gekannt, unter andern Werke von Irenäus und Theo-ilus, und, wie wir vorhin von Vespaſiano ſchon hörten, die Sermones

[1] Voigt a. a. O. II, 59. [2] Ebd. I, 261.

Leonis Magni und Postille zum Matthäusevangelium des hl. Thomas von Aquin. Sein wie aller früheren Humanisten Liebling aber war Augustinus. Nach Vespasianos Beschreibung hatte die Bibliothek des armen Magisters von Sarzana die Werke des größten Kirchenlehrers in zwölf sehr feinen Bänden. Wie um Tertullian, machte er sich auch um Augustinus verdient. Aus den verschiedensten Handschriften sammelte er die Briefe des heiligen Kirchenvaters, und es gelang ihm, deren 216 zusammenzubringen[1]. Merkwürdigerweise hat Parentucelli, wenn man von dem oben erwähnten Bibliotheks-Kanon absieht, selbst nichts Schriftliches hinterlassen, außer einem Briefe an den berühmten Florenzer Antiquar und Büchersammler Niccolò Niccoli, der sich in der Sammlung der Briefe Traversaris[2] findet und unlängst von Sforza in seiner Geschichte der Jugend Nikolaus' V. abgedruckt wurde. Dieser Brief aber handelt von nichts anderem als von dem Ergebnis seiner bibliothekarischen Forschungen, Funde und Mühen. In dem einen, ziemlich kurzen Schreiben giebt er Notizen über Werke und Handschriften von Gregor von Nazianz und Basilius, von Ignatius und Polykarpus, von Lactantius und Eusebius, von Celsus und Isidorus Hispalensis, von Hilarius, Hieronymus und Bernardus, von Chrysostomus und Athanasius und von Diogenes Laertius, die er zum besten Teil in den Klosterbibliotheken aufgestöbert und durchsucht hatte, oder um deren Kauf oder Abschrift er sich mühte.

In den Reihen der Humanisten waren die Zänkereien, Reibereien, Fehden und Schmähungen an der Tagesordnung. Tommaso da Sarzana jedoch hatte sozusagen das Herz und die Achtung aller. Daher kommt es, daß eine Reihe der Häupter und Fürsten unter den Humanisten — und das war für ihn eine neue Bücherquelle — gerade ihm ihre Arbeiten schenkten und gar widmeten, obgleich sie von dem armen Magister kaum einen klingenden Dank erwarten konnten.

Das alte Haupt der Humanisten an der Kurie, Gian-Francesco Poggio Bracciolini, rühmt sich selbst dem päpstlichen Mäcen gegenüber, daß er dem Tommaso da Sarzana, schon als er weder Papst noch Kardinal war, seinen Dialog De infelicitate principum gewidmet habe. Als eine wahre Bücher-Harpyie galt der Gräcist und Dichter Aurispa, dem Filelfo nicht bloß diesen Titel anhängte, sondern auch schrieb: „Wie du, mein Aurispa, ist keiner so freigebig im Nehmen, im Geben auch

[1] Vgl. Voigt a. a. O. II, 58. [2] Epist. XIII, 18 (ed. Mehus).

keiner so geizig wie du." [1] Gleichwohl widmet Aurispa dem Parentucelli, als dieser noch in minoribus war, „non mercede ductus", wie er später selbst sagt, seine Übersetzung des Plutarchischen Convivium septem sapientum [2]. Ja sogar der Fürst unter den Griechen, Bessarion, hatte dem bescheidenen Magister Tommaso bereits die Übersetzung einer Homilie des hl. Basilius dediziert [3].

Ohne Zweifel zog also Nikolaus V. mit einer auserlesenen Bücherssammlung in den Vatikan ein. Aber jetzt erst begann für den Bücherliebhaber so recht seine Lieblingsbeschäftigung des Bücher-Sammelns, des Kaufens, des Suchens. Sobald man vernahm, daß Tommaso Parentucelli als Papst aus der Wahlurne hervorgegangen, kannte die Freude und der Jubel unter den Humanisten keine Grenze. Und sie hatten sich nicht getäuscht. „Rom glich unter Nikolaus V. einem einzigen Bauplatz, einer großen Werkstätte, es glich zur selben Zeit einer unendlichen Schreiberstube; denn war das Bauen dem Papste Lust, so war das Schreiben, Übersetzen und Sammeln des Geschriebenen und Übersetzten in Bibliotheken ihm Leidenschaft." [4] Bei Nikolaus stand der Entschluß fest, im Vatikan eine Bibliothek zu schaffen, die alle andern übertreffen sollte. In den wenigen Jahren seines Pontifikates hatte er das wirklich erreicht. Und es ist wahr, was Vespasiano sagt: „Hätte er länger regiert, es wäre etwas Wunderbares geworden."

IV.

Im Vatikanischen Archiv findet sich unter den Akten Nikolaus' V. zum Jahre 1448 30. März [5] eine Notiz über einen Bücherkauf zu 100 Goldgulden auf dem Pariser Büchermarkt. Jedoch das Kaufen und Sammeln begann erst recht mit dem Jubiläum 1450, als der Papst in der Lage war, seiner Freigebigkeit freien Lauf zu lassen. Die Assemani haben zusammengerechnet, daß Nikolaus für seine Bibliothek ungefähr 40 000 Scudi verausgabte. Es war des Papstes Hochgenuß, seine Gelehrten und Litteraten, seine Übersetzer und Schriftsteller mit königlicher Freigebigkeit zu

[1] *Tiraboschi*, Storia della letteratura italiana VI, 91. Vgl. Voigt a. a. O. I, 560.

[2] Es ist das den *συμποσιακά* Plutarchs angehängte unechte *συμπόσιον τῶν ἑπτὰ φιλοσόφων*.

[3] *Vast, H.*, Le cardinal Bessarion p. 170. 452.

[4] Geiger, Renaissance und Humanismus S. 123.

[5] Diversorum Nicol. V. 1447—1452, fol. 68. Cf. *Müntz-Fabre* l. c. p. 346 et 46.

belohnen. Und mehr als das blinkende Gold, das er mit vollen Händen aus der gefüllten Ledertasche, welche er in Audienzen bei sich führte, seinen humanistischen Lieblingen in den Schoß warf, war die herzgewinnende Huld, mit der er seine Gaben den erstaunten Empfängern fast aufzudrängen pflegte. Da schien es, als ob er jedem habe sagen wollen: „Nimm an, du wirst nicht immer einen Nikolaus finden“[1]. „In den acht Jahren seines Pontifikates bedeckte er Rom mit Büchern und Pergament; man verglich ihn mit Ptolemäus Philadelphus. Man könnte diesen trefflichen Papstmäcen passend darstellen mit dem Füllhorn in der Hand, aus dem er Männern der Wissenschaft und Kunst Gold verschüttet. — Die Seligkeit des Gebens für edle Zwecke hat selten ein Mann so ganz genossen wie er.“[2]

Auch seinen Einfluß und seine Autorität als Oberhaupt der Weltkirche setzte Nikolaus zum Besten der Anlage seiner Bücherſammlung ein. Da ziehen die päpstlichen Gesandten denn aus in das Abendland wie in den Orient. Auf Geld und Preis der zu erstehenden Handschriften brauchen sie nicht zu sehen, und wo es nützlich schien, gab der Papst ein Breve mit an Bischöfe, Prälaten oder Klöster, um alle in sein Bibliotheksinteresse zu ziehen und den Forschungen seiner Sendlinge geneigt zu machen. Das Gerücht von der Existenz eines vollständigen Livius in einer Klosterbibliothek des Nordens war schon früher einmal aufgetaucht. Jetzt, unter Nikolaus, nahm dasselbe von neuem eine festere Gestalt an, und es hieß, in Dänemark oder Norwegen sei der Livius zu finden. Das genügte, um den Papst zu bewegen, alsbald den Alberto Enoche da Ascoli mit Reisegeld und von Poggio verfaßten Empfehlungsschreiben auszusenden. Wie es scheint, blieb Enoche vier Jahre auf seiner Entdeckungsreise im hohen Norden. Aber seine Mission verlief ziemlich fruchtlos. Den Livius fand er nicht, und das, was er fand, war entweder schon bekannt oder unbedeutend, wie z. B. das Werk über die Kochkunst der Alten, die 10 Bücher de coenis, die den Cölius Apicius zum Verfasser gehabt haben sollen, und des Pomponius Porphyrio Kommentar zum Horaz[3].

Andere päpstliche Bücherforscher waren glücklicher. So erzählt Frederik van Heilo über Nikolaus Cusanus und seinen Besuch im Kloster Egmond:

---

[1] Vgl. Voigt a. a. O. II, 140.

[2] Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom VII (2. Aufl.), 524; vgl. VII (3. Aufl.), 508.

[3] Cf. *Gaye*, Carteggio I, 163. *Vespasiano* l. c. p. 511. ***Müntz-Fabre*** l. c. p. 36. 37.

ir war nun auch ein sehr großer Verehrer der Wissenschaften. Darum uchte er unsere Bibliothek, blätterte die Bücher mit Sorgfalt durch und fchte nach, ob er nicht vielleicht etwas Neues fände, wodurch seinem issen ein neues Licht aufginge. Indem er daher auch in der Bibliothek Egmond fleißig nachsuchte, fand er ein Buch des Rabbi Moyses über Erklärung gewisser Ausdrücke, die bei den Hebräern dunkel und zweiutig sind. Schon lange hatte er danach verlangt und in allen Biblioken, die er besuchte, danach geforscht. Er trug nun dem Abte auf, sselbe auf seine Kosten für den Heiligen Vater abschreiben zu lassen. eser ließ es darauf ganz sorgfältig in schönster Schrift auf eigene Kosten schreiben und dem Papste als willkommenes Geschenk überreichen“ [1].

Zu Venedig, der Brücke zum Orient, wo der Handel mit griechischen chern blühte, kaufte der uns schon bekannte Bücherwucherer Aurispa r den Papst, und wenn er sich seine Mühen und Bücher auch gut bezlen ließ, er verstand es, an gute Handschriften zu kommen. Von Trapent, aus dem Orient selbst, schreibt [2] Nikolaus Perotti an den Papst: eiligster Vater ... Ich fürchte, daß Ew. Heiligkeit nicht weiß, wie sehr Ihre Güte liebe, verehre, bewundere. Wenn das wenigstens Ew. Heiligt nicht unbekannt bliebe: dann wäre schon alles gut. Denn Liebenden nügt der Trost: zu wissen, daß ihre Liebe dem, den sie lieben, nicht borgen ist. Wo aber einer das Gegenteil auch nur ahnen muß, da bt es keinen Trost.... Schuld aber an meiner Liebe trägt Ew. iligkeit selbst und Ihre unbegrenzte Freigebigkeit. Eine solche Summe ldes hat mir Ew. Heiligkeit in zu großer Huld übersandt: das hat ch zu glücklich gemacht. Alle aber, die davon hörten — keinem meiner itbürger blieb es unbekannt —, wurden zu Staunen und Bewunderung rgerissen, und allen ward dadurch Ihre großherzige Freigebigkeit und ite kund.... Aber genug hiervon. Da ich den Auftrag Ew. Heiligkeit ch besten Kräften erfüllen wollte und um wenigstens teilweise meine chuld abzutragen, so sende ich an Ew. Heiligkeit durch die Vermittlung s Kardinals von Nicäa (Bessarion) meines Herrn vier Bücher: von nen das erste die vier Evangelien enthält, das zweite die Reden des Gregorius von Nazianz, der, wie Ew. Heiligkeit wohl weiß, die Liebe r süßen Tyrannen nennt; das dritte enthält die Problemata des Ari-

[1] Uebinger, Kardinal Nikolaus Cusanus. Histor. Jahrb. VIII, 654.
[2] *Müntz-Fabre* l. c. p. 113.

stoteles, und zwar mehr als ich bisher sah, dazu noch die Problemata des Alexander Aphrodiseus, der aus derselben Schule ist. Und das vierte endlich umfaßt die Privatreden des Demosthenes. Diese Handschriften, obgleich mit der größten Sorgfalt gesucht, wurden erst nach unendlicher Mühe gefunden. Ich sende sie aber an Ew. Heiligkeit in der Hoffnung, alljährlich so viele oder noch mehr an Ew. Heiligkeit schicken zu können. Viele zugleich zu finden wird allzu schwierig sein; dagegen nicht unmöglich, vier oder fünf aufs Jahr gleich wie eine Abgabe und Steuer an Ew. Heiligkeit zu senden. Demütigst empfehle ich mich ....

Gegeben zu Trapezunt. . . ."

Aus diesem Briefe ersieht man so nebenher, wie die Humanisten mit dem Papstmäcen verkehrten, und wie dieser anderseits zu ihnen stand. Die Problemata des Aristoteles aber, die oben erwähnt wurden, waren damals in Italien wohl das einzige Exemplar dieses Werkes des Stagyriten. Guarino z. B., einer der tüchtigsten Gräcisten, der schon seit den Tagen des Chrysoloras am Anfange des Jahrhunderts griechische Handschriften sammelte, konnte die Problemata nirgendwo auftreiben, Poggio weiß ihm aus Florenz auch nicht zu raten, er kennt nur das Exemplar des Papstes Nikolaus.

Besonders in den Ländern der griechischen Sprache waren die Agenten des Papstes rührig. So durchzog der Grieche Joannes Skutariota die Lande nach griechischen Handschriften forschend, um sie zu kaufen oder, wenn das nicht möglich, für Nikolaus abzuschreiben.

Als christlichen Humanisten und Papstmäcen bekundet sich Nikolaus auch hier wieder, wenn ihm vor allen andern noch so kostbaren Funden und Bücherschätzen die Aufsuchung und Auffindung des Urtextes vom Evangelium des hl. Matthäus als die wünschenswerteste erschien. Einen Preis von 5000 Dukaten setzte er dafür allein aus. Freilich war keiner so glücklich, den Preis zu erringen und den Papst damit zu beglücken.

Es sind das nur vereinzelte Daten oder besser nur Beispiele, sie genügen aber, um uns den Papst auf seiner Jagd nach neuen Handschriften allenthalben in der civilisierten Welt zu zeigen. Sie genügen auch, um es uns glaublich zu machen, was sowohl Manetti als Filelfo darüber melden. „Viele Kundschafter, gelehrte Männer sandte er aus nicht allein durch ganz Italien, sondern bis zu den äußersten Winkeln Deutschlands und Britanniens, um nach Büchern zu fahnden. Viele andere wissenschaftlich gebildete Leute schickte er mit reichen Geldspenden nach Griechenland selbst,

sowohl vor als nach dem Falle von Konstantinopel. Er betraute sie mit zahllosen Aufträgen zum Ankauf und zur Überbringung berühmter Codices." So Manetti[1], dem Filelfo[2] noch hinzufügt: „Nach dem Untergang, nach der Plünderung Konstantinopels sandte er seine Boten, seine Plünderer aus durch Europa und Asien, soweit es unter türkischer Herrschaft steht, keine Mühe scheute er, keine Kosten; griechische Handschriften ließ er aufspüren und kaufen. Sein Mühen war nicht umsonst. Beinahe zahllose Bände wurden zu ungeheuern Preisen erstanden und nach Italien eingeschifft. In der That, man darf mit vollem Rechte sagen: Griechenland ist nicht untergegangen, sondern nach Italien, das ja dereinst Großgriechenland hieß, ausgewandert, dazu vermocht allein durch die Güte und Freigebigkeit des einen Papstes Nikolaus. Und um ebensosehr ein Lateiner genannt als für einen Griechen gehalten zu werden, schickte er seine Sendlinge und Händler durch ganz Europa mit großen Geldsummen, qui diligenter ubique odorarentur, die überall eifrig nachspüren sollten, ob irgendwo noch etwas von lateinischer Gravität und Eleganz verborgen."

Nikolaus V. that alles, was in seinen Kräften stand, um Rom vor Florenz zum Centrum der wissenschaftlichen Strömungen und Strebungen zu machen. Gelang ihm nicht alles, was er plante, mit seiner Bibliothek schlug er die reiche und gelehrte Arnostadt aus dem Felde. Eine folgende Arbeit muß zeigen, wie der unermüdliche Papstmäcen neue Bücherschätze für die Vaticana gewann.

Joseph Hilgers S. J.

Das Apostolat.

Ein Versuch über die Entwicklung des Katholizismus. II.

In einer früheren Abhandlung wurde gesagt, Christus sei die größte individuelle, die römische Weltkirche die größte soziale Erscheinung der Weltgeschichte. Wir möchten nun auf den inneren Zusammenhang dieser beiden größten Erscheinungen unser Augenmerk richten.

[1] Cf. *Muratori* l. c. III_2, 926.

[2] Filelfo an Kalixt III. Epist. libr. XIII.

Die Seele der Seele unseres Herrn, sein Lehren, Leiden und Lieben durchdringt und belebt die Christenheit, reinigt, erleuchtet und eint das innere Leben der Weltkirche, ward eine Weltseele, die sich durch Räume und Zeiten ausdehnt. Die Verbreitung seiner Lehre, die Zuwendung seiner Erlösung giebt dem Verstand und dem Willen des Einzelnen durch den Glauben und die Gnade eine wesentlich höhere Vollkommenheit, dem Geistes- und Herzensleben der Seinen die christliche Eigenart. Alles christliche Leben ist nichts als Nachfolge Christi und Nachhall seines Herzschlags jegliche christliche Liebe.

Von dieser Seite gesehen erscheint die Entwicklung des Katholizismus als eine Überleitung dessen, was dem Welterlöser zu eigen gehört, in sozialen Besitz. Sonach ist diese Entwicklung in ihrem jeweiligen Ergebnis die soziale Verkörperung der größten individuellen Erscheinung — die Weltkirche des Welterlösers.

Wir sagten ferner, der beregte Begriff „Entwicklung des Katholizismus" nötige sich deshalb historischer Betrachtung förmlich auf, weil diese Entwicklung in ihrem Wesen durchsichtiger, in ihrem Ertrag großartiger ist als irgend eine andere historische Entwicklung. Sie ist durchsichtig, weil sie sich nach bekannten Gesetzen, großartig, weil sie sich in unermeßlichen Dimensionen vollzieht. Die sozialen Dimensionen der Weltkirche als ein historisches Unikum hat der voraufgehende Versuch behandelt. Wir greifen nun auf das erstere zurück, auf die Entwicklungsgesetze des Katholizismus. Unabhängig von der Entwicklung selbst kann man den Plan bestimmen, nach dem sie vor sich gehen muß, und den Keim, der ihren Ausgangspunkt bildet. Beide, der Plan und der Keim der Entwicklung, lassen sich für einen Zeitpunkt als vorhanden nachweisen, in dem die Entwicklung noch nicht begonnen hatte. Die nämlichen historischen Urkunden, denen wir dieses entnehmen, geben auch Aufschluß über den Inhalt des Planes, die Beschaffenheit des Keimes. Die Ausführung und Begründung dieses bisher nur angedeuteten Gedankens ist der Vorwurf des nachstehenden Versuches.

Wenn wir uns in den historischen Moment versetzen, da Christus die Erde verließ, so können wir von diesem Standort aus auf die Zeit zurückblicken, von der uns die Evangelien Kunde geben, um die Frage zu erörtern, wie hat Christus sich die Zukunft seiner Sache gedacht, und wie hat er für die Zukunft seiner Sache gesorgt.

Der Bericht über das öffentliche Leben Jesu hebt im ersten Kapitel des Johannes-Evangeliums mit den Worten des Vorläufers an: „Siehe

das Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt hinwegnimmt.“ Im Anschluß daran wird die Berufung der ersten Apostel erzählt, auch die des Simon, welcher den Namen Petrus erhielt. Hierin kann man den Ausgangspunkt für zwei Reihen von Worten und Thaten des Herrn sehen, welche sich deutlich durch die evangelischen Berichte verfolgen lassen, und die sowohl den Plan des Herrn enthüllen als auch das Mittel zu dessen Durchführung. Es sind erstens die Beziehungen des Erlösers zur Welt, zur Welt im ökumenischen Sinn des Wortes, d. h. zur erlösungsbedürftigen Menschheit. Das Wort des Vorläufers deutet sie an, und der Herr selbst hat sich dann öfters in verschiedenen Weisen, doch in wachsender Klarheit darüber geäußert. Es sind zweitens seine Beziehungen zu der engeren, erlesenen Jüngerschar, den Aposteln, und zu deren Haupte.

Auf das vollkommenste hat der Herr seine Worte und Thaten der Umwelt angepaßt, in der er sich bewegte, nach der sehr eigenartigen Fassungskraft seiner Zuhörer berechnet. Der sozialpsychische Charakter der Leute, mit denen er zu thun hatte, war schon von dem der damaligen übrigen Welt sehr verschieden, nicht minder von dem der künftig in sein Reich zu berufenden Völker. Und dennoch sprach der Heiland und spricht zu den Menschen aller Länder und Zeiten. Wie die Lehren des Herrn das kostbarste Kleinod der urchristlichen Gemeinde waren, so sind sie der Weltkirche ein gleiches. Je mehr man aber davon durchdrungen ist, daß die Worte Christi schon um ihres Urhebers und ihres Inhaltes willen wahrhaft fortwirkende, weltbewegende Mächte sind, um so mehr wird man geneigt sein, in den Hauptlinien der Entwicklung seines Reiches Entfaltungen seiner Absichten zu sehen, da ja Plan und Ausführung einander erklären und beleuchten. Wenn deshalb allen gläubigen Christen nichts so selbstverständlich dünkt als dieses, daß die Worte des Herrn sich an alle Menschen aller Zeiten gleicherweise richten, so war das bekanntlich in der Zeitlage und in der Umwelt, in der Christus sich bewegt hat, durchaus nicht der Fall. Die Beziehungen des Welterlösers zur Welt, die wahrhaft katholische Idee von der Gleichberechtigung aller Völker im Reich Christi in den Lehrvorträgen, die zunächst den Zuhörern von dort und damals galten, auch nur durchschimmern zu lassen, enthielt ein schweres Erziehungsproblem. Lag diese Idee nicht geradezu jenseits der Fassungskraft auch der religiösesten unter den jüdischen Zeitgenossen des Herrn, so wäre sie doch „unverhüllt ausgesprochen, von ihnen kaum ertragen“

worden[1]. „Daß Jesus gekommen sei, die enge Schranke der jüdischen Glaubensgenossenschaft niederzureißen und ein Weltreich zu stiften, das konnte er der großen Menge, die ihn hörte, nicht offen und entschieden verkündigen[2]. Nie gebrauchte er daher in diesen seinen Vorträgen vor dem Volke das Wort Kirche (Ekklesia). Nur vor seinen Jüngern, und auch vor diesen erst spät, denn auch ihnen fehlte noch immer das volle Verständnis für diese Sache, redete er deutlicher von seiner Kirche. Fast immer gedachte er, und zwar oft auf eine für seine Zuhörer rätselhafte Weise, des Reiches Gottes, des Himmelreiches, welches jetzt nahe herbeigekommen oder welches schon da sei."[3]

Und doch tritt in der „Predigt vom Reiche" (Matth. 4, 23; 9, 35. Mark. 1, 14) immer deutlicher hervor, daß dieses „Himmelreich" zugleich ein Weltreich ist, weil niemand davon ausgeschlossen sein soll, es vielmehr die Menschheit zu umfangen bestimmt ist. Verfolgt man den Ausdruck „Welt" (mundus, κόσμος) durch die Predigt des Herrn, so gewahrt man, daß es das „Licht der Welt" ist (Joh. 8, 12; 9, 5; 12, 46), das, in wachsender Helle hindurchleuchtend, sich Bahn bricht.

Zwei Bedeutungen des Wortes „Welt" sondern sich klärlich, die ethische und die ökumenische. Im ersteren Sinne wird die „Welt" als Brutstätte der Sündenverbreitung angesehen. Diese Welt bedeutet das Böse als soziale Macht, als herrschende Meinung und geltende „Sitte", wie es durch Menschenfurcht, Verführung, Beispiel, also durch eigentlich ethisch-soziale Kräfte wirksam ist. In diesem Sinne heißt es z. B.: „Wenn die Welt euch haßt, so wisset, daß sie mich zuvörderst gehaßt hat" (Joh. 15, 18); oder: „In der Welt werdet ihr Bedrängnis leiden, vertrauet aber, ich habe die Welt besiegt" (Joh. 16, 33).

Im ökumenischen Sinn aber erscheint das Wort „Welt" gleichbedeutend mit der gesamten Menschheit[4]; „alle Völker" (Matth. 28, 19) ist dann

---

[1] v. Döllinger, Christentum und Kirche (2. Aufl., 1868) S. 28.

[2] Nach kirchlicher Lehre ist aber auch jede spätere gläubige Aufnahme dieser wie jeder Offenbarungswahrheit durch die Gnade Gottes mitbedingt. Wenn nun gefragt würde, weshalb Gott nicht den Zeitgenossen des Herrn die Gnade gab, von vornherein die deutlichste Aussprache jener katholischen Idee gläubig an- und aufzunehmen, so wäre die nächstliegende Antwort wohl diese, daß er eben die allmähliche Entwicklung seines Reiches gewollt habe, das ist eine Entwicklung, in der die naturgemäße Leistungskraft aller individualpsychischen und kollektivpsychischen Faktoren Berücksichtigung erfährt, ja zur Mitwirkung berufen erscheint.

[3] A. a. O. S. 27.

[4] Wir behaupten nicht, daß der beregte Ausdruck im Evangelium nie eine andere Bedeutung habe als eine von den beiden oben erwähnten; er kann auch z. B.

ichsinnig mit „Erdkreis“ (Matth. 24, 14), mit der „ganzen Welt“ latth. 26, 13. Mark. 16, 15). Weil aber die Menschheit selbst es in deren Schoß die soziale Macht des Bösen stets wirksam bleibt, stehen de Bedeutungen, die ethische und die ökumenische, in engem Zusammenng und können verbunden erscheinen, wie wenn der Herr „Salvator undi“, „Welterlöser“ genannt wird.

In der freieren Luft Samarias ist diese große Erkenntnis zuerst aufgangen, diese schöne und sinnige Huldigung dem Herrn zuerst dargeboten rden (Joh. 4, 42). Ebendamals hatte der Herr auch vorhergesagt, daß r Gegensatz zwischen Garizim und Moria aufhören werde. Damit war sgesprochen, daß dieser Gegensatz zwischen zwei Brudervölkern seinem iche fern bleiben solle, unausgesprochen blieb aber die allgemeine ölkerverbrüderung, die sein Reich zu bringen bestimmt war.

Klarer aber und immer klarer tritt hervor, daß seine Lehren sich an le richten, die ihn weder umgeben noch hören, daß sie sich an den enschen als solchen richten, ohne zu berücksichtigen, welchem Volk und icher Zeit er angehört.

Wiederholt finden im gleichen Zusammenhang abwechselnd die Ausücke „Welt“ und „jeglicher“ Verwendung, so daß die nach Sinn und nfang gleiche Bezeichnung der gesamten Menschheit nicht zweifelft sein kann. „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen igeborenen Sohn dahingab, damit jeder, der an ihn glaube ... das ige Leben habe. Denn Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gendt, daß er die Welt richte, sondern daß er sie rette. Wer immer n ihn glaubt, wird nicht gerichtet“ ... (Joh. 3, 16). „Als Licht kam in die Welt, auf daß jeder, der an mich glaubt, nicht im Finstern andle“ (Joh. 12, 46). Und vor Pilatus: „Dazu kam ich in die Welt, n der Wahrheit Zeugnis zu geben; jeder, der aus der Wahrheit ist, rt meine Stimme“ (Joh. 18, 37). Alle ohne Ausnahme erkürt Christus seinen Gefolgsleuten, wenn er an jeden die Aufforderung ihm nachfolgen richtet (Matth. 16, 24 u. a.), und unermeßliche Scharen müssen n Weg zu ihm finden, wenn er alle Mühseligen und Beladenen zu sich tbietet (Matth. 11, 28). Bedürfte der weite Umfang dieser Worte ner Erläuterung, so fänden wir sie in jedem Bild des gekreuzigten Welt-

---

e Schöpfung bedeuten (Matth. 25, 34). Auch ist hier an die polemischen Ausührungen des hl. Augustinus wider die Donatisten zu erinnern, welch letztere nur n üblen ethischen Sinn gelten lassen wollten. Vgl. *C. Passaglia*, De ecclesia I, 41.

erlösers, in seinen immer und ewig zu weitestem Umfangen geöffneten Armen.

Klarer und immer klarer tritt endlich auch der räumlich und zeitlich unbegrenzte Charakter seines Weltreiches hervor. Sein Reich beherrscht die Weltzeiten, es „umfaßt Himmel und Erde und den ganzen Verlauf der Menschengeschichte von Jesus abwärts“ [1]. Mit dem Wiederkommen zum Gericht stellt er den Eintritt von Lohn und Strafe in Aussicht und dehnt so das Geltungsgebiet seiner Gebote und Worte über die äußerste Grenze der Weltzeit aus. Anderwärts hat Christus die Welt den Acker genannt, auf welchem die Aussaat seiner Predigt vor sich geht (Matth. 13, 38). Weil aber der Eintritt der Ernte sich erst mit dem Abschluß der Weltzeit vollzieht (ebd. 39), muß jener Vorgang die Weltgeschichte begleiten und in seinem Ergebnis überdauern. Umgekehrt wird an jener Stelle, wo das jüngste Gericht als Abschluß der Weltgeschichte eingeführt wird, ein Richteramt über alle Völker in Anspruch genommen (Matth. 25, 31 ff.).

Die fortschreitende Entwicklung seines Reiches wird ausdrücklich gelehrt in dem Bilde des zu hundertfältiger Frucht sich mehrenden Kornsamens nebst der Ergänzung von eingestreutem Unkraut (Matth. 13, 3 ff.); dem Bilde des allmählich wirksamen Sauerteiges (ebd. 33. Luk. 13, 21), des beständig wachsenden Senfkornes (Matth. 13, 31. Mark. 4, 30. Luk. 13, 18). Daß diese Entwicklung künftiger Zeiten in unbegrenzte Weltweite hinausstreben werde, ergiebt sich aus den nachstehenden Vorhersagungen: den Juden werde das Reich genommen, ihr Haus wüst gelassen (Matth. 21, 43; 23, 38); Schafe, die nicht aus dieser Hürde seien, sehe der gute Hirt als sein Eigentum an (Joh. 10, 16); weithin in die Heidenwelt „nach dem Aufgang und Niedergang“ werde die Heilsbotschaft gelangen (Matth. 8, 11. Luk. 13, 29); „dieses Evangelium des Reiches“ solle, müsse (Mark. 13, 10) über den „ganzen Erdkreis“ bei „allen Völkern“ (Matth. 24, 14) „auf der ganzen Welt“ (Matth. 26, 13; Mark. 14, 9) verkündet werden.

Hat der Herr sich deutlich genug über die unbegrenzte Weiterverbreitung und Fortverkündigung seiner Lehre geäußert, so drängt sich wiederum die Frage auf, wie er dafür gesorgt hat. Ehe wir aus den Worten und Thaten des Herrn die Antwort auf diese Frage ablesen, möchten wir daran erinnern, daß nach der Natur der Dinge als

[1] v. Döllinger a. a. O. S. 28.

Mittel zu diesem Zweck die soziale Institution eines mehrstelligen, immerwährenden, stellvertretenden Amtes geeignet erscheint.

Da die Weiterverbreitung und Fortverkündigung von Ideen nicht anders betrieben werden kann als durch Schrift oder Wort, der Herr selbst aber die Erde verließ, ohne seine Lehre schriftlich niederzulegen, erübrigt kein anderes Mittel als dieses, Sendboten zu beauftragen. Sie müssen *erstens* als stellvertretende Lehrer beglaubigt sein. Da es sich um weltweite und immerwährende Verkündigung einer Lehre handelt, muß diese Stellvertretung im stande sein, überallhin zu kommen und immer zu bleiben, sich über die Welt auszudehnen und über alle ihre sterblichen Träger hinaus Bestand zu haben. Die Stellvertreter selbst müssen also *zweitens* die Befugnis besitzen, andere auszusenden, und *drittens* müssen sie Nachfolger finden. Da es sich zudem um unveränderte, einheitliche Weiterverbreitung und Fortverkündigung der einen geoffenbarten Lehre handelt, ist es *viertens* unerläßlich, daß die sämtlichen stellvertretenden Lehrer eine geschlossene Einheit darstellen. Eine solche Einheit ist notwendig eine korporative, die Einheit eines Lehrkörpers; ohne soziale Autorität, zunächst in Sachen der Lehre, wäre eine solche Einheit aber undenkbar, durch eine soziale Lehrautorität aber genugsam gewährleistet. Es scheint also, daß ein stellvertretendes Amt nur dann zu der weltweiten Verbreitung und immerwährenden Fortverkündigung der Lehre Christi geeignet wäre, wenn es die vier nachstehenden Eigenschaften aufweist: ausdehnungsfähige Mehrstelligkeit, unbegrenzte Nachfolgereihe, Gesamtsendung und Gesamtbeglaubigung durch den Herrn selbst, endlich die Bürgschaft für religiös-soziale Einheit in einer weltweiten, immerwährenden, religiösen Autorität, die wiederum der Herr selbst bestimmt und übertragen hat. Ein solches Amt könnte als ein Organ angesehen werden, mit dem sich Raum und Zeit beherrschen, die Weltkirche erbauen ließe.

Nichts ist so bekannt und nichts liegt in den Evangelien klarer am Tage als jener Vorgang, der sich durch das ganze öffentliche Leben unseres Herrn hindurchzieht, mit dem öffentlichen Auftreten des Erlösers anhebt, zielbewußt, stetig fortschreitet und die Beziehungen des Herrn zu seinen Aposteln umfaßt. Dieser Vorgang muß irgend einen großen, wichtigen Zweck haben, und was ist so offenkundig, als daß er mit der Weiterverbreitung und Fortverkündigung der Lehre Christi zusammenhängt? Parallel mit der *unmittelbaren Einwirkung* des Herrn auf die Zeitgenossen verläuft die Vorbereitung der *mittelbaren Fernwirkung*

in alle Welt und alle Zukunft hinaus. Das geschieht erst durch die Berufung, dann durch die Erziehung der Apostel, endlich durch deren Einweisung in ein Amt und deren Aussendung in alle Welt.

Hat Christus schon bei der Berufung dieser Jünger, welche sie ihrem bisherigen Berufe entzog, in den Worten, er werde sie zu Menschenfischern machen, angedeutet, daß er sie erkoren habe, einem neuen, religiös-sozialen Berufe zu dienen, so läßt er fürderhin immer klarer hervortreten, daß es sich um ein seine Stelle vertretendes Amt handle. In diesem Sinne muß es verstanden werden, wenn Christus einerseits sagt: „ich bin das Licht der Welt", und: „solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt", anderseits zu den Aposteln spricht: „ihr seid das Licht der Welt". Bestimmter noch wird die Stellvertretung hervorgehoben in Worten, wie diese es sind: „Wer euch aufnimmt, nimmt mich auf", oder: „Wer euch hört, hört mich und den, der mich gesandt hat" u. s. f. Mit unübertrefflicher Klarheit wird das Amt als die Stellvertretung des Herrn endlich übergeben: „Wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich euch." Im Unterschied aber zu seiner eigenen Sendung, die nach Zeit, Raum, Volk begrenzt sein sollte, stellt die Sendung, welche er erteilt, eine räumlich und zeitlich unbegrenzte Aufgabe.

„Wie er im Begriffe steht, die Erde zu verlassen, da knüpft er in majestätischer, feierlicher Weise an die Sendung, die er den Trägern des von ihm eingesetzten Amtes erteilt, eine Verheißung, die so bestimmt, so unbedingt und so umfassend lautet, daß sie die Magna Charta seiner Kirche geworden ist." „Alle Gewalt ist mir im Himmel und auf Erden gegeben. Darum gehet hin, unterweiset und taufet alle Völker und lehret sie alles zu befolgen, was ich euch geboten habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende des Weltlaufes." „Solche Worte sind nur einmal zu Menschen gesprochen worden, und sie tönen nun seit achtzehn Jahrhunderten wieder in der Seele jedes Gläubigen."[1] Sie wurden zu sterblichen Menschen gesprochen, stellen aber eine Aufgabe, erteilen einen Befehl von säkularer Ausdehnung, wie sie endlich auch eine Beglaubigung enthalten, die bis an das Ende der Weltzeit fortwährt und fortwirkt. In diesen Worten von blendender Klarheit hat der Heiland den Katholizismus seiner Lehre, seiner Gnade und seines Reiches ausgesprochen und ihn zugleich unauflöslich mit dem Apostolat, dieses

[1] v. Döllinger a. a. O. S. 227.

endlich mit sich selbst verknüpft. Das Apostolat und der Katholizismus verhalten sich demnach zu einander wie Mittel und Zweck, wie Keim und Entwicklungsertrag, wie das Organ der Durchführung zum Plane.

Als der Herr in die ungemessene Weite wie in die tiefste Zukunftsferne seines künftigen Reiches hinausblickte, betete er, daß alle, die „auf das Wort der Apostel hin" an ihn glauben würden, eins seien; er sah eine Hürde unter einem Hirten, bezeichnete diese Einheit als das Merkmal seiner Sendung. Weil er aber seine Sendung der Sendung gleichsetzt, welche er erteilt, muß das Merkmal der Einheit sich auch im apostolischen Wirken finden. Ein mehrstelliger Lehrkörper, der zudem ins Unbegrenzte ausdehnungsfähig erscheint, kann nur dann als Prinzip religiös-sozialer Einheit funktionieren, wenn er das Prinzip aller sozialen Einheit in sich trägt, eine Autorität.

In dem Vorgang, an den wir erinnert haben, der mit der Berufung der Apostel beginnt und bis zu deren Sendung fortschreitet, nimmt eine gesonderte Reihe von Ereignissen die Aufmerksamkeit in Anspruch. Diese Reihe von Worten und Thaten Jesu richtet sich im gleichen darauf, eine bleibende Verfügung erst vorzubereiten und dann zu treffen. Auch sie beginnt mit der Berufung zu einem neuen, noch künftigen Amt, mit der Berufung des Petrus. Auch sie setzt sich aus Maßnahmen zusammen, die einen vorbereitenden, erziehenden Charakter haben. Auch sie schließt endlich mit der Übertragung des verheißenen Amtes ab, der Übertragung des obersten Hirtenamtes. Als ein solches wird es bezeichnet, in offenbarem Hinweis auf das Hirtenamt Christi und im Anschluß dargn: „weide meine Schafe", so daß auch hier die Stellvertretung Christi als Wesenskern des Amtes erscheint.

In den bekannten Worten, welche Christus an Petrus gerichtet hat, sprach der Herr zum erstenmal von der Kirche: „und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen"; mit dem Gefüge eines Bauwerkes wird der soziale Verband der Kirche, mit bauender Thätigkeit die Entstehung der Gemeinde verglichen. Die große Bedeutung dieser Worte ruht zuvörderst darin, daß der Herr ausdrücklich von seiner Kirche spricht. Damit ist nämlich ausdrücklich ausgeschlossen, daß irgend eine Kirche darauf Anspruch erheben darf, „seine" Kirche zu sein, wenn die gedachte Grundlage sie nicht trägt, und es ist ausdrücklich gesagt, daß die immerwährende Verbindung des Felsenfundamentes mit dem Kirchenbau als die eigenste Verfügung des obersten Bauherrn anzusehen ist.

Ein soziales Gefüge mit einem Bauwerk zu vergleichen ist eine durchsichtige Metapher. Die Festigkeit des Fundamentes bewirkt die Festigkeit des ganzen Gebäudes; in der Beziehung des Gebäudes zum Fundament tritt die Abhängigkeit des Ganzen von Einem klärlichst hervor. Überträgt man das auf ein soziales Gefüge, so kann mit der Abhängigkeit aller von Einem nur ein soziales Oberamt gemeint sein. Dem Untergrund im Bauwerk kann im sozialen Gefüge nur ein Oberamt entsprechen. Die soziale Funktion dieses Oberamtes ist aber ferner eine bleibende, sie ist ein säkularer Vorgang, ohne jede geschichtliche Zeitgrenze; denn die absolut verheißene Unüberwindlichkeit ist ebensoviel als unbeschränkte Fortdauer. Das immerwährende Oberamt wird einem sterblichen Menschen verheißen, dieser demnach als der erste Inhaber angesehen, der eine ununterbrochene Nachfolgerreihe eröffnet.

Soll dem baulichen Gefüge um des festen Felsengrundes willen, soll dem sozialen Gefüge um des einheitlichen Oberamtes willen unüberwindliche Widerstandskraft wider Stürme von außen eignen, so muß zuvörderst die innere Einheit des Gefüges in dem gleichen Grunde ihre Gewähr finden. Ein oberstes Amt aber, welches die innere Einheit der Kirche verbürgt, muß religiös-soziale Einheit herstellen und erhalten, kann demnach der religiösen, der Glaubenseinheit wegen nur als oberstes Lehramt, der sozialen Einheit wegen nur als juridische Oberhoheit gedacht werden. Die Binde- und Lösegewalt einerseits, anderseits die Verleihung der Schlüsselgewalt, mit der ein uneingeschränktes Verfügungsrecht gegeben erscheint, wird denn auch keine andere Bedeutung zulassen.

Auch von diesen Herrenworten: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Mächte der Hölle werden sie nicht überwältigen . . .“ u. s. f. — auch von ihnen gilt, was Döllinger von den Schlußworten des Matthäusevangeliums sagt, solche Worte sind nur einmal zu einem Menschen gesprochen worden, und sie tönen nun seit achtzehn Jahrhunderten wieder in der Seele jedes gläubigen Sohnes der katholischen Kirche. Diese Worte sind selbst ein merkwürdig tragfähiges Fundament geworden. Denn diese etwa dreißig Worte tragen die größte Institution der Weltgeschichte, das römische Papsttum.

Auf das immerwährende, monarchisch gefügte Apostolat hat der Herr die Zukunft seiner Sache gestellt. Das besagt aber eine durch alle Jahrhunderte fortdauernde menschliche Mitwirkung.

Wir haben uns auf den historischen Standort gestellt, den der Abschluß der Evangelien uns weist. Von da aus haben wir zurückgeblickt und sahen die erst werdende, nun abgeschlossene Institution des monarchisch gefügten Apostolates als den einzigen Träger der Vollmachten und Verheißungen und Aufträge des Herrn. Wenn wir auf dem nämlichen Standorte in Gedanken verbleibend in die Geschichte der Kirche hinausblicken, so würden wir zunächst ausspähen wollen, wo die ununterbrochene Linie zu sehen ist, welche das fortbestehende und fortwirkende Apostolat in die Weltgeschichte eingezeichnet hat. Oder umgekehrt: wenn wir eine christliche Kirche sehen, übernationalen Wesens, das sich in weltweiter Verbreitung ausprägt, geschlossenster Einheit des Bekenntnisses wie des sozialen Verbandes, eine christliche Kirche, der diese Vorzüge zukommen und von je zukamen lediglich um der Verbindung willen mit einem mehrstelligen und einheitlichen Oberamt, als dessen einziger Rechtsgrund jenes monarchisch gefügte Apostolat angesehen wird, so mag uns die intellektuelle Nötigung zum Bewußtsein kommen, die uns in der römisch-katholischen Kirche jene Kirche sehen läßt, die Christus im Auge hatte, als er von „seiner" Kirche sprach.

Allein derlei apologetische Abschweifungen wollen wir hier nicht weiter verfolgen, vielmehr zu der Thatsache zurückkehren, die uns als Ergebnis entgegentrat, und die so voll ist von weittragenden Folgerungen, daß nämlich im Apostolat eine immerwährende menschliche Mitwirkung eingeschlossen ist.

Zu staunenswerter Höhe hebt sich die Bedeutung dieser Mitwirkung, wenn wir folgendes erwägen. Wohl giebt der Herr eine große Fülle von Gnaden verschiedenster Art, aber es ist keine darunter, welche nicht auf menschliche Mitwirkung gerichtet, vom rechten Gebrauch der Freiheit abhängig wäre. Wohl gewährt der Herr seiner Kirche Charismen; aber diese sind außerordentliche Mittel, ungewöhnliche Wege. Seine immerwährende und stets gleiche Mitwirkung mit der korporativen Thätigkeit des Apostolats wie der amtlich-individuellen seines Stellvertreters auf Erden beschränkt sich auf das Fortwirken seiner Vollmachten und auf seinen Beistand. Aber es ist einfach unmöglich, daß Vollmachten thätige Kräfte, die geschichtliche Entwicklung bestimmende Mächte in anderer Weise werden als durch die persönliche Thätigkeit ihrer Träger, und jeglicher Beistand setzt eine Thätigkeit voraus, der beigestanden wird. Die weiteren Folgerungen daraus, die uns in der menschlichen Mitwirkung am apo-

stolischen Dienst die eigentliche Triebkraft in der konkreten Entwicklung des Katholizismus zeigen sollen, mögen der folgenden Abhandlung vorbehalten bleiben. Wir schließen hier mit einem Hinweis darauf, daß die unerläßliche Notwendigkeit der immerwährenden menschlichen Mitwirkung eine wunderbare Einrichtung unseres Herrn ist, und daß deren ruhiger Fortbestand durch die Jahrhunderte ein erhebendes Schauspiel gewährt.

Wunderbar im hohen Sinne, wie Gottes eigenste Werke wunderbar sind, dünkt uns die Berufung menschlicher Mitwirkung um der menschlichen Freiheit willen. In der Einsetzung des immerwährenden Apostolats liegt eine immerwährende Berufung zum apostolischen Dienst, ein Appell an die Menschheit. Das „Komm und folge mir nach" ist ein nie verhallender Ruf. Ob ihm Folge geleistet wird, mag in jedem einzelnen Fall schon durch die bloße Freiheit des Berufenen durchaus unsicher scheinen. Auch das Evangelium enthält Beispiele vergeblicher Berufung. Zu der Erreichung eines absolut notwendigen Zieles wird also ein absolut unsicheres Mittel verwendet; zu der Erreichung eines so hohen und schwierigen Zieles, daß es die ganze Allmacht Gottes zu erfordern scheint, dasjenige zu Hilfe genommen, was sich dem Willen Gottes zu widersetzen vermag.

Aber nicht bloß die Einwilligung kann ausbleiben, auch nach vollzogener Einwilligung giebt es keine Bürgschaft für beständige Treue. Denn nichts ist so wandelbar als der richtige Gebrauch der Freiheit. Und zudem stellt gerade der apostolische Dienst hohe Anforderungen an unwandelbare Treue. Hier eröffnet sich nebenher der Ausblick auf alle Ärgernisse, welche jemals von Männern, die sich zum apostolischen Dienst berufen glaubten oder es wirklich waren, gegeben worden sind. Wo immer sie eintraten, ward aus dem, was ein Mittel sein sollte, ein Hindernis, aus der Mitwirkung eine verhängnisvolle Gegenwirkung. Gewiß, wie der Verrat des Judas den Sieg unseres Herrn nicht hindern konnte, sondern dazu beitragen mußte, daß er herbeigeführt wurde, so läßt jeder Verrat im apostolischen Dienst schließlich so oder anders die siegreiche Sache Christi in hellerem Lichte erstrahlen. Dennoch drängt sich die Beobachtung auf, daß der Herr, indem er freie menschliche Mitwirkung berief, nicht hindern wollte, daß ein Element des Verderbens im Keim der Entwicklung Aufnahme fand. Auch dieses Element hat seine Entwicklungsgeschichte. Vielfache Ärgernisse von furchtbarem Gewicht und von trostlos traurigen Folgen berichtet die Kirchengeschichte.

Man kann ferner darauf hinweisen, daß die individuell-psychischen Verschiedenheiten der aus allen Nationen und allen Ständen aller Nationen zum apostolischen Dienst Berufenen mit allen ihren kulturell-sozialen Voraussetzungen und Wirkungen als eine beständige Gefahr für die Einheit der Kirche erscheinen und als solche wirksam sein müssen. Faßt man dieses und anderes zusammen, so möchte man im Apostolat nach seiner menschlichen Seite ein über alles Maß ungenügendes, ja untaugliches Mittel zum Zweck sehen. Es ist, als ob der Herr im immerwährenden Apostolat ein unübersehbares Spiel von Kräften entfesselte, von denen viele versagen, viele erlahmen; manche sich leidenschaftlich wider einander richten, und manche wider ihn; andere drohen in entgegengesetzte Richtungen auseinanderzufahren, wieder andere streben Sonderzwecke an. . . .

Aber Christi Geist schwebt darüber. Seine Gnade waltet im Apostolat. Er ist seiner Sache sicher.

Und ist es nicht erhebend und trostvoll, so deutlich zu sehen, daß die Entwicklung des Katholizismus durch alle Jahrhunderte hindurch sein Vertrauen auf die Mitwirkung der Menschen aller Jahrhunderte nicht täuscht, daß seine Macht über die menschliche Freiheit sich immer wieder bewährt? Das historische Apostolat besteht aus einer endlosen Reihe opferwilliger Männer, die der Berufung gehorchen und treu bleiben. Generationen um Generationen christlicher Familien folgen aufeinander. Aus ihnen treten Tausende hervor, um ihre ganze Seele und ihr einziges Leben in den apostolischen Dienst Christi und der Menschheit zu stellen. Die Kirchengeschichte zeigt manche von ihnen in hohen, weithin sichtbaren Stellungen, andere in geringen und verborgenen, von Myriaden kennt sie nicht einmal die Namen. Diese unübersehbaren Reihen apostolischer Männer bedeuten nicht bloß einen säkularen Erfolg der Macht Christi über die Herzen der Menschen, sie sind zugleich der freiwillige Beitrag aller Völker zur Fortführung des Erlösungswerkes, eine immerwährende, in ganzen Menschenleben erstattete Danksagung der erlösten Menschheit für die Erlösung. Wem diese huldigende Danksagung persönlich gilt, mag mit den zwei Worten der lateranischen Giebelinschrift gesagt werden:

CHRISTO SALVATORI.

R. von Nostitz-Rieneck S. J.

Die englische Frühgotik.

Ein Beitrag zur ästhetischen Würdigung der englischen Gotik.

Es mögen fünf Jahre verflossen sein, seitdem der Schreiber dieser Zeilen die mittelalterlichen Baudenkmale der britischen Insel besuchte, um durch unmittelbares Studium der Monumente in den Geist und die Gesetze der altenglischen Architektur einzudringen. Seit dieser Zeit hatte er vielfach Gelegenheit, die Eindrücke, welche er damals empfangen, und die Wahrnehmungen, welche er gemacht, vor den Schöpfungen der mittelalterlichen Baukunst Frankreichs, Italiens, Deutschlands, Hollands und Belgiens einer Nachprüfung zu unterziehen. Er muß gestehen, daß dieselbe nicht zu Ungunsten der englischen Kirchenbauten ausfiel. Ihr Resultat war allemal, daß sich in ihm die Hochschätzung vor den großen Erzeugnissen, welche die Architektur auf dem britischen Inselande in vergangenen Tagen geschaffen hatte, von neuem befestigte. Das gilt nicht nur hinsichtlich des normannischen Stils und seiner Schöpfungen, es gilt auch, und zwar in noch höherem Grade, von der englischen Gotik.

Wenn die Gotik irgendwo eine durch und durch eigenartige, eine wesenhaft nationale Kunst geworden ist, dann darf die englische Gotik gewiß vor allen andern Zweigen derselben auf diesen Vorzug Anspruch machen. Nirgends hat der Stil ein so charakteristisches Gepräge erhalten, nirgends hat er in einem solchen Maße seine eigenen Wege eingeschlagen, nirgends ist er von den herrschenden Ideen und Bräuchen so durchzogen und umgemodelt worden, nirgends ist die dekorative Behandlung der Bauten vor der Betonung des konstruktiven Elementes so sehr in den Vordergrund getreten wie gerade in England.

Hier wurde die Gotik nicht wie in Deutschland, Italien, Spanien und Südfrankreich als ein in seiner Hauptsache fertiges System mit fester Tendenz und bestimmten Regeln von Francien eingeführt. Es sind nur die wesentlichen Elemente, die Keime, die über den Kanal herübergetragen wurden. Zu einem System verarbeitet wurden sie erst von den britischen Architekten.

Die Kathedralen, wie sie von der französischen Gotik geschaffen wurden, sind ein allseitig durchgebildeter Organismus, in welchem jedes Bauglied,

ob groß oder klein, um eines bestimmten architektonischen Zweckes willen vorhanden ist. Jedes Glied hat seine Idee, und diese seine Idee ist es, welche seine Stellung und seine Verwendung im Ganzen des Baues regelt. Selbst die Zierformen müssen in ihrer Weise konstruktiven Zwecken dienen, sofern sie die den Baugliedern, bei denen sie angebracht sind, eigentümliche Funktion schärfer und lichtvoller zum Ausdruck bringen sollen.

Anders verhält es sich in der englischen Gotik. Drei Punkte sind es, welche dieselbe charakterisieren. Der erste besteht in einem auffallend zähen Festhalten an dem Baugerippe und den Baumassen des normannischen Stiles, dessen Spuren sich deutlich noch selbst in der Spätzeit des Stiles zu erkennen geben. Zweitens bringt sie die in der französischen Gotik so klar hervortretende Richtung nach oben ebenso wie die in derselben herrschende konstruktive Geschlossenheit und Zielstrebigkeit, welche alles auf das Ganze bezieht und die Gewölbe als innerlich notwendigen und folgerichtigen Abschluß des Baues behandelt, nur mangelhaft zur Durchführung. Dagegen bekundet sich drittens in der ganzen Anlage eine energische Betonung der Horizontalen, ein feiner Sinn für eine lebendige, harmonische Gliederung und Auflösung der Massen und eine ausgesprochene Vorliebe für rein dekorative Zuthaten, infolge deren selbst konstruktive Glieder unter Aufgabe ihrer architektonischen Bedeutung sehr gewöhnlich als bloßes Ornament verwendet werden. Man kann denn auch nicht wohl die Schöpfungen der englischen Gotik schlechthin nach den großen Meisterwerken des Stiles, wie sie etwa in Frankreich oder Deutschland entstanden sind, werten und wägen. Es sind ganz andere Tendenzen, welche ihn auf der britischen Insel und auf dem Festlande beherrschen und in seinen Erzeugnissen zum Ausdruck kommen. Es ist ein verschiedenes künstlerisches und architektonisches genus dicendi. Die kontinentale Gotik sucht durch ein festgeschlossenes, in strenger Logik aufgebautes, lebendig aufstrebendes, die Massen gleichsam vergeistigendes System, die englische durch naturwüchsige Kraft und Wucht im Verein mit ansprechender Anordnung, gefälliger Verteilung und glänzender Dekoration der Baumassen zu wirken. Dort herrscht begeisterter Schwung, der den Beschauer mit sich fortreißt, vor, hier unwillkürlich fesselnde, ruhige Würde.

Fragt man freilich, welches Ziel höher stehe, das der festländischen oder das der englischen Gotik, so bedarf es gewiß keines langen Nachdenkens, welcher von beiden die Palme gebühre. Allein daraus folgt nicht auch schon das gleiche für deren einzelne Schöpfungen. Es giebt eine

Reihe von englischen Kathedralen, welche sich hinsichtlich ihrer Gesamtwirkung kühn neben ihre Schwestern auf dem Kontinent stellen dürfen, obschon sie ihr Streben nicht zu den lichten Höhen richten, zu welchen sich diese zu erschwingen suchen. Ebensowenig berechtigt jener Vorrang, nur eine Gotik etwa von der Art der französischen und deutschen als allein zulässig zu bezeichnen und die englische als Abfall von der Tendenz des lautern Stiles zu brandmarken. Man darf nicht außer acht lassen, daß die Schönheit der reinen Form und der strengen Gesetzmäßigkeit, wie sie der frühen festländischen Gotik eigen ist, zuletzt doch nur für verhältnismäßig wenige nach ihrer ganzen Tiefe verständlich und erfaßbar ist. Eine gefällige Raumverteilung, eine harmonische Gliederung der einzelnen Bestandteile eines Baues und ein edler, wohlangebrachter Schmuck wird auch der großen Menge sich leicht erschließen. Das Gotteshaus ist aber ebensosehr für die Masse des Volkes wie für die weit kleinere Zahl auserwählter Ästhetiker da. Wirklich nimmt darum auch selbst in der festländischen Gotik in dem Maße das dekorative Element zu, je mehr sie von der Höhe zum Volke herabsteigt. Man vergleiche doch nur einmal das Bild, welches die französische oder die deutsche Gotik in ihrer Frühe und in ihrer Spätzeit gewährt.

Die geschilderten Eigentümlichkeiten des englischen Stiles treten am stärksten in dessen Jugendzeit in die Erscheinung, d. i. bis etwa zum letzten Viertel des 13. Jahrhunderts. Dann gewinnt für eine Weile die französische Gotik größeren Einfluß und führt zu einer Annäherung an die kontinentale Bauweise. Scharf treten aber die nationalen Eigenarten wieder hervor, als mit dem Aufhören des unsichern Schwankens und Hin- und Hertastens das englische Element von neuem die Oberhand erhält. Die englische Spätgotik ist fast noch nationaler als die Frühgotik, wenngleich weniger edel.

I.

Die englischen Kunsthistoriker scheiden die Gotik ihres Vaterlandes gewöhnlich in den *lancet*, den *decorated* und den *perpendicular style*. Andere teilen den decorated style in den *geometrical* und *curvilinear* oder *flowing*. Die Einteilung beruht auf der Verschiedenheit der Fensterbildung. Der lancet style umfaßt die Periode der englischen Gotik, da die Fenster noch lange, maßwerklose, in überspitzem Bogen schließende Wanddurchbrüche darstellten. Der decorated style bezeichnet die Ent-

klungsphase, da sich die Fenster mit geometrisch gebildetem (geometrical) er unregelmäßig gekrümmtem, wellenartig fließendem (curvilinear, owing) Maßwerk füllten. Der perpendicular style führt seinen Namen n dem Umstand, daß in dem Stabwerk der Fenster die starre Vertikale : Herrschaft hat.

Die Bildung der Fenster ist nicht das einzige Charakteristikum der rschiedenen Entwicklungsstadien der englischen Gotik. Viel wesentlicher id die Verschiedenheiten, die sich in denselben hinsichtlich der Konstruktion, r Gliederung des Aufbaues, der stärker oder schwächer zum Ausdruck brachten Aufwärtsbewegung, des Wechsels in der Formensprache und m Ornament geltend machen. Es sollten daher an sich diese Eigenmlichkeiten und nicht die Art der Fensterbildung der Ausgangspunkt r die Einteilung des Stiles sein. Allein es handelt sich bei ihnen um inge, die durchweg eine tiefere Kenntnis des letztern und eine schärfere obachtung voraussetzen und obendrein sich schwer oder kaum in eine appe, allgemein verständliche Formel bringen lassen, während die Eigenart r Fensterbildung nicht nur selbst dem Laien in die Augen fällt, sondern ch die verschiedenen Stilperioden in der That trefflich charakterisiert. le andern Veränderungen des Stiles gehen nämlich mit dem Wandel der Umgestaltung der Fenster nicht nur parallel, es ist auch durchweg sselbe Gesetz und dieselbe Anschauung, welches dort wie hier den Gang : Entwicklung bestimmt und leitet.

Es kann daher unbedenklich die Einteilung in den lancet, den derated und perpendicular style als zweckmäßig bezeichnet werden. ıgegen empfiehlt es sich nicht, die zweite Periode noch weiter in den ometrical und den flowing style zu scheiden, nicht nur, weil es wer ist, hier eine genügend bestimmte Grenze festzustellen, sondern auch, il das streng geometrische Maßwerk sich nur sehr kurze Zeit der Pflege reut hat. Es wurde aus der französischen Gotik fast nur herüberommen, um alsbald zum flowing zu werden.

Eine andere Einteilung der englischen Gotik sieht von inneren Merkılen ab und scheidet dieselbe lediglich nach der Zeit in das *frühe*, das *ittlere* und das *späte* Englisch. Hierbei stellt das frühe Englisch ı ursprünglichen, reinen Stil dar; das mittlere Englisch zeigt ihn uns rch den Einfluß der festländischen Gotik ins Schwanken gebracht; das ite Englisch bezeichnet den eigenartigen, durchaus nationalen Stil, der ; aus dem Mischstil der zweiten Periode heraus gestaltete.

Sieht man genau zu, so unterscheidet sich die letztgenannte Einteilung von der ersterwähnten mehr dem Namen als der Sache nach. Denn die Zeit des early English ist auch die Zeit des lancet, der decorated style fällt, weil dessen Frucht, zusammen mit dem Eindringen ausländischer Stilelemente, und die Periode des perpendicular ist zugleich die Periode des late English.

Es ist auffällig, wie rasch sich der Übergang vom normannischen Stil zum early English vollzog. Er steht in der Geschichte vielleicht ohne Gegenstück da. Das 1174 vollendete Langhaus der Kathedrale von Ely und das 1193 fertiggestellte Langschiff der Kathedrale von Peterborough sind noch durch und durch normannische Bauten. Dagegen sind schon die Vorhalle der Kathedrale von Ely (vor 1215), der vom hl. Hugo († 1200) begonnene Chor der Kathedrale von Lincoln, der 1218 geweihte Chor der Kathedrale von Worcester und der von Bischof Lucy (1189—1204) erbaute östliche Teil der Kathedrale von Winchester durchaus frühenglische Bauten.

Freilich ersteht schon zwischen 1174 und 1185 auf englischem Boden ein großartiger gotischer Bau, der Chorbau der Kathedrale von Canterbury, die Schöpfung Wilhelms von Sens und Wilhelms „des Engländers". Allein es ist keine englische Gotik, die uns in demselben entgegentritt. Der Chor ist eine durch und durch französische Arbeit. Nur in dem von Wilhelms von Sens Nachfolger aufgeführten östlichen Teile, der sogen. Trinity chapel und Becket's crown, machen sich im Ornament einige englische Motive bemerklich, ohne daß dieselben jedoch den Charakter des Baues wesentlich veränderten.

Auch zwei andere, mit gotischen Elementen stark durchsetzte Bauten, welche bald nach der Vollendung des Chores von Canterbury entstanden, der Rundbau der Templerkirche in London und die Westjoche der Kathedrale von Chichester, tragen, soweit sie gotisch sind, entschieden französisches Gepräge.

Eine die Richtung bestimmende Einwirkung auf den Gang der Entwicklung und einen vorbildlichen Einfluß hat keines der drei Bauwerke ausgeübt, alle drei blieben ohne unmittelbare Nachahmung; ebensowenig scheint sich an ihnen eine Architektenschule herangebildet zu haben. Ihre Bedeutung besteht höchstens darin, zur Einwölbung des Mittelschiffes angeregt und den Weg gezeigt zu haben, wenngleich sie nicht einmal in dieser Beziehung schlechthin vorbildlich wurden. Ein sechsteiliges Gewölbe, wie

es uns zu Canterbury im Werk der beiden Wilhelme begegnet, finden wir nur noch im Querhaus der Kathedrale von Lincoln und im Chor der Kathedrale von Rochester wieder. Für letztern war unzweifelhaft die Gewölbeanlage im Chorbau des nahen Canterbury Vorbild, für ersteres ist das indessen fraglich. An beiden Stellen sind aber die Gewölbe keineswegs eine bloße Wiederholung der Einwölbungsweise, welche zu Canterbury angewandt wurde; sie sind vielmehr konstruktiv und formal entschieden im Sinne des early English behandelt. Zu Lincoln hat man ihnen sogar die spezifisch frühenglische Scheitelrippe, eine horizontale Rippe, welche die Schlußsteine der einzelnen Gewölbejoche miteinander verbindet, eingefügt.

Es hat lange Zeit gedauert, bis die englischen Architekten zur Einwölbung des Mittelschiffes übergingen. Es wurde ihnen ersichtlich schwer, die normannische Gepflogenheit, dasselbe mit flacher Decke oder dem offenen Dachstuhl abzuschließen, mit einer andern zu vertauschen. Nicht nur war der Chorbau des hl. Hugo zu Lincoln noch nicht auf Gewölbe angelegt, selbst im 13. Jahrhundert entstehen noch eine Reihe bedeutender Kirchen, bei welchen die alte Eindeckungsart beibehalten ist, so die mächtigen Abteikirchen von Byland, Witby, Hexham und die Kathedrale von Ripon, während man sich in dem gewaltigen dreischiffigen Querhaus der Kathedrale von York mit Scheingewölben aus Holz begnügte, falls hier überhaupt eine Eindeckung von Anfang an beabsichtigt war.

Aber auch da, wo man die Gewölbe aus dem französischen System herübernimmt, geschieht das nicht ohne eine wesentliche Änderung. In der englischen Frühgotik stehen dieselben mit den Wandungen nur in einem losen Zusammenhang. Sie scheinen wie zwischen dieselben eingeschoben. Nirgends gehen die Dienste, auf denen die Gewölbeansätze ruhen, bis zum Kapitäl der Schiffpfeiler und noch viel weniger bis zum Boden herab. Im besten Falle reichen sie bis unterhalb der Galerie, die sich über den Schiffsarkaden hinzieht, um dort im Zwickel der Scheidbogen auf einer in der Wand angebrachten Konsole abzusetzen. In andern aber beginnen die Gewölbestützen erst oberhalb der Galerie. Es vermöchten übrigens die Gewölbedienste auch unmöglich auf den Kapitälen der Schiffspfeiler Platz zu finden, da schon die Mauer des Hochschiffes dieselben vollständig füllt. Es ist das ein Erbe aus normannischer Zeit und charakteristisch für die englische Gotik. Bei den Bauten der französischen Gotik beträgt die Stärke der Mauer etwa die Hälfte oder sogar weniger von derjenigen der Schiffspfeilerkapitäle.

Man hat eben in Francien die Konsequenzen des gotischen Rippenkreuzgewölbes gezogen, indem man die Stellen der Hochschiffmauer, auf welche der Gewölbedruck übergeleitet wurde, im Innern mit Diensten, im Äußern mit einem kräftigen Strebewerk versah. Infolgedessen konnte man die Mauer selbst erheblich dünner und leichter halten und insbesondere der Wand zwischen den Gewölbediensten den Charakter einer bloß verbindenden Füllmauer geben.

Die englischen Architekten konnten sich dagegen nicht entschließen, mit der Preisgabe des offenen Dachstuhles oder der flachen Holzdecke auch auf die Mauermassen der normannischen Bautraditionen zu verzichten und mit dem Gewölbe aus der französischen Gotik auch das ausgebildete Strebesystem und alle sonstigen Folgerungen herüberzunehmen. Die Mauern behalten dieselbe Mächtigkeit und Wucht, welche ihnen im normannischen Stile eigneten. Die Verstrebungen aber sind mehr Ansätze zu Gewölbewiderlagern als wirkliche, energisch auftretende Widerlager, so unbedeutend und schwächlich treten sie auf. Gewöhnlich pflegen sie sich sogar unter die Dächer der Seitenschiffe zu verkriechen. Seinen Grund hat das freilich zum Teil in der geringen Höhe des Mittelschiffes, welche ein kräftig auftretendes Strebesystem als unnötig erscheinen lassen mochte. Indessen liegt die Hauptursache für seine mangelhafte Ausbildung unzweifelhaft in der Beibehaltung einer Mauerstärke, wie sie der normannische Stil zur Anwendung gebracht hatte. Bei solchen Wandungen mußten Strebepfeiler und Strebebogen konstruktiv als überflüssig erscheinen und zur bloßen Dekoration der Außenflächen und zu vertikalen Teilungsgliedern der sich lang dahinziehenden Außenseiten herabsinken.

Die englischen Architekten haben ersichtlich kein tieferes Empfinden für die strenge Gebundenheit und das Wesen des gotischen Gewölbesystems gehabt. Sie hätten sonst entschieden seine Konsequenzen gezogen. Es war das Gewölbe für sie, wie alles andere, vornehmlich ein Dekorationsmittel. Daher denn auch, daß kaum nachdem man den Gewölbebau zur Eindeckung des Mittelschiffes eingeführt hatte, das schlichte Kreuzrippengewölbe durch das malerischere fächerartige ersetzt wurde. Schon das Langhaus der Kathedrale von Lincoln, welches zwischen 1209 und 1235 errichtet wurde, weist bereits diese Fächergewölbe auf (Fig. 1). Zu den drei Rippen des gewöhnlichen Kreuzgewölbes, dem Quergurt und den beiden Diagonalen sind hier vier weitere hinzugekommen; gleichzeitig haben alle Rippen dasselbe Profil und dieselbe Stärke erhalten. Obendrein ist durch den Scheitel

des Gewölbes eine horizontale Scheitelrippe gezogen, auf welche sich alle dem Schiffe zugekehrten Rippen zuschwingen, um in dichtgedrängten Schlußsteinen in ihr zu enden. Nichts beweist besser die Tendenz der englischen Gotik, als daß sie so rasch die lebens- und bewegungsvollen, durch den Schwung der Linien wie den klaren Verlauf der wirkenden Kräfte gleich ausgezeichneten Kreuzgewölbe mit den starren und durch die gerade Scheitellinie an jedem frischen Aufstieg gehinderten, durch die Häufung der Rippen und reichverzierter Schlußsteine aber ungemein glänzenden Fächergewölben vertauschte. Es war nicht das aufwärts strebende Leben, was die britischen Architekten im Bau zu verkörpern trachteten. Ihr Sinn ging auf dekorative Behandlung desselben hinaus. Dieser Absicht mußte alles dienen, selbst das Gewölbe. Daß darüber die Klarheit der Struktur desselben verkümmerte, die Funktion der Rippen verdunkelt wurde, die Kappen fast zu flachen, aus langen Steinpfosten zusammengefügten Füllungen herabsanken und das Gewölbe zu einer Art von Spitzbogentonne wurde, ließ sie unberührt.

Fig. 1.
System der Kathedrale zu Lincoln.

Um übrigens zu dem so auffallend schnellen, wie über Nacht gekommenen Wechsel des Geschmackes und Stiles zurückzukehren, so darf nicht außer acht gelassen werden, daß unsere Kenntnis von dem Stand der englischen Architektur in der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts eine recht unvollkommene ist. Eine ganze Reihe von Monumenten dieser Zeit sind im Sturm der sogen. Reformation vernichtet worden, und zwar ganz besonders diejenigen, in denen sich die Keime des neuen Stils vor allem entwickelt haben werden, die Cistercienserkirchen, deren in England damals eine beträchtliche Anzahl entstanden. Andere mögen im spätern Mittelalter in perpendikularem Stile umgestaltet worden sein. Jedenfalls ist die frühenglische Gotik nicht urplötzlich wie ein Meteor aus dem Dunkel des normannischen Stiles aufgetaucht.

Wirklich finden sich bereits in den normannischen Bauten seit der Mitte des 12. Jahrhunderts vereinzelt Elemente des early English. Freistehend um den Pfeiler gestellte Säulchen treffen wir z. B. schon in dem

Langhaus der Kathedrale von Rochester, den Spitzbogen in den Abteikirchen Malmesbury, Fountains u. a. m. Rippengewölbe sind in den Seitenschiffen nicht selten, wobei allerdings die Profile der Rippen einen ganz andern Charakter haben, als er ihnen später im frühenglischen Stile eignet. Eine Profilierung der Laibungen der Schiffsarkaden, welche sich schon merklicherweise dem early English nähert, begegnet uns bei den zwei westlichen Jochen des Langschiffes der Kathedrale von Worcester. Dazu kommt, daß die Bauten des spätnormannischen Stiles schon in hohem Maße das Herbe und Harte des früheren Stiles abgestreift haben und um mehrere Grade leichter und lichter geworden sind als die normannischen Kathedralen aus dem Beginn des 12. Jahrhunderts. Es ist ein großer Unterschied zwischen dem massiven Querbau der Kathedrale von Winchester oder dem gleichartigen Langhaus von Durhamabbey und den Kathedralen von Peterborough, dem Langschiff der Kathedrale von Ely und Althamabbey und dem Chorbau von Ranseyabbey mit ihrem flotten Aufstieg und ihrer reichen dekorativen Gliederung. Es bedurfte unverkennbar fast nur der Änderung der Formensprache, und das early English war gegeben. Endlich darf nicht außer acht gelassen werden, daß das Schema, wie es uns im Grundriß und im Aufbau der spätnormannischen Kathedralen entgegentritt, in seinen Grundlinien genau das der frühenglischen Bauten ist.

Es ist freilich richtig, einen Übergangsstil, wie er auf dem Festlande den romanischen Stil und die Gotik verbindet, giebt es in England nicht. In gewissem Sinne bedeutet sogar das early English einen Rückschritt, sofern es auf die halbkreisförmige, den polygonen Abschluß vorbereitende Apsis verzichtet und, was noch bedeutungsvoller ist, die im spätnormannischen Stile sich findenden Ansätze zur Einwölbung des Mittelschiffes und einer schärfer betonten Aufwärtsbewegung preisgiebt. Einen Übergang hat es aber gegeben. Die Elemente der frühenglischen Gotik waren, wenn auch zerstreut, schon eine Weile vor dem Auftreten des early English vorhanden, das im Grund nur eine Kryſtallisierung eben dieser Elemente ist. Auffallend und bislang nicht genügend klargestellt ist nur, daß letztere so rasch und scheinbar so unvermittelt sich vollzog. Ob sie durch den Wunderbau der beiden Wilhelm zu Canterbury angeregt wurde, ob sie auf St. Hugo von Lincoln und seinen Baumeister Geoffroy von Noyers zurückzuführen ist, oder ob von jenseits des Kanals herübergetragene neue Ideen sie veranlaßten? Die Antwort steht noch aus.

Die Blütezeit des early English fällt in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts. Seinen Höhepunkt erreicht der Stil gegen Ende des zweiten Viertels. Die Zeit, welche der Eroberung der britischen Insel folgte, scheint zurückgekehrt. Ja es beginnt ein Schaffen, wie es damals sich nicht im entferntesten bethätigt hatte. Von den schottischen Grenzen bis nach Kent, von Wales bis zur Ostküste tritt ein rastloses Arbeiten hervor, regt sich die Kelle, fügt sich Stein zu Stein, Pfeiler zu Pfeiler. Hier ist es nur ein kleiner Bau, da eine riesige Kathedrale, die aus dem Boden aufsteigt; in Durham fügt man dem Chor die einzig dastehende Kapelle der „Neun Altäre" zu und giebt ihm zugleich ein mit allen Elementen des early English verziertes Gewölbe. In Lincoln wird dem Chor des hl. Hugo der Querbau und das Langhaus, in Peterborough der normannischen Kathedrale die ebenso eigentümliche wie großartige Vorhalle angebaut. Zu Ely erneuert Bischof Hugo (1229—1254) den Chor in edelstem Frühenglisch, zu Wells ersteht unter Bischof Joceline (1206—1242) das Langhaus mit seiner in England beispiellos prächtigen Fassade. Yorks Kathedrale erhält ihr imposantes Querschiff, das auf der britischen Insel seinesgleichen nicht hat, Beverley sein Münster, eine der vortrefflichsten und edelsten, jedenfalls aber die stimmungsvollste gotische Kirche auf britischem Boden, Salisbury seine Kathedrale, der einzige unter den noch bestehenden Bauten des early English, welcher in seinen wesentlichen Teilen in diesem Stile zum vollen Ausbau kam. Aus etwas späterer Zeit ist bloß die Westfassade und der Vierungsturm. Zu London wird der Templerkirche das zierliche, hallenartige Langhaus angefügt. Und alle diese und noch manche andere größere und kleinere Bauten erstehen merkwürdigerweise unter der in sonstiger Beziehung keineswegs glücklichen und segensreichen Regierung Heinrichs III., der selbst, freilich in ausgesprochen französischem Stile — übrigens eine Ausnahme in dieser Zeit —, Chor und Querbau der Westminsterabbey neu errichten ließ.

Als Typus eines Baues des reinen early English pflegt man die Kathedrale von Salisbury hinzustellen. Sie kann in der That als solcher gelten, nur darf man sie nicht auch als die künstlerisch vollendetste Schöpfung des Stiles ansehen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die frühenglischen Teile der Kathedrale von Ely an Adel und Durchbildung der Profile und Kapitäle und das Langschiff der Kathedrale von Lincoln sowie der Chor des Münsters von Beverley an harmonischer Durchbildung des Aufbaus die Kathedrale von Salisbury nicht wenig über-

tagen. Es fehlt ihr sogar fast ganz ein sonst bei den Bauten des early English so häufiges Element, die Brechung und Belebung der Wandflächen mittelst schlanker, aus überspitzen Lancetbogen gebildeten Blendarcaturen. Auch die übrigen dekorativen Mittel des Stiles sind spärlicher bei ihr zur Anwendung gekommen als bei andern Bauten. Aber bei allem dem hat die Kathedrale einen unschätzbaren Vorteil. Sie ist ein Werk aus einem Guß, ist von Anfang bis zu Ende die Verkörperung einer und derselben Bauidee, ist eine ganze, eine völlig zu Ende geführte Schöpfung der frühenglischen Gotik, nicht ein bloßes Fragment. Von ihr können wir daher lernen, wie sich die Architekten des early English ihre Kathedralen gedacht haben.

Der Bau der Kathedrale begann unter Bischof Richard Poore (1217 bis 1228) im Jahre 1220 bei Gelegenheit der Übertragung des Bischofssitzes von Old Sarum nach Salisbury. Nach Old Sarum war derselbe 1078 von Sherborne gekommen.

Zu Salisbury bestand keine Kathedrale. Es mußte deshalb anstatt der normannischen Kathedrale zu Old Sarum, die gegenwärtig in Ruinen daliegt, eine neue gebaut werden. Es war für den Bau ein Glück, daß es sich um einen völligen Neubau und nicht um einen Weiterbau, Vergrößerungsbau oder Umbau handelte. Wir hätten sonst schwerlich das einheitliche Werk, das jetzt vor uns steht. Richard Poore soll Werkleute von der andern Seite des Kanals nach Salisbury haben kommen lassen. Im Bau findet diese Angabe keine Bestätigung. Höchstens, daß sich in der Bildung der Gewölbekappen ein Anklang an französische Weise kundgiebt. Im übrigen ist er frühenglisches Werk von reinstem Wasser. Von Vorteil war es für den Fortschritt des Unternehmens, daß die Gelder reichlich zum Bau flossen. Noch nicht vierzig Jahre nach der Grundsteinlegung, und die Kathedrale stand so weit fertig da, daß in Gegenwart Heinrichs III. 1258 ihre Einweihung vorgenommen werden konnte. Die Fassade wurde beim Ausgang der Herrschaft des early English und beim Beginn der zweiten Periode der englischen Gotik hinzugefügt. Der Ausbau des Mittelturmes erfolgte im 14. Jahrhundert.

II.

Die Kathedrale von Salisbury ist ein höchst bedeutender Bau. Ihre Länge beträgt 144 m; ihre Breite beläuft sich im Langhaus auf 30 m, im westlichen Querschiff aber auf 70 m.

Betrachten wir ihren Grundriß (Fig. 2), so muß notwendig dessen Verwandtschaft mit dem Grundriß der normannischen Kathedralen auffallen. Hier wie dort der Zentralturm, von welchem nach Westen das weit sich hinziehende Langschiff, nach Osten der nicht minder lange Chor, nach Süden und Norden die beiden Arme des Querhauses ausstrahlen.

Freilich fehlt es nicht an einer teilweisen Um- und Weiterbildung des Grundrisses. Der Bau ist um ein zweites, kleineres Querschiff, das sich in den Chor hineinschiebt, und um eine Kapelle am Ostende, die sogen. Lady-chapel, Muttergotteskapelle, bereichert worden. Außerdem hat er statt des halbrunden einen geradseitigen Abschluß erhalten.

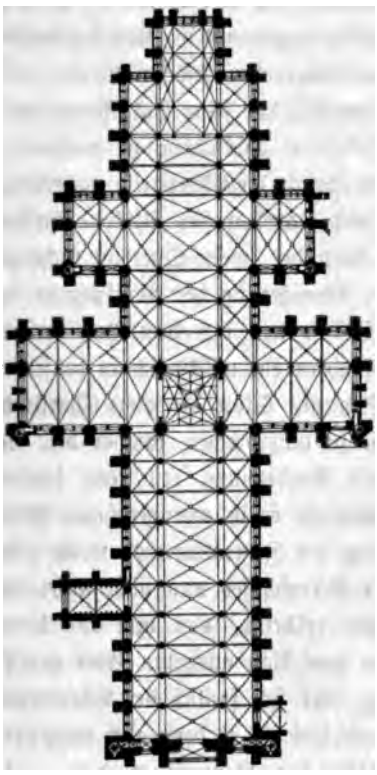


Fig. 2.
Grundriß der Kathedrale von Salisbury.

Übrigens ist weder das eine noch das andere etwas völlig Neues. Denn eine Art zweiten Querschiffes und eine Kapelle am Chorhaupt begegnen uns bereits in dem 1174 durch eine Feuersbrunst vernichteten Bau Anselms von Canterbury. Eine Kapelle hinter der Apsis besaß ferner die Kathedrale von Gloucester. Selbst der geradlinige Abschluß stellt nicht einmal eine völlige Neuerung dar, da er, von kleinen Kirchen abgesehen, schon bei der Kathedrale von Oxford auftritt. Für das early English empfahl er sich vor einem polygonen wegen der ungemeinen Länge und der geringen Höhe des Chores, bei der ein polygoner Abschluß eine zu schwächliche Wirkung gehabt haben würde. Er ist freilich nicht das mächtige Finale, in dem der Rhythmus des Langhauses in den französischen Kathedralen ausklingt, der Brennpunkt, worin sich alle Horizontalbewegung des Baues zusammenfindet. Allein er paßt vortrefflich zu der verständigen Behäbigkeit und der ruhigen Pracht der englischen Bauten. Man stelle sich nur einmal an das Westende der Kathedrale von Salisbury und lasse das

endlos lange Schiff mit seiner geraden Schlußseite auf sich wirken, und man wird finden, in wie glücklichem Verhältnisse dasselbe zum Langbau steht. Der einzige Bau, welcher im Polygon endet — von Westminsterabbey natürlich abgesehen —, ist die Kathedrale von Lichfield. Es handelt sich hier indessen um eine Schöpfung aus der zweiten Periode der englischen Gotik. Obendrein darf man fragen, ob nicht auch zu Lichfield ein gerader Abschluß etwa mit mächtigem Westfenster, ähnlich wie es zu Lincoln, Tintern, Carlisle angewandt ist, statt des winkeligen Abschlusses wirkungsvoller gewesen wäre.

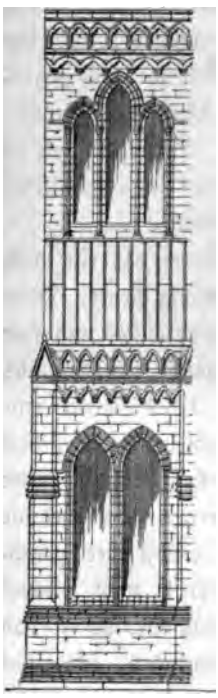


Fig. 3.
Äußeres System der Kathedrale von Salisbury.

Das zweite Querschiff hat seine Entstehung wohl ästhetischen wie praktischen Rücksichten zu verdanken. Man wollte, wie es scheint, die Chorpartie malerischer gestalten und zugleich Kapellen für Altäre schaffen. Nichtsdestoweniger kann der zweite Querbau nicht gerade als die beste Bereicherung des Bauschemas bezeichnet werden. Es ist kein aus dem Bau hervorwachsendes Glied, sondern ein willkürlich in denselben hineingeschobenes Element. Statt die lange Chorflucht in wirksamer Weise zu unterbrechen, läßt er den Beschauer ihre endlose Ausdehnung erst recht fühlen. Dazu stört und schwächt er in unangenehmer Weise die kräftige Wirkung des Zentralturmes, welcher infolge des doppelten Kreuzschiffes nun nicht mehr als der eine Mittelpunkt erscheint, von dem alle Kraft und alles Leben in dem Bau ausgeht. Eine gewisse malerische Wirkung läßt sich freilich der Anordnung nicht absprechen, und diese ist es denn auch unzweifelhaft gewesen, welche den Baumeistern des early English eine gewisse Vorliebe für die beiden Querschiffe einflößte. Am günstigsten gestaltet sich die Sache da, wo die zweite Kreuzanlage nicht als ausgebildeter Querbau, sondern in Form niedriger kapellenartiger Ausbauten auftritt, wie zu Wells.

Was den äußern Aufbau anlangt (Fig. 3), so ist die Kathedrale von Salisbury wie alle ihre Schwestern ungemein schlicht. Von dem Äußern der normannischen Kathedralen unterscheidet sich derselbe fast nur durch den Mangel eines zweiten Geschosses bei den Seitenschiffen und den Spitzbogen, der überall den Rundbogen verdrängt hat. Ein

Strebesystem, wie man es bei der Mächtigkeit des Baues erwarten sollte, fehlt. Die Strebepfeiler, welche den Seitenschiffen vorgelagert sind, steigen nur bis zum Gesimse des Daches, wo sie sattelförmig enden. Sie sind von mittlerer Stärke und weisen über dem treppenförmig gegliederten Sockel eine dreifache merkliche Verjüngung auf. Die Wasserschläge, welche dieselben vermitteln, sind jalousieartig abgestuft. Die Schrägen, welche in Dachform den Strebepfeiler abschließen, weisen eine schindelartige Gliederung auf.

Im Oberbau entsprechen den Streben des Unterbaues schlichte Mauerstreifen, welche nach oben in einem unterhalb des Gesimses sich hinziehenden Zackenfries verlaufen. Die Gewölbewiderlager des Hochschiffs sind unter dem Dach der Seitenschiffe so gut wie ganz verborgen. Nur vereinzelt haben sich schwache und wenig verzierte, aber steil ansteigende Schwibbogen unter demselben hervorgewagt, nicht gerade zum Vorteil des Baues, da hierdurch erst recht das Fehlen eines entschiedenen Strebesystems in die Augen fällt.

Das Langhaus und der Chor besitzen zwei Fensterreihen, eine in den Seitenschiffen, die andere im Hochschiff. In den Seitenschiffen kommen auf jedes Gewölbejoch des Innern zwei hohe, dicht nebeneinandergestellte Lanzettfenster. Die Profilierung ihrer Wandungen und Laibungen ist höchst einfach, da sie nur aus doppelter Abschrägung mit trennendem Plättchen besteht. Säulchen, wie sie sonst fast regelmäßig im early English den Fensterwandungen vorgelagert sind, mangeln hier. Nicht fehlt dagegen der in der englischen Gotik unvermeidliche dripstone (Traufstein, Kranzleiste), ein der Bogenform des Fensterabschlusses folgendes Gesimse. Im Hochschiff sind je drei Lanzettfenster, ein höheres mittleres und zwei niedere seitliche, zu einer Gruppe zusammengestellt. Hier sind die Säulchen an den Wandungen nicht vergessen. Sie bringen Wechsel und Leben in die Fenster.

Bemerkenswert ist, daß die Fensteröffnungen, gerade wie unter der Herrschaft des normannischen Stiles, hart an der Außenwand am engsten sind und sich nach innen zu stetig erweitern. Es ist das eine für England mit seinen Nebeln sehr praktische Einrichtung, daß dem Licht vollster Einlaß ermöglicht wird.

Die Stirnseiten der beiden Querbauten sind durch kräftige Gesimse in drei breite Horizontalstreifen geteilt. Der untere derselben, welcher den Abseiten des Langhauses entspricht, ist sowohl beim westlichen wie beim östlichen Querschiff von drei hohen Lanzettfenstern durchbrochen, während im zweiten, welcher mit der im Innern über dem Untergeschoß des Schiffes sich hinziehenden Galerie in derselben Höhe liegt, sechs zu

zwei und zwei unter einem Verbindungsbogen zusammengestellte Fenster die Lichtzufuhr zum Innern vermitteln. Der dritte Streifen, der sich in der Flucht des Lichtgadens befindet, wird bei dem kleinern östlichen Querbau durch eine Gruppe von drei Lanzettfenstern belebt, während er im größeren westlichen Querbau ähnlich wie das zweite Geschoß desselben sechs paarweise miteinander verbundene Fenster aufweist. Die Giebel, welche von zwei flott aufsteigenden Türmchen flankiert sind, enthalten eine Gruppe von drei Lanzettfenstern, deren mittleres über die beiden andern hoch hervorragt, bezw. zwei zweiteilige Fenster mit darüber angebrachtem Rade.

Die Disposition der Schmalseiten der Querschiffe ist ausgezeichnet. Sie sind ungemein harmonisch gegliedert, haben eine zwar ruhige, aber entschieden zum Ausdruck kommende Aufwärtsbewegung und sind, last not least, ein vortrefflicher Spiegel der inneren Raumverteilung. Sie gehören unstreitig zu den besten und edelsten Partien des Baues.

Interessant ist es, die Übereinstimmung wahrzunehmen, welche zwischen den Schmalseiten der beiden Querschiffe und den Stirnseiten des Querhauses der normannischen Kathedralen hinsichtlich des ganzen Aufbaus besteht. Hier wie dort gewahren wir die dreiteilige Horizontalgliederung, die Dreizahl in der Anlage der Fenster und die Flankiertürmchen des Giebels. Es fehlen nicht einmal an der Schmalseite des westlichen Querbaues der Kathedrale von Salisbury, wo der Raum solches zuließ, die beiden vertikalen Teilungsglieder, welche auch in der Richtung der Senkrechten die Dreiteilung betonen. Denn die beiden dort angebrachten, die Wand bis zum obern Geschoß in drei senkrechte Felder teilenden Streben haben konstruktiv zu wenig Bedeutung, um allein oder auch nur vorzugsweise als konstruktive Glieder gelten zu können. Es ist fast, als seien die Fassaden der beiden Kreuzschiffe der Kathedrale von Salisbury eine fast wörtliche frühenglische Übersetzung der Schmalseiten des Querbaues an den normannischen Kathedralen von Peterborough und Norwich.

Der Vierungsturm, der sich über der Schnittfläche des Langbaues und des westlichen Querschiffes erhebt, steigt mit seinen beiden reich dekorierten Etagen und seinem äußerst schlanken achteckigen Helm bis zur Höhe von 124 m auf. Er gehört bereits der zweiten Periode der englischen Gotik an, weshalb wir hier nicht des näheren auf ihn einzugehen brauchen. Das early English hat nirgends einen der Zentraltürme zum Ausbau gebracht.

(Schluß folgt.)

Joseph Braun S. J.

Tendenziöse Phantastereien als Grundlagen moderner Kultur.

Houston Stewart Chamberlain hat 1899 ein über 1000 Seiten starkes Buch herausgegeben unter dem Titel „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ und arbeitet augenblicklich an einem neuen Werke über das 19. Jahrhundert selbst. Die „Grundlagen“ wollen eine Art Philosophie der Geschichte sein und in allgemeinen Zügen die Hauptphasen der Entwicklung unserer modernen Kultur zeichnen.

Das Buch hat Aufsehen gemacht. Natürlich! Leicht und allgemein verständlich geschrieben, greift es in alle möglichen Gebiete über und reicht so dem verschiedenartigsten Interesse Stoff und Nahrung. Selten oder nie wird in eine Frage tiefer eingedrungen, die verborgenen Schwierigkeiten werden geschickt umgangen, an die Gelehrsamkeit und Denkarbeit des Lesers möglichst geringe Anforderungen gestellt. In artiger Weise wird den modernen Ideen der Hof gemacht. Kant erscheint als der philosophische Lehrmeister, Goethes Gehirn als das bestorganisierte, das je gebildet ward, ein dogmen- und kirchenloses Christentum mit mystischen Erhebungen und geheimnisvollen religiösen Gefühlen schmeichelt dem modernen Traum von einer „Zukunftsreligion“. Das „Germanentum über alles“ darf auf die Sympathien der Chauvinisten rechnen, die naturwissenschaftliche Methode auf allen Wissensgebieten soll sich die Anerkennung aller Feinde der Metaphysik erzwingen; eine pikante Zugabe von Scheiterhaufen, Inquisition, mönchischem Aberglauben, katholischem Götzendienst, jesuitischer Gefahr und den Folterzangen Galileis[1] (!) bringt die erwünschte Würze. Das Buch in seiner hochmütig absprechenden Oberflächlichkeit ist eine Encyklopädie, wie die ungezählten Halbgebildeten unserer Tage sie sich nur wünschen können. Es besticht durch einen gewissen Biederton; manche kurzweilige und geistreiche Bemerkung, und einige Seiten, welche ein etwas gründlicheres Studium verraten, bestricken. Wem die äußere Schale genügt, der wird eingenommen; wer bis zum Kerne vordringt, schmeckt bald die wildgewachsene, holzige Frucht.

Schon beim ersten flüchtigen Durchblättern des Buches stößt der Leser auf so oberflächliche Urteile und so viele historische Irrtümer, daß er an der Berechtigung des Verfassers, in so schwerwiegenden Fragen mitzusprechen, zu zweifeln beginnt. Man braucht nur aufs Geratewohl einige Curiosa, welche Chamberlain für Geschichte ausgiebt, herauszugreifen, um einen Maßstab für die Gründlichkeit des Verfassers zu gewinnen.

In seinem Buch über das kirchliche Bücherverbot hatte Professor Hollweck geschrieben, die neue Konstitution Leos XIII. bedeute in mehrfacher Hinsicht eine sehr erhebliche Milderung gegenüber dem geschriebenen Rechte, aber der herrschenden Praxis gegenüber sei sie eine nicht unerhebliche Verschärfung. Nur in

[1] Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts S. 698.

einzelnen wenigen Punkten sei das Gesetz selbst ausgedehnt worden. Chamberlain hat den ersten, wichtigsten Teil dieses Urteils übersehen und klammert sich bloß an den zweiten; so findet er unter Anführung Hollwecks in der Konstitution (Officiorum numerum (sic! soll heißen Officiorum ac munerum) rundweg eine nicht unerhebliche Verschärfung [1]. Im Anschluß daran urteilt er über die Vorschriften dieser Konstitution, offenbar ohne sie je gelesen zu haben. Denn wie ließe sich sonst seine wunderliche Behauptung begreifen, nach dem neuen Index sei „dem gläubigen, römischen Katholiken so ziemlich die gesamte Weltlitteratur verboten, und selbst solche Autoren wie Dante dürfte er nur in stark expurgierten, ‚bischöflich approbierten' Ausgaben lesen" [2]. Bekanntlich ist aber ungefähr kein einziges hochbedeutsames Werk der Weltlitteratur durch den Index verboten. An einer andern Stelle hätte Chamberlain wohl nicht mit solcher Rührung vom „sanften" Molinos geschrieben [3], wenn er dessen Teufelsspuk und unmoralische Thesen, welche wir hier gar nicht abzudrucken wagen, zu Gesicht bekommen hätte.

Ignatius von Loyola, einen Mann, welcher ausdrücklich lehrt, man solle sich wo möglich in allen Handlungen durch die vollkommenste, reinste Liebe Gottes leiten lassen und nicht so sehr durch Furcht vor Strafen und Hoffnung auf Belohnung [4], einen Mann, welcher bereit war, auf die Sicherheit seines ewigen Glückes zu verzichten, wenn er nur auf Erden Großes für Gott und den Mitmenschen thun könne [5], einen solchen Mann verleumdet Chamberlain dahin, daß er „die schlotternde Angst" zur „Seele seiner Religion" gemacht habe [6].

Chamberlain las auch hier so oberflächlich, daß er den wichtigeren Teil einer Lehre übersah und eine Nebensache zur Hauptsache aufbauschte. Es handelt sich nämlich um die 18. Regel ad sentiendum cum ecclesia aus dem Exerzitienbuch des hl. Ignatius. Jedes Kind weiß, daß die sogen. knechtliche Furcht wesentlich darin besteht, daß man die Sünde meidet aus Liebe zu seinem eigenen ewigen Glücke; diese Liebe wird aber zum Verbrechen, sobald sie sich mit dem positiven Akt verbindet: „Wäre Himmel und Hölle nicht, so würde ich nichts auf Gott geben!" Diese einfachen Elemente kannte Chamberlain allerdings nicht, mißverstand daher die ganze christliche Lehre von der Furcht Gottes und ersah sich zum Opfer seiner Luftstreiche die Jesuiten und ihren Stifter. Das macht ja populär.

Recht erheiternd sind auch noch folgende Mißverständnisse:

Thomas von Aquin soll gelehrt haben, daß die Dogmen der christlichen Religion „von der Vernunft als notwendige Wahrheiten bewiesen werden können" [7]. Bekanntlich hat aber Thomas alle Mühe und allen Scharfsinn aufgewandt, das Gegenteil zu beweisen [8].

---

[1] Chamberlain a. a. O. S. 518, A. 4. [2] Ebd. S. 518, A. 4.

[3] Ebd. S. 883. [4] Constitut. III. I, 26 (ed. Flor. 1893 II, 43).

[5] Chamberlain hätte das sogar in der Biographie des hl. Ignatius von Gothein finden können (S. 777).

[6] Chamberlain a. a. O. S. 879 ff. 525 ff.

[7] A. a. O. S. 868. [8] Man vgl. z. B. Summa contra gentes IV.

Mit Verachtung und heiligem Zorn (!) soll Johannes Duns Scotus in seinen Quaestiones subtilissimae die Beweise für das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele zu elenden Sophistereien stempeln. Thatsache ist nun, daß Scotus gerade in diesen Quaestiones sowie in mehreren andern Schriften, die aber für Chamberlain ein verschlossenes Buch zu sein scheinen, sich eifrig bemüht, das Dasein Gottes aus der Vernunft zu beweisen [1]. Nach Art der damaligen Gelehrten hat er allerdings einige Einwände gegen seine eigene Ansicht an den Anfang der Untersuchung gestellt. Chamberlain scheint diese Einwürfe frischweg für die Beweise des Scotus zu halten [2]. Er hätte nur eine halbe Seite weiter zu lesen brauchen, um seinen Irrtum klar einzusehen. Statt dessen knüpft er an seine Entdeckung Betrachtungen, wie Scotus im Gegensatz zu Thomas den Weg der Wahrhaftigkeit betreten; das nennt dann Chamberlain auf „den Kern der Sache" eingehen [3].

Die Vernunftbeweise für die Unsterblichkeit der Seele erklärt Scotus allerdings nur für wahrscheinlich. Indessen begegnete auch hier Chamberlain das Mißgeschick, daß er, statt den Oxforder und Pariser Kommentar zu den Sentenzen zu nennen, die zwei Werke, in denen Scotus seine diesbezüglichen Ansichten weitläufig erörtert, nur die Quaestiones subtilissimae anführt; gerade hier erklärt aber Scotus aus reinen Vernunftgründen den intellektiven Teil der Seele für unvergänglich [4].

Ähnliche Mißverständnisse gehören bei Chamberlain nicht zu den Seltenheiten. So wird er einmal von Mitleid gerührt über das neunzehnte Jahrhundert, weil Kardinal Turrecremata, der bekanntlich im Jahre 1388 (!) geboren wurde, in seinem Kommentar zu Gratian manches niedergeschrieben hat, was allerdings im 19. Jahrhundert weniger begreiflich wäre als im 15.

Diese Flüchtigkeit begleitet Chamberlain auch bei Beurteilung moderner Gelehrten, welche sich denn wunderliche Parallelen gefallen lassen müssen. So wird unter anderem Bethe, der in einer Studie über die Ameisen diese Tierchen zu reinen Maschinen macht, in einem Atemzug mit Erich Wasmann genannt, der geradezu das Gegenteil von Bethes Ansicht verteidigt; beide sind, freilich von einem diametral entgegengesetzten Standpunkt aus, die heftigsten Gegner des Anthropomorphismus; Chamberlain wirft ihnen gerade diesen Irrtum vor, während er Brehm, den Verfechter des Anthropomorphismus par excellence, mit Wohlgefallen anführt [5].

---

[1] Ed. Lugdun. 1639, tom. IV, in lib. XII. Metaph. Q. IV. Cf. Opus Oxon. I, II, 1—3 (ed. Ven. 1598). Report. Paris. I, I, 2—4 et I, II, 1—4 (ed. Ven. 1597). Vgl. auch die Traktate im III. Band der Edit. Lugdun. 1639.

[2] Eine ganz andere Frage ist natürlich, wie sich Scotus zu den Vernunftbeweisen über einige Eigenschaften Gottes, der Allmacht und Unendlichkeit, stellte.

[3] Chamberlain a. a. O. S. 869.

[4] Quaest. subtil. XII. II. Da die Echtheit dieses 12. Buches nicht ganz feststeht, vergleiche man die analogen Ausführungen im Kommentar zum 12. Buch der Aristotelischen Metaphysik I, cap. 3.

[5] Chamberlain a. a. O. S. 59. 909.

Nach dieser kleinen Blütenlese recht unverzeihlicher Irrtümer wenden wir uns zur Beurteilung einiger grundlegenden Thesen des Werkes.

Wie denkt sich zunächst Chamberlain die Entwicklung der Kulturgeschichte?

Die Kultur der Alten Welt, zumal die der Griechen und Römer, erscheint ihm als Erbe, dessen sich die Welt nach Christus bemächtigt, um es in einem langwierigen Kampf teils in sich aufzunehmen, teils umzubilden, und auf dieser Grundlage allmählich eine ganz neue Welt, eine ganz neue, völlig originelle Kultur zu schaffen. Als Erbe der alten Welt überkamen wir von den Griechen Kunst und Philosophie; bloß die erste hat bleibenden Wert[1]. Das kostbarste Vermächtnis der Römer ist ihr Recht und die Familie[2]. Die neue Zeit beginnt mit Christus, dem absoluten religiösen Genie. Das Vorbildliche seines Lebens und seiner Persönlichkeit macht den Schatz aus, an dem sich die Menschheit bereichert. Im schroffen Gegensatz zu den Juden legt Christus, der Abstammung nach kein Jude, das Hauptgewicht auf das Gemüt als auf den Urquell aller Religion und auf die volle Umkehr des Willens. Seine höchste Bedeutung besteht darin, daß er, als Vorläufer Kants, das Sittlichkeitsgesetz des Menschen in die autonome Brust des einzelnen verlegte[3]. Wer übernahm nun das Vermächtnis der alten Welt? Die Erben mußten, wenn sie Großes leisten, Neues aus dem Überkommenen gewinnen sollten, vor allem eine reine, starke Rasse darstellen — denn nur eine solche wirkt Großes —, sie mußten sodann eine wahre Geistesverwandtschaft mit den alten Kulturvölkern aufweisen.

Das Völkerchaos des versinkenden römischen Reiches konnte, wenn man von ungewöhnlichen Ausnahmen absieht, nur eine Afterkultur niedriger Mestizenseelen schaffen[4]. Die allerdings in sich abgeschlossene jüdische Rasse brachte bei ihrem Eintritt in die abendländische Geschichte fremde, widerchristliche und antiarische Anschauungen und Gefühle und eine wesentlich irreligiöse Gesinnung; dadurch war sie für eine Neuschöpfung der Kultur unbrauchbar und unfähig[5].

Zu dieser erhabenen Aufgabe hatten die Weltgeschicke einzig die nordeuropäische Rasse berufen; Chamberlain bezeichnet sie kurzweg als Germanen und will die Kelten und Altslaven mit eingeschlossen wissen. Diese starke, reine Rasse besaß in ihrer Volksseele jenen Reichtum an Freiheitsliebe und Treue, jenen Zug zur Selbstbestimmung, jene Abneigung gegen äußeren Zwang und Autoritätsglauben, jenen idealen Flug, jene mystische Religion des Gemütes und jenes Genie zur Bildung von Nationalstaaten, welche sie zum Kampf um Religion und Staat aufriefen mit den Juden und dem Völkerchaos, zu geborenen Erben der alten Kultur und zu auserwählten Schöpfern einer neuen Welt vorzüglich befähigten[6].

Dieser Kampf um Religion und Staat war unvermeidlich[7].

Schon das Christentum des hl. Paulus vereinigte in sich, wie Chamberlain meint, zwei widerspruchsvolle Elemente, den jüdischen „chronistischen", auf gewisse historische Thatsachen sich stützenden Glauben und „indoeuropäische sym-

[1] Chamberlain a. a. O. S. 53 ff. [2] Ebd. S. 121 ff.
[3] Ebd. S. 189 ff. [4] Ebd. S. 263 ff. [5] Ebd. S. 323 ff.
[6] Ebd. S. 463 ff. [7] Ebd. S. 535 ff.

bolische und metaphysische Mythologie". Auf den Gegensatz dieser beiden Ideenreihen führt Chamberlain die großen kirchlichen Kämpfe und die Seelenkämpfe des einzelnen im wesentlichen zurück. Alles wurde noch schlimmer, als zu der „Paarung des arischen Geistes mit dem jüdischen" noch „die Tollheiten des nations- und glaubenslosen Völkerchaos" und die Tyrannei des römischen Imperialgedankens sich gesellten [1]. Im Kampfe vertrat der „Norden" stets die „protestantische Gesinnung", die „Empörung gegen Rom"; d. h. „größtmögliche Innerlichkeit der Religion, weitestgehende Vereinfachung ihrer äußeren Kundgebung, Freiheit des individuellen Glaubens" [2]. Der Norden zersplitterte sich aber und war im Kampf inkonsequent. So siegte denn im ganzen das Völkerchaos. Bis jetzt hat die religiöseste Rasse der Welt, die der Germanen, ihren Beruf, eine einheitliche germanische Religion des Gemütes im Sinne Christi und Kants zu schaffen, noch immer nicht erfüllt [3].

Siegreich blieben dagegen die Germanen im Kampfe um den Staat [4]. Hier rang der römische Gedanke eines Universalstaates mit dem germanischen Triebe zur Bildung von Nationalstaaten. „Das römische Imperium mußte sinken, während die freien Germanen sich rüsteten, die Herrschaft der Welt anzutreten" [5]. Dieser Sieg kündigte sich schon mit dem Anfang des 13. Jahrhunderts an. Die Weltherrschaft erreichten die Germanen dadurch, daß sie, und sie allein, die sogen. moderne Kultur schufen [6]. Ihre Kultur ist keine Fortsetzung der Antike, sie ist neu und selbständig. Das Wissen, d. h. Entdeckungen und Wissenschaft, die moderne Zivilisation, die sich in der Industrie, Wirtschaft, Politik und Kirche offenbart, die europäische Kultur, welche sich in der Kunst und der Weltanschauung spiegelt, alles das ist ein Werk der germanischen Rasse [7]. Wie der Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte nichts anderes bedeutet „als die Errettung der agonisierenden Menschheit aus den Krallen des Ewig-Bestialischen" [8], so erscheint es auch „evident", „daß die gegenwärtige Zivilisation und Kultur Europas eine spezifisch germanische ist; . . . direkt antagonistisch dem Mestizenideal des antinationalen Imperiums und der sogen. ‚römischen' Richtung des Christentums" [9].

Diese knappe Übersicht über die neuen Thesen Chamberlains genügt, um ein starkes Staunen hervorzurufen. Es eröffnen sich ja dem Historiker ganz ungeahnte Gesichtspunkte, die Geschichte erscheint in einer neuen Beleuchtung. Wenn nur Chamberlain irgend eine seiner Behauptungen bewiesen hätte! Das hat er nun leider nirgends gethan; er behauptet, citiert, schließt, findet überall beneidenswerte Klarheit und Evidenz und meint, scharf zu beweisen, weil er nur einen Bruchteil der Litteratur kennt, und ohne Kritik Wissenschaft und Phrasen, ernste Forschungen und nichtssagende Hypothesen als gleichwertige Quellen behandelt. So ist ein großer Prozentsatz der angeblichen Thatsachen, aus denen er sein Geschichtsbild zusammensetzt, nichts als ein Kraftstück der Phantasie. Wir können

[1] Chamberlain a. a. O. S. 592 ff. [2] Vgl. ebd. S. 609—611.
[3] Vgl. ebd. S. 639 ff. 932 ff. [4] Ebd. S. 651 ff.
[5] Ebd. S. 687. [6] Ebd. S. 693 ff. [7] Vgl. ebd. S. 729 ff.
[8] Ebd. S. 464. [9] Ebd. S. 700.

natürlich nicht allen Einzelheiten nachgehen, wollen aber wesentlich im Anschluß an die gegebene Skizze an einigen Beispielen zeigen, wie frei Chamberlain mit den Thatsachen schaltet.

Die Darstellung Chamberlains setzt mit dem „heidnischen Erbe" ein. Hier ist der Abschnitt über das römische Recht einer der unbefangeneren und besseren des Werkes, wimmelt aber doch auch von Einseitigkeiten und ungerechten Ausfällen. So hat Chamberlain keinen Sinn für das germanische Recht; er kennt offenbar die einschlägige Litteratur zu wenig und greift einige hübsche Geschichten heraus, um sich über das deutsche Recht lustig machen zu können [1]. Dafür werden ihm die Freunde seines germanischen Standpunktes ebensowenig dankbar sein als für die Behauptung, daß die Germanen, welche den alten Hellenen näher kommen sollen als irgend ein anderes Volk, zugleich doch auch in gar manchen Dingen „bedenklich zum Chinesentum neigen" [2].

Chamberlain ist ferner ein begeisterter Lobredner der altrömischen Familie, und darin hat er ja zum Teile gewiß recht. Wenn er dagegen die Stellung der Frau in Rom als ein Ideal hinstellt, das unsere Zivilisation von dort geerbt habe, wenn er es als „römisches", nicht als christliches Werk bezeichnet, „daß das Weib in Europa eine feste, sichere, rechtliche Stellung erlangte" [3], so hat er das wiederum aus einem oberflächlichen Studium der Quellen geschöpft. Die Sache steht vielmehr so, daß die Praxis und die natürliche traditionelle Hochachtung des Römers vor der Frau das harte, den Mann einseitig begünstigende Recht lenkte und milderte. Hier hat, wie so oft, Ihering so ziemlich das Richtige getroffen, wenn auch seine Darstellung mit allzu stark apologetischer Tendenz für die römische Familie eintritt [4]. Wir können also höchstens sagen, die Frau im alten Rom war zwar nicht rechtlich, aber doch „in Wirklichkeit die Genossin des Mannes im vollsten Umfang des Wortes" [5]. Wir müssen eben absehen „von der abstrakt rechtlichen Gestaltung des Verhältnisses" und müssen uns halten „an die Erscheinung desselben im Leben und die natürliche Auffassung, welche die Römer selber damit verbanden" [6]. „Die dürre Prosa des Rechts soll nicht in das römische Haus hineindringen." [7]

Um die bevorzugte Stellung der Frau im Erbrecht zu zeichnen, führt Chamberlain eine Stelle aus Iherings Entwicklungsgeschichte des römischen Rechts an [8], wonach zwischen beiden Geschlechtern in Erbsachen gar kein Unterschied bestand. Ganz recht, aber man darf doch auch nicht vergessen, daß „die nicht in väterlicher Gewalt stehende Frau . . . bei wichtigeren Einzelveräußerungen an die Zustimmung sämtlicher Agnaten nächsten Grades" gebunden war, daß „die Übertragung ihres Vermögens an den Ehegatten . . . mit der ältesten Ehe notwendig verbunden war", daß „das Recht, testamentarisch über ihr Vermögen zu verfügen, . . . der Frau nach ältestem Recht" fehlte [9]. Auch in diesen Beziehungen

[1] Vgl. Chamberlain a. a. O. S. 166 ff. [2] Ebd. S. 749.
[3] Ebd. S. 179. [4] Geist des römischen Rechts II, 1[4] S. 194 ff.
[5] A. a. O. S. 203. [6] Ebd. S. 207. [7] Ebd. S. 195.
[8] S. 55; bei Chamberlain S. 176. 177 Anm. 1.
[9] Mommsen, Römisches Staatsrecht III, 1, S. 20. 21.

besaß „die Natur des vermögensrechtlichen Verhältnisses, wie es dem strengen Rechte nach ... bestand, für das gewöhnliche Leben so wenig Realität, daß eine ordentliche römische Hausfrau nicht bloß ihre Dotalsachen, obschon sie doch ins Eigentum des Mannes übergegangen waren, ganz so wie unsere heutigen Frauen nach wie vor als ihre eigenen bezeichnete, sondern sogar über ihre Wertsachen selbständig verfügte, und ein Ehemann, der es versucht hätte, die gesetzliche Theorie von seinem unbeschränkten Eigentum an den Dotalgegenständen seiner Frau praktisch zur Anwendung zu bringen, dürfte in den meisten Fällen einen schweren Stand gehabt haben“ [1].

Dem Forscher, welcher Sinn für historische Entwicklung hat, darf es ferner nicht entgehen, daß jene gesunde, das harte, rauhe Recht mildernde altrömische Familiensitte zur Zeit des entstehenden Christentums einer vollen Auflösung und Verderbnis der Familie Platz gemacht hatte; mit dieſem Familienchaos und mit dem Buchſtaben des Rechts hatte das Christentum zu rechnen. Da darf man doch die Sache nicht so darstellen, als wäre jene altrömische Sitte unmittelbar ins christliche Leben hinübergeflossen.

Chamberlain bringt denn auch keinen Beweis für seinen Satz, daß die hochgeachtete Stellung der Frau keine christliche Schöpfung sei, er behauptet es bloß und setzt sich mit der ausgedehnten Litteratur, welche über diesen Gegenstand besteht, gar nicht auseinander. Unwiderlegt bleibt also jedenfalls, daß die ethische und philosophische Vertiefung des Frauenrechts dem Christentum zuzuschreiben ist.

Bei dieser Gelegenheit drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf, wieviel Chamberlain aus katholischen Werken, welche über dieselben Gegenstände handeln, z. B. aus Weiß' Apologie, aus Kurths Origines de la civilisation moderne, hätte lernen können. Jedenfalls braucht der Katholik nicht nach Chamberlains Buch zu greifen; im eigenen Lager findet er Werke, welche sich in der Schönheit und Klarheit der Darstellung zweifellos mit Chamberlain messen können, dabei aber gründlich und wissenschaftlich gearbeitet sind.

Bei Behandlung des hellenischen Vermächtnisses will uns Chamberlain zur Ansicht bekehren, daß die Oberhoheit der griechischen Philosophie eine „Illusion“ sei [2]. Zur Erhärtung dieser „Überzeugung“ findet man außer einigen Phrasen zunächst ein Lob der indischen Philosophen, welche früher, tiefer und konsequenter gedacht hätten, und von denen Pythagoras das meiste entlehnt haben soll, sodann eine schroffe Zurückweisung jeder Abhängigkeit von den Griechen bei Locke, Gassendi, Hume, Descartes, Kant u. s. w. Diese zweite Behauptung lassen wir auf sich beruhen, da sie nicht wissenschaftlicher Natur ist, sondern dem bekannten Rassenchauvinismus Chamberlains entspringt.

Die Mißachtung der griechischen Philosophie nährt sich von Sophismen. Wenn man den Satz aufstellt, die Griechen hätten uns vorgedacht, so leugnet man damit nicht, daß vor ihnen gute und gründliche Denker gelebt haben. Man betont nur den thatsächlichen Einfluß der Hellenen auf unser abendländisches

[1] Ihering, Geist des römischen Rechts II, 1⁴, S. 209.

[2] Chamberlain a. a. O. S. 106 ff.

[illegible] Der Jude [illegible] der spekulativen Entwicklung des Seinsbegriffes [illegible] — denn nur darum kann es sich handeln, [illegible] — einen Scharfsinn [illegible] der griechischen Weisen messen kann, [illegible] und dialektische Ungereimtheiten verfielen; [illegible] Beeinflussung der Griechen von [illegible]

[illegible] Spencer und Hopkins [1] in einigen Lehren [illegible] — Anschauung, welche von andern [illegible] —; jedenfalls gehören aber [illegible] philosophia perennis. Durch sie wird [illegible] der hellenischen Weisheit das ur- [illegible] und die originelle Kraft nicht im geringsten be- [illegible] erklärt auch hier ohne strengen Beweis, die wohl- [illegible] der Hingerissenen für Anfinn und seine Behauptungen für [illegible]

[illegible] welche zwischen dem Erbe der Alten Welt und den Erben [illegible] Christus. Christus ist für Chamberlain kein Jude der Abstam- [illegible] In Galiläa wohnte zumeist ein Mischvolk, keine jüdische Rasse; [illegible] waren die galiläischen Juden samt und sonders bestimmt worden, [illegible] „war Jesus ‚höchst wahrscheinlich' kein Jude"; [illegible] geringste Veranlassung zu der Annahme vor, die Eltern [illegible] Rasse nach, Juden gewesen"; also ist „die Wahrschein- [illegible] Jude war, daß er keinen Tropfen echt jüdischen Blutes [illegible] so groß, daß sie einer Gewißheit gleichkommt". Wer [illegible] aufstellt, Christus sei ein Jude gewesen, sagt entweder [illegible] eine Lüge" [2]. Diese geharnischten, bedenklich logischen Schlüsse [illegible] überzeugen.

[illegible] zu beweisen, daß Christus, als Vorläufer des Germanen Kant, [illegible] des Sittengesetzes im Herzen des einzelnen aufschlug. Das lernen [illegible] Mund. „Was er genau sagte, wissen wir nicht, doch ein un- [illegible] unvergeßlicher Ton schlägt an unser Ohr und dringt von dort [illegible] Unzweifelhaft echt ist Christi Ausspruch: Das Reich Gottes [illegible] in euch. Chamberlain übersieht, daß die Stelle dem ganzen Zu- [illegible] nach nur bedeuten kann, das Reich Gottes steht mitten unter euch, d. h. [illegible] der Herr und Verkünder dieses Reiches, bin allen sichtbar in eurer [illegible] Chamberlain hört in diesen Worten den Geist Kants wehen, das Bieder- [illegible] des kategorischen Imperativs im Herzen des Biedermanns.

In diesem Abschnitt über Christus ist alles Phrase: Christus wird „göttlich" genannt wahrscheinlich um die frommen Gemüter nicht abzuschrecken, sein

[1] The Religions of India (1895) p. 559 ff.
Vgl. Chamberlain a. a. O. S. 211. 214. 218.
[2] Vgl. ebd. S. 201; vgl. S. 199 ff. 208 ff. 942 ff. [4] Ebd. S. 201. 227.

Leben wird als das höchste Ideal hingestellt, seine Werke sind die unvergänglichsten Denkmale des Menschengeistes, sein Kreuz auf Golgatha wird als die Grundlage unserer ganzen Kultur gepriesen [1], aber alles das stützt sich auf einige zufällig herausgegriffene Stellen des Neuen Testamentes, auf das subjektive Gefühl des Autors, auf eine konfuse Schwärmerei für Christus und auf so zweifelhafte religionsphilosophische Fundamente, daß man nicht einmal über die Hauptfrage, wen denn eigentlich Christus unter dem Gott, zu dessen Liebe er aufforderte, sich gedacht habe, eine klare Auskunft erhält.

Chamberlain findet das Wesen des Christentums darin, daß man wie Christus lebe, denke und sterbe, er hat aber keine Antwort auf die erste Frage, die sich aufdrängt, warum denn Christus ein absolutes Ideal für uns bedeutet. Beugen wir uns diesem Ideal, weil Christus als reiner Mensch sich selbst als solches hinstellt, so ist diese Unterwerfung ein blinder Autoritätsglaube und demnach eine für den freien denkenden Mann unwürdige Sklaverei; dann wollen wir keine Christen sein; hat aber Christus nur ausgesprochen und lebendig vorgeführt, was in dem religionsbedürftigen Menschenherzen unbewußt ruht, so ist er für uns nichts weiter als eine Art Entdecker auf religiösem Gebiet; wir sind Christen, solange wir es sein wollen, d. h. solange wir keine Ideale in uns finden, welche uns besser behagen, als diejenigen, welche Christus vertreten hat. Christus wäre bloß ein Pfadfinder zu dem Gott, den er sich gedacht hat, seine Entdeckung wird überwunden werden wie seine Gottesvorstellung einer höheren Platz machen kann.

Mit andern Worten, von Chamberlains Standpunkt aus ist die Begeisterung für Christus hohl und unbegründet. Sie ist unwissenschaftlich, weil er uns Christi Persönlichkeit nach einem Dutzend Stellen aus dem Neuen Testament zeichnet, ohne sie mit der Mehrzahl der übrigen zu vergleichen und ohne uns irgend ein befriedigendes Kriterium anzugeben, weshalb er denn gerade diese Sätze als echt annimmt, während er andere verwirft. Die Phrase, dieses oder jenes Wort sei authentisch, denn „es war noch niemals gesprochen worden“ [2], und ähnliches mehr, ist eben nur eine Phrase, ein unklares Gefühl, keine Kritik, keine Grundlage des Wissens.

Die neuen Gedanken, welche Chamberlain über das Erbe, das uns die alte klassische Welt hinterließ, und über die Erscheinung Christi vorgetragen hat, erwiesen sich als unhaltbare Phantasien. Seine eigenartige Auffassung der Kulturgeschichte nach Christus ist um nichts besser begründet.

Man wird sich erinnern, daß er die europäische Geschichte zumal bis zum Jahre 1200 als einen Doppelkampf auffaßt, einen Kampf um die Religion und einen Kampf um den Staat.

Bei Zeichnung jenes ersten Kampfes, sowie auch später bei der Schilderung der modernen Weltanschauung und Religion findet er vielfache Gelegenheit, seine theologischen Kenntnisse zu verwerten. So werden uns zunächst einige seiner Entdeckungen auf diesem Gebiet beschäftigen.

---

[1] Vgl. Chamberlain a. a. O. S. 250. [2] Ebd. S. 199.

Auch hier werden wir uns nicht auf gelehrte Widerlegungen einlassen und gestehen auch unumwunden ein, daß wir es nicht thun, weil das Buch eine solche Mühewaltung nicht verdient.

Chamberlain versichert zwar wiederholt, daß er als Laie in theologischen Dingen sich große Zurückhaltung auferlegen müsse; trotzdem weiß er aber gerade in den schwierigsten dogmenhistorischen und theologisch-spekulativen Fragen weit mehr als alle Fachgelehrten. Entstehung und Entwicklung der Dogmen, die verschiedenen Arten von Entlehnungen und Nachahmungen stehen klar vor seinem Geiste. Wir greifen beispielshalber seine Behauptungen über den Zusammenhang christlicher Dogmen mit altindischen Ideen heraus. Zur Einleitung mag an das gewichtige Wort eines der bedeutendsten Kenner indischer Philosophie, Paul Deussens, erinnert werden: „Gegenüber dem Bestreben von Weber, Lorinser, Seydel, v. Schröder u. a., teils indische Gedanken aus occidentalischen (biblischen und griechischen), teils occidentalische aus indischen abzuleiten, wollen wir hier nur bemerken, daß uns bis jetzt auf beiden Gebieten noch kein Gedankenmoment begegnet ist, welches sich nicht leichter aus seinen natürlichen Voraussetzungen als aus einem solchen internationalen Austausche ableiten ließe, der für die alte Zeit gewiß größere Schwierigkeit hat, als man vielfach sich vorstellen mag." [1]

In flagrantem Widerspruch zu diesem Ergebnis sieht Chamberlain, der doch Deussen als erste Autorität anerkennt, auf Schritt und Tritt indische Entlehnungen in der christlichen Religion. Die Gründe, mit denen er sie nachzuweisen sucht, sind freilich auch danach. Es sind Spielereien mit rein äußerlichen Ähnlichkeiten. So glaubt er bei den Indoeuropäern die Vorliebe für die Dreizahl gefunden zu haben, konstatiert ihre Verwendung in der Konstruktion der indischen Trimûrti des Brahmâ, Vishnu und Çiva, und das genügt ihm vollständig, um die Dreifaltigkeit als arischen Bestand nachzuweisen [2]. Daß die Trimûrti sich als altindische Idee gar nicht begreifen läßt, daß sie überhaupt ein viel später zum Zwecke der Systemmacherei erfundener Begriff ist, welcher eine verhältnismäßig geringe Rolle spielte [3], ist ihm dabei entgangen. Dagegen weiß er sonderbarerweise genau, daß diese Trimûrti mehrere Jahrhunderte vor Christus ausgebildet war; die Indologen sind bei ihren Forschungen noch nicht so weit.

Überaus erheiternd ist auch die Argumentation, welche den „Mythus von der Menschwerdung Gottes" als altindisches Stammgut erweisen soll [4].

Erster Beweis: „Er liegt in dem Einheitsgedanken des allerersten Buches des Rigveda eingeschlossen."

Es ist dies offenbar eine Anspielung auf sechs Hymnen des Rigveda [5],

---

[1] Die Sûtra's des Vedânta (1887) S. VII Anm. 2.

[2] Chamberlain a. a. O. S. 554.

[3] Cf. *Hopkins*, The Religions of India p. 457 ff.; besonders p. 464 ff. 545.

[4] Chamberlain a. a. O. S. 556.

[5] Rigv. 1, 164; 10, 72. 81. 82. 90. 121. 129; vgl. Deussen, Allgemeine Geschichte der Philosophie I, 1, S. 103 ff.; allerdings datiert Deussen diese Lieder nach vorgefaßten Theorien. Vgl. Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur II, 15 ff.

welche eine ursprüngliche einheitliche Ursache des Weltalls teils entwickeln teils voraussetzen. Von der Idee der Menschwerdung kann keine Rede sein.

Zweiter Beweis: „Die Menschwerdung tritt uns philosophisch umgestaltet in der Lehre von der Identität des Âtman mit dem Brahman entgegen."

Das Selbst (Âtman) ist in einigen Systemen der indischen Philosophie allerdings identisch mit dem realsten Sein; von einer Menschwerdung ist aber hier ebensowenig die Rede wie etwa bei der Identität des „Dinges an sich" mit dem Willen bei Schopenhauer.

Dritter Beweis: „Der Mythus wurde vollendet anschaulich in der Gestalt des Gottmenschen Krishna."

Auch hier handelt es sich bloß um eine Wortspielerei bei einer wesentlich verschiedenen Begriffswelt. Der Gott Krishna wird von den Indern als Mensch gedacht; es dient dies aber nur als Personifikation des philosophischen Gedankens einer Identität Âtmans mit Brahman. — Man sieht, wie leicht es ist, Religionsphilosophie und Dogmengeschichte zu schreiben.

Chamberlain übersieht bei alledem, daß das Wesentliche stets ganz verschieden ist, und daß eine strenge Methode die Entlehnung positiv zu erweisen hat. Für ein ungeschultes Auge nehmen sich eben die allerunähnlichsten Gegenstände von weitem als gleichartig aus.

So freut sich auch Chamberlain, das Wort „Erlösung" und, wie er fälschlich meint, auch „Gnade" bei den Indern gefunden zu haben [1]; die entsprechenden christlichen Dogmen sind damit als indisches Erbgut erwiesen. Für seinen indischen Erlösungsbegriff citiert er in einem Atemzug einen alten Varunahymnus aus dem Rigveda und die späteren philosophischen Texte der Çârîraka-Mîmânsâ, ohne, wie es scheint, die unüberbrückbare Kluft auch nur zu ahnen, welche zwischen der naiven Sehnsucht des Hymnus nach Sündenvergebung besteht und dem indisch-philosophischen Begriff der „Erlösung", d. h. der Erkenntnis, daß man kein Individuum, sondern der Brahman als der Inbegriff aller Realität sei [2]. Daß übrigens diese Erlösung mit der christlichen gar nichts gemein hat, ist unmittelbar einleuchtend. Chamberlain operiert auch hier mit Worten, statt mit Begriffen. Der indische Erlösungsbegriff ist ferner, wie jeder Dilettant in der indischen Philosophie weiß, mit der eigentlichen Idee der Gnade schlechthin unvereinbar. In der indischen Religionsphilosophie ist keine Rede von einem unverdienten Geschenk höherer Ordnung eines persönlichen Gottes, sondern nur vom Erlangen des „Wissens", daß unser eigenes Selbst das absolute Sein ist, ein Wissen, das nach derselben Philosophie jedem nur aus seinem eigenen Innern zufließt. Allerdings betonen die Upanishads und die Sûtras des Vedânta öfter, daß kein Forschen zu diesem Wissen führen kann, dazu sei die prasâda (Huld) und anugraha (Wohlgeneigtheit) Gottes (Îçvara) notwendig [3];

---

[1] Chamberlain a. a. O. S. 563.

[2] Vgl. Deussen, Allgem. Geschichte d. Philosophie I, 2 (1899), S. 305 ff. 310 ff.

[3] Die Sûtra's des Vedânta (ed. Deussen) 682, S. 430; 786 u. 787, S. 508 ff.; eine dritte Stelle über die „Gotteshuld" 662, S. 417. Vgl. Deussen, System des Vedânta S. 91 ff. 440 ff. 493 ff. Dahlmann, Nirvâna S. 144 ff.

wenn man aber bedenkt, daß nach den Sûtras des Vedânta, und zwar an denselben Stellen, die Identität der Seele mit Gott ausdrücklich gelehrt wird, so zerfließt der Begriff der Gnade in nichts. Streng genommen ist diese Gotteshuld bloß ein stofflicher Vorgang, ein Wandel der Materie, der nach den realistischen Philosophen wirklich stattfindet, nach den Idealisten nur eine Art Täuschung ist. Chamberlains einziger Beweis für die Gleichstellung jenes Vorgangs mit der christlichen Gnade ist einfach die Thatsache, daß einige Indologen prasâda mit Gnade übersetzen. Er fand ein ähnliches Wort und schloß unbedenklich auf die Gleichheit der Sache.

Gleich oberflächlich sind seine Ausführungen über den Zusammenhang christlicher Dogmen mit heidnischen Mysterien [1].

Die ganze Litteratur, welche die Widerlegung seiner angeblichen Parallelen schon längst vor dem Erscheinen seines Buches abgeschlossen hat, kennt er wohl nicht, und das mag seinen naiven Glauben an veraltete Ansichten entschuldigen. Mit gläubigem Sinn citiert er Hatch, dessen Phantasien über den Einfluß heidnischer Ideen und Gebräuche auf das christliche Dogma in der wissenschaftlichen Welt belächelt werden. Mit fester Überzeugung stempelt er noch immer den heiligen Mönch Pachomius zum ägyptischen Serapisdiener [2], ohne die älteren Widerlegungen dieser Fabel und die abschließende Arbeit Ladeuzes [3] auch nur zu kennen.

Auch die spätere Theologie muß sich von Chamberlain arge Verbesserungen gefallen lassen.

Ein charakteristisches Beispiel mag genügen. Von einem Manne, welcher den pelagianischen Gnadenstreit zum erstenmal ins richtige Licht gestellt zu haben vorgiebt, und welcher sich auch über die Kontroverse zwischen Jesuiten und Dominikanern ein Urteil erlaubt [4], sollte man erwarten, daß er die Elemente der Terminologie kennt. Nun weiß jedermann, daß die scientia media, das mittlere Wissen, sich auf Gott bezieht und ein Ausdruck ist für die Erkenntnis, welche Gott von jenen Dingen hat, die sich unter gewissen Bedingungen ereignen würden. Nun meint Chamberlain, die Jesuiten hätten selbst ihre Lehre (!) scientia media genannt mit Anspielung auf den Semipelagianismus [5].

Man wird es niemand verübeln, der nach dem Einblick in solche Kraftproben des Wissens mit einem starken Mißtrauen an die Lesung der folgenden Seiten geht, welche den Kampf um den Staat und die Entstehung einer neuen Kultur zur Behandlung bringen.

Der Kampf um den Staat erscheint Chamberlain als das Ringen zweier großen Prinzipien, des Universalismus und des Nationalismus [6].

Die Bekehrung aller zum Christentum, als moralische Verpflichtung, und die staatliche Verpflichtung, der römischen Kirche ausschließlich anzugehören, wurde

[1] Chamberlain a. a. O. S. 558. [2] Ebd. S. 559.

[3] Étude sur le cénobitisme Pakhomien pendant le 4e siècle et la première moitié du 5e. Louvain 1898. Vgl. auch E. Preuschen, Mönchtum und Serapiskult. 1899.

[4] Vgl. Chamberlain a. a. O. S. 632. [5] Ebd. S. 567. [6] Ebd. S. 651 ff.

n Imperialgedanken des faulenden Roms aufgepfropft und zur Idee eines iversalimperiums umgeschaffen [1]. Diese Idee fordert gebieterisch einen einzigen narchen; eine Zweiteilung, etwa nach geistlicher und weltlicher Gewalt, ist ab-d; daher war denn auch der Kampf zwischen Papst und Kaiser unvermeidlich. war dies aber ein Kampf innerhalb der Idee einer Universalmonarchie [2]. ichtige Schlachten standen bevor. Es ist, meint Chamberlain, ein Grund-etz alles geistigen Lebens, daß äußere Unbegrenztheit eine innere Einschränkung ingt, während das äußerlich Begrenzte innerlich grenzenlos ist.

Mit andern Worten und mit Anwendung auf unsern Fall: Eine un-renzte Weltmonarchie führt zur Aufhebung der inneren Freiheit der Nationen d des einzelnen; die Entfaltung dieser Freiheit kann nur in den Grenzen eines ionalen Staates gedeihen [3]. Da nun die römische Kirche jenen Universalis-s vertrat, und „auf der andern Seite die naturnotwendige, durch Rassen-linkt geforderte Bildung von Nationen seitens der germanischen ... Völker, gleich eine unüberwindliche Abneigung ihrerseits gegen alles Beharrende, die rmische Auflehnung gegen jede Beschränkung der Persönlichkeit“ [4], kurz, der tionalismus, dieses Einheitsreich verabscheute, mußte es zu dem erbittertsten mpfe kommen.

Um dieser Konstruktion Festigkeit zu verleihen, versteigt sich Chamberlain Behauptung, daß die römische Universalkirche von Anfang an und jederzeit, h jetzt noch, die unbedingte, unbeschränkte Herrschaft selbst über die weltlichen nge beansprucht habe [5]. So interpretiert er willkürlich genug die berühmte lle Bonifaz' VIII. Unam Sanctam. Nur Leute, welche in jenem extremsten nn dachten und schrieben, seien logisch und konsequent vorangegangen; die echt holische Auffassung sei im Buch de regimine principum zum Ausdruck ge-umen, wonach die zeitliche Autorität der Fürsten aus der geistlichen des Petrus d seiner Nachfolger fließe. Die letzte Verfügung über sämtliche Länder komme h römischer Auffassung der Kirche zu; somit bestehe die ganze politische Ent-klung Europas seit der Reformation für die Kirche nicht zu Recht [6].

Dieser Gedanke einer Universalherrschaft strahle eine solche Schönheit und rmeßliche Kraft aus, daß nur ein flaches Denken sie nicht empfinden könne [7]. äre ich römischer Katholik,“ ruft Chamberlain aus, „ich würde, weiß Gott, ers Farbe bekennen.“ [8] „Ich habe nie verstanden,“ sagt er an einer andern elle, „warum gebildete Katholiken sich bemühen, die Thatsache zu leugnen oder wegzudeuten, daß die römische Kirche nicht allein eine Religion, sondern auch weltliches Regierungssystem ist, und daß die Kirche als Vertreterin Gottes Erden *eo ipso* in allen Dingen dieser Welt unbeschränkte Herrschaft be-pruchen darf und allezeit beansprucht hat.“ [9]

---

[1] Vgl. Chamberlain a. a. O. S. 626 ff. [2] Vgl. ebd. S. 654 ff.
[3] Vgl. ebd. S. 659 ff. [4] Ebd. S. 660.
[5] Vgl. ebd. S. 669. 670; vgl. auch S. 615 ff.
[6] Ebd. S. 657. 673 ff. [7] Ebd. S. 671; vgl. S. 679 ff.
[8] Ebd. S. 670. [9] Ebd. S. 669.

Man sieht, als Katholik wäre Chamberlain ein Fanatiker und ein enfant terrible [1].

Gebildete Katholiken nehmen die von ihm geforderten Konsequenzen nicht an, weil sie keine historischen Rechte ohne historischen Beweis gelten lassen. Als historische Beweise genügen ihnen nicht einige Citate und Andeutungen, welche Chamberlain den Büchern entnommen, die seine „bescheidene Büchersammlung umfaßt“ [2]. Sie unterscheiden Privatansichten vereinzelter katholischer Gelehrten von der kirchlichen Lehre; sie erheben nicht vorübergehende, wenn auch noch so schöne und berechtigte Anschauungen früherer Zeiten zum unwandelbaren Dogma. Sie sind frei von einer Begriffsverwirrung, welche „die mathematisch notwendigen Gedankenfolgerungen“ mit der Tragweite einer Idee verwechselt, die elastisch genug ist, um je nach Zeit und Umständen größere oder geringere Gebiete zu umspannen. Die Kirche kann universelle Herrschaft beanspruchen auf geistlichem Gebiet und in weltlichen Dingen nur insoweit, als sie zur Erreichung des übernatürlichen Zweckes unbedingt erforderlich ist.

Chamberlains Behauptungen sind keine wissenschaftlichen Deduktionen; es sind hohle Deklamationen und Phantastereien auf Grund falsch verstandener Prämissen oder, richtiger, selbsterzeugter Phantasmagorien.

So hat denn Chamberlain gar kein offenes Auge für das frisch pulsierende Leben der Kirche unserer Tage, oder auch nur für die deutlichsten Thatsachen der vor seinen Augen sich abspielenden Geschichte. All dieser Frühlingsschmuck verkümmert und welkt, sobald er in den Bann seiner unbarmherzigen Ideenschemen eintritt. Er weiß, „daß der große, praktische und politische Gedanke Roms, jenes durch die Religion verklärte, lückenlos absolutistische Imperium der überwiegenden Mehrzahl der heutigen römischen Katholiken ebenso unbekannt ist und, wenn er bekannt würde, bei ihnen ebensowenig Zustimmung fände, wie bei den Nichtkatholiken“ [3]. Aber die immanente Entwicklung einer Idee, die nun einmal fix ist, muß sich mit Naturnotwendigkeit vollziehen. Warum? Es ist ein Naturgesetz! Woher weiß Chamberlain, daß dies ein Naturgesetz für die Kirche ist? Aus minutiösester, streng methodischer Beobachtung! Über welchen Umfang erstreckt sich denn diese Beobachtung? Über einige aus dem Zusammenhang gerissene, arg mißhandelte Citate aus guter alter Zeit, mit Umgehung der ganzen historischen Entwicklung, ohne Verständnis für alle Änderungen in Auffassung und Praxis, mit Auslassung der ganzen Litteratur, welche für das Gegenteil eintritt, im Bann der eigenen Idee befangen, unter Verachtung des wirklichen Lebens um ihn und des einstimmigen Widerspruchs der hörenden und lehrenden Kirche.

Auf alles erhalten wir nur eine Antwort: So fordert es die notwendige immanente Entwicklung einer Idee. Es bleibt dabei trotz aller Erfahrung: „Jeder wahrhaft gläubige, denkfähige Katholik ist . . . ein Universalist, und das heißt

[1] Um sich zu unterrichten, hätte ja Chamberlain nur die Ausführungen Sägmüllers „Die Idee von der Kirche als imperium Romanum im kanonischen Recht“ (Tüb. Theol. Quartalschr. LXXX [1898], 50 ff.) zu lesen brauchen.

[2] Chamberlain a. a. O. S. 675. [3] Ebd. S. 677.

ein Feind der Nationen sowie jeder individuellen Freiheit." [1] Die allermeisten wissen es nicht, und manche werden es empört leugnen, doch steht die Thatsache trotzdem fest. Und hilft nichts mehr, so erklärt Chamberlain, die Katholiken seien wenigstens virtualiter so gesinnt. Die große Mehrzahl sind allerdings, wie er zugiebt, vortreffliche Patrioten; das ist aber nur ein Mangel an Konsequenz [2].

Chamberlain hat eben in seinem Werk ein Gesetz, das er der hellenischen Wissenschaft vorwirft, zur Methode erhoben: „Aus möglichst wenigen Beobachtungen möglichst viele apodiktische Schlüsse ziehen." [3] Da er ferner, allerdings ohne es zu ahnen, die Idee im Sinne Hegels und Ferd. Chr. Baurs zum wesentlichen Faktor der geschichtlichen Entwicklung macht, gilt von ihm, was er Aristoteles vorwirft: „Die vorhergehende Theorie machte, daß er falsch beobachtete, total falsch." [4]

Zum Schluß soll noch die paradoxe Ansicht Chamberlains erwähnt werden, daß die ganze moderne Kultur auf Rechnung der nordeuropäischen Rasse zu setzen sei. Man kann sich denken, welche gewaltsame Verdrehungen die Thatsachen sich müssen gefallen lassen, damit Chamberlain zu dem Resultat gelange, alles, was an der europäischen Zivilisation und Kultur nicht germanisch ist, sei „entweder noch nicht ausgeschiedenes, fremdes Ingrediens, in früheren Zeiten gewaltsam eingetrieben und jetzt noch wie ein Krankheitsstoff im Blute kreisend, oder fremde Ware segelnd unter germanischer Flagge, unter germanischem Schutz und Vorrecht, zum Nachteil unserer Arbeit und Weiterentwicklung und so lange segelnd, bis wir diese Kaperschiffe in den Grund bohren" [5]. Alle wahre Geistesarbeit ist so sehr germanisch, daß die Rasse selbst in die Definition der modernen Wissenschaft aufgenommen werden muß. „Wissenschaft", schreibt Chamberlain, „ist die von den Germanen erfundene und durchgeführte Methode, die Welt der Erscheinung mechanisch anzuschauen." [6] Auch die Religion ist, soweit sie der modernen Kultur dient, germanisches Eigentum: sie ist das Verhalten der Germanen „gegenüber demjenigen Teil der Erfahrung, der nicht in die Erscheinung tritt und darum einer mechanischen Deutung unfähig ist" [7]. Wir wollen hier gleich das Geständnis ablegen, daß diese Versuche Chamberlains, überall germanische Einflüsse aufzuspüren, auf uns von vornherein den Eindruck einer Donquichotterie gemacht haben, und daß wir durch die langen Reden des Verfassers keines Besseren belehrt wurden.

Es mag ja noch angehen, wenn mit kräftigen Mitteln der Nachweis der germanischen Abstammung Dantes unternommen wird [8]; geradezu komisch wirkt aber das verzweifelte Beginnen, die höchsten Kulturperioden Italiens und Spaniens der eingewanderten germanischen Rasse zuzuschreiben. Der Beweisgang ist überaus einfach: Abkömmlinge des Völkerchaos könnten nimmermehr Großes hervorbringen. Also kommt alle Schöpferkraft aus den eingewanderten germanischen Elementen [9].

Wir müssen uns also gewöhnen, in Michelangelo, Leonardo da Vinci, Raffael, ja auch in Perugino Germanen zu erblicken, weil sich nach Chamberlain in ihrem

[1] Chamberlain a. a. O. S. 680. [2] Ebd. S. 666. [3] Ebd. S. 787.
[4] Ebd. S. 795. [5] Ebd. S. 725. [6] Ebd. S. 938.
[7] Ebd. S. 938. [8] Ebd. S. 499 A. 1. [9] Ebd. S. 698 ff.

Denken und Wirken die germanische Volksseele unzweifelhaft spiegelt. „Für die Feststellung der Rassenangehörigkeit", meint Chamberlain, „ist die begeisterte Verehrung Savonarolas seitens Raffaels, sowie seines Meisters Perugino und seines Freundes Bartolommeo . . . fast ebenso bedeutungsvoll, wie die Thatsache, daß Michelangelo niemals die Madonna und nur ein einziges Mal im Scherze einen Heiligen erwähnt." [1] . . . Dieses Argument muß offenbar jeden überzeugen, dem es nicht genügt, wenn ein Künstler Madonnen malt und meißelt, da auch verlangt werden muß, daß man Sonette auf die Mutter Gottes macht, um die Rassenangehörigkeit zu dokumentieren. Und was die Begeisterung für Savonarola betrifft, so hätte doch Chamberlain vor allem den hl. Philipp Neri nennen müssen, bei dem die Angehörigkeit zur germanischen Rasse allerdings nicht leicht zu beweisen wäre.

Aus seinen kühnen Vordersätzen zieht Chamberlain ebenso kühne Schlüsse. Im 16. Jahrhundert erlebte man in Italien das Verschwinden „alles Genies, d. h. alles Germanischen"; verloren ist die innere treibende Kraft. „Diese Kraft verleiht eben nur Rasse. Italien hatte sie, solange es Germanen besaß." [2] Die Geschichte der Kunst und Wissenschaft kann seitdem in jenem Lande kompendiös geschrieben werden. Mit Tasso stirbt die italienische Poesie, mit Giordano Bruno und Campanella die italienische Philosophie, mit Galilei die italienische Physik [3].

Im Flug werden jetzt die weiten Gebiete der Entdeckungen, der Wissenschaften, der Industrie, Wirtschaft, Religion und Kunst durcheilt, um zu zeigen, wie gar alles den Germanen zu verdanken ist. Bei dieser Darstellung hat selbst Chamberlain auf den Schein einer Beweisführung verzichtet und begnügte sich, einzelne bekannte Kulturthaten der germanischen Rasse aufzuzählen mit dem Leitmotiv für sich und die gläubigen Leser: Wie es hier erging, so geschah es überall.

Besonders amüsant wirkt folgender Gedankenschwung. Chamberlain entwirft eine Karte, auf welcher alles, was von der Welt den Europäern vor Marco Polo bekannt war, schwarz gedruckt ist; das Weißgelassene bezeichnet die unbekannten Erdstriche [4]. An diese Zeichnung knüpft Chamberlain die überraschende Bemerkung: „Die Gegenüberstellung wirkt überraschend und kann als ein Diagramm zur Versinnbildlichung der entdeckenden Thätigkeit der Germanen auch auf andern Gebieten dienen." [5] Es scheint also, daß wir zum Glauben berufen sind, die großen Entdecker Marco Polo, Kolumbus, Magalhães u. s. w. seien stammechte Germanen.

Mit diesem letzten „historischen Resultat" können wir von Chamberlains Buch Abschied nehmen. Eines hat die gegebene Kritik wohl dargethan: Wir haben es nicht mit einem Werk ernster Wissenschaft zu thun, mit keiner Geschichte, welche diesen Namen verdiente. Die „Grundlagen" sind tendenziöse Phantastereien ohne jeden wissenschaftlichen Wert.

---

[1] Chamberlain a. a. O. S. 698 A. 1. [2] Ebd. S. 698.
[3] Ebd. S. 697. [4] Ebd. S. 673. [5] Ebd. S. 672.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Rezenſionen.

Der Dialog des Adamantius *περὶ τῆς εἰς θεὸν ὀρθῆς πίστεως.* Herausgegeben im Auftrage der Kirchenväter-Kommiſſion der königl. preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften von Dr. **W. H. van de Sande Bakhuyzen.** 8°. (LVIII u. 256 S.) Leipzig, Hinrichs, 1901. Preis *M.* 10.

Unter die Schriften, welche Origenes gegen die Häretiker richtete, wurde ſchon ſeit den Zeiten eines Gregor von Nazianz und Baſilius auch der Dialog „über den rechten Glauben an Gott" gerechnet. Verſchiedene Anzeichen aber beweiſen, daß dieſes Werk nicht von Origenes ſtammt und erſt um 300 n. Chr. entſtanden iſt. Gleichwohl iſt es von hohem Werte; denn es enthält in präziſer und faßlicher Form den katholiſchen Lehrbegriff jener frühen Zeit [1], verrät eine ſchlagfertige Gewandtheit in Widerlegung der gegneriſchen Einwürfe und vermittelt auch materiell einen genaueren Einblick in die Geſchichte des Gnoſtizismus, der Valentinianer und Marcioniten [2]. Daß man Origenes ſobald ſchon als Verfaſſer betrachtete, mag darin ſeinen Grund haben, weil die Hauptperſon des Dialoges Adamantius heißt, ein Name, der bekanntlich in ehrender Weiſe dem mit eiſernem Fleiße arbeitenden Origenes beigelegt wurde (*Euseb.*, Hist. eccl. 6, 14).

Zwiſchen die beiden bereits herausgegebenen und die demnächſt erſcheinenden Bände des echten Origenes (ed. Kötſchau) hat die Berliner Kirchenväter-Kommiſſion die oben angezeigte Edition dieſes Pſeudo-Origenes eingeſchoben. Gleich auf den erſten Blick muß es befremdlich erſcheinen, daß in dieſer Ausgabe von den Grundſätzen, welche die Kommiſſion in ihrem Programm aufgeſtellt und bisher (in den Ausgaben des Hippolytus, Origenes, Henoch) treu befolgt hat, in einem weſentlichen Punkte abgewichen iſt. Bakhuyzen, Rektor des ſtädtiſchen Gymnaſiums in Utrecht, geht auf die theologiſche Lehrüberlieferung und ſprach-

[1] Mit Recht ſagt Rufinus, der erſte Überſetzer des Dialogs, in dem Widmungsbrief an Paulus: considerans, quam *catholice*, *quam integre ecclesiastici dogmatis defensor* exstiterit (Bakh. S. 1).

[2] Vgl. Bardenhewer, Patrologie S. 153. Harnack, Geſchichte der altchriſtlichen Litteratur I, 478—480.

liche wie ſachliche Koincidenzen gar nicht ein[1]. Er beſchränkt ſich auf die philologiſch-kritiſche Herſtellung des Textes, wobei er allerdings mit möglichſter Gewiſſenhaftigkeit und Sorgfalt zu Werke geht. Ohne eine Mühe zu ſcheuen, hat er ſich über den Beſtand und den Wert der in Frage kommenden zehn Handſchriften unterrichtet und auf dieſer Baſis ſeinen Text konſtruiert. Die editio princeps von Wettſtein aus dem Jahre 1674 (Einleitung S. XXXIV) wurde als ſelbſtändiger Zeuge mitbenutzt. Leider war die handſchriftliche Vorlage, welche Wettſtein benutzte, nicht ausfindig zu machen; ſie ſtimmt mit keiner der zugänglichen Handſchriften. Für die Vergleichung mit Methodius von Olympus, aus deſſen Schriften „über den freien Willen" (περὶ τοῦ αὐτεξουσίου) und „über die Auferſtehung" (περὶ ἀναστάσεως) der Dialog des Adamantius einige beträchtliche Stücke enthält (Einleitung S. XXXVIII f.), dienten die Ausgaben von Jahn und Bonwetſch. Gegenüber dem griechiſchen Text bietet Bakhuyzen auch den vollſtändigen Text der lateiniſchen Überſetzung des Rufinus nach der Ausgabe von Caſpari. Deſſen kritiſchen Apparat und grammatiſche Bemerkungen hat Bakhuyzen mit mehreren eigenen Anmerkungen bereichert.

Die Einleitung zur Ausgabe iſt mit muſterhafter Klarheit und Gründlichkeit geſchrieben. Sie ſkizziert zunächſt den antignoſtiſchen Inhalt des Dialoges und die ziemlich einfache litterargeſchichtliche Bedeutung desſelben. Die Unterſuchung über die Perſon des Verfaſſers hat ein rein negatives Reſultat ergeben, der Anonymus bleibt in gänzliches Dunkel gehüllt. Mit der weiteren Bemerkung des Herausgebers können wir aber nicht übereinſtimmen, wenn er nämlich ſagt, daß der Verfaſſer „als Stiliſt unbeholfen und kein ſelbſtändiger Denker war" (Einleitung S. XV). Die Schrift dient nicht einem äſthetiſchen Zwecke, ſondern einem polemiſchen und ſcheint auf weitere Kreiſe berechnet zu ſein. Sie giebt ſich wie eine Art von Kontroverskatechismus und iſt vor allem klar, präzis und populär geſchrieben. Die dialogiſche Maſchinerie beſchränkt ſich auf das Notwendigſte: der Gegner wirft eine Schwierigkeit um die andere auf, Adamantius widerlegt ſie bald direkt, durch Diſtinktionen und geſchickte Anführung von Schriftſtellen, bald indirekt, durch Retorſion und deductio ad absurdum. Wo eine Frage genauer zu formulieren iſt, wo eine Löſung durch Zwiſchenglieder vermittelt werden muß, tritt der Schiedsrichter Eutropius ein. Ganz nach Art von ſtreitenden Ketzern ſpringt Megethius mit ſeinen Genoſſen im Nu von einer Poſition auf eine andere, ſobald ſie die Schwäche ihrer Sache ſpüren. Das iſt allerdings zuzugeben, daß mit der Aufnahme der Excerpte aus Methodius der Charakter des Dialoges eine etwas andere Geſtalt annimmt; der raſche Wechſel von Rede und Gegenrede hört auf und macht längeren Ausführungen Platz.

[1] Wie nahe hätte es unter anderem gelegen, zu der Aufſtellung eines θεὸς νόμου und eines θεὸς ἀγαθός, die Megethius beliebt (28, 20 u. f.), aus Origenes (ed. Kötſchau) II, 387, 6 ff. nebſt andern Stellen beizubringen! Auch was profane Überlieferung (ὁ ἔξωθεν λόγος) beigeſteuert hat (z. B. 52, 17; 58, 2), bleibt ohne jeglichen Nachweis.

Die Mitunterredner des Dialogs hält Bakhuyzen für rein litterariſche Figuren, was wohl nicht zu beſtreiten iſt. Eine „Überarbeitung" des Dialoges, wenn man von einer ſolchen reden kann, hat jedenfalls nur an ganz wenigen Stellen ſtattgefunden. Zahn geht entſchieden zu weit, wenn er „eine ſyſtematiſche Umarbeitung", „einen andern theologiſchen Geiſt und eine vorgerückte kirchliche Zeitlage" in der dermaligen Faſſung des Werkes erkennen will (Einleitung S. XVIII ff.). Die Änderungen fallen um das Jahr 330 und ſuchen den Thatſachen gerecht zu werden, die mit der Bekehrung Konſtantins gegeben ſind. Die vulgäre Einteilung des Werkes in fünf „sectiones" iſt allerdings ſchon ſehr alt; der in den Handſchriften beigefügte Epilog eines Späteren preiſt den Adamantius: καλῶς τὴν τῶν ἀθέων δογμάτων ... πεντάδα ... ἀπέδειξας. Aber eine unbefangene Lektüre des Dialoges läßt erkennen, daß man es weder mit einer Fünfteilung noch mit der anderwärts auftretenden Dreiteilung zu thun hat; das Ganze iſt ein Dialog und enthält zwei Disputationen gegen zwei Gruppen von Gnoſtikern, die Marcioniten und die Valentinianer. Dieſe löſen einander ab, während der unüberwindliche Adamantius [1] bis zu Ende gegen ſie ſtandhält und Eutropius als unparteiiſcher Vorſitzender am Schluſſe der erſten Disputation wie der zweiten ſein Urteil zu gunſten der katholiſchen Lehre abgiebt.

Bei der Studie über die handſchriftliche Überlieferung hat ſich ergeben, daß von den zehn meiſt jüngeren Codd. nur vier in Betracht kommen, nämlich cod. Venet. Gr. Nr. 496 S. Marci saec. XII (B), der älteſte von allen, ein Bodleianus saec. XVI (C), ein Parisiensis saec. XVI (F) und ein zweiter Parisiensis saec. XVII (H). Eine eingehende Darſtellung widmet Bakhuyzen dem Abhängigkeitsverhältnis des Adamantius von Methodius und der Vergleichung der rufiniſchen Überſetzung mit dem griechiſchen Original. Die ſpäteren Überſetzungen, drei gedruckte und eine ungedruckte, gehören dem 16. Jahrhundert an. Auch die Überſicht der „Ausgaben" läßt nichts zu wünſchen übrig. Ohne Zweifel darf ſich der geehrte Herausgeber der begründeten Hoffnung hingeben, daß er den Dialog „für patriſtiſche Studien brauchbarer" gemacht hat (Einleitung S. LVII). Mit ein paar angefügten Richtigſtellungen wollen wir das anerkannte Verdienſt nicht ſchmälern.

Zu 47, 4: Similiter et Christus cum discipulis positus dicebat, bemerkt Bakhuyzen: „Positus verſtehe ich nicht; es ſcheint mir korrupt zu ſein, ich finde aber keine leichte Emendation." Die Vergleichung mit 51, 10: in carcere *positus* sc. Iohannes und mit 135, 7: Satanas in terra *positus* lehrt offenbar, daß Rufinus positus im Sinne von esse, versari gebraucht, wofür ihm das Latein der Heiligen Schrift genug Analogien bot.

Zu 52, 21 sq. ſcheint mir der Zweifel, den Bakhuyzen an der Richtigkeit der Lesworte hat, nicht begründet. Adamantius argumentiert aus dem Sprichwort

[1] Im Epilog iſt er tituliert: *θεῖος, πάνσοφος, κεχοσμημένος γνώσει.* Rufin ſchreibt an Paulus über ihn: (Disputationes) adversus multos simul haereticos habuit, arbitro praesidente, quinque immanes bestias (vergleiche dagegen das höfliche Auftreten des Droſerius 136, 11 sq.) solus expugnans et congressione famosissima spectaculum mundo et angelis et hominibus factus.

ὅτι ὁ πωλῶν καὶ ὁ ἀγοράζων ἀδελφοί εἰσιν; mithin iſt der διάβολος als „Verkäufer" ausgeſchloſſen; es konnte Chriſtus (nach Gal. 3, 13) demnach, weil dem „Erkaufen" ein „Verkaufen" entſprechen muß, die Menſchen nur von Gott, oder beſſer geſagt von den Sünden zurückkaufen. Durch die Sünden hatten ſie ſich ja Gott entfremdet; der Preis, der dafür Gott erlegt worden, war die Sünde (Iſ. 50, 1; 52, 3). Bei derartigen Verſuchen, das Erlöſungswerk Chriſti ſpekulativ zu erfaſſen, darf man natürlich die Ausdrücke πωλεῖν, πιπράσκειν nicht zu ſehr preſſen. Wohin kämen wir übrigens, wenn wir z. B. in den Platoniſchen Dialogen, die ſich mit der natürlichen Ethik befaſſen, jede Stelle verdächtigen wollten, die eine ſchwache, vielleicht nur auf ſchwankenden Wortbedeutungen beruhende Argumentation enthält!

Zu 58, 15 sq. dürfte das kritiſche Raiſonnement Bakhuyzens ebenfalls verunglückt ſein. Nach meinem Dafürhalten will dort Adamantius eine doppelte Löſung der Schwierigkeit geben, wie er das auch ſonſt thut (vgl. 36, 13 sqq.; 38, 4 sqq.). Zuerſt erklärt er den Text οὐ δύναται δένδρον σαπρὸν καρποὺς καλοὺς προενεγκεῖν κτλ. dahin, daß mit dem „guten" und „ſchlechten" Baume nicht eine Verſchiedenheit der menſchlichen Natur, ſondern ein guter und ſchlechter Wille der einen Menſchennatur bezeichnet werde. Weil der Gegner dieſe Diſtinktion nicht zugiebt (58, 26), ſtellt ſich Adamantius auf deſſen Boden und erſchüttert deſſen eigenes Prinzip: ἀμετάβλητοι αἱ φύσεις (60, 2), indem er es mit Beiſpielen widerlegt, die der Gegner nicht leugnen kann (argumentum ad hominem). — Dieſe und andere Fälle zeigen wieder aufs neue, daß für die Textkritik der Kirchenſchriftſteller philologiſche Akribie für ſich allein nicht ausreicht.

Joſ. Stiglmayr S. J.

1. **Die Welträthſel.** Gemeinverſtändliche Studien über moniſtiſche Philoſophie. Von **E. Haeckel.** 8°. (X u. 474 S.) Bonn, Strauß. 1899. Preis *M.* 8.

2. **Haeckelismus und Darwinismus.** Eine Antwort auf Haeckels „Welträthſel" von Dr. **Anton Michelitſch,** Profeſſor der Philoſophie und Apologetik an der Univerſität Graz. 8°. (140 S.) Graz, „Styria", 1900. Preis *M.* 1.70.

1. Gegenüber einem Buche wie Haeckels „Welträthſel" iſt es für den Kritiker nicht leicht, Stellung zu nehmen. Blößen giebt ſich dasſelbe zwar in Menge. Ja man kann getroſt ſagen: ſein wiſſenſchaftlicher Wert iſt gleich Null. Der Inhalt beſchränkt ſich auf eine Zuſammenfaſſung der längſt bekannten und längſt widerlegten Phraſen und kühnen Behauptungen, durch welche Haeckel die Fortſchritte der geſamten modernen Naturwiſſenſchaft unter das Joch ſeiner realiſtiſch-moniſtiſchen oder richtiger atheiſtiſchen Weltanſchauung zu zwängen ſucht. Die Sprache jenes Buches iſt aber eine derartige, daß man aus ihm ein reichhaltiges Schimpfwörterlexikon gegen die chriſtliche Weltanſchauung, gegen die katholiſche Kirche und ihre Dogmen, gegen den Papſt, die „ultramontanen" Vertreter der Wiſſenſchaft und des deutſchen Reichstages u. ſ. w. zuſammenſtellen könnte. Die Haeckelſchen „Welträthſel" ſind nicht das Produkt eines ruhig denkenden Verſtandes, ſondern vielmehr eines fanatiſchen Haſſes, deſſen Streben ſich auf die Bekämpfung und Verunglimpfung alles deſſen richtet, was dem edleren Teile der gebildeten Menſchheit noch heilig iſt.

Unterzieht man nun ein ſolches Buch einer eingehenden ſachlichen Beſprechung, ſo thut man ihm eine Ehre an, die es nicht verdient. Zudem, je mehr Widerlegungen ein ſolches Tendenzwerk erfährt, deſto weiter wird es bekannt und deſto „berühmter“ wird ſein Verfaſſer in den Kreiſen ſeiner bedauernswerten Parteigenoſſen. Gebraucht man aber gegen ein Machwerk, deſſen Hauptwaffe der Spott gegen alles Höhere iſt, eine etwas energiſche Sprache, bekämpft man es mit den Waffen des Sarkasmus und läßt man ihm die wohlverdiente Mißachtung in unzweideutigen Ausdrücken zu teil werden, ſo ſetzt man ſich dem Tadel aus, man habe ſich in ſeiner Widerlegung zu ſehr „nach der Qualität der gegneriſchen Äußerungen gerichtet“, man ſei „zu weit auf das niedere Niveau des Gegners herabgeſtiegen“ u. ſ. w.

2. Die Kritik, welche Profeſſor Anton Michelitſch in der vorliegenden Schrift an Haeckels „Welträthſeln“ übt, kann man trotz jener Schwierigkeiten als durchſchnittlich recht gelungen bezeichnen. Kurz und bündig, faſt aphoriſtiſch, unterzieht er auf 140 Seiten die einzelnen Abſchnitte des 474 Seiten umfaſſenden Haeckelſchen Buches einer gründlichen, ſachlich gehaltenen Beleuchtung, die jedoch ſtellenweiſe auch des Humors und der Satire nicht entbehrt. Mit beſonderem Geſchick hat der Verfaſſer zahlreiche Ausſprüche hervorragender Gelehrten gegen die von Haeckel aufgeſtellten Behauptungen in ſeine Beweisführung verflochten, wodurch dieſelbe an Kraft bedeutend gewinnt und meiſt recht treffend und durchſchlagend wirkt.

Die vier Abſchnitte der Schrift von Michelitſch ſind gleichnamig mit jenen des Haeckelſchen Buches. Der erſte Abſchnitt iſt betitelt: „Anthropologiſcher Teil. Der Menſch.“ Er befaßt ſich mit den Haeckelſchen Ausführungen über die Entſtehung des Lebens, die Entwicklung der Arten und ſpeziell mit dem Urſprunge des Menſchen. Die „Kohlenſtofftheorie“ Haeckels, welche die völlig unhaltbare „Urzeugung“ des organiſchen Lebens annehmbarer machen, ſowie das „biogenetiſche Grundgeſetz“, welches insbeſondere die Entwicklung des Menſchen aus einer Reihe tieriſcher Vorfahren beweiſen ſollte, werden vom Verfaſſer geprüft und auf Grund gewichtiger wiſſenſchaftlicher Autoritäten widerlegt. Sodann folgt eine gute Kritik der Affentheorie [1] und endlich des Darwinismus und Haeckelismus im allgemeinen.

In letzterem Abſchnitte hätten wir jedoch eine ſchärfere Unterſcheidung zwiſchen der Deſcendenztheorie überhaupt und zwiſchen der darwiniſtiſchen und haeckeliſtiſchen Form derſelben gewünſcht. An einer Stelle (S. 29) wird dieſe Unterſcheidung zwar angedeutet; aber im übrigen erhält man zu ſehr den Eindruck, als ob nach der Anſicht des Verfaſſers die ganze moderne Entwicklungslehre ein Produkt der antichriſtlichen Weltanſchauung ſei. Ihrer geſchichtlichen Entfaltung nach hat jedoch die Deſcendenztheorie dieſen Charakter erſt ſpäter angenommen, und zwar in Deutſchland hauptſächlich durch Haeckels fanatiſche Schriften, wofür ihm die wiſſenſchaftlichen Vertreter der Deſcendenztheorie wenig Dank wiſſen. Auch manche einzelne Aus-

[1] J. Bumüllers Schrift „Menſch oder Affe“ (vgl. die Beſprechung in dieſer Zeitſchrift Bd. LIX, 3 [1900], S. 337) konnte Michelitſch nicht mehr benutzen, da beide Publikationen faſt gleichzeitig erſchienen.

[illegible] können wir nicht ganz acceptieren [illegible] daß alle Ähnlichkeiten unter den Tieren [illegible] durch die Lebensweise der Tiere be- [illegible] Ähnlichkeiten zwischen systematisch nahe ver- [illegible] doch auf ersterem Wege erklärt werden. [illegible] Beweis, daß es bei Vererbung von Krank- [illegible] Übertragung von „etwas Stofflichem" [illegible] Voraussetzungen. Die Krankheitsanlage [illegible] des Keimplasmas vorhanden sein und [illegible] Lebensalter des Individuums zur Entwicklung [illegible] wirklich rudimentäre Organe bei Tieren geben [illegible] schwerlich beistimmen. Rudimentäre Flügel [illegible] bei gewissen Insekten zweifellos vor, manchmal [illegible] der Rückbildung bei Individuen derselben Art.

[illegible] psychologischen Teil, werden Haeckels [illegible] zugleich mit den verwandten Ansichten von Karl [illegible] beleuchtet. Haeckel hatte, um die Be- [illegible] des Menschen in „rein mechanischem" Sinne bequem deuten zu [illegible] den anorganischen Atomen des ganzen Un- [illegible] aus der Vereinigung und Wechselwirkung [illegible] auch das menschliche Bewußtsein erklärt werden. [illegible] Bewußtsein der Atome nach Haeckel nicht verschieden [illegible] Kräften derselben Atome, so haben bereits frühere [illegible] Atompsychologie versuche die Existenz der Seele [illegible] Existenz leugne. Michelitsch behandelt in diesem [illegible] das menschliche Selbstbewußtsein und den [illegible] den Seelenfähigkeiten des Menschen und der [illegible] „Welträthseln" sich namentlich auf Flechsigs Unter- [illegible] der Gehirnfunktionen berufen hatte, um zu zeigen, [illegible] materielle Gehirnfunktion sei; beschäftigt sich [illegible] mit der zwischen Gehirn und Denken wirk- [illegible] Schließlich widerlegt er Haeckels Ansichten über die [illegible] das Wesen und die Unsterblichkeit der Menschen- [illegible] Verfasser in diesem Abschnitte verwertet, [illegible] hervorzuheben. Die von Haeckel [illegible] gegen die Unsterblichkeitslehre, welche er [illegible] belegte, machen dagegen einen [illegible] zu einer vortrefflichen Selbst- [illegible] auch heute noch die Seele [illegible] von hohem Druck und nie-

[illegible] unsere gegenwärtige Kennt- [illegible] der daselbst vorgebrachten [illegible] des questions scienti- [illegible] vain 1900).

derer Temperatur müſſe es daher auch gelingen, die Seele in „flüſſigen Zuſtand“ überzuführen und ſie nach dem Tode in einer Glasflaſche als „unſterbliche Flüſſigkeit“ aufzubewahren; durch weitere Abkühlung und Kondenſation werde es dann noch glücken, dieſe Flüſſigkeit in einen feſten Körper, den „Seelenſchnee“, zu verwandeln! Solche Vorſtellungen über das Weſen der Seele können doch nur in einem echt materialiſtiſchen Gehirne entſpringen.

Noch einige kleine Bemerkungen über dieſen Abſchnitt. Michelitſch meint (S. 59): „Der Materialiſt könne nicht ſagen: ‚Ich denke‘, ſondern nur: ‚Meine Gehirnfaſern ſondern Gedankenſubſtanz ab.‘“ Dieſes treffende argumentum ad hominem iſt wohl mehr gegen Vogt und Büchner als gegen Haeckel gerichtet, da letzterer das Denken eher als eine beſondere Bewegungsart der Gehirnatome betrachtet. Die Beweiskraft des vom Verfaſſer vorgebrachten Argumentes, welche auf der Thatſache des Identitätsbewußtſeins beruht, wird übrigens hierdurch nicht beeinträchtigt. S. 67 ſpricht ſich Michelitſch für die weſentliche Einfachheit des Lebensprinzips der Tiere (und Pflanzen?) aus, worin er wohl nicht ungeteilte Zuſtimmung finden dürfte. Daß ferner die Schnecke es in der Architektur nicht über die Bildung eines Schneckenhauſes hinausgebracht hat, während die Menſchen in den verſchiedenſten Stilarten bauen (S. 52), kann nicht als eine richtige Parallele zwiſchen dem pſychiſchen Vervollkommnungsvermögen des Menſchen und der Tiere dienen; denn die Abſonderung der Schneckenſchale iſt ein vegetativer, kein pſychiſcher Prozeß. (Vgl. Stempell, Über die Bildungsweiſe und das Wachstum der Muſchel- und Schneckenſchalen, im Biologiſchen Zentralblatt 1900.)

Gegen die unrichtige materialiſtiſche Deutung, welche Haeckel den Entdeckungen Flechſigs über die Lokaliſation der Gehirnfunktionen zu geben ſucht, wäre es von Wichtigkeit geweſen, nachdrücklich hervorzuheben, daß gerade manche Ergebniſſe der Studien dieſes Forſchers unzweideutig gegen den Materialismus ſprechen. Wir meinen insbeſondere die Thatſache, daß nach operativer Entfernung beſtimmter Gehirnteile, welche die „normalen Zentren“ beſtimmter pſychiſcher Prozeſſe oder Fähigkeiten bilden, häufig bald darauf benachbarte Hirnteile die Funktion jener Zentren übernehmen. Dieſe Erſcheinung beweiſt zur Genüge, daß die ſeeliſchen Vorgänge keineswegs einfachhin die materielle Funktion beſtimmter Hirnteile ſein können, ſondern daß letztere der Seele bloß als Werkzeuge für ihre Thätigkeit dienen. Überdies ſei noch bemerkt, daß manche neuere Hirnphyſiologen, wie z. B. der Amerikaner J. Loeb, die Lokaliſationslehre überhaupt für ſachlich unbegründet anſehen und ihren wiſſenſchaftlichen Wert nicht über denjenigen der Gallſchen Phrenologie ſtellen. Haeckels triumphierende Berufung auf „die Entdeckung der Denkorgane“ durch Flechſig ſteht daher auf recht morſchen Füßen.

Der dritte Abſchnitt der Schrift von Michelitſch umfaßt den kosmologiſchen Teil. Das Verhältnis Gottes zur Welt, die Notwendigkeit der Annahme einer Schöpfung der Welt aus nichts, ſowie die richtige Bedeutung des von den modernen Moniſten völlig mißverſtandenen Begriffs der „Perſönlichkeit“ Gottes wird hier näher erörtert. Der Verfaſſer zeigt aus dem Entropiegeſetz (Clauſius), daß die Bewegung der Materie einen Anfang gehabt haben müſſe, weil der Ausgleich der verſchiedenen Energieformen ein Ende haben wird. Die erſte Bewegung der Materie und damit auch die Exiſtenz der Materie ſelbſt muß daher auf eine außerweltliche erſte Urſache zurückgeführt werden. Gegen

n ſind Haeckels Hoſenknöpfe, Beinkleider und Stiefel untergeordnete

Hauptwert des vierten Abſchnittes der Schrift von Michelitſch beſteht
ß er den Entſtellungen Haeckels in kurzer, bündiger Weiſe die wahre
Lehre von der Dreifaltigkeit, der Menſchwerdung, der Heiligenverehrung,
Verhältnis zwiſchen Wiſſen und Glauben u. ſ. w. gegenüberſtellt. In
achen Darlegung beſteht die glänzendſte Rechtfertigung jener Lehren
den Haeckelſchen Angriffen. Einen Haeckel ſelbſt wird man dadurch
ſchwerlich von der Verkehrtheit ſeines Vorgehens überzeugen können;
at gerade in dem „theologiſchen Teile“ ſeiner „Welträthſel“ den klaren
ıfür erbracht, daß er nicht der Wahrheit das Wort reden, ſondern viel-
katholiſche Kirche mit ihren Dogmen und Einrichtungen nach Kräften
ı will; jedes Lehrbuch der katholiſchen Religion hätte ihn von der Halt-
ınd Abgeſchmacktheit ſeiner Angriffe zur Genüge überzeugen können.
ı es nicht mehr als bona fides erklären, wenn Haeckel z. B. bei ſeinen
gen über die „unbefleckte Empfängnis der Jungfrau Maria“ („Welt-
. 375) immer noch an der abſurden Behauptung feſthält, die Katholiken
„daß die Mutter der Jungfrau Maria ebenſo durch den ‚Heiligen Geiſt‘
worden ſei wie dieſe ſelbſt“. Haeckel *will* es einfach nicht wiſſen, daß
ı Dogma von der unbefleckten Empfängnis Marias nur ihre Freiheit
ɛrbſünde gemeint ſei; denn er war bereits von einer ganzen Reihe von
ſelbſt von nichtkatholiſchen, auf dieſen ſeinen groben Irrtum aufmerk-
ɛht worden, den er ſchon vor 25 Jahren in der erſten Auflage ſeiner
ıgenie“ begangen hatte; trotzdem wiederholt er ihn ſeither ſtets mit
Keckheit. Die Folgerung, die ſich aus derartigen bedauerlichen That-
ziebt, iſt in folgendem, auch von Michelitſch (S. 110) citierten
proteſtantiſchen Kirchenhiſtorikers Loofs klar ausgeſprochen: Ich glaube
zu haben, daß Profeſſor Haeckel in dem von mir geprüften (theo-
Kapitel ſeines Buches durch Verwertung *elendeſter Schand-*
ur, durch abſprechendes Urteil bei *ärgſter Ignoranz* und durch
ı, der für wiſſenſchaftliche Erörterungen, ja überhaupt, unziemlich iſt,
t, *daß er ein normales wiſſenſchaftliches Gewiſſen nicht*
Wer auf *einem* Gebiet wiſſenſchaftlich erreichbaren Wiſſens mit ſolcher
ſigkeit zu urteilen und zu räſonnieren vermag, *dem kann man auf*
Gebiete wiſſenſchaftlicher Arbeit Sorgfalt und ernſten
itsſinn zutrauen“.

wüßten nicht, von welcher Seite man Herrn Profeſſor Haeckel gegen
lig gerechtfertigte Urteil in Schutz nehmen könnte. Von katholiſcher
big proteſtantiſcher Seite jedenfalls nicht. Aber auch nicht von ſeiten
s der modernen Naturforſcher, welcher mehr oder minder auf Haeckels
m Standpunkte ſteht; denn auch ſie werden ſich geſtehen müſſen, daß
nen durch ſeine „Welträthſel“ mehr Schande als Ehre gemacht, indem
ſenſchaftliche Entwicklungslehre, deren legitimer Vertreter er zu ſein vor-
öffentlichen Mißkredit gebracht hat. Einzig die anarchiſtiſche Umſturz-

ität den nachteiligſten Einfluß gehabt, ſondern auch die wirtſchaftliche Kon-
) Frankreichs mit Nationen, die eine ſolche erzwungene Zerſplitterung der
gen nicht kennen, vollſtändig unmöglich gemacht. Denn wenn auch be-
ch der Code wenigſtens ein Viertel des Vermögens der freien Verfügung
rblaſſers übrig läßt, ſo wird doch in der Praxis aus Gründen, die wir
icht näher erörtern können, nur ſelten von dieſer Vergünſtigung Gebrauch
ıt, ſo daß thatſächlich faſt immer eine vollſtändig gleichmäßige Teilung
:rbſchaftsmaſſe unter ſämtliche Kinder des Erblaſſers ſtattfindet. Weder
roßgrundbeſitz noch die in Privatbeſitz befindlichen größeren induſtriellen
ommerziellen Betriebe können bei einem ſolchen Syſtem auf die Dauer Be-
haben. Aber mehr noch als die großen Vermögen iſt gerade der mittlere
:eine Beſitz durch dieſes verhängnisvolle Geſetz geſchädigt. Die hohen Koſten
om Gericht vorgenommenen Abſchätzung und Teilung der Erbſchaftsgegen-
verſchlingen nicht ſelten den größeren Teil der ohnedies nicht bedeutenden
aft. Daß unter ſolchen Umſtänden bei einer Bevölkerung, in der man ſeit
:hnten jede religiöſe Beeinfluſſung ſyſtematiſch zu hintertreiben geſucht hat,
leſtreben ſich geltend macht, die Zahl der Kinder möglichſt zu beſchränken,
r zu begreiflich. Damit iſt aber auch die wichtigſte Vorbedingung einer
eichen Koloniſation, ein erheblicher Überſchuß der Bevölkerung im Mutter-
von vornherein abgeſchnitten. In der Verbindung dieſer beiden That-
, dem unnatürlichen und verderblichen Erbrecht auf der einen Seite und
ſtematiſchen Entchriſtlichung auf der andern Seite, iſt überhaupt der tiefſte
) des unverkennbaren Verfalles der einſt ſo blühenden und mächtigen fran-
:n Nation zu ſuchen. Schon bald nach Inkrafttreten des Code haben übrigens
tsvolle Staatsmänner auf die unheilvollen Wirkungen desſelben hingewieſen.
bekannte Lord Caſtlereagh beruhigte auf dem Wiener Kongreß die Diplo-
, welche eine weitergehende Schwächung Frankreichs als ein notwendiges
bernis für die Ruhe Europas anſahen, mit der Verſicherung, daß dieſe
lchung ſchon durch das neue Erbrecht der Franzoſen in ausreichendem Maße
geführt werde. — Manche andere Mißgriffe in Geſetzgebung und Verwal-
ſind im Laufe des verfloſſenen Jahrhunderts hinzugekommen, auf die näher
gehen hier nicht der Ort iſt.

Man ſollte meinen, die vom Verfaſſer geſchilderten Übelſtände müßten einen Franzoſen, der ſein Vaterland wahrhaft liebt, zu der Überzeugung führen, eine Änderung der beſtehenden Geſetzgebung dringend vonnöten wäre. Aber em geringen Verſtändnis, das die gegenwärtigen Machthaber für die wahren fniſſe des Landes an den Tag legen, bei der blinden Begeiſterung für den welche die ganze Juriſtenzunft und das größtenteils aus Juriſten be-
e Parlament beherrſcht, iſt an eine durchgreifende Beſſerung von dieſer aum zu denken. Da muß ſich denn die Nation ſelbſt helfen, ſo gut es en beſtehenden Verhältniſſen eben geht. Als wichtigſtes Hilfsmittel em-
der Verfaſſer im zweiten Teil ſeiner Arbeit eine ſtarke Auswanderung in nien. In der That, wenn ſich in Frankreich bei den für die Zukunft der beſorgten Eltern die Überzeugung Bahn bräche, daß ſich für die-

Es liegt jedoch dem Verfaſſer trotz ſeiner Begeiſterung für die Koloniſation durchaus fern, allen ohne Unterſchied die Auswanderung in die Kolonien zu empfehlen; vielmehr bedarf es ſeiner Meinung nach einer ſorgfältigen Auswahl. Davon handelt der vierte Teil des Werkes. Vier Bedingungen ſtellt darin der Verfaſſer als unerläßlich für jeden Koloniſten hin: eine geſunde, kräftige Konſtitution, einige Kenntniſſe in der Landwirtſchaft oder in einer andern in den Kolonien verwendbaren Berufsart, den Willen, ernſtlich und ausdauernd zu arbeiten, und wenigſtens ein kleines Kapital für den Anfang. Auch die Frauen ſucht der Verfaſſer für ſeine Pläne zu begeiſtern, da nach den gemachten Erfahrungen ohne ein geordnetes Familienleben an ein Gedeihen der Kolonien gar nicht zu denken iſt.

Im letzten Teil werden die Vorzüge und Nachteile der einzelnen Siedelländer gegeneinander abgewogen. Natürlich wünſcht der Verfaſſer, daß ſich der Auswandererſtrom vor allem den franzöſiſchen Kolonien zuwende. Er hat aber auch nichts dagegen, daß ſich ein Teil der Auswanderer im Orient oder andern europäiſchen und außereuropäiſchen Staaten anſiedele, da dadurch der heimiſche Handel und die heimiſche Induſtrie gefördert würden und ſo dem Mutterlande wenigſtens indirekt ein Vorteil erwachſe. Die franzöſiſchen Kolonien ſelbſt unterſcheidet der Verfaſſer in ſolche, die nur durch Ausbeutung ihrer Produkte ihren Beſitzern einen Vorteil bieten (colonies d'exploitation), und ſolche, die ſich zu einer dauernden Anſiedlung europäiſcher Koloniſten eignen (colonies de peuplement). Zu den letzteren zählt der Verfaſſer außer den ſchon vollſtändig beſiedelten Inſeln Martinique, Guadeloupe und Réunion vor allem Algier, Tunis, Tongking, Madagaskar und Neu-Caledonien.

Das iſt in großen Zügen die Einteilung dieſes hochintereſſanten Werkes. Der reiche Inhalt des Buches konnte hier nur angedeutet werden; allen aber, die ſich über das franzöſiſche Kolonialweſen gründlich unterrichten wollen, iſt die Lektüre oder vielmehr das Studium desſelben aufs wärmſte zu empfehlen. Der Verfaſſer ſchreibt mit einer großen Lebendigkeit und Anſchaulichkeit und mit einer tiefgefühlten Begeiſterung für ſein unglückliches Vaterland. Er iſt ein aufrichtiger Patriot, aber kein Chauviniſt. Im Gegenteil, er verkennt weder die Schwächen ſeiner Landsleute noch die wirklichen Vorzüge, die andere Nationen, ſpeziell die Engländer und Deutſchen, in mehr als einer Beziehung vor ihnen voraus haben. Das reiche ſtatiſtiſche Material, auf welches ſich der Verfaſſer bei ſeinen Ausführungen ſtützt, iſt, abgeſehen von einigen Druckfehlern und kleineren Verſehen [1], durchaus zuverläſſig und den beſten Quellen entnommen.

[1] So iſt z. B. auf S. 177 die Einwohnerzahl von Haiti mit 300 000 entſchieden zu niedrig angeſetzt. Genau läßt ſich die Zahl nicht fixieren; die Angaben ſchwanken zwiſchen 960 000 und 1 200 000 Einwohnern. — S. 250 muß es heißen 12 000 soeurs missionnaires ſtatt 42 000, wie dort zu leſen iſt.

H. A. Kroſe S. J.

Subjektivismus der neueren Kunſt, d. h. der geiſtige Stoff iſt nicht um ſeiner ſelbſt willen da, der Bildner nicht ſein Vermittler und Diener zum weiteren Verſtändnis hin, wie im Mittelalter, ſondern ſein Gebieter: er ſelbſt modelt das Objekt zum Träger ſeiner Idee und Auffaſſung. Damit waren die Probleme chriſtlicher Kunſt, welche die Kirche und die von ihr erzogenen Kreiſe behütet, gänzlich in Frage geſtellt, der Willkür überlaſſen. Das herrliche Chriſtusideal, welches Raffael und Leonardo pietätvoll aus der Tradition empfangen und weiterbilden, nimmt bei Michelangelo antikiſierende Züge an; die Madonna wird zur Heroine, das Weltgericht zum Sturz der Giganten" (S. 320). „Mit einem ſteten Gemiſch von Bewunderung, aber auch widerſtrebender Empfindung ſchauen wir Dürers Werke, in denen lebenskräftige Phantaſie mit Unbehilflichkeit, Zartheit mit Roheit ſich berühren" (S. 379). „Die Hiſtorienbilder Rembrandts ſtehen nicht auf der Höhe der Bildniſſe; von religiöſen Objekten ſind die altteſtamentlichen in ihrer rein maleriſchen Auffaſſung am wirkſamſten; die Idealgeſtalten des Neuen Teſtamentes liegen zu fern und ſinken zu tief in das Genre hinab" (S. 414). „Trotz aller Härten und Mängel des Kolorits ſind des Cornelius Werke doch voll jener unſterblichen Poeſie und idealen Schönheit, welche den göttlichen Thaten eigen iſt" (S. 432). „Als Illuſtrator der Heiligen Schrift, des Dante, Arioſt, Don Quichotte iſt Guſtave Doré ſehr bekannt geworden. Sein Gebiet iſt die Phantaſtik, der edle Geiſt der Bibel wird in ſeinen Händen zur Karikatur" (S. 438). „In neueſter Zeit wird die Renaiſſance durch den oft überladenen, hohlen Barockſtil abgelöſt, welcher nur der Stilloſigkeit und Willkür den Pfad bereitet, ja mehr und mehr dem Architekturprinzip widerſtrebt, durch Einfachheit, Harmonie, edle Verhältniſſe zu wirken. Die jüngſten Münchener und Dresdener Bauten laſſen an Derbheit und Geſchmackloſigkeit nichts zu wünſchen übrig. Wie vornehm erſcheint gegen dieſe Species das alte feine Rokoko in ſeiner graziöſen Leichtigkeit, auch nur techniſch betrachtet!" (S. 424.)

Man erkennt aus dieſen Proben den ſichern Blick und das feſte, klare Urteil des Verfaſſers. Ein aufmerkſames Studium des Buches wird beweiſen, daß ſie in richtigem Verhältnis ſtehen zu der Auffaſſung, für welche derſelbe eintritt. Es iſt beim erſten Wurf bereits zu ſchöner Abrundung fertiggeſtellt worden. Möchte es in katholiſchen Familien an die Stelle des entſprechenden Werkes Lübkes treten, das wegen der Tendenz und wegen mancher Bilder nicht in dieſelben paßt. Ihren heranwachſenden Kindern können Eltern dies Buch als ein wertvolles Bildungsmittel in die Hand geben und empfehlen. Weitere Auflagen werden es hoffentlich noch mehr vervollkommnen, nicht durch Vermehrung der Seitenzahl, wohl aber durch noch ausführlicheres Betonen der richtigen Prinzipien und auch der techniſchen Vorbedingungen der einzelnen Kunſtzweige, für die durch Weglaſſung der Meiſter dritten Ranges Platz gewonnen werden könnte. Die vielen Bilder gewinnen durch den Druck auf dem glatten Papier eine unerwartete Friſche. Alle paſſen zum Text, und keines wird ſelbſt bei ängſtlichen Gemütern Anſtoß erregen.

Die groß angelegte Kunſtgeſchichte von Kuhn, worüber in dieſer Zeitſchrift Bd. XLII (1892), S. 578 f. und Bd. LVI (1899), S. 562 f., berichtet wurde, ſchreitet langſam voran, doch erfreut jede neue Lieferung durch die Menge ſchöner Abbildungen. Sie ſind nach den beſten Photographien und

Stichen ſowie nach Handzeichnungen vorzüglich hergeſtellt, erheben das Werk zum Range eines der am reichſten und beſten illuſtrierten ſeiner Art, gewinnen Auge und Herz und würden genügen, demſelben dauernden Wert zu ſichern. Der Text legt nicht auf die Aufzählung der einzelnen Denkmäler das Hauptgewicht, ſondern auf die eingehende äſthetiſche Würdigung der Stile. Heben wir auch hier einzelne charakteriſtiſche Stellen heraus.

Die griechiſche Baukunſt war „das ſchlechthin Vernünftige, getragen vom lauterſten Geſchmack", bei der romaniſchen „ging aus dem Überwiegen der Phantaſie der Zug für das Maleriſche und Bewegte und die Auflöſung der Maſſen hervor" (Baukunſt S. 405). „Die Gotik ſtellt, ähnlich wie die griechiſche Baukunſt, die größte Vernünftigkeit und Zweckmäßigkeit dar und genügt zugleich den praktiſchen Bedürfniſſen und Anforderungen." „Dem chriſtlichen Mittelalter erſchloß das Chriſtentum die erhabenſten Geheimniſſe der Gottheit und Ewigkeit und gab ihm Ideale von ewiger, überirdiſcher und unvergänglicher Schönheit. Das ſichert ſeinen Schöpfungen einen Inhalt und mußte zu Leiſtungen anregen, von denen der Grieche keine Ahnung haben konnte. Was dagegen die nationale Begabung betrifft, ſo iſt ohne weiteres anzuerkennen, daß in den Talenten des Griechen ein größeres Ebenmaß beſtand. Ein derartiges Gleichgewicht in den Geiſtesgaben beſaß der Nordländer germaniſcher Abkunft nicht. Sein inneres Leben gravitierte um zwei Pole, nüchterne Verſtändigkeit und jugendliche, gefühlsſinnige Schwärmerei; dieſe werden wir, zu lebendiger Einheit verbunden, in den gotiſchen Bauformen ſich charakteriſtiſch ausſprechen ſehen." „Ein Denkmal, welches die vollendetſten Formen der Konſtruktion und Ornamentation darſtellt, iſt der Dom in Köln, das ſchönſte mittelalterliche Bauwerk und eines der ſchönſten Gotteshäuſer der Welt" (a. a. O. S. 527. 479 f. 486 f.).

„Die Gotik beſitzt ihre unantaſtbaren, hohen Vorzüge, aber andere als die Renaiſſance." „Die Renaiſſance eine heidniſche Kunſt nennen, heißt allzuſehr über das Ziel hinausſchießen. Die Renaiſſance iſt die Kunſt des feinſten Geſchmackes, der äſthetiſchen Empfindung und der heitern Phantaſie" (a. a. O. S. 633 f. 655). Ähnliche begeiſterte Lobpreiſungen der Baukunſt der Renaiſſance folgen ſich nicht ſelten und beweiſen, daß P. Kuhn auf dem Standpunkte eines weitſichtigen Kritikers ſteht, der das Gute überall anerkennen will, wo es in irgend einer Form ſich ihm darbietet. Daß jemand, der in der ſchönen Kirche von Einſiedeln ſeit vielen Jahren immer wieder ein- und ausgeht und in ihr die ſchönſten Freuden ſeines Lebens findet, für die Gotik nicht ſo begeiſtert iſt wie ein Rheinländer, der bei den Meiſterwerken des Mittelalters aufwuchs, begreift ſich leicht. Nimmt doch bei den Freunden der chriſtlichen Kunſt die Liebe zur ſtrengen Gotik faſt in demſelben Maße ab, in dem ihre Heimat mehr nach Süden liegt.

Bei Behandlung der Plaſtik findet P. Kuhn in Deutſchland die ſchönſten Werke der romaniſchen Zeit zu Halberſtadt, Wechſelburg und Freiberg. Doch gehen den ſächſiſchen Meiſtern „eine energiſchere, beſtimmtere Individualiſierung ab, oft auch richtige oder ſchöne Verhältniſſe und feinere Behandlung, z. B. der Hände und Füße, auf Grund eines tüchtigen Naturſtudiums. Das Wichtigſte und Schwierigſte, was kein Studium geben kann, haben die Meiſter: Ideenreichtum, Schwung, echt künſtleriſchen Sinn, Geſchmack und techniſches Geſchick" (S. 347).

Die Gotik bringt einen „Fortſchritt von Ernſt, Strenge und Würde zu Milde und Innigkeit, von objektiver Zurückhaltung zu ſubjektiver Mitteilung, von ſtrenger

Abgeſchloſſenheit zu freundlicher Zuneigung und Huld. Es iſt dies alſo ein ganz folgerichtiger, natürlicher Fortſchritt, welcher z. B. in der griechiſchen Plaſtik eine Analogie findet in der Entwicklung und im Übergang des Phidiasſchen Ideals in das des Praxiteles und Skopas" (S. 386).

„Man hat die eigentümliche, holde Grazie in Bewegung, Haltung und Ausdruck an den plaſtiſchen Geſtalten (der deutſchen Gotik) als etwas betrachtet und ausgegeben, das aus Frankreich eingeſchmuggelt wurde. Es iſt dies kaum glaublich. Wahr iſt es, daß der Zug der Anmut in deutſchen, in keiner nachweisbaren Weiſe von außen beeinflußten Werken, ſich naiver, harmloſer, ſchlichter, treuherziger äußert als jenſeits des Rheins, aber es iſt hier wie dort doch weſentlich derſelbe Zug" (welcher aus der gemeinſamen chriſtlichen Kulturentwicklung hervorging. S. 389).

Wie ſich in der gotiſchen Plaſtik des Nordens „der Zug der Innerlichkeit und Innigkeit, der Gemütstiefe und der ſeelenvollen Empfindung herausbildet, ſo in Italien der Drang und die Vorliebe, ſich nach außen auszuleben. Daher ſtammt auch das große Vorrecht der italieniſchen Kunſt, eine für die Öffentlichkeit berechnete Größe und freie Objektivität in der Auffaſſung, was beſonders in Plaſtik und Malerei hervortritt" (S. 484).

„In den Werken (der gotiſchen Kunſtinduſtrie) fällt eine ergiebige Quelle der Schönheit und des äſthetiſchen Genuſſes weg, die Originalität und künſtleriſche Individualität, welche in der romaniſchen und in der Renaiſſancekunſt dagegen ſo packend, fühlbar, friſch und eigenartig hervortritt" (S. 469).

„Die Renaiſſance iſt in ihrem Grunde, in den treibenden Urſachen, die zu einer Umgeſtaltung der Kunſt geführt haben, nicht ein Wiederaufleben der Antike, ſondern die Umkehr zur Natur (S. 505). Die Antike ward ihr zweites Grundelement neben dem Realismus, ſie ward vor allem ihr formales Prinzip" (S. 507). „Es ſind kaum je dekorativ ſchönere und reichere Werke geſchaffen worden als in der Jugendzeit des 15. Jahrhunderts (in Italien). Ebenſo charakteriſtiſch iſt die Friſche, womit die Kunſt alle Aufgaben ergreift und ausführt; das giebt ihren Werken neuen, unvergänglichen Reiz ſelbſt gegenüber den vollkommenſten Leiſtungen des Cinquecento" (S. 511). „Die Certoſa (bei Mailand) iſt eines der wunderbarſten Werke monumentaler und dekorativer Plaſtik der Welt" (S. 553).

In der Malerei brachte der Anfang des 16. Jahrhunderts in Italien „die höchſte Stufe allſeitiger Vollendung, die Sammlung aller Kräfte, um das Beſte zu leiſten". „Daß ſie einen unvergänglichen, univerſellen Wert erlangte, dazu halfen die Gönner mit und der Mittelpunkt, den ſie gewann, welche beiden auch etwas Univerſelles an ſich haben, die Päpſte und Rom." Alles das hätte freilich nicht ausgereicht „ohne die großen Talente, welche, jedes in beſonderer und eigener Weiſe, nach dem Höchſten ſtrebten".

„Die Italiener gelangen als Idealrealiſten notwendig dahin, daß ſie den Realismus dämpfen, ſomit auch den herben individuellen und charakteriſtiſchen Ausdruck abſchwächen und ſich einer typiſchen Auffaſſung nähern. Bei den Deutſchen iſt das Umgekehrte der Fall. Holbein und weit mehr Dürer betonen alle individuellen Beſonderheiten und charakteriſtiſchen Eigentümlichkeiten; ihr Streben iſt auf einen energiſchen Realismus gerichtet. Das hohe Erbteil der Italiener iſt reinſte Schönheit und höchſte Anmut im Ausdruck wie in der Linie; der Vorzug der Deutſchen liegt nicht in dieſer Richtung, ſondern in der Tiefe der Charakteriſtik, in der Gewalt der ſeeliſchen Auffaſſung" (S. 481 f.).

Kuhn iſt ein vielſeitig gebildeter, erfahrener Äſthetiker, keiner von denen, welche nur eine oder die andere Seite beachten oder ſich in Theorien ſo weit hineinarbeiten, daß ſie die wirklichen Kunſtwerke zergliedern, zerpflücken und durch ihre Kritik ungenießbar machen. Sein weiter, durch vieles Sehen und Vergleichen geſchulter Blick vereint ſich mit feſter Schulung des Geiſtes. Er iſt ſich ſeiner Grundſätze bewußt und ſtellt ſich allem Guten und Schönen voll Teilnahme gegenüber. Ein hartes, wegwerfendes Urteil fällt er faſt nie, und ſo gleicht er den Bienen, die uns aus den verſchiedenſten Blumen Honig bringen. Eine große Einheit verbindet die Bände des großen Werkes, das uns in der Kunſtgeſchichte in immer erneuter Form Blüte, Reife und raſches Hinwelken des einen, von denſelben grundlegenden Ideen ſtets geleiteten Menſchengeſchlechtes zeigt, das, früh in ſehr verſchiedene Nationen zerklüftet, durch die chriſtliche Kultur einen neuen, tieferen Kern erhielt, welcher wiederum Einheit in die verſchiedenen Stämme brachte, ohne ihren Charakter zu verwiſchen.

Wird nicht manchem Leſer doch ein Bedenken ſich aufdrängen? Man folgt mit Spannung den geiſtreichen, feſſelnden und ſchönen Auseinanderſetzungen, muß ſich aber, wenn man anfängt nachzudenken, fragen: „In Frankreich, England und Deutſchland iſt doch die größte Mehrzahl der Geiſtlichkeit und der eifrigen Katholiken begeiſtert für die mittelalterliche Kunſt; gotiſche oder romaniſche Kirchen werden dort gebaut, neue Gotteshäuſer kaum je im Stile der Renaiſſance ausgeführt. Ähnlich verhält es ſich hinſichtlich der Ausſtattung der zum Gottesdienſt beſtimmten Räume durch Werke der Plaſtik und Malerei. Geſchieht dies, weil die Kunſtwerke des Mittelalters ſchöner und beſſer ſind als diejenigen der Renaiſſance? Sollten ſie es nicht ſein, warum entſchließen wir uns dann nicht, die Renaiſſance für Bau, Ausmalung und Ausſtattung unſerer Kirchen auf den Thron zu erheben? Nur das wäre doch konſequent.“

Kuhn antwortet auf den Einwurf, den er wohl ſpäter bei Behandlung der Kunſt des 19. Jahrhunderts eingehend behandeln wird, bereits jetzt zutreffend: „Schon im Quattrocento entſtanden Bilder, wo der religiöſe Stoff in rein genrehafter Auffaſſung ſich verflüchtigt. Zahlreicher werden dergleichen ſogen. religiöſe Bilder im Cinquecento, Bilder, in welchen außer dem Reif des Heiligenſcheins nichts an ein Übernatürliches gemahnt, ſondern welche nur zu oft geſteigerte Sinnlichkeit, Weltluſt und Wohlleben atmen; Bilder, welche, als weltliches Genre aufgefaßt, durch den Wohllaut und den Fluß der Linien, durch die Schönheit der Formen, die Vortrefflichkeit der Kompoſition entzücken könnten, nicht als eigentliche religiöſe Kunſtwerke gelten dürfen. Es iſt notwendig, (ſolche Werke) in ihrer Zeit aufzufaſſen und aus derſelben zu erklären. Die Meiſter des 16. Jahrhunderts leiſteten auch im religiöſen Bilde das, wozu in ihrer Zeit die Vorausſetzungen lagen; in dieſem Sinne werden ſie den Zeitgenoſſen auch vollkommen genügt haben. Entſpricht auch manches Bild des Cinquecento unſerer modernen Gefühlsweiſe nicht, ſo freuen wir uns desſelben ſo, wie es aus ſeiner Zeit hervorgegangen iſt“ (Malerei S. 488. Vgl. Äſthetik S. XXXIII f. LXII f.).

Ein ganz anderer Geiſt tritt uns in dem von Kraus gebotenen Werke entgegen. Kuhn und Frantz ſchreiben auf den Titel: Kunſtgeſchichte. Ihnen

iſt die Kunſt das Weſentliche, darum beſchränken ſie ihre Aufgabe weder zeitlich noch örtlich. Kraus giebt uns eine „Geſchichte der chriſtlichen Kunſt“, worin nur die Werke chriſtlicher Meiſter ins Auge gefaßt werden, aber auch unter dieſen nur jene, welche religiös ſind oder ſein ſollen, nicht alſo bürgerliche Baukunſt, Ausſtattung von Schlöſſern u. dgl. Überdies betont er die geſchichtliche Ausbildung des Inhaltes der Kunſtvorſtellungen, die Einwirkung der geſellſchaftlichen und litterariſchen Kultur auf die Kunſtthätigkeit. Seine Ausführungen gründen ſich, wie man dies bei allen ſeinen Arbeiten zu finden gewohnt iſt, auf eine ausgedehnte, Staunen erregende Kenntnis der älteren und neueren Forſchungen. Sie berückſichtigen mit Vorliebe alle jene Fragen, welche durch die ſo lebhaft geförderte Kunſtforſchung unſerer Tage in den Vordergrund geſchoben und kühn aufgeſtellt, mit Eifer verfochten und vorſchnell angenommen oder auch raſch abgewieſen werden. Daß bei einem ſo ungeheuern, täglich anwachſenden Stoff, den dieſe „Geſchichte der chriſtlichen Kunſt“ zu ordnen, zu ſichten und neu zu geſtalten ſucht, hinſichtlich der Einzelheiten Verſehen vorkommen, war kaum zu vermeiden, wenn man alle Verhältniſſe, beſonders auch ſchwere Krankheiten des Verfaſſers, berückſichtigt.

Die Kritik hat von allen Seiten her ſein Buch als eine hervorragende Leiſtung anerkannt. Auch Männer, welche deſſen bekannte kirchenpolitiſchen Anſichten nicht teilen, haben freigebiges Lob ausgeſprochen. Der geiſtreiche Biſchof von Rottenburg nannte das Werk „eine litterariſche Großthat, auf welche das katholiſche Deutſchland ſtolz ſein darf“, Profeſſor Neumann einen mächtigen Bau, welcher „auf lange Zeit hin als das Hauptwerk (dieſer Art) gelten wird“, die „Studien aus dem Benediktiner- und Ciſtercienſerorden“ „eine wiſſenſchaftliche Leiſtung erſten Ranges“.

Wer es nur oberflächlich durchgeht, wird viele Einzelheiten vermiſſen; gründliches Studium beweiſt, daß der erfahrene Meiſter ſich vielfache Beſchränkungen auferlegte und aus der Fülle des Stoffes nur das Charakteriſtiſche auswählte. Er hätte ſeine Bände auch als „Beiträge zur Klarſtellung der wichtigeren Punkte der chriſtlichen Kunſtgeſchichte mit beſonderer Rückſicht auf Italien und Deutſchland“ bezeichnen können. Das Verlangen geht aber heute auf einfachere Titel, und es war recht, ſich demſelben zu fügen. Bei der Auswahl iſt fortwährend beſondere Rückſicht genommen auf die praktiſchen Bedürfniſſe und Abſichten der katholiſchen Geiſtlichkeit, weil „der Seelſorger der Hüter des chriſtlichen Heiligtums“ iſt. Einige charakteriſtiſche Stellen mögen hier wieder Platz finden, um dem Leſer ein ſelbſtändiges Urteil zu ermöglichen.

„Die frühchriſtliche Kunſt der erſten drei Jahrhunderte iſt eine gemeinſame Schöpfung des griechiſch-römiſchen Geiſtes, inſofern er durch chriſtliche Vorſtellungen befruchtet und geleitet war“ (I, 87).

„Man muß bis auf Paulus zurückgehen, um einen Glaubensboten wie Winfried zu finden. Mit Bonifatius iſt der Sieg ſeines Ordens entſchieden. Von da ab trägt der Benediktinerorden die ganze Kultur Europas ein halbes Jahrtauſend hindurch auf ſeinen Schultern. Von dieſer ungeheuern Laſt war die bildende Kunſt der lieblichſte und köſtlichſte Teil“ (I, 620).

Hinsichtlich der byzantinischen Frage, bei deren Behandlung Kraus fast von allen in der heutigen Kunstforschung hochgeachteten Kennern des frühen Mittelalters bekämpft worden ist, hält er trotzdem fest an der Überzeugung einer selbständigen Entwicklung der abendländischen Kunst. Er schreibt: „Man wird zugestehen müssen, daß die fast vollständige intellektuelle und religiöse Entfremdung der beiden Hälften der Christenheit nicht den Boden für nennenswerte gegenseitige Beeinflussung bereiten konnte. Es widerspricht allen Gesetzen geschichtlicher Entwicklung, wollte man trotzdem die angebliche totale Abhängigkeit abendländischer Kunst (während der ersten Hälfte des Mittelalters) von byzantinischer aufrechterhalten. Immerhin wird man lokale und vorübergehende Einwirkungen der byzantinischen Kunst zugeben müssen" (II. 51).

„Die Gotik tritt in die weltgeschichtliche Entwicklung ein in dem Moment, wo die germanische Empfindung hinreichend stark ist, um ihren vollen künstlerischen Ausdruck zu finden. Der deutsche Genius bewahrt sie, bis das germanische Prinzip wieder dahinwelkt und in der neu erwachenden Antike des Cinquecento ein stärkeres Element über ihn kommt" (II. 162). „Der Kölner Dom leistet das Höchste: denn er ist das Werk des Genius, der sich dem Gesetze, dem ewigen unerbittlichen Gesetz der Harmonie zu beugen gelernt hat. Andere Bauwerke mögen imposanter, unterhaltender sein: keines ist in sich bedeutender" (II. 194).

„Wenn dem Kunstleben bei uns die Klarheit wissenschaftlicher Erkenntnis und die Harmonie und Ruhe fehlen, welche aus den Schöpfungen des italienischen Genius sprechen, so übertrifft die deutsche Plastik des eigentlichen Mittelalters doch alle andere an Gehalt und Ernst des religiösen Gedankens, an ehrlicher auf den Kern und das Wesen der Sache dringender, nachdenklicher Betrachtung, an Innigkeit mit einem kindlichen Humor und zugleich mit einer wunderbaren in der Tiefe des deutschen Volkstums wohnenden Sehnsucht zu reden weiß" (II. 254). [illegible] Sie sind da, wo sie in ihrer Gebärde einen „Stil gefunden, der ganz von der [illegible] Persönlichkeit und der Harmonie unserer Glieder kann, wie es eine allgemeine Kunst [illegible] verlangt, und die Harmonie des inneren Gehaltes der Seele [illegible] (II. 254).

[illegible]

[illegible]

Ideen zur Allgemeinheit, eine Überführung zur vollen und echten Katholizität. Man kann es eine providentielle Fügung nennen, daß diese Erweiterung und Erhebung des Gesichtskreises fast genau zusammenfällt mit der Entdeckung der Neuen Welt, und daß sie dem Protestantismus vorausging" (S. 80).

„Die Barockkirchen des 17. Jahrhunderts und die gewaltigen Schöpfungen Rubens' befriedigten das ‚kirchliche' Element jener Zeiten, wie es scheint, vollkommen; an christlicher Empfindung stehen sie hinter den Domen der Gotik und selbst hinter St. Peter, hinter den Malereien Duccios und Fra Angelicos ebensoweit zurück, als die eleganten Epigramme Maffeo Barberinis und Sannazaros hinter dem Dies irae oder dem Stabat mater zurückbleiben, ebensoweit wie die Devotion aisée hinter der Nachfolge Christi zurücksteht." „Bibelkritik und Patristik giebt es erst seit jenen Tagen (der humanistischen Bewegung). Die theologische Spekulation wird in ihrem innersten Heiligtum von dem freieren Zuge ergriffen, welchen die Renaissance der Menschheit zugebracht hatte. Sicher ist, daß die stärkere Betonung der menschlichen Willensfreiheit (im Molinismus) ganz im Sinne der Renaissance war. Man kann nicht leugnen, daß die Jesuiten des 16. und 17. Jahrhunderts in ihrem Kampfe gegen den strikten Thomismus ein wissenschaftliches Interesse vertraten. Von viel größerer Bedeutung noch war für die gesamte Kultur- und Geistesgeschichte der Menschheit, daß das humanistische Gymnasium durch Claudius Aquavivas Ratio studiorum (1584) für den Unterricht der Gesellschaft Jesu die Grundlage gab. Die Begründung des gesamten höheren Schulwesens auf die klassischen Studien ist jedenfalls das bedeutsamste, wichtigste und heilsamste Erbe, was uns von der Renaissance geblieben ist" (S. 81 f.).

„Es war aber meines Erachtens eine Verirrung und eine Quelle schwerer Verwirrung, daß man im 15. Jahrhundert vermeinte, mit dem Studium und der Nachahmung der Antike auf andern Gebieten auch die ganze Formensprache der römischen Architektur auf das Gebiet der mit der Ausbildung und den Gesetzen des Kultus so eng zusammenhängenden Kirchenbaukunst anwenden zu müssen" (S. 180).

Ein letzter Satz, welcher hier noch ausgehoben werden soll, ist bezeichnend für die Stellung, welche der Verfasser dem Babel der heutigen Kunstforschung und Kunstthätigkeit gegenüber eingenommen hat. Er schreibt: „An jeder Zeit, an jedem Herzen hat die erneuernde Kraft des Christentums sich bewährt, wofern die Menschen des Tages von oben nur immer begehrten: nirgends in der Kunstgeschichte tritt es so klar hervor wie in Siena, welch Vermögen der Regeneration im Glauben und in der Liebe Christi beschlossen ist" (S. 128).

Man darf es nicht zu schlimm deuten, wenn in dem modus vivendi, den der Verfasser in seiner wissenschaftlichen Stellung erklärten Gegnern des Glaubens gegenüber einnimmt, viel Entgegenkommen sich zeigt. Mag hie und da sein Urteil gewagt, manchen bedenklich erscheinen, im ganzen und großen ist sein Buch eine Zierde der katholischen Litteratur. Es zeigt, was eine befähigte Kraft durch konsequente Arbeit zu erreichen vermag.

Die drei besprochenen Werke ergänzen sich in gewisser Hinsicht. Jedes ist in seiner Art wertvoll, und selbst der erfahrene Kenner lernt aus ihnen manches Neue. Je nachdem er mehr oder weniger die ästhetische Würdigung oder die wissenschaftliche und historische Beurteilung der Kunstwerke bevorzugt, wird er dem einen oder dem andern den ersten Preis zuerkennen.

Steph. Beissel S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

Heortologie oder das Kirchenjahr und die Heiligenfeste in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Von Dr. H. Kellner, o. ö. Professor der kath. Theologie an der Universität zu Bonn, Notarius apostolicus. 8°. (VIII u. 240 S.) Freiburg, Herder, 1901. Preis *M.* 5.

Kürze und Zuverlässigkeit sind die Vorzüge, die der Verfasser anstrebte und in hohem Grad erreicht hat, so daß man alle, welche über das Geschichtliche der Kirchenfeste und den neuesten Stand der Forschung in dieser Hinsicht Belehrung wünschen, auf Dr. Kellners Schrift verweisen kann. Wünschenswert wäre es vielleicht für manche gewesen, wenn der Verfasser sich nicht auf das rein Geschichtliche beschränkt, sondern auch Gesichtspunkte angegeben hätte, welche die Bedeutung der Feste hervortreten lassen und in deren Geist einführen. Aber immerhin ist auch so das Buch eine wertvolle Gabe, das die älteren ähnlichen Werke in dankenswerter Weise verbessert und ergänzt. — Die achttägige Feier hoher Feste läßt S. 10 der Verfasser erst in der nachexilischen Zeit des Judentums auftreten; vgl. indes 3 Mos. 23, 34; 3 Kön. 8, 65 f.; 2 Par. 29, 17; 30, 22. Polykrates erwähnt ausdrücklich die Namen der Apostelfürsten nicht, wie man nach S. 38 annehmen möchte. Gehören die Weihnachtskrippen (S. 105) zur liturgischen Feier? Was S. 153 über den Väterbeweis für die unbefleckte Empfängnis gesagt wird, paßt nicht in das Buch hinein und kann nicht genügen. Ist Jakobus „der Gerechte" (S. 168) der ältere Jakobus?

ΔΙΔΑΧΗ ΤΩΝ ΔΩΔΕΚΑ ΑΠΟΣΤΟΛΩΝ. Doctrina XII apostolorum. Una cum antiqua versione latina prioris partis de duabus viis primum edidit Joseph Schlecht. gr. 8°. (24 p.) Friburgi, Herder, MCM. Preis *M.* 1.

Der Verfasser hatte das Glück, in einer ehemals Freisinger, jetzt Münchener Handschrift des 11. Jahrhunderts eine lateinische Übersetzung des ersten Teiles der berühmten Apostellehre aufzufinden. Bisher war von dem lateinischen Text nur ein kurzes Stück bekannt, welches die Mauriner herausgegeben, v. Gebhardt als Bestandteil der Apostellehre erkannt, v. Funk in einer Melker Handschrift wieder aufgefunden hatte. Die lateinische Übersetzung stimmt mit dem Griechischen nicht genau überein. Sie enthält einige kleinere Zusätze, namentlich aber fehlen in ihr einige Stellen des griechischen Textes. So vor allem das Stück Kap. 1, 3 bis Kap. 2, 1, das schon früher als zum ursprünglichen Text nicht gehörig erkannt war. Einige kleinere Auslassungen Kap. 3, 3—4; 6, 2—3 erklären sich wohl daraus, daß sie bei der Niederschrift des Codex bedeutungslos oder unverständlich geworden waren. Der Verfasser bietet einen genauen Abdruck des Fragments, in welchem die Rechtschreibung und Zeilenabteilung der Handschrift wiedergegeben ist, und druckt dann den vollen griechischen Wortlaut der Apostellehre mit Gegenüberstellung der lateinischen Stücke ab. Wir beglückwünschen den Verfasser zu seinem schönen Fund und sehen der versprochenen weiteren Untersuchung desselben mit Spannung entgegen.

Abbé de Broglie, **Religion und Kritik.** Aus dem Nachlasse gesammelt von M. l'abbé C. Piat, Professor am katholischen Institut zu Paris. Autorisierte deutsche Ausgabe von Emil Prinz zu Öttingen-Spielberg. kl. 8°. (XCII u. 374 S.) Regensburg, Manz, 1900. Preis *M.* 3.50.

Abbé Piat entnahm dem Nachlasse des edeln Fürsten von Broglie verschiedene Vorträge aus dem Gebiete der Religionsphilosophie und gab sie mit einem beredten Vorwort heraus. Es war eine dankenswerte Aufgabe, das Buch ins Deutsche zu übersetzen. Abbé Broglies Gedanken über eine allgemeine Definition der Religion, über die philosophischen Postulate der wahren Religion, über das Verhältnis von Religion und Wissenschaft sind tief und gut begründet. Von besonderem Interesse sind die Aufsätze, welche einen Einblick gewähren in die bekannte Methode Broglies bei seinen philosophischen und religionswissenschaftlichen Untersuchungen. Zur Grundlegung der Apologetik will er vor allem die Transcendenz des Christentums historisch bewiesen sehen, d. h. die Thatsache, daß die christliche Religion den sonst waltenden welthistorischen Gesetzen nicht gehorcht und aus der Analogie aller andern Erscheinungen heraustritt. Die Scholastik gilt dem Abbé Broglie als die Philosophie der Zukunft; indessen möchte er, um dem augenblicklichen Bedürfnis zu dienen, eine provisorische Philosophie des gesunden Menschenverstandes schaffen, welche, ohne von einem bestimmten System auszugehen, den Positivismus auf seinem eigensten Gebiete angreift und vor allem die Thatsache der Existenz von Substanzen und Ursachen aus der unmittelbaren Erfahrung abzuleiten sucht. — Die vorliegenden gut übersetzten Vorträge kann man allerdings nur bei Heranziehung der großen Werke desselben Verfassers vollkommen würdigen; dort findet man die positiven Daten, auf welche sich Resultat und Methode stützen; doch sind auch in dieser populär-wissenschaftlichen Form Broglies Gedanken wertvoll und anregend.

Die Perikopen in der Schule. Schulgemäße Erklärung der sonn- und hauptfesttäglichen Evangelien des katholischen Kirchenjahres. Von Fr. Neise, Pfarrer und Orts-Schulinspektor. Zweite Auflage, besorgt durch F. Müller, Pfarrer. kl. 8°. (126 S.) Breslau, Görlich, (ohne Jahreszahl). Preis *M.* 1 20.

Diese „Musterstunden" sind nicht ausgeführt, sondern nur skizziert. In jedem Satz verrät sich der praktische Schulmann: klare und einfache Disposition, Rücksicht auf die Geistesverfassung des Kindes, Konzentrations- und Wiederholungsfragen, Zusammenhang mit dem Katechismus und dem Gesangbuch, praktische Anwendungen. Nur die drei Hausaufgaben auf S. 55 und 84 und zumal die auf S. 111 (Biblische Münzen) sind offenbar zu schwer für Kinder. Etwas Ähnliches dürfte gelten vom Vergleich zwischen der Heilung Joh. 4, 46—53 und der bei Matth. 8, 1—13 (S. 108). Die vier übrigen Hausaufgaben S. 42, 45, 63 und 76 sind viel besser gewählt.

1. **Tractatus de virtutibus theologicis.** Auctore Gustavo Lahousse S. J., in collegio maximo Lovaniensi S. J. theologiae dogmaticae professore. 8°. (412 p.) Brugis, Beyaert (Romae et Ratisbonae, Pustet; Parisiis, Lethielleux), 1900. Preis *Fr.* 4.50.

2. **Tractatus de sacramentis in genere**, de baptismo, de confirmatione, de eucharistia. Auctore G. Lahousse S. J. etc. 8°. (822 p.) Brugis, Beyaert (Romae et Ratisbonae, Pustet; Parisiis, Lethielleux), 1900. Preis *Fr.* 8.

Beide Werke behandeln die einschlägigen Fragen mit größter Ausführlichkeit, Klarheit und Gründlichkeit. An wissenschaftlicher Allseitigkeit ist das zweite dem ersten überlegen und eignet sich vortrefflich zum Privatstudium und als Hilfsbuch für den Professor; den Zwecken eines Schulbuches ist es allerdings weniger angepaßt als das Werk über die theologischen Tugenden. Die spekulativen Fragen verfolgt P. Lahousse bis in ihre letzten Ausläufe, legt die bedeutenden Schwierigkeiten unparteiisch vor und ruht nicht, bis er sie völlig gelöst hat. Sein großes positives Wissen kommt besonders im Band über die Sakramente zur Geltung.

Unter dem Zeichen der Los-von-Rom-Bewegung. Eine Vertheidigung meiner „56 Preis-Aufgaben für Protestanten" gegen Herrn Professor Böttichers Schrift: Los vom Ultramontanismus! Von Dr. Albert Fritsch, Kaplan in Siegen. Erster Theil. 8°. (160 S.) Münster i. W., Alphonsus-Buchhandlung, 1900. Preis *M.* 1.50.

Die berufenen Protestanten, denen Dr. Fritsch seine 56 Preisaufgaben vorgelegt hatte, griffen bei ihren „Antworten" zu so sonderbaren Mitteln und Argumenten, daß sich der Angegriffene zu einer weiteren Schrift veranlaßt sah, in welcher er die eigenartige Kampfesweise seiner Gegner brandmarkt. Man begreift, daß er ausgesuchte Grobheiten mit einigen derben Sätzen abweist. Die Hauptkraft des Büchleins liegt im Nachweis, daß die Protestanten keine feste Grundlage für ihren Glauben aufzuweisen vermögen, da sie, von ihrem Standpunkt aus, weder der Kirche noch der Tradition noch der Bibel eine genügende Autorität sichern können. Die Schrift zeigt von neuem, wie selbst gelehrte Protestanten vom katholischen Dogma keine Ahnung haben und welch verzweifelte Anstrengungen sie machen, den konfessionellen Frieden, welchen die Katholiken durch eine geradezu wunderbare Duldsamkeit und Nachgiebigkeit aufrecht erhalten, zu stören und zu untergraben.

St. Alphons von Liguori oder Robert Graßmann? Eine Beleuchtung der Broschüre Graßmanns über die Moraltheologie des hl. Alphonsus. Von Prälat Dr. Keller. 8°. (46 S.) Wiesbaden, Quiel, 1900. Preis 30 *Pf.*

Es ist unendlich traurig und für unser Volk tief beschämend, daß eine Erwiderung auf eine Schmähschrift, wie die Graßmannsche es ist, überhaupt notwendig werden konnte. Leider aber ist dem so. Infolgedessen sah sich Herr Prälat Keller gezwungen, die ebenso unerquickliche wie verdienstvolle Aufgabe auf sich zu nehmen und auf das Hetzlibell eine Antwort zu schreiben, für die ihm jeder, der sich mit der Sache befassen muß, dankbar sein wird. Genaue Sachkenntnis, scharfe Begriffsbestimmung, zwingende Beweisführung, lichtvolle Darstellung und vor allem ein würdiger, vornehmer, priesterlicher Ton zeichnen die schöne Arbeit aus. — Ähnliche Vorzüge hat die Schrift: Der hl. Alphons und sein Gegner R. Graßmann. Von Seb. Seidl C. SS. R. 8°. (47 S.) Augsburg, Seitz. Preis 15 *Pf.*

Péking. Histoire et Description, par Mgr. Favier, évêque de Péking. 524 gravures dans le texte, anciennes et nouvelles, reproduites ou exécutées par des artistes chinois d'après les plus précieux documents. — 79 gravures hors texte. gr. 4°. (416 p.) Édition sur papier de luxe. Bruges et Lille, Société de Saint-Augustin, Desclée, De Brouwer et Cie., 1900. Preis *Fr.* 7.50.

Ein überaus zeitgemäßes Werk von einem Verfasser, der seit einem Menschenalter in China und zumeist in der chinesischen Hauptstadt gelebt hat und unstreitig als einer der besten Kenner Chinas gelten dürfte. Das reich ausgestattete Buch zerfällt in zwei Teile. Der I. (p. 17—260) verfolgt die Geschichte Pekings seit den ältesten Zeiten und seine Geschicke und Wechselfälle unter den verschiedenen Dynastien und gestaltet sich so zugleich zu einem ziemlich ausführlichen Abriß der chinesischen Missionsgeschichte, speziell in ihrem Hauptzentrum, am kaiserlichen Hofe. Der II. Teil (p. 275—409) giebt eine detaillierte, sehr anschauliche Beschreibung der Stadt und ihrer Umgebung, läßt uns einen Blick thun in die Geheimnisse des Kaiserpalastes und verbreitet sich dann in recht interessanter Weise ausführlich über das chinesische Verwaltungssystem, das gesamte bürgerliche und häusliche Leben, Kult, Handel, Verkehr ꝛc., giebt Aufschlüsse über die geologischen und klimatischen Verhältnisse und die chinesische Bodenkultur und schließt mit einer sachkundigen Besprechung der chinesischen Kunst, insbesondere auf dem Gebiete der Metallurgie und Keramik. Das Buch bietet eine Fülle von Belehrung und dankenswerter Aufschlüsse und dürfte alles in allem besser und zuverlässiger orientieren als die meisten in neuerer Zeit erschienenen populären Darstellungen oder Reisewerke. Ungern wird der deutsche Leser besonders im I. geschichtlichen Teile es vermissen, daß der Verfasser nirgends seine Quellen citiert und die reiche, zumal ältere Litteratur kaum kenntlich gemacht hat, wenn auch leicht ersichtlich ist, daß Du Haldes S. J. (Description de la Chine, 3 tom. 4°) bis heute noch nicht übertroffenes Werk dem Verfasser wie andern Chinaforschern als Hauptquelle gedient hat. Daß in Bezug auf die Ritenfrage die Jesuiten in zwei entgegengesetzte Richtungen oder Schulen sich spalteten, ist nicht richtig, wenn auch in Bezug auf einige Punkte Meinungsverschiedenheiten bestanden. Überhaupt war die Frage doch nicht gar so einfach, wie Favier sie hinstellt. Eine vollständig zutreffende Klarlegung dieser und anderer Vorgänge und Verhältnisse der alten Mission kann überhaupt nur auf Grund eines zum größeren Teil noch gar nicht publizierten Aktenmaterials gegeben werden. Die Illustration des Werkes ist fast verschwenderisch reich und bietet außer 150 phototypischen Bildern mehrere hundert von chinesischen Künstlern ausgeführte Holzschnitte, die zwar nicht sehr das Auge ansprechen, aber ähnlich wie die phantastischen Vignetten, Kopfleisten ꝛc. dem Buche eine pikante Lokalfarbe geben. Sehr erwünscht und dankenswert sind die vielen beigegebenen Pläne und Grundrisse von Peking, dem Kaiserpalast, dem Petang u. a.

Flavius Josephus' Jüdischer Krieg. Aus dem Griechischen übersetzt und mit einem Anhang von ausführlichen Anmerkungen versehen von Dr. Philipp Kohout, Professor des neutestamentlichen Bibelstudiums am Priesterseminar zu Linz. 8°. (X u. 816 S.) Linz, Haslinger, 1901. Preis *M.* 10.

Von des Josephus „Altertümern" besitzen wir zwei neuere Übertragungen. Dem kürzeren Werk desselben ist die Ehre einer Übersetzung seit langem nicht an-

gethan worden. Da nun trotzdem der „jüdische Krieg“ das lebhafter geschriebene Werk ist, und die älteren Übersetzungen desselben nach den heutigen Fortschritten der Textkritik ein zuverlässiges Bild des Originals nicht in allen Punkten bieten können, so hat sich der Verfasser zu der gewiß mühevollen Arbeit entschlossen, diese Lücke auszufüllen. Seine Übertragung schließt sich an die beiden neuesten Textausgaben an und ist von ausführlichen Anmerkungen begleitet, welche in Kleindruck die Seiten 531—798 füllen. Soweit wir die Übersetzung geprüft haben, enthält sie allerdings einige Wendungen, die nicht leicht verständlich oder etwas gewöhnlich sind; im allgemeinen aber liest sie sich leicht. Die Anmerkungen bieten nach allen Richtungen hin Erläuterungen und Ergänzungen des Textes. Ein ausführliches Namen- und Sachregister ist beigegeben.

A General History of the Christian Era. For Catholic Colleges and Reading Circles and for Self-Instruction. Vol. I: The Papacy and the Empire. By A. Guggenberger S. J., Professor of History at Canisius College, Buffalo, N. Y. 8°. (448 p.) St. Louis, Mo., Herder, 1900. Preis *M.* 6.

Eine „christliche Weltgeschichte“, welche die teutonische Rasse in den Vordergrund stellt, ist das Werk ausführlich genug, um den gebildeten Leser als Lektüre zu befriedigen, und doch kurz und übersichtlich genug, um sich den Zwecken der Schule anzupassen. Der Verfasser weiß zu erzählen, er verleugnet aber auch nicht die Erfahrungen einer vieljährigen Lehrthätigkeit. Von den drei Hauptteilen des Werkes ist der III., „Das Zeitalter der sozialen Revolution“, bereits 1899 erschienen und in dieser Zeitschrift (Bd. LVIII, S. 225) zur Würdigung gekommen. Der vorliegende I. Band teilt mit jenem die Vorzüge wie der Ausstattung so der Ausführung. Überall verrät sich neben dem fleißigen Sammler der seinen Stoff geistig durchdringende selbständige Denker. Das Werk setzt bei der Völkerwanderung ein, alles Vorausgehende in einer kurzen Einleitung zusammenfassend, und schließt diesen Hauptabschnitt mit dem Tod Bonifaz' VIII. und dem Ende der Kreuzzüge. Nicht genug zu loben sind die beigegebenen Übersichtstabellen nebst der Gebrauchsanweisung für den Unterricht, die zehn historischen Karten und die graphische Darstellung von der Verzweigung der arischen Sprachen. Um über die beigegebenen Litteraturverzeichnisse nicht unbillig zu urteilen, welche allerdings zuweilen neben den Hauptwerken auch minder Bedeutendes anführen, müssen Zweck und Leserkreis dieser Bücherlisten richtig in Anschlag gebracht werden. In der That sind auch sie alles Dankes wert.

Das wunderbare innere und äußere Leben der Dienerin Gottes Anna Katharina Emmerich aus dem Augustinerorden. Von P. Thomas a Villanova Wegener, Mitglied des Augustiner-Ordens. Dritte, vermehrte Auflage. 8°. (VIII u. 384 S.) Dülmen, Laumann, 1899. Preis geb. *M.* 3.

Der Verfasser dieser 1892 zuerst erschienenen Schrift, Neffe des drittältesten Lebensbeschreibers der ehrwürdigen Seherin, des ehemaligen Münsterer Domdechanten Dr. Krabbe, ist „selbst in der Heimat Katharinas geboren und erwachsen, von Jugend an mit Personen und Verhältnissen, welche sich auf Katharina bezogen, in naher Verbindung gestanden“. In dem bei der bischöflichen Kurie zu Münster 1892—1899 geführten, die Einleitung der Verhandlungen über die Seligsprechung

vorbereitenden Prozeß ist er einer der beiden vereidigten Postulatoren gewesen. In dieser Schrift hat er alles zusammengedrängt, was über das Leben der Ehrwürdigen, über Inhalt und Art ihrer Gesichte und die Ausbreitung ihrer Verehrung Aufschluß geben kann. Mit dem vielen Außerordentlichen, das von der Gestalt der ehrwürdigen Emmerich einmal nicht zu trennen ist, weiß er oft sehr glücklich lehrreiche Winke für das praktische Christenleben zu verbinden. Manches, was im Zusammenhang der Offenbarungen selbst richtig erfaßt und von Verständigen mit Erhebung gelesen werden kann, wäre in einem Buche für das Volk vielleicht besser der ausführlichen Mitteilung oder doch der besondern Betonung entzogen geblieben. Das wahrhaft Rührende und Erbauende der Lebensbeschreibung erscheint jetzt zuweilen durch Fremdartiges gestört, und so vieles Sinnreiche und tief Gehaltvolle erleidet Einbuße durch Nebensächliches, das manche verwirren könnte. Sonst aber sind der herzliche Ton, der warme kirchliche Geist und auch die angemessene Ausstattung mit den 15 frommen Bildern ganz so, wie sie für ein frommes, auf weite Verbreitung berechnetes Volksbuch nur gewünscht werden können.

Das Cassianeum in Donauwörth. Festschrift zum 25jährigen Jubiläum seines Bestehens. Im Auftrage des Fest-Comités verfaßt von J. Traber, Bibliothekar am Cassianeum. Zweite, vermehrte Auflage. Folio. (60 S.) Donauwörth, Auer, 1900. Preis *M.* 1.

Die ganz im Dienste der christlichen Volkserziehung unternommene Gründung des wackern Lehrers Ludwig Auer in Donauwörth hat einen so überraschend großartigen Aufschwung genommen und es ist von dieser Anstalt schon so viel Gutes ausgegangen, daß es wohl berechtigt war, den 4. Juni 1900 als den 25. Gedächtnistag der Entstehung mit einem Freudenfeste zu begehen. Die vorliegende Festschrift mit ihrer freundlichen Ausstattung und den vielen schönen Abbildungen ist bei diesem Anlasse entstanden. Sie schildert mit warmen Worten die Bestrebungen des Gründers, die Entwicklung, welche die Anstalt genommen, die Erfolge und Anerkennungen, die ihrem Wirken zu teil geworden sind. Sehr ausführlich wird der Verlauf des Festes beschrieben. Die Bedeutung des Cassianeums ist eine so vielseitige, und in seinem Emporkommen verrät sich eine so glückliche Mischung hochideales Gesichtspunkte mit gesundem praktischen Blick, daß sich dieser kurze Rechenschaftsbericht wirklich dem Interesse und der Aufmerksamkeit weiterer Kreise empfiehlt.

Fürst und Vaterland! Ein Jahr aus dem Leben eines Habsburgers in Tirol. Eine geschichtliche Erzählung für die Jugend und das Volk. Von Alois Menghin, städt. Schulleiter in Meran. Mit neun Abbildungen. Zweite, verbesserte Auflage. 12°. (VIII u. 178 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis brosch. *M.* 1.20; geb. *M.* 1.60.

Gleich beim ersten Erscheinen ist die hübsche, ganz Fürstentreue atmende Erzählung in dieser Zeitschrift (Bd. XLV, S. 100) empfehlend zur Anzeige gebracht worden. Nicht nur der patriotische Geist, sondern auch der Umstand verleiht derselben besondern Wert, daß sie sich teils auf wirkliche Geschichte teils auf altüberlieferte Volkssage stützen kann. Es ist zu begrüßen, daß das Büchlein so viel Anklang finden konnte. Auch der neuen, noch weiter vervollkommneten Auflage seien zahlreiche Leser und Freunde gewünscht.

La Faculté de Théologie de Paris et ses Docteurs les plus célèbres. Par l'abbé P. Feret, Docteur en Théologie ... curé de Saint-Maurice de Paris. Époque Moderne. Tome second. XVIe siècle. Revue littéraire. 8°. (VI et 422 p.) Paris, Picard, 1901.

Band I, welcher die Pariser theologische Fakultät während des 16. Jahrhunderts in ihrem korporativen Leben zum Gegenstand hat, ist schon wegen des Reichtums seines Inhaltes in dieser Zeitschrift (Bd. LVIII, S. 223 f.) willkommen geheißen worden. Band II behandelt die in dieser Zeitperiode durch ihre Leistungen mehr bekannt gewordenen Doktoren der Fakultät nach der biographischen wie der litterarhistorischen Seite hin. Es ist eine stattliche Reihe bedeutender Männer und tüchtiger Theologen. Dabei stellt sich fast durchwegs heraus, daß die Vertreter der Theologie an der vornehmsten der kirchlichen Hochschulen gegen die Anregungen des Humanismus sich keineswegs ablehnend verhalten haben. In großer Zahl finden sich unter ihnen nicht nur schlagfertige Kontroversisten, sondern auch tüchtige Kanzelredner und nicht wenige Freunde der Dichtkunst. Auch die Linguistik und die historische Forschung zählt unter ihnen ihre Vertreter. Die Schriften der heiligen Väter finden hier ihre Übersetzer, Herausgeber und Kommentatoren, die Akten der allgemeinen Konzilien ihren ersten Sammler. Das glänzende Aufblühen der kirchlichen Wissenschaft, welches Frankreich im folgenden Jahrhundert auszeichnet, ist hier schon nach jeder Richtung vorbereitet. Das Beste und Meiste bietet der Band zur Kenntnis der französischen Kanzelberedsamkeit jener Zeit. Die starke Beteiligung der Pariser Professoren an dem conciliabulum von Pisa-Mailand 1511 und die Verwicklung der Fakultät in die Wirren der Ligue tritt gut hervor; zwei der bedeutenderen Doktoren gehörten zu den Ratgebern und Begleitern Maria Stuarts. Die Stellung der Pariser Theologen zu Erasmus, ihre Haltung gegenüber der aufkommenden Neuerung u. dgl. verstattet manche lehrreiche Beobachtung; es fehlt auch nicht an pikanten Einzelheiten wie der Exsultet-Streit (Zulässigkeit des felix culpa im Osterhymnus), Fontaines Bericht über Luthers Tod vom Jahre 1558, Viels französischer Kinderkatechismus 1564, des Cenalis Traktat über die futura contingentia 1510, des Karmeliten Beauzamis Evangelien-Harmonie 1583, der Aufschrei nach Freiheit der Bischofswahlen 1593. Auch einige namhafte Deutsche kommen zu Ehren, wie Ludwig Ber, Gervasius Wain. Von allgemeinerem Interesse ist die p. 409 ausgesprochene Beobachtung von der durchschnittlichen Überlegenheit der Neuerer in Bezug auf Form und Sprache.

Zwei Dokumente zur altchristlichen Militärseelsorge. Von Dr. K. Künstle, a. o. Professor der Theologie an der Universität Freiburg i. Br. 8°. (28 S.) Mainz, Kirchheim, 1900. Preis 50 *Pf.*

Zwar sind es nur fragmentarische Nachrichten, die hier über das Verhalten der lehrenden Kirche gegenüber dem Soldatenstand in alter Zeit zusammengestellt werden, allein diese Nachrichten sind recht ansprechend und können zu weiteren Forschungen Anregung bieten. Es findet sich da gar manches schöne Wort aus altersgrauen Tagen, das noch heute sich als praktisch erweisen könnte. Der Aufsatz, zunächst geschrieben als Artikel für den „Katholik", war schon der Sonderausgabe wert.

Die katholische Charitas in Berlin, dargestellt von Lic. Heinrich Fournelle, Kaplan. 8°. (VIII u. 312 S.) Berlin, „Germania", 1900. Preis *M.* 3.

Die öffentlichen Veranstaltungen der katholischen Wohlthätigkeit in Berlin, soweit sie nach der großen Zerstörungs- und Hemmungsarbeit des Kulturkampfes

sich bis zur Stunde haben neu entfalten können, werden der Reihe nach mit vieler Wärme beschrieben. Es handelt sich nicht um eine knappe statistische Übersicht, sondern um schwungvolle Schilderungen, die oft das Gemüt wirklich ergreifen. Sie mögen für manche edle Seele zum Anstoß werden, auch ihrerseits ein Scherflein beizutragen zur Abhilfe einer unermeßlichen Not und zur Unterstützung der schönsten aller Christenthaten. Die gebotene Beschreibung des in der Millionenstadt gegenwärtig Bestehenden kann aber auch zur Belehrung und Aneiferung gereichen gegenüber ähnlichen Bedürfnissen in andern deutschen Städten. Eine eigentliche Geschichte der katholischen Charitas in Berlin während des 19. Jahrhunderts bietet die Schrift zwar nicht, doch enthält sie manchen trostreichen Rückblick in die Vergangenheit und auf die schwachen Anfänge, aus denen so Großes sich entwickelt hat.

Wilfrid Ward, **Le Cardinal Wiseman.** Sa vie et son temps (1802—1865). Traduit de l'Anglais par l'abbé Joseph Cardon du diocèse d'Autun. Tom. 1 et 2. 12°. (X, 628 et 602 p.) Paris, Lecoffre, 1900. Preis *Fr.* 8.

Fast gleichzeitig sind während der letzten fünf Jahre in England wie in Deutschland von je zwei berühmten Kirchenfürsten groß angelegte Biographien ans Licht getreten, die manche interessante Vergleichungspunkte bieten und weit über die Schranken der eigenen Nationalität und des eigenen Landes hinaus für die katholische Kirche, ja für die civilisierte Welt von mehr als gewöhnlicher Bedeutung sind. Die Namen Ketteler und Manning sind in aller Mund, und die Veteranen der vorhergegangenen Generation wissen noch heute, was um die Mitte des jetzt zu Ende gegangenen Jahrhunderts ein Kardinal v. Geissel oder ein Kardinal Wiseman zu bedeuten hatten. Unter diesen vier an Lehre und Inhalt überreichen Lebensbeschreibungen steht Wards Wiseman-Biographie an Gehalt hinter keiner andern zurück, und bei ihrem ersten Erscheinen ist sie auch der Form nach für ein Meisterwerk erklärt worden. Ihrem Wert und ihren hohen Vorzügen hat diese Zeitschrift (Bd. LV, S. 195 f.) freudige Anerkennung ausgesprochen. Eines hat diese gehaltvolle Lebensbeschreibung vielleicht vor den andern drei voraus, daß sie sich leichter und angenehmer liest. Dieser letztere Vorzug gerade kommt noch mehr zur Geltung in der hier zur Anzeige gebrachten französischen Übersetzung. Längere, wörtlich mitgeteilte Aufzeichnungen Wisemans sind hier teils abgekürzt teils in den Anhang verwiesen, Aktenstücke, die ein ausschließliches Interesse für England haben, ganz beseitigt. So hat man eine ruhig hinfließende Erzählung, die dank einer sorgfältigen Übersetzung flott wie das Original sich lesen läßt. Porträts und Register sind allerdings weggeblieben. Einigermaßen entschädigen dafür die kurzen Summarien an der Spitze der Kapitel und ein sehr mäßiger Preis.

Die „Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen". Eine Fälschung des 19. Jahrhunderts. Beleuchtet von Dr. Bruno Böhm. [Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft und in Verbindung mit der Redaktion des Historischen Jahrbuches herausgegeben von Dr. Hermann Grauert, o. ö. Professor an der Universität München. I. Band, 1. Heft.] gr. 8°. (VIII u. 112 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 2.

Das Thema ist glücklich gewählt. Ein Jahrhundert, das so gern über litterarische Sünden der Vorzeit mit pharisäischer Strenge den Stab gebrochen hat,

ist selbst von den gröbsten Verfehlungen nicht frei geblieben. Es hat seinen Teil von Fälschungen gezeitigt, und zwar solche, die mit vollem Bewußtsein und in keineswegs lobenswerter Tendenz ins Werk gesetzt worden sind. Eine derselben, längst von manchen erkannt, aber in der Geschichtslitteratur noch immer Einfluß übend, wird hier nach ihrem Umfang und ihrer Hauptquelle nachgewiesen. Die Darlegung ist völlig überzeugend, die Arbeit fleißig. Bei Anordnung und Einteilung hätte auf Leichtigkeit des Überblicks vielleicht etwas mehr Rücksicht genommen werden können. Von der Hauptquelle der Fälschung, den „Heldenthaten Eugenii", scheinen mehrere, ziemlich gleichzeitige Auflagen vorhanden. Wenigstens liegt der III. Teil vor, nicht zu Nürnberg ohne Datum, sondern ausdrücklich mit dem Vermerke gedruckt: „Frankfurt und Leipzig bei Christoph Riegel zu finden 1718". Abgesehen von den zwei ersten Stellen, weicht die Paginierung von der bei Böhm gegebenen nicht unbeträchtlich ab, und zwar fortschreitend. Es dürften sich also wohl auch inhaltliche Verschiedenheiten finden. Über die „Verfolgung" der Protestanten in Ungarn durch die Jesuiten (S. 96) wäre doch wohl eine genauere Angabe zu erbringen gewesen als ein Hinweis auf die in protestantischem Verlage anonym erschienenen „Heldenthaten Eugenii".

Kultur-Geschichte der Diöcese und Erzdiöcese Bamberg seit Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts auf Grund der Pfarr-Visitations-Berichte. Erster Band: Das siebenzehnte Jahrhundert. Von **Max Lingg**, Dr. iur. utr. et theol., Päpstl. Hausprälat und Geheimkämmerer, Dompropst in Bamberg. 8°. (VIII u. 174 S.) Kempten, Kösel, 1900. Preis *M.* 2.80; geb. *M.* 3.40.

Was die Visitationsberichte der bischöflichen Kommissäre in Bezug auf die Verwaltung der Pfarrseelsorge während des 17. Jahrhunderts innerhalb des heutigen erzbischöflichen Sprengels von Bamberg ausweisen, ist hier kurz und übersichtlich im Auszug zusammengestellt. Andere Geschichtsquellen oder verarbeitende Darstellungen sind zur Ergänzung in keiner Weise herangezogen, aber die von der Forschung bisheran noch unberührten Visitationsergebnisse scheinen mit Emsigkeit ausgebeutet. Dem, der sich mit der Geschichte des Erzbistums Bamberg zu befassen hat, ist damit ein guter Dienst geleistet, und auch der Kulturhistoriker wird manches von dem hier Niedergelegten verwerten können. Ein abgeschlossenes Bild des kirchlichen Lebens, geschweige denn des Kulturlebens überhaupt, ist damit natürlich nicht gegeben. Die innerhalb der Diözese bestehenden Klöster sind nicht näher erwähnt, bei Besprechung des Heiligenkultus ist der vorhandenen Kapellen, Bilder und Altäre der Heiligen nicht gedacht, der großen Verschiedenheit der Gemeinden je nach den Unterschieden der Topographie, der Erwerbsthätigkeit, der konfessionellen Mischung und selbst der Rassenabstammung wird nirgends Rechnung getragen ꝛc. Daß nicht wenigstens zu den kirchlichen Zuständen, wie sie zu Beginn des 17. Jahrhunderts sich vorfinden, durch eine kurze historische Einleitung der Schlüssel geboten wurde, ist zu bedauern. Schon die Verhandlungen und Berichte der päpstlichen Nuntien 1574, wie sie bei Schwarz, Die Nuntiatur-Correspondenz Kaspar Groppers, vorliegen, würden zur Erklärung völlig ausgereicht haben. Die fromme Meinung des hochw. Herrn Verfassers, daß gerade der Dreißigjährige Krieg es gewesen sei, der sittigend und religiös erwärmend auf das Frankenvolk gewirkt habe, wird den nüchternen Historiker, zumal den Kulturhistoriker, schwerlich auf ihrer Seite haben.

Mazzini, Freimaurerei und Weltrevolution. Eine Studie zum Königsmorde vom 29. Juli 1900, zum dreißigsten Jahrestage der Einnahme Roms und zur Jahrhundertwende, allen Freunden der öffentlichen Ordnung gewidmet von Herm. Gruber S. J. 8°. (280 S.) Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, 1901. Preis eleg. brosch. *M.* 4.

Nicht moralisierendes Gerede, sondern der Extrakt ernster Forschung wird in den Hauptteilen dieser Schrift gegeben, und zwar von seiten eines Publizisten, der sich hier auf seinem Gebiete völlig zu Hause weiß. Zu einem erschöpfenden Verständnis der römischen Frage ist kaum eine andere Publikation von annähernd gleicher Bedeutsamkeit, man darf sagen, gleich unentbehrlich. Diese römische Frage wird aber nicht aufhören, eine weltbewegende zu sein, bis sie ihre Lösung gefunden hat. Nebenbei gewährt die Schrift Einblick in die augenblicklichen Zustände der italienischen Freimaurerei wie in die Bestrebungen der europäischen Maurerei überhaupt. Eminent lehrreich ist die Art der Geltendmachung ihrer selbst, wie sie (S. 54 f.) der Loge von ihren geistigen Führern vorgezeichnet wird. Da liegt ein ganzes Kapital von Weisheit „der Kinder dieser Welt" und weit eindringlichere Lehre als in den wohlgemeinten Reflexionen und Ratschlägen des Schlußkapitels. Auch manche Erscheinung im innerpolitischen Leben des eigenen Vaterlandes erhält durch die Vergleichung mit dem hier vorgezauberten italienischen Vorbilde überraschend klare Beleuchtung. Den Eindruck der sonst durchaus vornehm gehaltenen Darlegung beeinträchtigt leider etwas der im Übermaß angewendete Fettdruck. Auch könnten die in gesättigter Fülle gebotenen Auszüge aus den Schaustücken maurerischer Wohlredenheit manchen Leser anfangs erschrecken. Es wäre jedoch zu bedauern, wenn dadurch auch ernstere Geister sich zurückhalten ließen, eine Schrift gründlich zu studieren, aus welcher für die tiefgehendsten Fragen und Prozesse der Gegenwart vieles zu lernen ist.

Die Geschichte der kirchlichen Leichenfeier. Gekrönte Preisschrift von Ludwig Ruland, Priester der Erzdiöcese München und Freising, und z. Z. dritten Präfekt im Frhr. von Aufsees'schen Studienseminar zu Bamberg. 8°. (VIII u. 302 S.) Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, 1901. Preis *M.* 3.

Eine gedrängte Überschau über die Entwicklung des christlichen Begräbniswesens soll hier geboten werden unter Vergleichung der vor- und außerchristlichen Gebräuche und Anschauungen. Wohl um anzudeuten, daß auf lokale Besonderheiten nicht Rücksicht genommen werden konnte, und nur das allgemein Gültige und Wesentliche zur Sprache kommen soll, ist ein mehr einschränkender Titel gewählt. Der Inhalt der Schrift reicht weiter als der Titel. Die Zusammenstellung ist recht fleißig gemacht, mit gutem Urteil und auch mit Geschmack. Die Arbeit ist gut zu brauchen. Nur summarisch wurde an letzter Stelle die moderne Bewegung für Leichenverbrennung behandelt. Um so mehr sei hingewiesen auf die vom Verfasser unbeachtet gelassene eingehende historische und prinzipielle Erörterung der betreffenden Fragen in diesen Blättern 1887 und 1892. Die vom Verfasser lobend erwähnte, aber nirgendwo richtig citierte Flugschrift der „Germania" ist Nr. 47 der „Flugschriften zur Lehr und Wehr", erschien im März 1892 und trägt den Titel „Beerdigung oder Verbrennung der Leichen? Von Franz v. Berndorf".

The Eve of the Reformation. Studies in the religious life and thought of the english people in the period preceding the rejection of the Roman jurisdiction by Henry VIII. By Francis Aidan Gasquet DD. O. S. B. New Edition. 8°. (406 p.) London, Simpkin, Marshall, Hamilton, Kent and C°, 1900. Preis *Sh.* 7.6.

Die in England herrschenden kirchlichen Anschauungen, das religiöse Leben und die Geistesverfassung der Nation unmittelbar vor der Losreißung von der römischen Mutterkirche werden im Rahmen von zwölf voneinander unabhängigen Abhandlungen mit leichten, aber sichern und geschickten Strichen skizziert. Die Stellung der Nation zum Papsttum, das Verhältnis zwischen Klerus und Laienwelt, die Kollisionen zwischen geistlicher und weltlicher Gerichtsbarkeit, der Gebrauch der Bibelübersetzungen und der Religionsunterricht, Pfarrseelsorge und Bruderschaftswesen, Testamente und Stiftungen, Wallfahrten und Reliquien u. s. w. gelangen in der Weise zur Erörterung, daß zu Tage tritt, wie das Volk darüber dachte. Auch dem Aufleben des Humanismus und dem Eindringen des Protestantismus durch Influenzierung von Deutschland her sind besondere Abhandlungen gewidmet. Kann auch keine dieser Untersuchungen einer nur halbwegs erschöpfenden Darstellung des Gegenstandes gleichgeachtet werden, so ist doch jede derselben lehrreich und anziehend und gewährt wirklichen Einblick in die Auffassung der Volkskreise. Mit Vorliebe stützt sich der Verfasser auf die Schriften des sel. Thomas Morus und dessen litterarischen Gegners, des etwas frei denkenden Advokaten Christoph Saint-Germain; er hat jedoch auch Flugschriften jener Zeit, Andachtsbücher und Volksbücher mit Glück ausgebeutet und aus den Textpublikationen der Neuzeit Vorteil gezogen. Daß ein gründlicher Gelehrter wie P. Gasquet einer voreingenommenen oder oberflächlichen Aburteilung des Erasmus nicht das Wort redet, ist zu billigen; er scheint indes geneigt, den Mann zu überschätzen und einigermaßen zu idealisieren. Weder des Erasmus kirchliche Anschauung noch sein Verhalten gegenüber dem Luthertum verdient als das Mustergültige und objektiv Berechtigte dargestellt zu werden. Daß P. Gasquet auf die soziale Bedeutung der alten religiösen Bräuche und Einrichtungen ein Auge hat und auch nach diesem Maßstabe die religiöse Neuerung abzumessen versucht, verleiht dem Buche einen besondern Wert. Die Darstellung ist durchaus sachlich, für Leser jeder Richtung wohl genießbar, und bietet dabei Beachtenswertes für jeden, dem es um das Verständnis jener Zeit und der wirkenden Mächte der Glaubensneuerung zu thun ist.

Geistliche Lesungen für Priester. Von L. v. Hammerstein S. J. 8°. (192 S.) Trier, Paulinus-Druckerei, 1900. Preis geb. *M.* 1.50.

Kurz hat der Verfasser zusammengefaßt, was ihm das Wesentlichste schien, damit sich am Priester die Worte des Heilandes bewahrheiten: „Ihr seid das Salz der Erde." In fesselnder, durch treffende Beispiele gewürzter Darlegung erinnert er an die hohe Aufgabe des Priesters, an dessen Hilfsmittel und Tugenden. Die Lesungen werden nicht nur bei Priesterexercitien, sondern auch außerhalb derselben Nutzen stiften, betonen sie doch das Wesentliche, indem sie sich freihalten von übertriebenen Anforderungen und aufmuntern zu echt priesterlichem Leben im Getriebe unserer Zeit.

Die Planke im Schiffbruch. Ein Büchlein für Jung und Alt von Franz Xaver Wetzel. 12°. (132 S.) Ravensburg, Dorn, 1900. Preis 25 *Pf.*; kart. 35 *Pf.*; geb. *M.* 1.20.

s Denkmal der Liebe. Ein Büchlein für Jung und Alt von Franz Xaver Wetzel. 12°. (110 S.) Ravensburg, Dorn, 1900. Preis 25 *Pf.*; kart. 35 *Pf.*; geb. *M.* 1.20.

Diese von Domkapitular und Dekan Wetzel herausgegebenen Büchlein eignen wohl zur Massenverbreitung, worauf sie berechnet sind, da gleich 20 000 gedruckt rden. Angesichts der Rührigkeit, womit die Gegner der heiligen Kirche zu Werke en und allerlei neue Wege einschlagen, um ihr Ziel zu fördern, werden die Guten nicht übertreffen lassen. Manche Seelen, die man durch die ordentliche Seelsorge ht mehr erreicht, werden durch solche außerordentliche Mittel noch gewonnen.

eber die Gewissenszweifel. Von Dom Niklas Jamin aus der Congregation des hl. Maurus. Aus dem Französischen. Neueste Auflage. kl. 8°. (XX u. 238 S.) Würzburg, Bucher, 1900. Preis geb. *M.* 1.20.

Jamin, welcher 1782 zu Paris als Prior von St. Germain-des-Prés starb, rieb mehrere asketische, in verschiedene Sprachen übersetzte und beliebte Werke. s vorliegende giebt Mittel gegen übertriebene Ängstlichkeit, beschreibt neun uschungen der Skrupulanten, beleuchtet zehn Bedenken derselben und stellt sieben- n Regeln für dieselben auf. Es ist so einfach und praktisch angelegt, daß es heute seinen Wert behielt und die Übersetzung als dankenswertes Unternehmen eichnet zu werden verdient.

e Erziehung der weiblichen Jugend. Von Dr. Philipp Hammer. 8°. (56 S.) Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1900. Preis 30 *Pf.*

Der kurze, kraftvolle Ruf an das Gewissen unseres katholischen Volkes legt laute rwahrung ein gegen die sogen. moderne Erziehung der Mädchen, betont christliche uslichkeit mit Opferwilligkeit und ist zur weiten Verbreitung recht geeignet.

mère de Dieu et la mère des hommes d'après les Pères et la théologie. Par le P. J. B. Terrien S. J. Première partie: La mère de Dieu. Deux volumes. 8°. (XXIV, 430 et 396 p.) Paris, Lethielleux, 1900. Preis *Fr.* 8.

„Allzuoft werden unrichtige Väterstellen angeführt. Öffnete ich doch neulich mit hohem Lob angekündetes Buch über die Vorzüge der Gottesmutter, worin auf nur zwei Seiten sechs Väterstellen zeigten, von denen keine dem angegebenen rfasser gehörte. Stellen eines Basilius von Seleucia werden dem hl. Basilius, che von Bernardin Busti dem hl. Bernardin von Siena oder dem hl. Bernard n Clairvaux zugewiesen." So klagt der Verfasser des angezeigten Buches. Daß für alle Citate mit der größten Gewissenhaftigkeit bürgt, versteht sich von bst. Sein Werk gründet sich auf gründliches theologisches Wissen und auf eine ise Mittelstellung zwischen übertriebenem Zweifel und vorschnellem Aburteilen. zeichnend ist dafür im 8. Buche die Abhandlung über Marias Tod und Auf- ehung, worin er die Angaben der Apokryphen und der Offenbarungen der gott- igen Katharina Emmerich untersucht und zum Schlusse gelangt, daß deren Kern hre Thatsachen enthält, die freilich die verschiedenartigste Ausschmückung erhielten. r Grundgedanke seines Werkes ist die Entwicklung des Titels Mutter Gottes. wird nach allen Seiten erläutert und hingestellt als Zentrum und Schlüssel er andern Vorzüge U. L. Frau: ihrer unbefleckten Empfängnis, ihrer Erkenntnis d Sündenlosigkeit, ihrer Schönheit und Jungfräulichkeit, des Wachstums an Ver-

dienſten und Heiligkeit, endlich der Auferſtehung und Himmelfahrt. Der zweite Teil wird in zwei weiteren Bänden nachweiſen, wie aus der Würde der Gottesmutterſchaft folgt, daß Maria auch die Mutter der Glieder Chriſti iſt.

Kolloquien über die heilige Regel. Von Dr. Benedictus Sauter O.S.B., Abt von Emaus in Prag. Zum eigenen Gebrauch dem Druck übergeben von ſeinen Mönchen. 8°. (400 S.) Prag, Eigentum der Benediktiner-Abtei Emaus, 1900. Preis *M.* 3.60; geb. *M.* 5.

In 31 Abſchnitten diktierte der nach ſchwerer Krankheit geneſende, aber erblindende hochwürdigſte Herr Verfaſſer einigen ſeiner Mönche in etwas mehr als Monatsfriſt die vorliegende Erklärung der Regel des hl. Benediktus. Die Form derſelben iſt diejenige einer väterlichen, einem greiſen Benediktinerabte wohl anſtehenden Ermahnung. Ihr Inhalt betont voll friſcher Originalität, aber auch voll konſervativer Begeiſterung für den alten Orden und für den Patriarchen des abendländiſchen Mönchtums die Prinzipien des Ordenslebens und gebührende Strenge. Reiche Lebenserfahrung verrät ſich auf jeder Seite. Milde Güte paart ſich mit geduldiger Langmut, entſchiedenes Feſthalten am Ordensgeiſt mit kluger Anpaſſung an die modernen Auffaſſungen und Lebensgewohnheiten. Das lehrreiche Buch wird dem in der Beuroner Kongregation friſch aufblühenden Mönchtum viele Freunde und Bewunderer erlangen, weil es auch Fernſtehenden einen ſichern Blick erlaubt in das verborgene Heiligtum eifriger Diener Gottes.

Sommerſänge. Gedichte von Hans Eſchelbach. 8°. (172 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1900. Preis geb. *M.* 3.60.

„Im Lenz" ſang Hans Eſchelbach ſeinen „Wildwuchs" und offenbarte ſich in demſelben als ein vielverſprechendes Formaltalent. Es klingt freilich ein wenig ſelbſtbewußt, wenn der Dichter jetzt von dieſer Erſtlingsgabe ſagt:

„Wildwüchſig Lied! Was ich geſungen ...
Es iſt nicht ungehört verklungen:
Die deutſche Jugend ſang es mit."

Doch iſt es anderſeits auch Thatſache, daß einzelne der Lieder teilweiſe ſogar in den verſchiedenſten Kompoſitionen erſchienen ſind, daß ſie alſo ein wirkliches muſikaliſches Moment enthalten müſſen. Dieſen muſikaliſchen Charakter weiſen denn auch die „Sommerſänge" in ihrer Mehrzahl wieder als hervorſtechendſte Eigenſchaft auf, ja bei manchen will uns ſogar bedünken, daß damit auch ihr ganzer künſtleriſcher Wert erſchöpft iſt. Es führt in etwa irre, wenn es in dem ebenerwähnten Einleitungsgedicht weiter heißt:

„Und Sommer ward's. Ein ſtilles Reifen
Ging ſegnend durch die junge Saat,
Ich aber lernte zu begreifen,
Daß mich das Leben rief zur That."

Man erwartet nun auch in dieſen Liedern des Sommers einen poetiſchen Niederſchlag dieſer Lebensreife und dieſer Lebensthat zu finden. Dies um ſo mehr, wenn es weiter heißt:

„Ich habe immer nur geſungen,
Wenn's aus der tiefſten Tiefe kam!
Kein Wollen war's; es war ein Müſſen,
Kein tändelnd Spiel um Lob und Gunſt."

Diesen Erwartungen entspricht das Büchlein nur wenig. Mit seltenen Ausnahmen könnten alle Lieder im „Wildwuchs“ stehen, und man würde vielleicht nur an ihrem noch größeren Wohllaut den übungsreicheren Verskünstler erkennen. So enthält die erste Abteilung: „Lieder der Lust“, acht Liebeslieder freudigen Inhalts, von denen kaum eines den Eindruck ursprünglichen Empfindens und innerer Nötigung trägt. Ebenso kann der Leser den 15 traurigen Liebesliedern der zweiten Abteilung einen wirklichen Lebensgehalt nicht zubilligen. Die einen wie die andern sind mehr oder minder glückliche litterarische Studienblättchen, von denen man jene an eine verheiratete Frau gern entbehren möchte; auch die Ahasver-Posen machen heute nicht mehr den Eindruck wie zu Heines Zeiten. Gelungene Leistungen ernster Art sind dagegen „An mein Weib“ und „Karneval“; gefällig ist auch die Humoreske „Das Wunderkind“, wenig glücklich „Der Frühlingsspuk“. „Thomas und der Herr“ setzt recht gelungen ein, die Lösung dagegen ist nicht schlagend, die Schlußpointe gesucht. Litterarisch durchweg zu loben ist die dritte Abteilung mit den 15 Nummern der freilich aus der Mode gekommenen Vagantenpoesie. Diese Art Anempfindung liegt dem ausgesprochenen Formaltalent Eschelbachs noch am besten. Die letzte Abteilung: „Fromme Lieder“, enthält zwar kein Lied, aber 14 Darstellungen aus dem Neuen Testament, die wohl als Deklamationen bei Stellung lebender Bilder gedacht und als solche durch ihre frische Schilderung und schöne Sprache auch vollkommen zweckentsprechend sind. In einem Gedicht begegnet uns die Form „Gesponstin“, was vielleicht nur ein Druckfehler ist, wohingegen das Wort „Wardein“ (der Glocken treuer Wardein) offenbar eine Verwechslung mit Wart oder Wärtel bildet.

Bachems illustrierte Erzählungen für Mädchen. 8°. Jeder Band fein gebunden mit 4 Kunstdruck-Bildern à *M.* 2.50.

12. Bd.: **Das Burggeheimnis.** Von Sophie von Follenius. (288 S.)

Die Heldin dieser recht guten Erzählung für „junge Mädchen“ — gar zu jung dürfen sie aber nicht sein, sondern im „Backfischalter“ — ist ein toller, launenhafter, hochmütiger, verhätschelter Wildfang, dem es aber bei allen schlimmen Eigenschaften eines reichen und verzogenen Kindes keineswegs an guten und selbst liebenswürdigen Seiten gebricht. Der liebe Gott nimmt denn auch den weiblichen Springinsfeld in die Kur und zwingt denselben, durch die Schule des Leidens etwas Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung zu lernen, wodurch das Mädchen seine Charakterfehler nach und nach besiegt und „als eine ganz andere Lise“ aus den Tirolerbergen heimkehrt.

13. Bd.: **Die Geschwister.** Erzählung aus dem 17. Jahrhundert. Von Hedwig Dransfeld. (146 S.)

Eine tieftragische, für die Jugend fast zu düstere Begebenheit! Eine edle Deutsche, die als zweite Frau einem italienischen Grafen auf dessen Schloß nach Umbrien gefolgt ist, wird von ihren Stiefkindern („den Geschwistern“) nach dem Tode ihres Mannes schuldlos des Gattenmordes angeklagt und in ein entsetzliches Burgverließ gestoßen. Anstifter dieser Unthat ist der Oheim der Kinder, ein dämonischer Mensch, der zuerst die Stiefmutter und dann die Geschwister beiseite schaffen will, um die großen Güter zu erben. Wie die Mutter aus dem Kerker befreit wird, zum Papste flieht, wie schließlich die Geschwister ihr Unrecht einsehen und sich mit der Mutter versöhnen, ist alles sehr spannend erzählt. Es fehlt der

Verfasserin wahrlich nicht an Phantasie und Erfindungsgabe; nur darf man die Begebenheiten nicht gar zu genau auf „Wahrscheinlichkeit" und die Reden auf „Natürlichkeit" prüfen.

Aus einsamen Thälern. Waldgeschichten von M. v. Oertzen. 8°. (394 S.) Einsiedeln, Benziger & Co., 1900. Preis brosch. *M.* 3.20; geb. *M.* 4.

Die sechs „Waldgeschichten" spielen alle im Schwarzwald, und daß es der Erzählerin nicht an Talent und wahrer poetischer Begabung gebricht, zeigen fast alle, namentlich die letzte: „Der verlorene Sohn." Wir würden nicht anstehen, dieses Stück eine wahre Perle der erzählenden Kunst zu nennen, wenn nicht auch sie, stellenweise wenigstens, einer nach unserem Geschmack zu krassen Realistik huldigte. Das gilt freilich noch viel mehr von den andern Nummern; da können diese Schwarzwaldbauern nicht hartköpfig und ungeschlacht, ihre Reden nicht derb und ungeschliffen genug sein, damit sie ja als „echt" erscheinen. Sie besaufen sich „krottenvoll" und ähnliches. Das wirkt im Gegensatze zu den wirklich schönen und duftigen Schilderungen und den tief das Herz ergreifenden Scenen (z. B. im „Verlorenen Sohn") dann, auf uns wenigstens, nur um so abstoßender. Es will uns fast scheinen, die hochbegabte Erzählerin habe sich von der krankhaften modernen Kunst, die, mag sie nun mit dem Pinsel oder mit der Feder arbeiten, im „Zeichen der Verrohung" steht, leider zu viel beeinflussen lassen. Ihre zwei Novellen „Lebensstreiter" haben uns weniger gefallen.

Zwölf neue Kommunion-Andenken von Benziger & Co. sind in gleicher Art gehalten: modern, weich, für jedes civilisierte Land und Volk passend, dem Wesen nach französisch. Solche Bilder müssen wohl am meisten begehrt, also am leichtesten verkäuflich sein. Letzteres aber ist ein Gesichtspunkt, der sich immer die Oberhand erobert. Man darf nicht vergessen, daß die in Rede stehenden Andenken für Kinder bestimmt sind, denen sie am „glücklichsten" Tag ihres Lebens Freude bereiten und gefallen sollen. Darum darf man von ihnen kaum jene Strenge fordern, welche ernstere Stilisten vorziehen möchten. Fünf der neuen Bilder zeigen, wie der Heiland in halber Figur einem oder mehreren Mädchen oder Knaben die heilige Kommunion reicht. In einem sechsten Bilde sitzt der Herr als Kind auf dem Schoße seiner Mutter. Sie setzt einem Mädchen eine aus weißen Blumen bestehende Krone aufs Haupt, während der Herr ihm den Kelch und die heilige Hostie zeigt. In drei weiteren Bildern tritt Jesus allein auf mit Kelch und Hostie, einmal als Knabe, dann als Mann in ganzer Figur, endlich in halber Gestalt und an der Thüre des Herzens klopfend. Drei Bilder zeigen nur den von Engeln und Symbolen umgebenen Kelch und die über diesem schwebenden Brotsgestalten. Warum der Kelch bei Spendung der heiligen Speise in allen diesen Bildern erscheint, ist nicht recht klar. Freilich erinnert er mit den Brotsgestalten vereint an die heilige Messe; bei Austeilung der heiligen Kommunion kann er aber nur das Ciborium darstellen wollen, dürfte also in der Hand des Heilandes fehlen. Ob es gut ist, den das heiligste Altarssakrament spendenden Erlöser als Knaben oder gar als Kind auf dem Schoße seiner Mutter darzustellen? Neun dieser Bilder sind in kleinem (hundert zu *M.* 4.20), alle in größerem Format (jedes Stück 40 *Pf.*) erschienen. Ihre tadellose Ausführung ist fein, elegant und gewinnend, also recht passend für den Tag, an dem Kinder sich in aller ihrer Liebenswürdigkeit zu zeigen pflegen.

Miscellen.

Das Experiment in der Psychologie der menschlichen Geistesthätigkeit. In unserem Zeitalter der Experimentalwissenschaft und des Induktionsverfahrens kann es nicht wundernehmen, daß man angefangen hat, ähnlich wie die Muskelkraft und Muskelbewegung am menschlichen Körper, so auch die Erscheinungen und Thätigkeiten des menschlichen Geistes der systematischen und exakten Beobachtung, dem Experiment zu unterwerfen. Namentlich in Frankreich und an den Hochschulen der Vereinigten Staaten werden solche Experimente mit außerordentlichem Eifer betrieben, und es existiert über dieselben bereits eine ausgedehnte Litteratur fast in allen europäischen Sprachen. Es wird schwer zu leugnen sein, daß ein großer Teil dieses Eifers, wenn nicht direkt wachgerufen, so doch instinktmäßig beeinflußt wurde durch den Wunsch oder die Hoffnung, gegen die Willensfreiheit, gegen die Geistigkeit der Seele und gegen viele der übernatürlichen Erscheinungen im Leben der Heiligen hier wissenschaftliche Waffen zu gewinnen. Dies schließt jedoch keineswegs aus, daß in der Reihe dieser Experimentatoren ernste, wissenschaftliche Männer sich finden, denen es in der That um nichts anderes zu thun ist als um Wahrheit und Förderung der Erkenntnis. Wenn nun solche Männer mit reichem Wissen und bewunderungswertem Scharfsinn Jahre ausdauernder Bemühungen in den Dienst besagter Experimente stellen und von deren Vervollkommnung und Weiterführung sich wichtige Resultate versprechen, so wäre es verfehlt, von vornherein alle derartigen Versuche und Beobachtungen als wertlos abweisen zu wollen.

Wir pflegen heute zu scherzen über den Eifer, mit welchem in vergangenen Jahrhunderten viele der bestbegabten Geister dem Stein der Weisen nachgeforscht haben. All ihr Forschen und Streben konnte nicht zu dem gewünschten Ziele führen, aber es hat gleichwohl die wertvollsten Früchte gezeitigt. Die ganze jetzt so hoch entwickelte Wissenschaft der Chemie hat mit jenen Forschungen ihren Ausgang genommen. So wird man wohlthun, auch den modernen Experimentierungen an den menschlichen Seelenfähigkeiten mit Ruhe und mit Aufmerksamkeit zu folgen, voreilige oder unberechtigte Schlüsse zurückzuweisen, nutzbare Ergebnisse aber, in welcher Richtung immer sie liegen mögen, dankbar entgegenzunehmen.

Einer der bedeutendsten Experimentatoren und schriftstellerischen Autoritäten auf diesem Gebiete der experimentellen Psychologie des Menschen, Herausgeber der Année psychologique und Direktor des physiologisch-psychologischen Laboratoriums an der Sorbonne, Dr. Alfred Binet, hat neuerdings als dritten Band der Bibliothèque de Pédagogie et de Psychologie eine Zusammenstellung seiner neuesten Experimente auf einem bestimmten Gebiete des menschlichen Seelenlebens der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, die auf Beachtung großen Anspruch hat.

Wie schon der Titel des Werkes La Suggestibilité anzeigt, handelt es sich dabei um die genauere Beobachtung der Beeinflußbarkeit oder Einflußempfäng-

lichkeit eines Individuums in seinen Wahrnehmungen und Urteilen, abgesehen von dem Eindruck der wahrgenommenen Objekte selbst. Ausgeschlossen bleibt jene Form der Suggestibilität, welche beim Hypnotismus eine so wichtige Rolle spielt. Alles, was mit dem Hypnotismus irgend zusammenhängt, ist sorgfältig vermieden; keine Art von Einschläferung wird angewendet, keine Art nervöser Erregung herbeigeführt. Die Experimente ohne Ausnahme halten sich in den Schranken harmloser und selbst nützlicher Schulübungen, wie sie auch sonst zum Zwecke des Unterrichts vorgenommen werden. Sie unterliegen in moralischer wie in pädagogischer Hinsicht keinerlei Bedenken und können selbst zum geistigen Gewinne der Experimentierobjekte ausgewertet werden. Als solche Objekte dienten gewöhnlich Knaben von 9—14 Jahren aus verschiedenen Klassen mehrerer Pariser Elementarschulen, bei einem besonders interessanten Experimente Dr. Binets kleine Töchter, sehr geweckte Mädchen von 12 und 13 Jahren. Die Gegenprobe wurde gewöhnlich an den Zöglingen von Schullehrerseminarien, jungen Männern von 16—20 Jahren, vereinzelt auch an Männern vorgerückteren Alters versucht.

Es ist nichts Neues, daß der Beharrungstrieb, der im gleichen Geleise festhält, der Bequemlichkeitstrieb, der stets auf das Leichteste losgeht, der Nachahmungstrieb, vor allem aber der Nachgiebigkeitstrieb, beruhe er nun auf Ängstlichkeit oder auf Vertrauen, unbewußt auf die Urteile vieler Menschen im einzelnen von großem Einflusse sind. Die sogen. Vexierfehler sind stets durch einen oder mehrere dieser dem Menschen so tief einwurzelnden Triebe herbeigeführt. Nicht minder gehört es der täglichen Beobachtung an, daß Schulkinder durch Blick oder Wort des Lehrers oder durch Frage irgend eines Erwachsenen in ihren Urteilen und Aussagen oft stark beeinflußt werden. Wie sehr vorgefaßte Meinungen oder durch Wiederholung gleichartiger Vorgänge gefestigte Erwartungen oft auf die Urteile und selbst die Aufnahme der Sinneswahrnehmungen wirken, ist allgemein kund.

Allein Binet hat alle diese Arten von Suggestion und Suggestibilität nicht bloß beobachtet, er hat sie teilweise auch näher erklärt, zergliedert und ergründet. Vor allem aber hat er Methoden gefunden, dieselben ihrem Grade nach zu *messen* und sie durch bestimmte Zahlen zu veranschaulichen. Durch eine Reihe scharfsinniger, mit großer Umsicht ausgeführter, dabei recht mannigfaltiger Experimente ist er dazu gekommen, festzustellen, welche Kinder der Suggestibilität besonders stark unterliegen, welche hinwieder von derselben fast völlig frei sind, welche mehr, welche weniger der Suggestion zugänglich sind. Für die extremen Fälle, die weitaus am meisten und die am wenigsten suggestibeln Knaben im Bereiche seines Experimentierungsmaterials, hat er zum Studium der Physiognomie auch die Portraits beigegeben. Im allgemeinen lassen sich seine übrigen Ergebnisse in die folgenden Sätze fassen:

Die Suggestibilität ist durchschnittlich stärker bei zarterem Alter und nimmt ab mit dem Fortschritt der Jahre. Die Suggestibilität erweist sich stärker bei Unsicherheit der Wahrnehmung oder Erkenntnis, schwächer bei richtiger und genauer Wahrnehmung. Starke Suggestibilität ist an sich kein Zeichen von geringer Geistesfähigkeit; auch talentvolle Kinder können derselben in hohem Grade unter-

worfen sein; manche Arten der Suggestion setzen sogar eine gewisse Intelligenz voraus, um überhaupt wirken zu können. Manches, was auf den jungen Pariser eine sehr starke Suggestion übt, würde an dem westfälischen Bauernkinde sicherlich wirkungslos abprallen. Die Suggestibilität geht Hand in Hand mit der Gelehrigkeit des Kindes; ein gewisser Grad von Suggestibilität ist notwendige Vorbedingung zu jeder Erziehung wie selbst zur Aneignung von Kenntnissen und Fertigkeiten. Gänzlicher oder fast gänzlicher Mangel an Suggestibilität ist noch kein Zeichen besserer Begabung; dagegen wohl immer verbunden mit störrischem, unlenksamem oder doch außergewöhnlich unabhängigem Charakter. Die Suggestibilität der einzelnen Individuen erweist sich annähernd gleich stark gegenüber leitenden Vorstellungen, Erwartungen u. dgl. (idée directrice) wie gegenüber persönlicher Beeinflussung (influence morale), sei es durch Fragestellung, sei es in der Nachahmung. Manche, auch begabte Kinder verhalten sich allen solchen Einwirkungen gegenüber in ihren Urteilen wie reine Automaten. Dagegen besteht, wie Binet gleichfalls durch Experimente dargethan hat, keinerlei Zusammenhang zwischen der Suggestibilität in Bezug auf Wahrnehmungen und Urteile und der Suggestibilität in Bezug auf unbewußte Bewegungen. Manche, welche gegenüber allen Suggestionen ersterer Art sich als Automaten erwiesen hatten, wurden durch Suggestionen in Bezug auf Bewegungen gar nicht beeinflußt. Umgekehrt erwies sich einer derjenigen, die von Suggestibilität bei Urteilen fast völlig frei waren, gegenüber der Suggestion unbewußter Bewegungen ganz als Automat.

Dieser kurze Überblick über die Hauptresultate der Binetschen Experimente gewährt noch keinen Einblick in den Gehalt seines Werkes. Wert und Frucht desselben dürften höher anzuschlagen sein; der Hauptgewinn aus demselben gehört vorwiegend dem Gebiete der Pädagogik an.

Es soll nun nicht verschwiegen sein, daß Binet an zwei Stellen seiner Schrift mit Bemerkungen, welche er besser unterdrückt haben würde, über das ihm zustehende Gebiet hinausgeschweift ist. Er belächelt S. 70 die „naiven Philosophen", welche „fast immer im Wahlvermögen des Menschen einen peremptorischen Beweis für dessen Willensfreiheit haben sehen wollen". Dieses Wahlvermögen, meint er, sei ziemlich genau bestimmt und bestimmbar, und es lasse sich wenigstens in der Mehrzahl von Fällen die Entscheidung mit Sicherheit voraussagen. Binet hat die Werke jener Philosophen offenbar wenig studiert und hat von der Art des Wahlvermögens, in welchem jene den Ausdruck der Willensfreiheit erkennen, keinen richtigen Begriff. Niemals waren jene „naiven Philosophen" so naiv, das Wahlvermögen im Fernesein verschiedenartiger Einflüsse, im vollen Gleichgewicht des Willens gegenüber äußerer Einwirkung oder innerem Drang zu erkennen. Übrigens hat Binet selbst den Determinismus, welchen er hier zu behaupten scheint, später S. 80 weise eingeschränkt auf Akte, welche wir mit nur halbem Bewußtsein auszuführen pflegen, ohne dabei in besonderer Weise unsere Aufmerksamkeit oder unsern Willen in Thätigkeit zu setzen. Nur in Bezug auf solche Akte stellt er den Satz auf: „Jedes Individuum, in bestimmte Lagen und Verhältnisse versetzt, verhält sich, während es völlig frei zu handeln vermeint, genau so wie jedes andere Individuum unter denselben Bedingungen." Und er

fügt hinzu: „Reine Zufälligkeiten bei meinen Experimenten haben mir eine Reihe von Beobachtungen vor Augen geführt, die mit voller Evidenz darthun, daß anscheinend launenhafte und regellose Handlungen mit einer solchen Gleichförmigkeit sich vollziehen, daß man meistens sie bestimmt voraussagen kann." Bei solcher Einschränkung folgt aber nichts gegen die Thatsache der vollen Willensfreiheit des Menschen im Sinne jener „naiven Philosophen". In einer andern auffälligen Bemerkung (S. 43) sucht Binet die Erscheinungen der Dämonologie im gläubigen Mittelalter mit den Vorkommnissen des heutigen Spiritismus auf gleiche Stufe zu stellen und erklärt sie, als rein natürliche Phänomene, zum Gegenstande der experimentellen Forschung über die „Teilung des Bewußtseins".

Von solchen dem Mißbrauch offenstehenden Bemerkungen abgesehen, die übrigens vereinzelt stehen und in der Darstellung verschwinden, bietet sich durch das ganze Werk hindurch vieles, was den Freund der Jugenderziehung ansprechen muß und was auch wirklich in hohem Maße lehrreich ist. So haben die Experimente selbst den Experimentator dazu geführt, sich Rechenschaft zu geben über das, was eigentlich der Persönlichkeit eines Menschen Macht über andere giebt, was dem Lehrer „Autorität", „Respekt" gegenüber seinen Schülern verleiht. H. Marion (L'Éducation dans l'Université) hatte sich darüber in seinem zehnten Kapitel lichtvoll verbreitet; mit Interesse und mit Gewinn kann man auch *nach* ihm Binets Darlegung vergleichen.

Vollständig neu bei den mannigfaltigen Experimenten, die Dr. Binet angestellt hat, ist deren Ausdehnung auf Gruppen. Nachdem er an Einzelindividuen hinreichende Erfahrung gesammelt hatte, begann er ähnliche Beobachtungen oder Versuche bei kleinen Abteilungen von je drei oder je fünf Schülern vorzunehmen. Kein im Lehrfach etwas Erfahrener wird sich darüber wundern, daß unter gewöhnlichen Voraussetzungen der Experimentator in diesen Gruppen geringerem Ernst und schwächerer Aufmerksamkeit begegnet als bei den Einzelindividuen. Daraus folgt indes nur, daß solche Experimente an ganzen Gruppen besondere Vorkehrungen und disziplinäre Hilfsmittel erheischen, die gegenüber Einzelindividuen nicht erforderlich sind. Als festes Resultat aber ergab sich: 1. daß bei der Vereinigung zu Gruppen die Suggestibilität der einzelnen sich bedeutend stärker erwies; 2. daß der Trieb der Nachahmung sich noch ungleich stärker geltend machte als jede andere Art der Suggestion. Es ist durch diese kleinen Beobachtungen, wie unscheinbar sie zunächst sich darstellen mögen, der Anfang gemacht zu einer großen Wissenschaft: der Psychologie der Massen.

Das Bedeutungsvollste, was Binets Experimente im allgemeinen zu Tage gefördert haben, sind jedoch zweifelsohne seine Erfahrungen über die Einwirkungen des Fragenden und der Frageform auf die Verläßlichkeit der Antwort. Mit Recht weist er selbst auf die Tragweite dieser Erfahrungen hin, nicht nur für den Lehrer in der Schule, sondern auch für den Richter im Verhör und den Priester im Beichtstuhl.

Die genaueste und verläßlichste Wiedergabe dessen, was der Schüler mit den Sinnen wahrgenommen hatte, wurde erzielt, wenn man ihn dazu brachte, willig und frei von jeder fremden Einmischung, das, was er gesehen, schriftlich

zu erzählen oder zu beschreiben. Sobald dagegen ein Ausfragen begann, wie schonend und vorsichtig es gehandhabt werden mochte, wirkte bereits die Persönlichkeit des Fragenden störend ein, ja selbst die Thatsache der Fragestellung an sich genommen. Bei schriftlicher Beschreibung von vorgezeigten Gegenständen konnten z. B. von zwölf Schülern zwei alles ohne Irrtum angeben; das Maximum von Irrtümern, wie es bei drei Schülern unter jenen zwölf vorlag, kam nicht über 4. Beim vorsichtigsten mündlichen Ausfragen dagegen von zwölf andern Schülern, welche der gleichen Entwicklungsstufe angehörten, über die gleichen vorgezeigten Gegenstände blieb keiner von Irrtümern und Vergeßlichkeiten frei; schon die Mindestzahl von Irrtümern belief sich auf 5, das Maximum gar auf 14. „Daraus ergiebt sich," schließt Binet, „daß ein [durch Ausfragen] abgenötigter Akt der Erinnerung dem Irrtum weit mehr unterworfen ist als ein spontaner. Die bloße Thatsache, daß man einem Kinde mündlich eine bestimmte Frage vorlegt, vermehrt bei ihm schon die Irrtümer des Gedächtnisses. Daher der praktische Rat: will man das Maximum von Wahrheit in der Aussage eines Kindes, so stelle man ihm keine Fragen, auch solche nicht, welche sich frei halten von jeder bestimmten Suggestion, sondern man sage ihm, es möge alles aufschreiben, dessen es sich erinnert, und lasse es dann allein mit seinem Papier."

Mächtiger noch als das bloße Vorlegen der bestimmten Frage übt der Eindruck der fragenden Persönlichkeit, Auge, Ton, Klangfarbe der Stimme, teils einschüchternd, teils störend oder zwingend, in jedem Fall mit der Unbefangenheit die Treue der Erinnerung beeinträchtigend, ihre Wirkung.

„Es ist von größter Wichtigkeit," bemerkt daher Binet mit Bezug auf seine Experimente, „bei Versuchen solcher Art jedes kleinste Wort, das man ausspricht, aufs genaueste zu überlegen, denn schon ein verschiedener Ausdruck, eine verschiedene Nuance in der Betonung kann eine völlig verschiedene Wirkung hervorrufen. Man vermag sich gar nicht vorzustellen, welche Wichtigkeit eine einzige Wendung im Satzbau der Frage haben kann, wenn man nicht diesen Einfluß an einem Kinde beobachtet hat, welches der Suggestibilität ein so überaus zart empfängliches Wirkungsfeld darbietet. Die bloße Frage: ‚Bist du auch gewiß?' je nachdem sie mit dem gewöhnlichen Ton der Frage oder mit einem Ausdruck des Zweifels, der Skeptik oder der Strenge ausgesprochen wird, kann bei dem Kinde ganz entgegengesetzte Antworten hervorrufen, und das Kind wird solche Antworten sogar unmittelbar nacheinander geben, sobald man bei derselben Frage mit dem Tone wechselt."

Um solchen störenden Einflüssen der mündlichen Fragestellung zu entgehen, verfiel Dr. Binet darauf, seine Fragen schriftlich vorzulegen. Handelte es sich um Experimente an ganzen Gruppen, so mußte einer aus den Schülern die Fragen vorlesen, der aber dann für das Experiment nicht mitgerechnet wurde. Aber auch jetzt bewirkte die veränderte Fassung der Frage, die bloße Verschiedenheit der Wendung oder der grammatikalischen Form ganz enorme Unterschiede. Der Experimentator, welcher dies einigermaßen vorausgesehen, stellte deshalb mit drei verschiedenen Fragebogen oder geschriebenen Formularien seine Versuche an, jedesmal bei andern Schülern der annähernd gleichen Geistesstufe. Das erste Formular

enthielt bestimmte kurze Fragen, wie bei einer gewöhnlichen Erkundigung, für die Antwort völlig freies Licht lassend. Das zweite Formular legte in der Form der Fragestellung, wenn auch sachte, den Irrtum nahe. „Nicht wahr, das ist so?" „Ist es nicht so?" u. dgl. Die Sätze des dritten Formulars setzten schon irrtümliche Anschauungen voraus und basierten die Frage auf unrichtige Unterstellungen. Die Fragen enthielten Fallen, welche dem Schüler gestellt wurden. Diese Versuche nahm Binet nicht bloß bei Schulknaben von 9—12 Jahren, sondern auch bei befähigten und reiferen jungen Schullehrerkandidaten vor, und es ist geradezu überwältigend, von welchem Einfluß die bloße Änderung in der Form der Fragestellung sich erwies.

Diese Erfahrungen sind gewiß von großer Wichtigkeit für die Schule und lassen die pädagogische Kunst der Frage in ihrer ganzen Bedeutsamkeit erkennen. Sie sind aber auch von Wichtigkeit für das Leben. Binet knüpft einmal an die Ergebnisse eines solchen Experimentes die Bemerkung: „Ganz im Vorübergehen sei hingewiesen auf den Nutzen, den es haben würde, einen besondern praktischen Wissenszweig für die Zeugnisabnahme auszubilden. Es bedürfte dazu des eindringenden Studiums der Irrtümer, denen das Gedächtnis ausgesetzt ist, der Mittel, dieselben zu erkennen, wie auch die Merkmale der Wahrheit herauszufinden. Ein solcher Wissenszweig ist von viel zu großem Belang, als daß er nicht früher oder später in der That begründet werden müßte."

Nutzbare Bausteine zu einer solchen Wissenschaft haben Binets Experimente wirklich bereits geliefert, wiewohl er kein Hehl daraus macht, daß er selbst noch in den Anfängen stehe. Bei den Irrtümern der Erinnerung sucht er zwei Hauptkategorien zu unterscheiden: solche durch Schlußfolgerung oder Routine und solche durch Erfindung, Einbildung. Die ersteren erscheinen ihm häufiger. Aber in beiden Fällen wird das Kind durch den Wunsch oder die Nötigung, den Fragenden mit einer bestimmten Antwort zu befriedigen, unwillkürlich und unbewußt dazu getrieben, das, was aus der wirklichen Wahrnehmung abgeht, anderswie zu ergänzen. Es ist lehrreich, Binet selbst über diese Dinge sich aussprechen zu hören.

„Denken wir uns einen Untersuchungsrichter, der, allein unter vier Augen mit einem Kinde, dasselbe ausfragt. Das Kind war Zeuge eines ernsten Vorkommnisses, auf dessen genaue Feststellung in den Gerichtsverhandlungen vieles ankommt. Der Richter verfährt bei der Befragung des Kindes voll Freundlichkeit und Geduld. Da er wohl weiß, wie großen Einfluß die geringste Suggestion auf den zart empfänglichen Geist des Kindes üben kann, wägt er jedes geringste Wörtlein, bevor er es ausspricht, sorgsam ab. Er geht in der Vorsicht so weit, seine persönliche Ansicht dem Kinde gänzlich verborgen zu halten, um auch nicht unabsichtlich die Antwort, welche ihm selbst die richtige scheint, dem Kinde einzugeben. Aber bei all dieser Klugheit ist er doch genötigt, auf gewissen Punkten zu bestehen und auf manches wiederholt zurückzukommen, um vom Kinde die Antworten zu erhalten, die nicht von selbst kommen wollen. Er kann sich nicht zufrieden geben mit dem Schweigen seines kleinen Zeugen; er will ihn reden machen, sei es in dem einen, sei es in dem andern Sinne. Er ist ganz unparteiisch, das sei nochmals betont, aber bei all dieser großen Unparteilichkeit

legt er dem Kinde Alternativen zur Entscheidung vor. ‚Hast du dieses gesehen oder das?‘ wird er fragen. ‚Sprich dich deutlicher aus! Ist die Sache so verlaufen oder so?‘ ... Ein Untersuchungsrichter wird ein solches Verfahren nicht als inkorrekt erkennen, da er ja das Bewußtsein hat, keinerlei bestimmte Aussagen dem Kinde eingegeben zu haben, und da er ihm volle Freiheit ließ, zwischen mehreren Alternativen, die man ihm vorlegte, zu wählen. Aber wenn dies auch nicht gerade Suggestion [Eingebung] war, was man in Bezug auf dieses Kind geübt hat, so hat man doch einen Einfluß geltend gemacht, der nicht minder bedenklich ist. Man hat seiner Erinnerung Nötigung angethan. Indem man das Kind in die Lage versetzt hat, verschwommene und ungenaue Erinnerungen genau fassen zu müssen, hat man es genötigt, ohne daß es selbst es weiß, und daher auch bei vollem guten Glauben, in Gedächtnisfehler zu verfallen, die von großer Tragweite sind. ...

„Es dürfte übrigens nicht allzu selten vorkommen, daß ein Untersuchungsrichter das Kind, welches er auszufragen hat, auch direkt suggestioniert. Bernheim (De la Suggestion, Paris 1886, p. 186 s.) hat über diese Suggestionierung von Kindern im gerichtlichen Verhör sehr lehrreiche Abschnitte geschrieben. Er hat gezeigt, wie man mit allem guten Glauben von der Welt dahin kommen kann, im Geist des Kindes nach und nach die Wahnvorstellung eines Verbrechens entstehen zu machen, dessen Wirklichkeit der Richter als feststehend annimmt und dem, wie er vermeint, das Kind beigewohnt hat.“

Noch eine sehr wichtige Bemerkung fügt Binet an anderer Stelle bei: „Alle unsere Beobachtungen haben ergeben, daß eine Erinnerung bis in die Einzelheiten bestimmt und doch vollständig falsch sein kann.... Ein Unkundiger könnte solche genaue und eingehende Einzelangaben als Beweis eines ganz zuverlässigen Gedächtnisses ansehen; wir haben uns aber jetzt durch die That überzeugt, daß die Bestimmtheit der Erinnerungen mit ihrer Falschheit gar wohl verträglich ist. ...

„Dieses Problem hat für das gerichtliche Verhör eine Bedeutung, die gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Häufig kann man Leute äußern hören, eine Zeugenaussage erscheine ihnen zuverlässig, weil der Zeuge in seinen Angaben sehr bestimmt und genau war, und diese Leute, die so urteilen, werden ohne Zweifel, bei sonst gleichen Voraussetzungen, einer solch bestimmten und genauen Aussage, die ohne Zögern abgegeben wurde, mehr Gewicht beilegen als der Aussage eines Zeugen, welcher stockt und unsicher ist und einer bestimmten Antwort ausweicht. Schon das Wort ‚Bestimmtheit‘ weckt ja die Vorstellung der ‚Richtigkeit‘. Aber mir scheint, es könnte hier leicht eine psychologische Selbsttäuschung Platz greifen. Wenn ein Spitzbube und ein ehrlicher Mensch aufgerufen werden, um über ein und dieselbe Sache Zeugnis zu geben, so kann es sein, daß der Spitzbube, in dessen Interesse es liegt zu lügen, die allerbestimmteste und genaueste Aussage macht, während der gewissenhafte Mann, durch allerlei Zweifel gehemmt, und im Bestreben, um keinen Preis der Wahrheit irgend etwas zu vergeben, davor zurückschrecken wird, genau bestimmte Angaben zu machen, vielmehr zu unbestimmten Redensarten seine Zuflucht nehmen wird, wie: ‚Ich weiß nicht‘ ... ‚Ich kann nicht bestimmt sagen.‘“

Wer nicht den Experimenten Binets im einzelnen gefolgt ist, könnte in vielen seiner Ausführungen über die Gedächtnisfehler Übertreibungen und blinde Schreckschüsse zu erkennen glauben. Binet selbst spricht sich in aller Einfachheit darüber aus: „Das Ergebnis dieser meiner Experimente hat alles, was ich voraussehen konnte, weit übertroffen und auch den Direktor der Schule, der mir beständig zur Seite war und zu meinen Forschungen mithalf, ganz verblüfft. Ich brauche in keiner Weise zu fürchten, daß die Kinder etwa darauf aus gewesen wären, uns zu täuschen. Sie haben zu viel Respekt vor ihrem Direktor, um solches zu wagen. Vor allem aber war, als man sie nach Schluß des Experimentes mit den Fingern auf ihre eigenen Irrtümer hinwies, das Erstaunen, das sie darob überkam, offenbar ein ganz aufrichtiges."

Bürgers „Lenore" in englischer Übersetzung ist einem Bibliographen jenseits des Kanals als würdiger Gegenstand einer kleinen Zusammenstellung erschienen. Die bekannte Ballade machte nämlich vor hundert Jahren in England ein solches Aufsehen, daß „ungefähr jeder, der deutsch verstand", sie meinte übersetzen zu müssen, und der Verfasser der genannten Arbeit, um sich nicht ins Uferlose zu verlieren, nur die in selbständiger Form als Broschüre erschienenen Übertragungen berücksichtigt. Er hat deren ein volles Dutzend aufgetrieben; in Zeitschriften und Gedichtsammlungen, meint er, möchten noch ein paar Dutzend andere anzutreffen sein. Allein im Jahre 1796 erschienen fünf englische Übersetzungen, von Henry James Pye, William Taylor, J. T. Stanley, W. R. Spencer und Walter Scott. Der Erstgenannte gab das Original „Zeile für Zeile", so genau wie möglich wieder; Stanley bekannte von sich, er habe seine Vorlage in manchen Rücksichten verändert, „besonders gegen Ende, wo der Übersetzer fand oder zu finden meinte, die Moral sei nicht genügend hervorgehoben, und deshalb einige Zeilen beifügte". Bemerkenswert ist Taylors Arbeit deshalb, weil sie Walter Scott zu seiner Übertragung anregte, dem ersten litterarischen Versuch des berühmten Schriftstellers. Die Verse:

Tramp, tramp across the land they rode,
Splash, splash across the sea,

hat Walter Scott von Taylor wörtlich herübergenommen. Welchen Anklang bei den Engländern die deutsche Ballade fand, sieht man daraus, daß noch in demselben Jahr 1796 Stanleys Übersetzung in einer Prachtausgabe, mit künstlerisch ausgeführtem Titelblatt, zwei Vollbildern und Vignetten erschien. Spencers Wiedergabe ist ebenfalls mit vier Vollbildern ausgestattet und wurde um den Preis von 1 Guinee (21 Mark) verkauft. Drei von den genannten Versuchen, der deutschen Vorlage gerecht zu werden, die von Spencer, Stanley, Pye, erschienen zusammen mit einer vierten Übertragung „im altenglischen Balladenstil" zu einem Büchlein vereinigt im Jahre 1799. Die übrigen von unserem Bibliographen aufgezählten Arbeiten wollen wir nur kurz notieren. Rossetti, geboren 12. Mai 1828, der im vorigen Jahre, 1900, wie es scheint, sehr glücklich mit der deutschen Vorlage gewetteifert hat, versuchte sich zum erstenmal an dem gleichen Stoff im Jahre 1844. Julia Cameron schloß 1847 in einer für 15 Shilling verkauften

Prachtausgabe sich möglichst eng an das Original an. Sie läßt auch den Bräutigam wieder im Siebenjährigen Krieg umkommen, während Taylor und Scott es für romantischer angesehen hatten, ihn schon auf dem Kreuzzug Barbarossas ums Leben zu bringen. Nach einer Übertragung von Brinton 1850 erlebte das Jahr 1855 schon wieder zwei neue Übersetzungen von W. Crawford Bromehead und John Oxenford. Die letztere kam auf dem Musikfest von Birmingham zur Aufführung und ist für die Komposition der Ballade von G. A. Macfarren geschrieben. W. Whewells Arbeit, 1858, enthält Bürgers Gedicht in doppelter metrischer Wiedergabe. Seitdem schien bis zum Ende des Jahrhunderts der Übersetzungseifer reichlich sich genuggethan zu haben. Daß schon 1797 eine Parodie der „Lenore", „Miß Kitty", 1849 eine neue von Warre Tyndale erschien, wollen wir ebenfalls zu bemerken nicht versäumen (The Athenaeum, 2. Febr. 1901, p. 146).

Dreifach gefangen und dreifach befreit. Abbé de l'Epée, der bekannte Lehrer der Taubstummen, gab im Jahre 1774 dem Verlangen Ausdruck, sich auch einmal dem Unterricht eines taubstummen Blinden widmen zu können. Seiner Aufforderung, ihm ein solch dreifach unglückliches Wesen zuzuführen, wurde indes nicht entsprochen. Vielleicht kam sein Wunsch nicht zur Kenntnis derjenigen, die ihn hätten erfüllen können; außerdem aber sind die Fälle, in welchen Taubstummheit und Blindheit sich verbinden, glücklicherweise nicht häufig, und diejenigen, welche bei der Geburt schon davon betroffen sind, sterben meistens rasch dahin; ihr Unglück hat nämlich meist in Gehirnfehlern seinen Grund, welche einen baldigen Tod nach sich ziehen.

Was de l'Epée für ausführbar hielt, aber selbst nicht ins Werk zu setzen vermochte, daran hat auch die Zukunft nicht verzweifelt, und es ist ihr geglückt, zur Wirklichkeit zu machen, was auf den ersten Blick unmöglich scheinen könnte, nämlich durch den einzigen Gefühlssinn den Taubstumm-Blinden zur Kenntnis auch der höchsten und geistigsten Begriffe zu führen. Einen Fall solch geistiger Befreiung finden wir in der Zeitschrift La Quinzaine vom 1. Dezember 1900 erzählt, und wir wollen das Wesentliche daraus mitteilen.

Für den Unterricht eines taubstummen Blinden forderte de l'Epée als notwendige Vorbedingung, daß er wenigstens in den ersten zwei bis drei Lebensjahren des Augenlichtes sich erfreut habe. Bei Marie Heurtin, der zehnjährigen Tochter eines Faßbinders aus Vertou, war diese Vorbedingung nicht erfüllt. Als sie am 1. März 1895 Aufnahme in der Anstalt zu Larnay bei Poitiers fand, war noch niemals ein Lichtstrahl in ihr Auge, ein Ton in ihr Ohr eingedrungen, und von der ganzen Welt der Begriffe, zu welcher Auge und Ohr den gewöhnlichen Schlüssel bilden, war noch keine Kunde zu ihr gelangt. Infolgedessen gebrach es ihr denn in geistiger und sittlicher Hinsicht fast völlig an der Ausrüstung, die den Menschen erst eigentlich zum Menschen macht. Der unglückliche Vater hatte versucht, sein armes Kind in einer Anstalt unterzubringen; allein die Blindenheime erklärten, sie seien auf Taubstumme, die Taubstummenanstalten, sie seien auf Blinde nicht eingerichtet. Zwei Institute hatten dennoch wenigstens

zu einem Versuch sich herbeigelassen, aber nach einiger Zeit die Unglückliche mit der Erklärung zurückgesandt, sie sei nicht blind, sondern wahnsinnig. Endlich kam dem Vater die Kunde zu, bei den Barmherzigen Schwestern in Larnay bei Poitiers befinde sich bereits eine andere taubstumme Blinde, die von den Schwestern mit Glück unterrichtet worden sei. Hier fand also auch die kleine Marie freundliche Aufnahme.

Es war eine schwere Aufgabe, die damit die guten Schwestern auf sich genommen hatten. In den beiden ersten Monaten gebärdete sich Marie Heurtin wie wahnsinnig. Als sie von ihrem Vater sich verlassen fühlte, wälzte sie sich auf dem Boden umher, schlug mit den Fäusten auf die Erde, schrie und heulte wie eine Verzweifelte, so daß man es in der Nachbarschaft des Hauses hören konnte. Vergeblich suchte man sie durch Spaziergänge im Freien zu zerstreuen und zu beruhigen. Sie warf sich in irgend einen Graben am Wege und wehrte sich mit unglaublicher Anstrengung, wenn man sie wieder nach Hause führen wollte. Mehrmals mußte man sie an Armen und Füßen in die Anstalt schleppen, wobei das unglückliche Kind derart schrie, daß die Bauern und Arbeiter zusammenliefen und dreinschauten, als ob man dem armen Wesen ans Leben wolle. Kam in der Anstalt jemand in ihre Nähe, so tastete sie sofort nach dessen Kopfbedeckung, und Wutausbrüche folgten, wenn sie an derselben eine Ordensschwester erkannte.

Allmählich begann trotzdem die geduldige Schwester Sainte-Marguerite ihre Unterrichtsstunden. Sie hatte bemerkt, daß die kleine Wilde große Freude an einem Taschenmesser hatte, das ihr von Haus mitgegeben worden war. Eines Tages nahm also Schwester Margareta ihr das Messerchen weg, was natürlich einen Wutausbruch zur Folge hatte, und gab es ihr gleich darauf zurück, indem sie mit den Händen ihrer Schutzbefohlenen das Zeichen ausführte, das bei den Taubstummen Messer bedeutet. Als sie dann alsbald von neuem das Messer wegnahm, hatte das Kind bereits die Beziehung zwischen Zeichen und Gegenstand verstanden; es wiederholte das Zeichen und erhielt sein Messerchen zurück. Der erste Schritt zur Verständigung war geschehen.

Auf dem so betretenen Wege ging Schwester Margareta noch eine Zeitlang weiter. Sie wußte, daß Marie eine besondere Vorliebe für Eier hatte. Bei Tisch setzte man ihr also ein Ei vor, nahm es ihr aber sogleich wieder weg, sobald sie es betastet hatte, indem man ihr das Zeichen für Ei auf die Hand zeichnete. Diesmal wiederholte das Kind die betreffende Gebärde nicht; es erhielt also auch sein Ei nicht zurück, sondern für diesmal etwas anderes. Am andern Tage beobachtete man dasselbe Verhalten; diesmal wiederholte Marie das Zeichen und erhielt ihr Ei. Auf dieselbe Weise brachte man ihr dann noch eine ganze Reihe von Zeichen bei.

Doch in dieser Weise konnte man nicht zum erwünschten Ziele kommen. Man hätte fast unzählbar viele Zeichen erfinden müssen, und zu geistigen Begriffen wäre dadurch die Blinde dennoch schwerlich erhoben worden. Man mußte sie also lehren, alle Begriffe nur durch die paar Dutzend Gebärden auszudrücken, aus denen das Gebärdenalphabet der Taubstummen besteht. Dies ließ sich er-

reichen. Man brauchte nur die zuerst erlernten einfachen Zeichen durch die zusammengesetzten der Gebärdensprache zu ersetzen und die Gleichwertigkeit der beiden Arten von Zeichen ihr zum Bewußtsein zu bringen. Man mußte ihr also z. B. klar machen, daß die Gruppe von vier Zeichen, welche nach der Gebärdensprache das Wort couteau (Messer) ausdrücken, dasselbe bedeuteten, wie das früher erlernte Zeichen für den Begriff Messer u. s. w. Allmählich gelang es, die Kleine zum Verständnis dieser Ausdrucksweise zu führen, und damit hatte sie einen gewaltigen Vorteil errungen. Sie hatte gelernt, Ohr und Zunge durch die Hand zu ersetzen, ihre Taubheit und Stummheit war dadurch gleichsam besiegt, und es blieb nur noch übrig, daß sie die Hand auch als Stellvertreter des Auges brauchen lernte und so ihre Blindheit bis zu einem gewissen Grade unschädlich machte. Das ermöglichte man ihr, indem man sie die Blindenschrift lehrte. Wiederum hatte sie eine Reihe von Gleichwertigkeiten aufzufassen; sie mußte die einzelnen Buchstaben der fühlbaren Blindenschrift als gleichbedeutend mit den Buchstaben des Gebärdenalphabets kennen lernen. So weitläufig der ganze Vorgang erscheinen mag, so schnell hatte die Blinde in alles sich hineingefunden. Etwa in einem Jahr hatte sie alles bisher Erwähnte erlernt.

Wieviel Geduld und Hingebung dabei von der Lehrerin erfordert war, welche Rolle überhaupt bei der ganzen Erziehung und namentlich in dem Unterricht über die sittlichen Begriffe die wahrhaft mütterliche Liebe der Schwester Margareta spielen mußte, möge noch durch einige weitere Züge beleuchtet werden. Nachdem man dem armen Kinde für die Dinge der Außenwelt die nötigsten Zeichen vermittelt hatte, galt es, über deren Eigenschaften ihr die nötigsten Kenntnisse beizubringen. Man ließ sie also z. B. eine große Person und eine andere von kleiner Gestalt betasten, und sie begriff dann bald, was man mit groß und klein sagen wollte. Ebenso führte man ihr ein Kind im Lumpenkleid und eines in reicher Kleidung vor, eine alte Frau in gebückter Haltung und mit Runzeln im Gesicht und ein junges Mädchen, und suchte sie also in solcher Weise über reich und arm, alt und jung aufzuklären. Doch derartige Belehrungen liefen nicht so einfach ab, als die Schwester wohl vermuten mochte. Kaum hatte Marie verstanden, was arm sei, so erklärte sie auch in größter Aufregung, sie wolle nicht arm sein, und äußerte in heftigster Weise den Armen gegenüber Verachtung und Ekel. Ebenso war heftiges Aufbrausen die Folge, als man ihr sagte, auch sie selbst werde einst alt und runzelig sein, und nicht geringer der Schrecken, da man bei einem Todesfall im Hause die Zeit gekommen glaubte, auch vom Tod und Sterben ihr zu sprechen, als man sie die Leiche betasten ließ und ihr sagte, so werde auch sie selbst einst sein. In all diesen Fällen gab es ein Mittel, Marie wieder zu beruhigen. Man ließ ihr einen Tag Zeit, damit die Aufregung sich lege; dann fragte Schwester Margareta, ob denn Marie keine Liebe zu ihr habe. Auf diese Frage bemühte sich die kleine Blinde in jeder Weise ihre Zärtlichkeit gegen die Wohlthäterin an den Tag zu legen. Darauf sagte ihr dann die Schwester: „Aber auch ich bin arm und finde mich ganz zufrieden dabei, auch ich werde einst alt werden und sterben und brause darüber nicht auf.“ Dieser Beweggrund schlug bei dem armen Kinde durch. „Margareta will es, Margareta

hat so gesagt", das war ihre Antwort, wenn man fragte, ob sie sich mit Alter und Tod ausgesöhnt habe, und dies und jenes nun verstehe.

Einmal im Besitz einer Art Sprache, konnte Marie auch im Verständnis rein geistiger Begriffe keine besondern Schwierigkeiten mehr finden. Eines Tages erhielt das Kind einen Brief von seinem Vater und war hocherfreut darüber. „Du hast also deinen Vater recht lieb?" fragte Schwester Margareta. „Aber womit liebst du ihn? Mit deinen Füßen? Nein. Mit den Händen? Auch nicht. Es ist da etwas in dir, in deinem Herzen, und das ist es, was liebt. Nun wohl, dies Ding, das liebt, ist im Körper, aber es ist nicht selbst Körper. Man nennt es Seele, und im Augenblick des Todes trennen sich Leib und Seele. Als Schwester Josepha starb, hast du ihren Leib befühlt, wie er so eiskalt war; aber ihre Seele, welche dich liebt, ist anderswo hingegangen; ihre Seele lebt für immer und liebt dich noch jetzt." Was ein geistiges Wesen ist, war damit genügend erklärt. Zur Erläuterung des höchsten Begriffes, Gott, mußte die Sonne als Ausgangspunkt dienen. Auf Spaziergängen war es für Marie immer ein besonders wohliges Gefühl, wenn die warmen Sonnenstrahlen sie durchdrangen. Sie streckte nach der Sonne die Arme aus vor Freude und versuchte auf die Bäume zu klettern, um den wohlthätigen Erwärmer erreichen und betasten zu können. „Marie, wer hat wohl die Sonne gemacht?" fragte die Schwester. „Vielleicht der Schreiner?" — „Nein, der Bäcker", meinte das Kind, das sich an die Wärme des Backofens erinnerte. — „Nicht doch; der Bäcker kann die Sonne nicht machen. Derjenige, der sie gemacht hat, ist größer, stärker, weiser als alle Menschen. In einer Klasse ist die Schwester höher als die kleinen Mädchen, die Oberin steht über der Schwester, der Geistliche über der Oberin, der Bischof von Poitiers über unserem Geistlichen, über dem Bischof steht der Papst. Und noch über dem Papst steht derjenige, der die Sonne gemacht hat. Er hat keinen Leib, sondern ist wie eine Seele; er sieht dich und liebt dich, er kennt und liebt alle Menschen, und sein Name ist Gott."

Wir brechen hier ab. Marie Heurtin ist jetzt 15 Jahre alt, kennt die Religionslehre, Biblische Geschichte, Grammatik, studiert nach Kartenwerken für Blinde Erdkunde, beschäftigt sich mit Handarbeiten, kann mit vielen Taubstummen „sprechen" und überrascht die Besucher durch die Heiterkeit, welche der gewöhnliche Ausdruck ihrer Züge ist.

Marie Heurtin und ihre Leidensgefährtin in Larnay, Martha Obrecht, sind nicht die einzigen Taubstumm-Blinden, welche durch Geduld und Hingebung aus ihrem traurigen Zustande geistiger Gefangenschaft befreit wurden. Man nennt unter andern Befreiten Laura Bridgeman, Eduard Meystre und sprach in neuerer Zeit viel von Miß Helene Keller in Amerika. Die Schwestern von Larnay haben sich keine Mühe gegeben, ihre Großthat zur Kenntnis der Öffentlichkeit zu bringen. Veröffentlicht wurden ausführlichere Berichte erst dann, als man überlegte, ob man nicht im Namen der Menschlichkeit die Ordensschwestern vom französischen Boden verjagen solle.

Zur Beurteilung des börsenmäßigen Terminhandels.

Die Darlegung des Begriffes, der Natur, der eigenartigen Technik des Terminhandels[1] ließ uns als unmittelbare Wirkungen seiner Herrschaft erkennen: die außerordentliche Erleichterung des Geschäftsabschlusses, die weltumfassende Ausdehnung des Marktes, die unbegrenzte Vermehrung der Umsätze auf dem Markte. Infolgedessen bietet der Terminhandel den geeigneten Boden für Spekulationen im größten Stile, und zwar gerade für solche Spekulationen, die einer günstigen Beurteilung sich nicht erfreuen können.

Reine Differenzgeschäfte werden ja ganz allgemein als verwerfliche Geschäfte betrachtet und behandelt. Nun aber besteht der Terminhandel zum großen, ja größten Teile aus reinen Differenzgeschäften. Also nimmt auch der Terminhandel in demselben Umfange an diesem Charakter der Verwerflichkeit teil, als er in reinen Differenzgeschäften sich vollzieht.

Das ist der erste Grund, den man gegen den Terminhandel, als Ganzes betrachtet, ins Feld führen darf.

Selbst Theoretiker, wie J. B. Say und McCulloch, die grundsätzlich dem Geschäftsleben die größte Freiheit wahren, haben empfohlen, das Spiel in Börsengeschäften durch Klagloserklärung des Differenzanspruches einzuschränken. Thatsächlich wird das reine Differenzgeschäft in den meisten Gesetzgebungen dem Spiel und der Wette gleichgeachtet. Auch § 764 des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches bestimmt: „Wird ein auf Lieferung von Waren oder Wertpapieren lautender Vertrag in der Absicht geschlossen, daß der Unterschied zwischen dem vereinbarten Preise und dem Börsen- oder Marktpreise der Lieferungszeit von dem verlierenden Teile an den gewinnenden gezahlt werden soll, so ist der Vertrag *als Spiel* anzusehen. Dies gilt auch dann, wenn nur die Absicht des einen Teils auf die Zahlung

[1] Vgl. *diese* Zeitschrift Bd. LX, S. 349 ff. Auch in dieser Abhandlung berücksichtigen wir namentlich die Ergebnisse der österreichischen Enquete über den börsenmäßigen Terminhandel in landwirtschaftlichen Produkten vom Jahre 1900.

des Unterschieds gerichtet ist, der andere Teil aber diese Absicht kennt oder kennen muß." Spiel- und Wettschulden sind nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch nicht klagbar. Hat aber der Verlierer gezahlt, so kann das Geleistete nicht zurückgefordert werden, abgesehen in der Regel von den Fällen, wo es sich um ein von dem Gesetze direkt verbotenes Spiel handelte.

Spricht man vom Börsenspiel, so werden heute alle besseren, am Börsenverkehr beteiligten Elemente die Berechtigung der diesbezüglichen gesetzlichen Schranken nicht bestreiten wollen. Manche würden selbst einer Verschärfung der Bestimmungen gegen das sittlich und wirtschaftlich verderbliche Differenzspiel kein Hindernis in den Weg legen, soweit dieses Spiel von den sogen. Outsiders — von dem großen Privatpublikum, von Offizieren, Handwerkern, Gelehrten, Bauern u. s. w. — betrieben wird. Ja sogar der Vorschlag einer kriminalrechtlichen Verfolgung jener Kommissionäre, welche gewerbsmäßig nichtberufsmäßige Besucher der Börse zum Differenzspiel verleiten, dürfte allenfalls bei einem größeren Teil der offiziellen Börsenbesucher entschiedenen Widerspruch kaum finden. Daß aber der Terminhandel, wenn auch nicht formell und begrifflich, so doch materiell und thatsächlich, mit dem Differenzhandel nahezu gänzlich zusammenfällt, daß die weitaus größte Zahl der von berufsmäßigen Börsenbesuchern geschlossenen Termingeschäfte nichts anderes sind als reine Differenzgeschäfte, das wird aufs lebhafteste bestritten, und man muß es bestreiten, weil sonst das Schicksal des Terminhandels sofort entschieden wäre. Es wird darum hingewiesen auf die Usancen der Börse[1], auf den Inhalt der Schlußzettel[2], wodurch reine Differenzgeschäfte als ausgeschlossen erscheinen.

[1] So lautete z. B. § 2 der Bestimmungen der Berliner Börse für den Handel mit Weizen (vor dem Börsengesetz von 1896): „Der verkaufte Weizen muß dem Käufer gegen Zug um Zug zu leistende Barzahlung des Preises effektiv geliefert werden, und zwar nach des Verkäufers Wahl vom Kahn oder vom Boden." Auch § 66 der Bestimmungen für den Geschäftsverkehr an der Wiener Produktenbörse setzt effektive Lieferung voraus. Nicht minder fordern die Bestimmungen des Board of Trade von Chicago, daß jeder Vertrag wirkliche Lieferung resp. Abnahme der kontrahierten Ware zum Gegenstande habe.

[2] Treffend bemerkte diesbezüglich in der Wiener Enquete der Experte Graf Kolowrat (Stenograph. Protokoll, Experten der V. Gruppe, S. 277): „Ich sehe die größte, oder um vorsichtig zu sprechen, eine der größten Schwierigkeiten in der Beurteilung eines Termingeschäftes und für die Reform oder Abschaffung des Terminhandels gerade darin, daß die Form des Schlußscheines genial mit einer Art von Unschuldskleid eines reellen Geschäftes umgeben ist.... Jede bekannt gewordene Befleckung dieses Unschuldskleides wird als eine ganz abnorme, seltene Zufälligkeit, als menschliche Irrung dargestellt."

Allein das sind nur juristische Normen und Formen, die über die praktischen Verhältnisse genügendes Licht nicht verbreiten können. Sie bilden keine Instanz gegenüber der offenkundigen, von zahlreichen Sachverständigen bezeugten Thatsache, daß nur der geringste Teil der Termingeschäfte zu einer effektiven Lieferung führt. Man braucht dabei nicht einmal auf jene Kontrakte Bezug zu nehmen, die direkt und ausschließlich das Spiel, und nur das Spiel, zum Zwecke haben; es genügt der Hinweis auf jene überaus zahlreichen Versicherungs- oder Deckungsgeschäfte, bei denen die Intention und der Wille der Parteien in den weitaus meisten Fällen auf eine wirkliche Lieferung und Abnahme der Ware durchaus nicht abzielt. Ja die ganze Eigenart dieser Geschäfte nötigt dazu, dem Terminhandel, in seiner Totalität aufgefaßt, den Charakter eines Effektivhandels abzusprechen. Vermöge der Technik des Terminhandels darf nämlich zunächst derjenige, der im Schlußschein zur effektiven Lieferung und Abnahme sich verpflichtete, mit Sicherheit darauf rechnen, daß er vor der Erfüllungszeit ein korrespondierendes Geschäft abschließen und sich hierdurch der effektiven Erfüllung des ersten Geschäftes entziehen könne. Und das ist nicht bloß eine durch die Technik des Handels gewährte abstrakte Möglichkeit, sondern eine Möglichkeit, die vermöge derselben Technik naturgemäß im weitesten Umfange zur Verwirklichung gelangen muß. Das Termingeschäft wickelt sich ja nicht zwischen zwei Kontrahenten ab, sondern innerhalb einer ganzen Kette von Personen; es geht durch zwanzig, dreißig, vierzig, vielleicht fünfzig Hände. Zwischen den inneren Gliedern dieser Kette kommt es natürlich nur zur Differenzzahlung; und wenn auch nach den bei der Börse geltenden Usancen unter normalen Verhältnissen zwischen dem ersten und letzten Gliede ein wirklicher Austausch der Ware und des Preises stattfinden sollte, so ist es doch anderseits eine unbestreitbare Thatsache, daß selbst hier eine Differenzzahlung vielfach die effektive Erfüllung vertritt, ja daß nicht selten das „Bestehen auf der Erfüllung" als etwas ganz Unerwartetes erscheint[1].

[1] Stenograph. Protokoll der Wiener Enquete, V. Gruppe, Referat von Dr. Kienböck S. 258 ff. Über den Umfang der Differenzabwicklung finden sich in den vom k. k. österr. Ackerbauministerium herausgegebenen Materialien zur Enquete über den börsenmäßigen Terminhandel zuverlässige Angaben. Vgl. Das Getreide im Weltverkehr. III. Erläuternde Bemerkungen (Wien 1900) S. 166 ff. — Hammesfahr bezeichnet es geradezu als stillschweigende Voraussetzung beim Terminhandel, daß weder geliefert noch bezogen zu werden brauche; in den Kreisen der Spekulanten würde man das Bestehen auf effektiver Leistung oder Übernahme als „nicht

Freilich vermag man aus der äußeren Konstruktion des Rechtsgeschäftes für den Augenblick der Eingehung des Geschäftes die Absicht der Kontrahenten, von vornherein eine effektive Lieferung und Abnahme der Ware auszuschließen, nicht festzustellen. Sonst aber fehlt meist jeder genügende objektive Anhaltspunkt für die Ergründung der subjektiven Absichten der Parteien. Daher kann mit voller Sicherheit der Charakter des Geschäftes als eines bloßen Differenzgeschäftes regelmäßig erst im Stadium der Geschäftsabwicklung nachgewiesen werden.

Jener Umstand nun kommt den Verteidigern des Terminhandels außerordentlich zu statten. Sie können sich auf die in der Jurisprudenz herrschende und der Gesetzgebung zu Grunde liegende Definition des Differenzgeschäftes berufen, derzufolge ein Differenzgeschäft nicht vorliegt, wenn nicht schon beim Abschluß des Geschäftes die effektive Lieferung ausdrücklich oder stillschweigend ausgeschlossen worden ist. Diese Definition, welche praktisch dazu führt, daß niemand ein Differenzgeschäft konstatieren kann, nennt Professor Dr. Karl Adler „einen ad hoc von der alten manchesterlichen Doktrin konstruierten Begriff“ [1]. Mag dem so sein oder nicht —, jedenfalls entspricht die juristische Formulierung jenes Begriffes heute nicht mehr den thatsächlichen Verhältnissen. „Wenn ich den wirtschaftlichen Verkehr betrachte, so wie er ist,“ sagt der Wiener Rechtslehrer Professor Dr. Grünhut [2], „wenn ich bedenke, daß die große Mehrzahl der Termingeschäfte sich in einfache Differenzzahlung auflöst, dann läßt sich der

korrekt“ betrachten. Auch Schuhmacher, Pfleger, Baron sind derselben Ansicht. Der englische Vorkämpfer gegen den Terminhandel, Charles William Smith, ein Liverpooler Makler, erzählt von sich selbst, er habe 100 000 Termingeschäfte abgeschlossen, ohne nur ein Pfund wirklicher Ware als Käufer oder Verkäufer gehandelt zu haben, — einen einzigen Fall ausgenommen. In dem Annual Statement of the Liverpool corn clearing house wird mit Bezug auf das am 31. März 1894 endende Geschäftsjahr mitgeteilt, daß im Verlaufe des Berichtsjahres einem Verkauf von 12 235 000 Quintal Terminware nur 3810 Quintal effektive Ware entsprochen habe. Nach den Landwirtschaftlichen Jahrbüchern (1894, Ergänzungsband I, 20) verhält sich in New York der Terminhandel durchschnittlich zum Kassageschäft wie 28 : 1, in Chicago wie 50 : 1. Massy (Des halles et marchés. Paris 1861) berichtet, daß mehr als das zehnfache Quantum des thatsächlich fabrizierten Mehlbetrages den Gegenstand des Börsenhandels in Paris gebildet habe. An der Berliner Börse wurden, wie Cohn 1868 in der Zeitschrift des Preußischen Statistischen Bureaus bemerkt, im Durchschnitt jährlich in Zeitkäufen 2 000 000 Wispel Roggen verschliffen, gegenüber einer jährlichen Zufuhr von 100 000 Wispel Roggen u. s. w.

[1] Stenograph. Protokoll, Experten der I. Gruppe, S. 32 f.

[2] Ebd., Experten der IX. Gruppe, S. 626.

Gedanke nicht abweisen, daß das Termingeschäft ein präsumtives Differenzgeschäft ist. Der Umstand, daß beim Termingeschäfte Recht und Pflicht zur effektiven Erfüllung prinzipiell und der Form nach vorhanden ist, dieser Umstand kann gegenüber der wahren Sachlage, wie sie in der großen Mehrzahl der Fälle vorliegt, doch nicht entscheidend ins Gewicht fallen. Ich muß mir als Jurist die Lehre des großen römischen Juristen vor Augen halten: Non ex regula ius sumatur, sed ex iure, quod est, regula fiat. Das heißt: Der Jurist darf, wenn er seiner Aufgabe gerecht werden soll, nicht bei den traditionellen, willkürlich aufgestellten Rechtsregeln stehen bleiben, er muß bemüht sein, die Lebensverhältnisse zu erkennen und sie den ihnen angemessenen, adäquaten, ihrer Natur entsprechenden Rechtsregeln zu unterwerfen. Der Jurist darf daher nicht bei der herkömmlichen, von einer Generation auf die andere vererbten Rechtsregel des Differenzgeschäftes stehen bleiben, bei jener Rechtsregel, daß ein Differenzgeschäft nur dann vorliegt, wenn das Recht, die Erfüllung zu verlangen, die Pflicht, die effektive Erfüllung zu leisten, von vornherein ausdrücklich oder stillschweigend ausgeschlossen ist. Der Jurist darf die Augen gegen die wirkliche Sachlage nicht verschließen, er muß sich doch sagen, daß beim Termingeschäfte die Kontrahenten sich in der Regel gegen die effektive Erfüllung ganz gleichgültig verhalten, daß daher eine große Wahrscheinlichkeit dafür besteht, daß es den Kontrahenten überhaupt nicht darum zu thun war, eine wirkliche Erfüllung dieses Geschäftes herbeizuführen, daß vielmehr von vornherein die Absicht bestand, das Ganze in eine Differenzzahlung aufzulösen. Daher komme ich als Jurist zu der Schlußfolgerung, daß ein Termingeschäft im Zweifel ein Differenzgeschäft ist." Gilt aber das Termingeschäft als präsumtives Differenzgeschäft, so ist es für den Juristen und die Gesetzgebung leicht, die logisch allein zulässige Konsequenz zu ziehen: daß nämlich das Termingeschäft im Zweifel, bis zum Beweis des Gegenteils, als Spielgeschäft behandelt, den Ansprüchen aus demselben die Klage versagt, eventuell vielleicht auch die Rückforderung bereits geleisteter Zahlung gestattet werden müsse[1]. Wer aber der Ansicht

[1] Schwer verständlich ist, wenn Hofrat Grünhut (a. a. O.) die von ihm ganz allgemein, für den gesamten Terminhandel, begründete Präsumtion, innerhalb der Gesetzgebung, lediglich für die außerhalb der Börse geschlossenen Zeitgeschäfte gelten lassen will, während er — im Interesse der Sicherheit des Börsenverkehrs — für die auf der Börse selbst abgeschlossenen Geschäfte eine praesumtio iuris et de iure, d. h. eine unwiderlegbare Präsumtion fordert, daß es sich dabei nur um effektive

huldigt, daß die Nachteile des Differenzspieles so groß seien, daß sie alle angeblichen Vorteile des Terminhandels überwiegen, der wird schon auf Grund unserer bisherigen Darlegungen geneigt sein, ein absolutes Verbot jener Handelsform zu befürworten.

Er wird sich in dieser Auffassung noch bestärkt fühlen, je aufmerksamer er den schädigenden Einfluß des Terminhandels auf die Preisbildung ins Auge faßt. Das ist nämlich der zweite Gesichtspunkt, der in unserer Frage vorzügliche Beachtung verdient.

Es wäre verfehlt, wollte man den Terminhandel allein für den Preissturz der Cerealien verantwortlich machen. Zur Erklärung dieser Erscheinung sind vor allem sonstige allgemeine Ursachen, z. B. die überseeische Konkurrenz, die Erleichterung des Verkehrs, die sinkenden Frachtsätze, Valutaverhältnisse, Änderungen in der Konsumtion u. s. w., herbeizuziehen. Daß aber der Terminhandel den Preisdruck der letzten Decennien nicht wenig verschärfte, dürfte mit Recht kaum zu bestreiten sein.

Die Statistik läßt uns hier einigermaßen im Stiche. Sie offenbart die Bewegung der Preise, belehrt uns aber nicht, wie wir es wünschten, über die sehr komplizierten Ursachen der Preisbildung. Da müssen andere Erwägungen Platz greifen, teilweise deduktiver Art, und nicht zum geringen Teile die Berücksichtigung dessen, was man treffend die Psychologie der Börse genannt hat.

Der Terminhandel wird als schneller Vermittler der Weltkonjunktur und des Welthandelspreises über alle Wirtschaftsgebiete hin von seinen Freunden mit Lob überhäuft; er verteile die Weltvorräte nach dem Bedarf der einzelnen Länder; wenn irgendwo der Preis über das Niveau des Weltmarktpreises sich erhebe, so werde der Terminhandel alsbald eine Ausgleichung bewirken, indem er Waren bezw. Angebote an den betreffenden Ort dirigiere. Die Loslösung des Großhandels von der heimischen Produktion, die Mißachtung der nationalwirtschaftlichen Interessen, die Gleichgültigkeit gegenüber der inländischen Landwirtschaft kann kaum offener zu Tage treten als durch eine solche Argumentation.

Geschäfte handle, — mit Ausschluß der Einwendung des reinen Differenzspieles. Wir verkennen nicht die Bedeutung der Sicherheit des Börsenverkehrs. Gleichwohl halten wir es für höchst bedenklich, wenn die Gesetzgebung — auch um eines solchen Zweckes willen — durch unwiderlegbare Präsumtionen offenkundige Thatsachen fälschen, für die Rechtsprechung ins Gegenteil verkehren wollte. Das hieße nicht mit vernünftigen Präsumtionen, sondern mit willkürlichen Fiktionen operieren.

Ist die Lage der Landwirtschaft nicht schon genug erschwert durch die
sländische Konkurrenz? Muß der Import noch durch den Terminhandel
ciert, die natürliche Macht des Weltverkehrs und der Weltkonjunktur
; Übermaß künstlich gesteigert werden? „Die Landwirtschaft hat sich
rig bemüht, den Konkurrenzkampf aufzunehmen," sagt der Krakauer
ndelsrechtslehrer Professor Dr. Anton v. Górski[1]; „das Fachstudium,
Musterwirtschaften und Untersuchungsstation bildeten die Richtung, in
: sie . . . in die Kampfarena zog; aber sie mußte unterliegen, denn die
endländischen Kulturländer können ohne ausgiebigen Schutz von seiten
: Staatsgewalt die Konkurrenz der neu erschlossenen Gebiete nicht er-
igen. Der jungfräuliche Boden, der billige Kaufpreis, die Steuerfreiheit,
: Entbehrlichkeit der Gebäude und sonstiger Wirtschaftseinrichtungen, das
ısammenschrumpfen von Bodenarbeit auf kurze Zeitspannen, das Valuta-
agio und andere Faktoren schließen nämlich für uns eine Konkurrenz
t jenen Gebieten vollständig aus. Dies ist aber eine Erscheinung, die
n Volkswirt als eine Thatsache ruhig hinnehmen darf, sondern die ge-
terisch eine Reaktion erfordert. . . . Mögen die Terminpreise, die in
ch einem Mißverhältnisse zu den Gestehungskosten stehen, so lange es
ch Zeit ist, ein Warnungssignal nicht nur für Private, sondern für
:aat und Gesellschaft bilden, von der heutigen Nichtinterventionspolitik
ızukehren und die Preisbildung, allen Weltverkehrsastronomen zum Trotz,
f die einzig richtige Basis der Erzeugungskosten zu bringen. Die libe-
len Nationalökonomen werden vielleicht einen Notschrei über diesen Rück-
ritt ausstoßen; mir aber ist nach dem bekannten Worte von Georg
:andes ein Rückschritt zur Wahrheit lieber als ein Fortschritt in das
:ich der Phantasie." Der Schutz, den der Staat seiner Landwirtschaft
sten muß, begreift darum nach Górski nicht nur die Gewährung hin-
chender Zölle gegenüber der ausländischen Konkurrenz in sich, sondern
ch die Abwehr gegenüber jener Spekulation, welche vermittelst des Termin-
ndels die Weltkonjunktur und den Weltmarktpreis in der ganzen Schwere,
t unvermittelter und deshalb verheerender Schnelligkeit auf den inlän-
chen Markt wirken und jede den nationalen Produktionsbedingungen
lsprechende Preisbildung verhindern läßt.

Eine kleine Digression möge uns an dieser Stelle gestattet sein.

Professor Dr. Gustav Ruhland bezeichnet es (in seiner Schrift „Die inter-
tionale landwirtschaftliche Konkurrenz, ein kapitalistisches Problem" und neuer-

[1] Stenograph. Protokoll, Experten der VIII. Gruppe, S. 411 f.

dings in den von ihm herausgegebenen „Monatlichen Nachrichten aus dem Internationalen Bureau zur Regelung der Getreidepreise“ [1]) als einen Irrtum, wenn man für diese landwirtschaftliche Konkurrenz und den damit zusammenhängenden Rückgang der Getreidepreise den jungfräulichen Boden oder die niedrigen Produktionskosten, oder die Überproduktion, oder die sogen. Verschiebung der Verkehrswege mit Fracht- und Tarifermäßigungen ursächlich verantwortlich machen will. Ruhland zufolge liegen auf dem Grunde all dieser Erscheinungen gewaltige internationale Kapitalverschiebungen, die wesentlich von denjenigen Ländern ausgehen, deren Landwirte durch eben jene Konkurrenz am schwersten geschädigt werden. Die Thatsache der Erschließung neuer Ländereien wie die Verbilligung der Transportkosten wären hierbei keine primären Ursachen, sondern Folgeerscheinungen. Gerade in unsern Tagen seien die mitteleuropäischen Gründerbanken mit aller Energie an der Arbeit, den mitteleuropäischen Landwirten die anatolisch-mesopotamische Konkurrenz zu bescheren.

Wir sind nicht in der Lage, an dieser Stelle die Frage zu entscheiden, ob nicht doch — neben der Einwirkung des internationalen Kapitals auf die Erschließung neuer Ländereien und die Verbilligung der Transportkosten — überdies noch die Verschiedenheit der Produktionsbedingungen die ausländische Konkurrenz für unsere Landwirtschaft zu einer übermäßigen gestalte. Auch Professor Dr. Eugen v. Philippovich von Philippsberg erkennt den Zusammenhang zwischen der Ausdehnung der Getreideproduktion auf der Erde mit der industriellen Entwicklung in Europa an [2]: „Ich stimme da vollständig mit dem überein, was Ruhland und Schäffle sagen; unsere europäische Industrie, unsere europäischen Kapitalien dehnen sich aus, sie suchen Anlagen über See, sie bauen Eisenbahnen in Argentinien, in Kleinasien, und diese Anlagen müssen bezahlt werden. Wie bezahlen jene Länder? Natürlich mit dem, was sie am billigsten produzieren können, mit Getreide. Das ist eine Thatsache, die von niemandem bestritten wird, daß wir eine kontinuierliche Ausdehnung der Getreide produzierenden Gebiete haben, vermittelt durch Investierung europäischen Kapitals in überseeischen Gebieten, unter gleichzeitiger Senkung der Transportkosten, die so horrend ist, daß von Buenos Aires nach Liverpool um zehn Mark die Tonne verfrachtet worden, so daß die Raumdistanz thatsächlich keine Rolle spielt.“ Wenn aber v. Philippovich meint, daß diese Ausdehnung der Produktion, die Entwicklung des Verkehrs, die Verbilligung des Transports u. dgl. den niedrigen Preisstand der letzten Dezennien vollständig erkläre, und daß der Terminhandel lediglich jene Thatsachen „sogleich in ihrer Bedeutung auf alle Wirtschaftsgebiete übertragen“ habe, so ist das eine ähnliche Einseitigkeit, wie wenn man behaupten wollte, der Terminhandel allein sei die Ursache der großen Preisdepression des Getreides im letzten Vierteljahrhundert gewesen.

Nicht nur hat der Terminhandel die Wirkung der ausländischen Konkurrenz auf die Preisbildung im Inlande beschleunigt und verschärft, er enthält auch Momente, die in der Beurteilung des Wertes der Produkte irreführen und geradezu eine Fälschung der Preise bewirken müssen.

---

[1] Deutsche Ausgabe Nr. 8 vom 26. Januar 1901 S. 124.

[2] Stenograph. Protokoll, Experten der VII. Gruppe, S. 82.

Mit vollem Recht hat Dr. Kienböck in seinem wohldurchdachten Referate auf die durch den Terminhandel verursachte Verwirrung der Marktlage hingewiesen[1]. Je öfter auf einem Markte die Ware von einer Hand zur andern wandert, ohne den Markt zu verlassen, um so unklarer wird das Bild des Marktes. Man ist nicht sicher, ob etwas, das schon gekauft wurde, noch zwanzigmal verkauft wird oder nicht. Die durch die Technik des Terminhandels ermöglichte und insbesondere durch die Versicherungsfunktion desselben künstlich gesteigerte Häufigkeit der Scheinumsätze giebt dem Markte, mit Rücksicht auf die Zahl der kaufs- und verkaufslustigen Spekulanten, eine Ausdehnung, die in absolut keinem Verhältnisse steht zur reellen Produktenmenge, zum wirklichen Bedarf an Getreide und dem thatsächlichen Vorrate. Freilich wird auch ohne Terminhandel die Summe der Umsätze von Getreide größer sein als die Produktenmenge, weil numerisch dieselbe Ware von Groß- und Kleinhändlern wiederholt gekauft und verkauft werden kann, ehe sie bis zum Konsumenten gelangt. Aber dieser Unterschied verschwindet gänzlich hinter der Verschiedenheit, welche zwischen den zuweilen die ganze Welternte übersteigenden Terminumsätzen und der effektiven Produktenmenge besteht.

Hält man nun an der teleologischen Auffassung des Wertes fest, erblickt man im Werte den Grad der Bedeutung einer Ware — nach Brauchbarkeit und Seltenheit — für die Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse, dann liegt es auf der Hand, daß die enorme Menge Getreide, welche im Terminhandel zum Verkauf angeboten wird, die Vorstellung erzeugt, jede auch noch so umfassende Nachfrage werde allzeit ein mehr als ausreichendes Angebot vorfinden. Dadurch erscheint aber der Wert des Getreides als ein geringerer, da die Abhängigkeit von dem individuellen Quantum, das bei jedem Einzelkauf in Betracht kommt, sich als wesentlich herabgemindert darstellen muß.

Wenn man es als eine Schattenseite des Terminhandels bezeichnen darf, daß die durch ihn eröffnete Möglichkeit, Nachfrage und Angebot über die augenblicklich bestehenden Warenquantitäten auszubreiten, eine geradezu unbegrenzte ist, so wird damit zunächst kein Urteil über die am Terminhandel beteiligten Personen gefällt, vielmehr lediglich auf eine aus der Natur und Technik des Geschäftes sich objektiv ergebende unleugbare Thatsache hingewiesen. „In unserem großen Handelsverkehr", sagt

[1] Stenograph. Protokoll, Experten der V. Gruppe, S. 267.

Wilhelm Neurath[1], „können ... Warenmengen ausgeboten und verkauft werden, die gar nicht vorhanden sind und gar nicht produziert werden. Dies geschieht sehr häufig in den sogen. Zeit- und Termingeschäften des Börsenhandels. Es wird nicht selten im ganzen weit mehr Kaffee, Rohbaumwolle, Getreide u. s. w. auf einige Monate voraus, auf spätere Lieferung, verkauft, als von diesen Artikeln zur Zeit vorhanden oder für den Handel zugänglich sein wird. Hier haben wir es mit *fiktiven* Angeboten zu thun. Ebenso kann ein Teil oder ein großer Teil der Nachfragen über die für Ankauf von Waren verfügbaren Mittel hinausgehen. Man kauft dann weit mehr nach einigen Monaten zu beziehende Waren, als man wirklich zu erwerben sucht und wirklich zu erwerben im stande wäre. Die Angebote und Nachfragen des Börsenhandels werden also zu (objektiv) *unwahren, falschen Angeboten und Nachfragen*, und die *Preise* sind dann *ebenfalls gefälscht*. Mancher Volkswirt beruhigt sich in dem Glauben, daß die Fälschungen des Angebotes und die der Nachfrage sich im großen und ganzen gerade paralysieren, d. h. wechselseitig ausgleichen, daß die Preise sich so richtig stellen, als würden sie nur durch wahre Angebote und wahre Nachfragen gebildet." Die Erfahrung beweist jedoch, daß die fiktiven Angebote und Nachfragen sich durchaus nicht immer gegenseitig ausgleichen. Nicht selten führen vielmehr die fiktiven Nachfragen zu einer unberechtigten Steigerung, die fiktiven Angebote zu einer unnatürlichen Depression der Preise, selbst abgesehen von den Fällen, in welchen Syndikate, Corners, Ringe, Schwänze u. dgl. eine Hausse-Bewegung oder einen Tiefstand (Baisse) der Preise absichtlich und künstlich hervorrufen.

All speculation is manipulation! Man braucht dabei nicht ausschließlich an offenbar betrügerische Manipulationen zu denken, obwohl auch diese — nach dem Zeugnis hervorragender Kenner der Verhältnisse[2] — durchaus nicht ausgeschlossen sind. Daß aber *direkte, künstliche, spekulative Eingriffe in die Preisbewegung* überhaupt möglich sind und gerade im Bereiche des Terminhandels mit besonderer Leichtigkeit sich vollziehen, wird von niemanden ernstlich bestritten. Auch an Motiven

[1] Elemente der Volkswirtschaftslehre (3. Aufl., Wien 1895) S. 152 f.

[2] „Die so einflußreiche Statistik der sichtbaren Vorräte Nordamerikas wird vom nordamerikanischen Elevatorenring fast immer gefälscht und zwar in einem Umfange bis zu 20% des vorgeblichen Gesamtvorrates. Dazu kommen systematisch zur Verbreitung gelangende Lügenberichte über die wachsenden Saaten, über die Aussaatfläche, über die Ernteerträge u. s. w." *Ruhland*, Monatliche Nachrichten a. a. O. S. 123.

ierfür fehlt es der Spekulation offenbar nicht. Während die Produktion nd die Verarbeitung im allgemeinen der Stabilität der Preise und sicherer kalkule bedürfen, hat die Spekulation ein hervorragendes Interesse an er Bewegung. Darum sucht sie mit allen Mitteln und dem ihr natürchen Hang zur Übertreibung direkt und absichtlich Preisschwankungen zu zeugen —, „jenes anmutige Wellengekräusel, an dem die Coulisse schmaßt", wie Professor Karl Adler sich ausdrückt. Man hat dem Terminandel nachgerühmt, daß er jeder Kartellbildung zum Zwecke künstlicher reissteigerung leicht und schnell entgegenwirken könne. Sind aber daurch die Schäden wett gemacht, die er nach der andern Seite, durch nnatürliche Preisdepressionen, verursacht? Eine Hausse läßt sich überaupt schwieriger mit Erfolg durchführen als eine Baissierung des Preises. Kan muß, um eine Hausse-Spekulation zum Siege zu führen, nicht nur lle Ware, die an der Börse ist, zu beherrschen wissen, sondern ebenfalls ie Zuflüsse von außen hemmen oder hindern. Um die Hausse in die lucht zu schlagen, und um eine Baisse hervorzurufen, genügt es dagegen, aß man über eine mehr oder minder beträchtliche Menge Waren verfügen nn. Der mittelalterliche Kornwucherer benutzte seine Macht, um das Anebot zu verringern. Er kaufte das Getreide auf und steigerte den Preis[1]. Der heutige Spekulant vergrößert umgekehrt das Angebot, indem er den Papierweizen in Menge auf den Markt wirft. Niemand kann feststellen, b er jenen Weizen besitzt oder von außen herbeizuziehen vermag. Das ngebot ist da, es drückt den Preis. Zur Durchführung eines solchen Kanövers bedarf es nicht gerade großen Kapitals. Tausend Mark Kapital nnen bei einem Effektivgeschäfte nur die dem gleichen Betrage entsprechende Warenmenge in Bewegung setzen, bei einem Differenzgeschäfte aber viel edeutendere Mengen fingierter Waren auf den Markt wirken lassen. In er Berliner Börsen-Enquete erklärte diesbezüglich ein Sachverständiger: Wenn ich ein Differenzgeschäft machen will, kommt es mir gar nicht arauf an, ob ich 100 oder 600 Wispel Roggen kaufe; wenn ich aber ein ffektivgeschäft machen will, so nehme ich nur ein Quantum, welches einem effektiven Engagement entspricht." Des niedrigen Preises bedürfen or allem diejenigen Spekulanten, die auf Termin Getreide verkauft haben. Sie möchten für den Stichtag, an dem sie eventuell zu liefern haben werden,

[1] Stenograph. Protokoll, VI. Gruppe, Referat von Hofrat Prof. Dr. Friedich Kleinwächter S. 472 ff.

oder wo der Differenzausgleich sich vollzieht, billige Ware zur Verfügung haben. Sie werden darum auch stets geneigt sein, durch Baisse-Operationen ihr Ziel zu erreichen.

Auf diese Weise vereinigt sich alles, um die Lage des Produzenten ungünstig zu gestalten. Der Händler berücksichtigt nicht die konkreten, besondern Produktionsbedingungen, mit denen der Landwirt zu rechnen hat. Er kennt nur den Welthandelspreis über sich, wie derselbe an der Börse gemacht wird. Um zu profitieren, sucht er noch einen Druck auf den Produzenten auszuüben. Ist das konkrete Produkt des Landwirts in irgend einer Hinsicht schlechter als die Usanceware, dann wird der Händler gewiß nicht verfehlen, weniger zu zahlen; ist aber das Produkt besser, dann beweist ein nicht gerade skrupulöser Händler auf den gedruckten Kurszettel der Getreidebörse und versichert, daß der Welthandelspreis eine für ihn absolut entscheidende Preisgrenze darstelle, an die er sich halten müsse, wenn er nicht dem wirtschaftlichen Ruin anheimfallen wolle. Dieser Welthandelspreis aber ist, wie gesagt, durch fiktive Angebote, durch künstliche Baisse-Operationen weit regelmäßiger zum Schaden als zum Vorteil der Produzenten gefälscht. „Der internationale Getreidemarkt wird heute", bemerkt Ruhland [1], „von einer großen permanenten Organisation der Baisse-Partei beherrscht, an deren Spitze der nordamerikanische Elevatorenring steht. Die Interessen dieses großkapitalistischen Syndikates liegen in der Richtung einer möglichsten Entwertung von Getreide, weil bei einem außerordentlichen Tiefstand der Getreidepreise eine größere Zahl von Getreidebesitzern die Ware in der Hoffnung auf bessere Preise lagern, wodurch sich der Verdienst aus den Lagerspesen für die Elevatorenbesitzer steigert. Außerdem ermöglichen niedrige Getreidepreise billigen Einkauf von Getreide zu den Zwecken der Getreidemischung, die von den Elevatoren in so ausgedehntem Maße geübt wird. Endlich vermindern billige Getreidepreise die Kapitalsumme, welche die Elevatoren für den Erwerb ihres eigenen Getreidevorrats festlegen müssen und damit auch den dafür bedingten Zinsverlust. Seit Jahren kämpft der anständige Getreidehandel Nordamerikas gegen diese unheilvolle Herrschaft des Elevatorenringes erfolglos an." Doch nicht nur Amerika trägt den dadurch verursachten Schaden. „Diese unheilvolle Herrschaft der organisierten Baisse-Partei über die Getreidepreise besteht und gilt zunächst für Nordamerika. Daß sie

[1] Monatliche Nachrichten a. a. O. S. 123 f.

aber ihre Herrschaft international und namentlich auch auf alle Terminmärkte Europas ausdehne, dafür sorgt jene nicht minder unheilvolle Thätigkeit der Banken hinter den Coulissen der Getreideterminbörsen, die man mit dem Namen ‚Arbitrage' bezeichnet. Wenn nämlich in Chicago eine Getreidepreissteigerung erfolgt, dann ist es Europa überlassen, darin Nordamerika zu folgen oder nicht. Wenn aber Chicago eine stärkere Preissenkung verzeichnet, dann sind die großen europäischen Getreideterminbörsen gezwungen, dieser Baisse zu folgen. Denn die Usancen an den Getreideterminbörsen haben es ja fertig gebracht, daß der ganze Getreidehandel zu einem reinen Werthandel herabgesunken ist. Und deshalb ist heute jede Bank in der Lage, im Falle einer Baisse in Chicago, die nicht sofort in Europa acceptiert wird, in Chicago Terminweizen zu kaufen und auf den europäischen Terminbörsen Terminweizen zu verkaufen und die dabei sich ergebende Differenz in die Tasche zu stecken. Weil aber dadurch die Preise in Europa wegen ‚gesteigerten Angebotes' geworfen werden, werden die gleichzeitig einlaufenden Warenofferten aus Nordamerika zurückgewiesen. Das wirkt dann auf den nächsten Börsentag in Chicago ‚verflauend' zurück, so daß der Arbitrageur außerdem noch in die angenehme Lage kommt, seine Terminverkäufe in Nordamerika vorteilhaft einzudecken und so sein ganzes Engagement mit Gewinn zu realisieren. Die geradezu sklavische Art, in der die größten europäischen Getreideterminbörsen den amerikanischen Börsenbewegungen à la baisse gehorchen, ist eine mehr als genügende Bestätigung dieser, der täglichen Börsenpraxis entnommenen Angaben." Jedenfalls eine beachtenswerte Illustration zur vorrat- und preisausgleichenden Wirkung des Terminhandels!

Ohne den Anspruch auf Vollständigkeit für unsere Darlegungen zu erheben[1], glauben wir dennoch, daß die angeführten Momente bereits völlig ausreichen, um die preisverwirrende und preisfälschende Wirkung der Terminhandels ins helle Licht zu setzen. Nur möge es gestattet sein,

[1] Insbesondere müssen wir hier Abstand nehmen von der Behandlung des Reportgeschäftes, ohne welches das Börsenspiel eine größere Ausdehnung nicht erlangt, und das mit der Entwicklung des Terminhandels und seinem Einfluß auf die Preisbildung aufs innigste zusammenhängt. Über den Report, seine Bedeutung für die Entwicklung und Funktion des Termingeschäftes vgl. Karl Adler, Zum Rechte der Termingeschäfte, im Archiv für bürgerliches Recht Bd. XVII, Heft 1, Okt. 1899; Schweizer. Zeitschrift für Gemeinnützigkeit Bd. XXI, Heft 4, Zürich 1892; Aufsatz von Julius Wolf, Das Getreide im Weltverkehr. III. Erläuternde Bemerkungen (Wien 1900) S. 157 f.

noch einmal kurz daran zu erinnern, daß Preisschwankungen und Preisdepressionen für den Bauernstand viel nachteiliger wirken, als dies auf andern volkswirtschaftlichen Gebieten der Fall zu sein pflegt. Zur besondern Genugthuung gereicht es uns, hierfür auf das Zeugnis des bekannten Nationalökonomen v. Philippovich[1] uns berufen zu können. Wenn auf der Effektenbörse 200 Stück Aktien angeboten werden, aber kein Käufer da ist, dann sinken alle Aktien derselben Art. Doch die Besitzer der Aktien können zumeist ihre Wertpapiere in der Kasse liegen lassen, bis bessere Zeiten kommen; nur diejenigen, die gerade in diesem ungünstigen Augenblicke unbedingt verkaufen müssen, leiden unter einer à la baisse-Spekulation. Wird in einem bestimmten Zeitpunkte durch derartige Spekulationen an der landwirtschaftlichen Produktenbörse ein Preis hervorgerufen, der zwar den augenblicklichen Angebots- und Nachfrageverhältnissen an der Börse, nicht aber dem Vorrat und Bedarf im ganzen volkswirtschaftlichen Gebiete entspricht, dann sinkt innerhalb dieses Gebietes der Wert des Getreides überhaupt. Die isolierten Landwirte können aber in der Regel nicht auf bessere Zeiten warten; sie müssen ihre Produkte jetzt verkaufen, um von dem Ertrag zu leben, Steuern zu zahlen und sonstige Verbindlichkeiten zu erfüllen. Es liegt darum auf der Hand, daß die Preisfixierung für landwirtschaftliche Produkte, die Genauigkeit, mit der sich hier der Preis an der Börse den reellen Bedingungen, dem wirklichen Angebote und der wirklichen Nachfrage, den thatsächlichen Produktions- und Konsumtionsverhältnissen anschließt, von einer unendlich größeren volkswirtschaftlichen Bedeutung ist, als wenn es sich um die Preisbestimmung von Effekten handelt. Der Getreidepreis bestimmt ja das Einkommen einer ganzen, großen, für das sittliche, gesellschaftliche, staatliche Leben überaus wichtigen Bevölkerungsklasse, beherrscht ihre Existenz, die Fortdauer und Vervollkommnung ihrer produktiven Thätigkeit. Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Bei Wertpapieren kehrt stets ein Zeitpunkt wieder, wo der effektive Wert mit voller Genauigkeit festzustellen ist, und wo eine entgegengesetzte Spekulation nicht mehr aufrecht erhalten werden kann: es ist der Augenblick, in welchem die Dividende bezahlt wird. Werden z. B. 10 Gulden Dividende ausgezahlt, so schätzen wir danach das Papier auf 200 Gulden. Alle vorhergehenden Schwankungen werden dadurch — ceteris paribus — rektifiziert.

[1] Stenograph. Protokoll, Experten der I. Gruppe, S. 78 f.

Die Bestimmung der Dividende durch die Generalversammlung einer Aktiengesellschaft gewährt also in bestimmten Zeitpunkten eine sichere Unterlage zur Beurteilung des reellen Wertes der Papiere. Nicht so für landwirtschaftliche Produkte. Hier giebt es keinen Zeitpunkt, wo man mit gleicher Sicherheit den effektiven Wert des Getreides feststellen könnte. Da handelt es sich um zukünftige Ernten, um die Milliardenproduktion der ganzen Welt. Man ist hierfür auf Schätzungen angewiesen, welche den schwierigsten Problemen gegenüberstehen und auch trotz aller Fortschritte des Handels vor großen Irrtümern nicht geschützt sind[1]. Selbst wenn die Welternte vorhanden ist, kann man über die Größe und Art derselben sehr verschiedener Meinung sein. Dazu ist die Ernte nicht gleichzeitig auf der ganzen Welt; fortwährend wirken wechselnde Einflüsse auf den Wert des Getreides ein u. s. w. Da ist ein fruchtbares Feld für die Spekulation gegeben. Sie kann zur Zeit der inländischen Ernte, also in dem Augenblick, wo der Landwirt regelmäßig den größten Teil seiner Produkte verkaufen muß, anderswoher Getreide herbeischaffen, fiktive Terminware anbieten, um den Preis zu drücken und die Notlage des Landwirts im eigenen Interesse auszubeuten. Der nicht ausreichend organisierte Bauernstand steht hilflos solchen Machinationen gegenüber. Er fühlt die fremde Hand in seiner Tasche, doch er weiß heute ganz wohl — wie die beachtenswerten Referate der höchst intelligenten Vertreter der Landwirtschaft und des Müllergewerbes in der Wiener Enquete, eines Robert Sand, Amand

[1] Als besonderer Vorzug des Terminhandels wird die „Signalisierung" (David Cohn) der Getreidepreise hingestellt. Es werde dadurch auch der Landwirtschaft eine verläßliche Information über die künftige Marktlage geboten, so daß sie hiernach ihre Verkäufe einrichten könne. Dr. Karl Viškovský bemerkte hierzu mit Recht (Stenograph. Protokoll, Experten der IX. Gruppe, S. 720): „Terminpreise werden in unserem Terminhandel für einen Zeitraum bis zu neun Monaten voraus notiert und von seiten des Handels als ein Ausfluß der Erwägungen der spekulativen Intelligenz über die künftige Marktlage bezeichnet. Es ist aber eine andere Frage, ob thatsächlich dem Handel solche Behelfe zu Gebote stehen, die eine thunlichst verläßliche Signalisierung des künftigen Preises zulassen, oder ob in den für einen so entfernten Zeitpunkt signalisierten Preisen nicht bloß Spekulationspreise zu erblicken sind, die mit der wirklichen Marktlage in keinem direkten Zusammenhange stehen. Für meine Person halte ich wenigstens eine Signalisierung der Getreidepreise für einen so entfernten Zeitpunkt für höchst unverläßlich, da in einem Momente, wo eine jede Basis für die Beurteilung der künftigen, sowohl inländischen wie ausländischen Ernte, sowie über die vorhandenen Vorräte aus der letzten Ernte, wie auch über den künftigen Bedarf fehlt, von einer geregelten und auch nur wenig verläßlichen Preisbildung nicht die Rede sein kann."

Fahrich u. s. w., bekunden —, wessen Hand es ist, gegen den er den staatlichen Schutz anzurufen hat.

Wenn Lexis sagt[1]: „Die volkswirtschaftliche Aufgabe der Spekulation, wie des Handels überhaupt, wird im großen und ganzen erfüllt, während jeder einzelne Spekulant nur sein privatwirtschaftliches Interesse verfolgt, indem er billig zu kaufen und teuer zu verkaufen sucht", — so wird man, um einen manchesterlichen Optimismus fernzuhalten, doch auch noch andere Erwägungen herbeiziehen dürfen. Man hat gegen die Börsenreformbestrebungen den Vorwurf erhoben, daß sie überwiegend unter moralisierenden Gesichtspunkten arbeiten. Mit Rücksicht auf diesen Einwand betont Gustav Cohn in einem Aufsatze über „Ethik und Reaktion in der Volkswirtschaft"[2], daß gerade das nationalökonomisch Mangelhafte am Börsenverkehr zu den moralisierenden Gesichtspunkten geführt habe, und daß somit von letzteren eine Mißkennung der ökonomischen Rücksichten nicht zu fürchten sei. Die Anwendung der moralisierenden Gesichtspunkte läuft, Cohn zufolge, auf nichts anderes hinaus, als auf die Ausbreitung der schützenden Hand staatlicher Gesetzgebung auch über dieses Gebiet wirtschaftlichen Verkehrs. Hierzu drängt die ethische Pflicht, vermöge deren die Staatsgewalt das Gemeinwohl des Volkes zu schützen sich berufen weiß, anderseits die sichere Erkenntnis, daß die Art und Weise der Ausgestaltung des Börsenverkehrs für das nationale Gemeinwohl von hohem Belang ist. Man darf schließlich ja wohl — ohne zu viel zu sagen — ebenfalls behaupten, daß auf der Börse die „nächste Gelegenheit" zur geschäftlichen Unmoral nicht gerade einen Ausnahmefall darstellt.

Wenn aber speziell der Terminhandel die Aufmerksamkeit der Regierungen in letzter Zeit besonders auf sich lenkte, so begreift sich das leicht wegen des enormen Schadens, den diese Handelsform angerichtet hat. Die Milliarden, die von den Spekulanten auf diesem Felde verdient wurden, wurden von den Gerichtsboten, welche dem Bauern Hab und Gut versteigerten, für das Großkapital einkassiert. Niemand im Volke — außer den Börseninteressenten und einigen Theoretikern — wünscht in Deutschland die gesetzliche Wiederherstellung des börsenmäßigen Terminhandels, dieser ungeheuerlichen Mystifikation!

---

[1] Art. „Handel" in Schönbergs Handbuch I (4. Aufl.), 289.

[2] In Schmollers Jahrbüchern 1900. Vgl. auch Dr. Kienböcks Referat a. a. O.

Ja, der Terminhandel — eine Mystifikation! — Das ist dritte und letzte Gesichtspunkt, unter welchem wir dieses Geschäft noch z betrachten wollen.

Der Terminhandel ist „Handel". Der Handel aber soll die Verdungen zwischen Konsumenten und Produzenten ermöglichen, erleichtern, wirklichen. Die Ware von einem Ort und von einer Person mittelbar r unmittelbar an einen andern Ort und in die Hände einer andern rson, die ihrer bedarf, zu bringen, die Ware zu pflegen, zu sortieren, einzelnen Grade des Wertes, der Brauchbarkeit zu bestimmen, die ıre danach einzuteilen und so für das Publikum die Möglichkeit der swahl zu erleichtern — dies und ähnliches gehört zu der naturgemäßen stimmung und Aufgabe des Handels. Und der Terminhandel? Alles an ihm fiktiv, ins Unnatürliche verzerrt. Er kleidet sich in die juristischen rmen des Warenhandels; er kauft und verkauft Getreide, und doch sind s fast immer warenlose Geschäfte! Eine Warenbewegung findet nur bei n geringsten Teile der Transaktionen statt. Weder der Verkäufer braucht s Objekt zu haben oder anzuschaffen oder zu liefern, noch muß der ıufer die Ware empfangen oder bezahlen. Ein wirklicher Umsatz der rkehrsgegenstände findet in zahllosen Scheinumsätzen nicht statt. Nur Preisdifferenzen wird gespielt, und man nennt dies Spiel legitim, nn man auf Versicherung und Deckung als einen ehrbaren Zweck sich ufen kann, — nach dem bekannten Satze: Der Zweck heiligt die ittel![1]

[1] Die Versicherungs- oder Deckungsfunktion hat nur Bedeutung den Großhandel, die Großproduktion, die Großmüllerei; sie beeinträchtigt sehr Konkurrenzfähigkeit der kleinen Müller, die sich nicht auf dem Terminmarkte versichern im stande sind. Die großen Mühlen können vermöge der Versicherung sehr ausgedehnte Fristen Mehllieferungen übernehmen und beschränken dadurch ı kleinen Müller das Terrain. — Ohne Zweifel ist die Versicherung gegen Preisvankungen für den Großkaufmann, der aus weiter Ferne Getreide importiert, ı höchster Bedeutung. Allein zu allen Zeiten galt die Übernahme des Risikos ein Wesenselement des Handels, als ein Rechtstitel für seinen Gewinn. Was a in dem einen Geschäfte verloren wird, können ja auch andere Geschäfte wieder bringen. Überdies entscheidet im Bereiche der Volkswirtschaft nicht ausschließlich Interesse des Großhandels. Versicherungsgeschäfte können, so wie heute, in ßerem Umfange nur gemacht werden, wenn abstrakte und fiktive Ware, anderes mehr Getreide als gewachsen ist, den Gegenstand des Handels bildet. Dies stlich vermehrte Angebot der als effektive geltenden, in Wirklichkeit aber fiktiven ıre drückt jedoch, wie wir sehen, zum Schaden der Landwirtschaft auf die Preise. ırum sollte also der Großhandel nicht dieselbe Genialität, die er in der Aus-

Der Terminhandel ist Getreidehandel in unserem Falle, aber ein Getreidehandel, bei welchem die Frage nach dem wirklichen Getreidebedarf und dem wirklichen Getreidevorrat nur eine verhältnismäßig untergeordnete Bedeutung spielt. Der Differenzspieler dient ja nicht den Produzenten und Konsumenten, er beherrscht sie, diktiert ihnen die Preise, weil er den Markt völlig beherrscht. Nicht das öffentliche Wohl, sondern der eigene Verdienst ist ihm dabei das höchste, ja sogar das einzige Gesetz! — Der Terminhandel ist Getreidehandel, aber das Getreide, das er kauft und verkauft, hat keine reelle Existenz, es wächst nicht in der Natur in der Form und in der Menge, wie es den Gegenstand des Handels bildet. Der Usanceweizen ist vaterlandslos, von keiner bestimmten Provenienz und oft von einer Beschaffenheit, die den Bedürfnissen der Konsumenten wenig entspricht. Mit Recht hat man daher die Schaffung der Usanceware als eine naturwidrige Übertragung der Gepflogenheiten des Effektenhandels auf den Getreidehandel bezeichnet. Effekten erscheinen nur als Gattung oder Art; der Weizen, der Roggen dagegen unterscheidet sich nach individuellen Eigenschaften, nach Ernte, Provenienz u. s. w.

Es sind gerade diese Naturwidrigkeiten, diese überspannte Mobilisierung und Fungibilität der Ware und des Geschäftes, gegen welche der Bauernstand sich wendet [1]. Keine Klage wird laut über konkrete Fortschritte der Technik, über die Kostenersparnis beim modernen Elevatorensystem, über billige Frachtsätze für das alla rinfusa beförderte Getreide [2], über intensive Mehlgewinnung u. s. w. Mögen diese Neuerungen die Getreidepreise auch drücken, es handelt sich dabei doch um einen wahren

---

bildung des Terminhandels bekundete, bethätigen, indem er unter den Interessenten eine wirkliche Versicherung gegen Preisschwankungen einrichtet (die „Versicherungsfunktion" ist ja ebenfalls als „Versicherung" eine Fiktion, vgl. Stenograph. Protokoll, Experten der VII. Gruppe, S. 160 f.), nachdem schon viel schwierigere Probleme auf dem Gebiete der Versicherung gelöst wurden? Jedenfalls entspricht es der Gerechtigkeit, daß diejenigen, welche den Vorteil einer Versicherung gegen Preisschwankungen genießen, die Kosten nicht auf andere ablenken. (Vgl. Stenograph. Protokoll S. 248. 518.)

[1] Stenograph. Protokoll, Experten der VIII. Gruppe, S. 413.

[2] Das in bedeutenden Mengen zusammengeworfene Getreide hat, obwohl seiner Materie nach hart und trocken, die auch andern Massengütern, z. B. der Kohle, zukommende Eigentümlichkeit, die man als Trockenflüssigkeit bezeichnet. Als Großhandelsgut kann das Getreide ohne Wertverminderung beliebig geteilt, zusammengeschüttet werden; es gleitet ohne Verpackung durch die eigene Schwere fort, kann jeder Form eines Transportkörpers sich anpassen.

Fortschritt der industriellen Technik, um Errungenschaften, die ein Gemeingut aller darstellen. Das aber trifft beim Terminhandel nicht zu. Er ist kein Fortschritt, sondern eine völlige Verkehrung der Handelsthätigkeit. Drei Voraussetzungen müssen sich vereinen, sagt Professor v. Górski[1], damit vom Handel die Rede sein könne: „eine Thätigkeit, eine Vermittlung (zwischen Produzent und Konsument) und ein Güterverkehr. Diese drei Elemente lassen sich mehr oder weniger mobilisieren, aber eine konkrete Gestalt müssen sie haben, sich ganz in Abstraktionen verflüchtigen dürfen sie nicht. So lange dies nicht der Fall war, konnte man mit Recht von einer distributiven Funktion des Handels, von einem Erwerb, von der wertsteigernden Funktion des Handels (van der Borght), somit von seiner Produktivität reden. Sobald sich aber jene drei Elemente ganz in die Luft verflüchtigen, sobald die Thätigkeit auf das Unterschreiben eines Blankettes, die Vermittlung auf einen momentanen Kontakt von zwei Spekulanten, also von zwei Vermittlern, der Güterverkehr auf die Skontration von gegenseitigen Kündigungsscheinen, alle diese natürlichen Elemente somit auf eine Null zusammenschrumpfen, so taucht von selbst die Frage auf, ob auf solche Transaktionen noch der Name ‚Handel' paßt." Das Volk hat diese Frage längst entschieden. Eine Änderung des Urteils ist niemals und nirgends zu erwarten. „Das Christentum hat das Brot geheiligt", sagt Ruhland[2]. „Es zu Boden zu werfen, betrachtet die fromme Sitte als eine Sünde. Von allen materiellen Gütern dieser Erde ist für die Menschen das Brot am wenigsten zu entbehren. Und dieses Brot hat als Brotgetreide der Blankoterminhandel in eine *Spielmarke* verwandelt, um an der Börse ein ‚Monte Carlo ohne Musik' sich einzurichten, bei dem das internationale Großkapital als Bankhalter sitzt. Das ist ein der christlichen Auffassung direkt widersprechender *Mißbrauch des Brotes, welcher in christlichen Staaten verboten sein muß.*"

[1] Stenograph. Protokoll a. a. O. S. 413.
[2] Zur Aufhebung der Blankotermingeschäfte S. 57.

Heinrich Pesch S. J.

Wichtige Fortschritte in der Funkentelegraphie.

Noch vor zehn Jahren hätte man die elektrische Übertragung von Depeschen direkt durch die Luft ohne vermittelnde Drahtleitung für eine Utopie oder ein Märchen gehalten. Und doch ist diese Übertragung schon seit drei Jahren in vollem Gange. Unsere Kriegsschiffe sind alle für diese „drahtlose" Telegraphie eingerichtet. An den Küsten Englands, Frankreichs, Rußlands arbeiten zahlreiche Marconische Sender und Empfänger. Die ersten Apparate waren das Ergebnis des unmittelbaren Versuches. Durch allseitiges geschicktes Experimentieren mit elektrischen Wellen, erst in kleinem und dann in großem Maßstabe, gelang es Marconi, ein einfaches Telegraphensystem zusammenzustellen, das wenigstens in seinen Händen eine sichere und deutliche Verständigung durch die Luft auf weite Strecken hin ermöglichte. Schon im Jahre 1899 trug sein Apparat Depeschen bis in eine Entfernung von 150 km. Einer Angabe des Londoner Professors J. A. Fleming zufolge soll es ihm am Tage der Thronbesteigung Eduards VII. sogar gelungen sein, eine Distanz von 200 englischen Meilen zwischen Lizard in Cornwall und St. Catherine durch elektrische Wellen zu überbrücken.

Insofern hat sich allerdings das alte Sprichwort: „Probieren geht über Studieren", von neuem bewährt. Zum Probieren mußte aber dann doch das Studieren hinzukommen, wenn diese neue Telegraphie Fortschritte machen und die der Methode noch anhaftenden Mängel erfolgreich beseitigt werden sollten. Dazu genügte es nicht, zu wissen, daß es so geht, sondern man mußte verstehen lernen, warum es so geht.

Zu diesem Verständnis haben einerseits die rein theoretischen Untersuchungen (1898—1901) A. Abrahams, Professors in Göttingen[1], geführt, anderseits die in dieselbe Zeit fallenden, mehr experimentellen Studien, welche Professor A. Slaby[2] in Berlin unter hervorragender Beteiligung des Grafen von Arco angestellt hat. Beide Arbeiten ergänzen und stützen sich gegenseitig, so daß wir uns heute eine genaue Vorstellung von dem Vorgange bilden können, der sich in der „drahtlosen" Telegraphie ab-

[1] Wiedemanns Annalen LXVI (1898), 435. Drudes Annalen II (1900), 32. Physikalische Zeitschrift II (1901), 329.

[2] Elektrotechnische Zeitschrift XXII (1901), 38. Physikalische Zeitschrift II (1901), 45. 270.

spielt. Wir wollen zunächst über die wesentlichen Ergebnisse Abrahams referieren.

Wir können als bekannt voraussetzen, daß der wesentliche Teil des Marconi-Apparates in dem Sendedraht ac (Fig. 1) mit einer angeschlossenen Funkenstrecke ab besteht und in dem Empfangsdraht de, welcher mit dem sogenannten Fritter df verbunden ist. Letzterer sowohl wie auch die Funkenstrecke ab sind in leitender Verbindung mit der Erde (E)[1]. Werden mit Hilfe eines Ruhmkorff-Apparates zwischen a und b Funken ausgelöst, so oscilliert ein elektrischer Strom längs ac mit größter Schnelligkeit, mehr denn millionenmal in 1 Sekunde, auf und nieder. Dieser Strom erregt in der umgebenden Luft elektrische Wellen (sogen. Hertzsche Wellen), welche sich mit Lichtgeschwindigkeit gegen den Empfangsdraht de hinbewegen. Indem dieser die Wellen absorbiert, wird er selbst zum Träger ebensolcher Oscillationen, wie sie im Sender ac vorhanden waren.

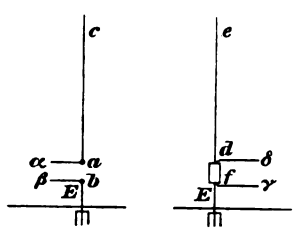


Fig. 1.

Infolge der Stromschwingungen längs ed wird der Fritter df für den Strom einer Batterie durchlässig, der über $\delta df\gamma$ passieren muß. Der Strom bethätigt dann den Morseschreiber und bewirkt in diesem das Aufzeichnen von Punkten und Strichen auf dem bewegten Depeschenstreifen. Hieraus leuchtet ein, daß bei der Funkentelegraphie es vor allem darauf ankommt, einerseits eine möglichst kräftige Ausstrahlung einer bestimmten Art von elektrischen Wellen im Sendedraht zu bewirken, anderseits aber dem Empfangsdraht eine möglichst große Aufnahmefähigkeit gerade für diese Art von Wellen zu erteilen, sowie den Fritter dort an ihn anzuschließen, wo er die größte Erregung erfährt. Um diese Aufgabe gut lösen zu können, mußte man sich zuerst eine möglichst klare Kenntnis von den Eigenschwingungen des Sende- bezw. Aufnahmedrahtes verschaffen, dann von ihrem Ausstrahlungsvermögen und von der Wellendämpfung in den Drähten. Über alle diese Punkte hat uns Professor Abraham vom Standpunkte der Maxwellschen Theorie aufgeklärt.

[1] Weil Sende- und Empfangsdraht wesentliche Teile dieses Telegraphen bilden, hat Slaby mit Recht statt des Namens „drahtlose Telegraphie" den Ausdruck „Funkentelegraphie" eingeführt. Denn der Funken ist in ihr wirklich das primum movens, und von eigentlicher „Drahtlosigkeit" kann überhaupt bei elektrischen Stromapparaten nie die Rede sein.

Die Theorie ergiebt in Übereinstimmung mit der Erfahrung zunächst Folgendes. Elektrische Störungen werden längs eines unbegrenzt langen Metalldrahtes in einer Weise fortgepflanzt, die ganz mit derjenigen übereinstimmt, mit welcher die Erregung durch einen mechanischen Stoß längs eines elastisch gespannten Drahtes fortgepflanzt wird. Hat der Draht ein freies Ende, so werden die am Ende ankommenden elektrischen Erregungen ebenso zurückgeworfen, wie elastische Wellen an dem festgelegten Ende eines Drahtes reflektiert werden. Elektrische Erregungen von konstantem periodischen Charakter pflanzen sich als elektrische Wellen bis zum freien Ende fort, interferieren dann auf ihrem Rückwege mit den ankommenden Wellen und erzeugen so stehende Wellen mit festliegenden Schwingungsknoten und Schwingungsbäuchen. Am Ende des Drahtes entsteht immer ein Stromknoten. Die andern Knoten verteilen sich gleichmäßig über den Draht, so daß alle um eine halbe Wellenlänge voneinander abliegen; zwischen je zwei Knoten befindet sich ein Wellenbauch. Unter einem Stromknoten hat man sich einen Punkt zu denken, an welchem die Stromstärke konstant null bleibt, in den Strombäuchen schwankt sie dagegen periodisch zwischen einem positiven und einem negativen Maximum hin und her, mit andern Worten: an den Stellen der Strombäuche ändert der Strom kontinuierlich seine Intensität, indem er erst in der einen Richtung vom Nullwerte durch den Höchstwert wieder zum Nullwert übergeht und dann seine Richtung umkehrt, um ebendiese Intensitätsänderung wieder zu durchlaufen u. s. f. Schneiden wir den Draht an irgend einer Knotenstelle durch, so ist das nun beiderseitig begrenzte Drahtstück fähig, Träger solcher Wellen zu sein, deren Länge durch zwei Bäuche bestimmt ist, die durch drei Knoten begrenzt werden. Das kürzeste Stück, das wir so erhalten können, ist das zwischen zwei Knoten vorhandene. Es ist gleich einer halben Wellenlänge, denn zu einer Wellenlänge gehören drei Knoten. Die auf diesem Stücke vorhandenen Oscillationen bilden seine Grundschwingung, d. h. diejenige seiner Eigenschwingungen, welche die längste Schwingungsdauer und größte Wellenlänge hat. Eine langsamer schwingende Elektrizitätsbewegung und eine längere Welle kann das Drahtstück nicht fassen. Hätten wir den Draht an dem dritten Knoten abgeschnitten, so würden die auf ihm vorhandenen Oscillationen mit drei Knoten ebenfalls Eigenschwingungen des jetzt erhaltenen Drahtstückes sein, nicht aber dessen Grundschwingung, sondern dessen erste Oberschwingung darstellen. Die Grundschwingung dieses letzten Stückes würde eine doppelt so große Schwingungsdauer und

Wellenlänge haben als das vorher abgeschnittene Stück. Hieraus folgt, daß die Grundschwingung eines auf beiden Seiten frei begrenzten Drahtes von der Länge l immer eine Wellenlänge = 2l hat. Diese doppelte Drahtlänge ist auch stets ein ganzzahliges Vielfaches der Wellenlänge seiner Oberschwingungen. Damit wird die Stromverteilung in einem Drahte, der Träger stehender elektrischer Oscillationen ist, für alle Fälle bestimmt.

Es ist wohl zu beachten, daß das eben Gesagte nur gilt, wenn wir die elektrischen Wellen in Bezug auf die Stromschwankungen, d. h. die Schwankungen der Stromstärke, ins Auge fassen. Zusammen mit diesen ereignen sich auch periodische Schwankungen der elektrischen Spannung oder der Potentialdifferenz. Für diese ergeben sich in manchen Punkten gerade die umgekehrten Verhältnisse. Wo im Drahte die Stromschwankungen am größten sind, werden die Spannungsänderungen null und umgekehrt; die Stellen der Stromknoten sind also gleichzeitig Stellen der Spannungsbäuche, und Stellen der Strombäuche sind Punkte der Spannungsknoten. Es sind dies alles übrigens Verhältnisse, die man bei den Schwingungen der gespannten Saiten und bei den Schwingungen der Luft in Orgelpfeifen schon seit langer Zeit aufgedeckt hat. Der physikalische Vorgang ist jedoch hier und dort grundverschieden. Ganz abgesehen vom Unterschiede der elektrischen und mechanischen Zustände überhaupt, hat die mechanische Drahtwelle ihren Sitz in dem Drahte selbst, während die elektrische in dem isolierenden Medium sitzt, welches den Draht umgiebt, und nur die Oberflächenschichte in Mitleidenschaft zieht, indem sie auf ihr hin und her gleitet.

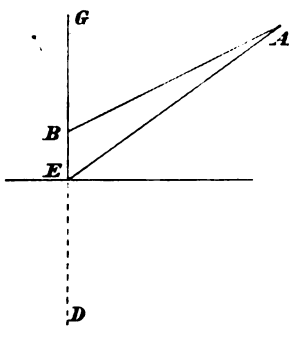


Fig. 2.

Um uns mehr dem eigentlichen Gegenstande zu nähern, denken wir uns jetzt einen vertikalen Draht EC (Fig. 2) von der Länge l im Punkte E an die Erde gelegt, oder wie der Techniker zu sagen pflegt, „geerdet“. Im Punkte E ist eine elektrische Spannung wegen der Verbindung mit der Erde unmöglich. An diesem Punkte hat also nur ein Knoten der Spannung seinen Platz bezw. ein Bauch des Stromes. Anderseits verhält sich die Erde in Bezug auf die Wellenstrahlung wie eine vollkommen spiegelnde Fläche für einen Licht aussendenden Gegenstand. Deshalb erfolgt die Strahlung von CE aus so, als ob nicht nur jeder Punkt des Drahtes EC,

sondern auch jeder Punkt seines Spiegelbildes DE elektrische Wellen aussenden würde. Die Zustände der Spannung in den einzelnen Punkten unterhalb E sind in jedem Augenblick der Intensität nach gleich, dem Vorzeichen nach aber entgegengesetzt denjenigen, welche in den gleichen Abständen oberhalb E vorhanden sind. Wenn also DE positiv elektrisch ist, ist EC negativ elektrisch und umgekehrt, die Intensität wächst gleichmäßig von E gegen C und von E gegen D hin. Wenn dem aber so ist, muß der geerdete Draht ebenso Wellen ausstrahlen, wie ein Draht von der Länge 2l, welcher mit völlig freien Enden in der Luft schwingen würde. Daraus folgt aber nach den oben gegebenen Erklärungen ohne weiteres: die Eigenschwingungen eines geerdeten vertikalen Drahtes können nur solche sein, welche im Erdungspunkte E einen Knoten der Spannung haben, am oberen Ende aber einen Spannungsbauch. Die Grundschwingung mit nur einem Knoten ergiebt eine Wellenlänge gleich dem Doppelten von CD = 4l, die Oberschwingungen mit 2, 3, 4 ... Knoten im Drahte EC sind ihrer Ordnung nach ungeradzahlig, und es fehlt deshalb die zweite, vierte, sechste ... Oberschwingung.

Der Sendedraht im Marconi-Apparat ist ein solcher geerdeter Draht, denn die Funkenstrecke ab (Fig. 1) hat als die an die Erde gelegte Stelle zu gelten. Durch den Funken selbst werden die elektrischen Oscillationen im Sendedraht erregt, aus ihm schöpfen sie ihre Energie. Der Funken funktioniert hierbei ähnlich wie der Luftstrom, welcher aus der Spaltöffnung im Fuße einer Lippenpfeife herausgepreßt wird und an dem Rand der Lippe einen Zischlaut, d. h. ein Gemisch sehr vieler Luftschwingungen erzeugt, aus denen dann diejenigen, welche mit den Eigenschwingungen der Luft in dem Pfeifenrohre übereinstimmen, festgehalten und verstärkt werden. Ebenso wie ein gleicher Zischlaut in verschiedenen Pfeifen verschiedene Töne hervorbringen kann, so vermögen auch gleiche Funken in verschieden langen Sendedrähten die jedem eigenen Oscillationen zu wecken. Und wie dort neben dem Grundton noch einer oder mehrere Obertöne angestimmt werden, so erregt auch der Funken mit den Grundschwingungen gleichzeitig Oberschwingungen. In beiden Fällen sind die letzteren bedeutend schwächer als die ersteren, und zwar nimmt ihre Intensität rasch mit ihrer Ordnungszahl ab. Die erregten Oberschwingungen sind deshalb für die elektrische Wellentelegraphie bedeutungslos, alles dreht sich um die Grundschwingung. Wie haben wir uns aber diese konkret vorzustellen? Einfach als ein in gleichem Rhythmus wiederholtes Auf- und Niederjagen der Elektrizität im Drahte CE. Sie bewegt sich dabei gleichzeitig im ganzen

Drahte entweder nach oben oder nach unten. Auf jede Abwärtsbewegung folgt eine Aufwärtsbewegung und umgekehrt. In der einen wie in der andern nimmt die Intensität der Bewegung kontinuierlich mit der Zeit zu und dann wieder ab. Die in jedem einzelnen Zeitmomente vorhandene lokale Verteilung der Bewegungsintensität oder Stromstärke ist eine solche, daß sie am oberen Ende, dem Knotenpunkte des Stromes, konstant null ist, von da an abwärts bis zum unteren Ende, dem Strombauche, stetig zunimmt. Mit der elektrischen Spannung verhält es sich gerade umgekehrt. Denn jede Aufwärtsbewegung gegen das freie Ende oben bedingt eine nach oben hin wachsende elektrische Spannung von statischem Charakter, die Abwärtsbewegung eine nach oben hin wachsende negative Spannung.

Mit diesen elektrischen Oscillationen auf der Oberfläche des Drahtes sind gleichzeitige elektrische und magnetische Änderungen in der Luft notwendig verbunden, die als elektrische und magnetische Wellen in die Umgebung hinauseilen. Diese Änderungen gehen von jedem Punkte des Drahtes nach allen Seiten hin aus. An irgend einem bestimmten Punkte im Wellenfelde vereinigen sie sich zu einer resultierenden Wirkung, die schon von Hertz qualitativ und quantitativ bestimmt worden ist. — Betrachten wir vorerst nur die Wirkung des Punktes B (Fig. 2) im Drahte auf den Punkt A im elektromagnetischen Wellenfelde. Das im Punkte B oscillierende Stromelement erzeugt in A *erstens* eine elektromotorische Kraft, welche die Elektrizität in einer Richtung verschiebt, die senkrecht ist zur Geraden AB und in die durch A, E und C gelegte Ebene fällt, *zweitens* eine magnetische Kraft, die senkrecht gegen besagte Ebene ist. Beide Kräfte ändern sich periodisch und übereinstimmend mit den Änderungen des Stromelementes in B bezüglich der Intensität sowohl als bezüglich des Richtungssinnes. Ist die Entfernung AB groß gegen 41, so können wir die Wirkung aller übrigen Stromelemente des Drahtes in Bezug auf die Richtung der erzeugten Kräfte in A mit derjenigen des Elementes B übereinstimmend nehmen. Da außerdem das Vorzeichen für die Wirkung aller Stromelemente stets das gleiche ist, so verstärken sich fortwährend alle gegenseitig, und wir dürfen uns vorstellen, es gehe die ganze Wirkung vom Punkte E aus. Die beiden resultierenden Kräfte liegen dann senkrecht zur Geraden AE, die eine in der Ebene durch A, E, D, die andere senkrecht darauf. Das physikalische Ergebnis dieser Kräfte ist, daß im Punkte A sich fortdauernd periodische minimale Verschiebungen der Elektrizität in der Richtung der elektromotorischen Kraft

und wechselnde minimale Magnetisierungen in der Richtung der magnetischen Kraft ereignen. Es sind dieses die Transversalschwingungen, welche die Grundelemente der elektromagnetischen Welle bilden, die man schlechthin „elektrische" Welle[1] zu nennen pflegt.

Was wir für den einen Punkt A gezeigt haben, das gilt für jeden andern Punkt im Wellenfelde. Weil wir für größere Distanzen den Wellenausgangspunkt immer in den Punkt E verlegen dürfen, und weil anderseits die Wellenimpulse mit derselben Lichtgeschwindigkeit nach allen Seiten hin fortgepflanzt werden, so haben wir es, wenn wir die Ausstrahlung im ganzen betrachten, offenbar mit Kugelwellen zu thun. Auf jeder Kugelfläche mit dem Zentrum in E begegnen wir übereinstimmenden Zuständen, die Intensität derselben ist aber eine wechselnde, und hierin unterscheidet sich wesentlich die elektrische Wellenausstrahlung des Sendedrahtes von der Lichtausstrahlung eines leuchtenden Punktes. — Denken wir uns den Sendedraht EC (Fig. 2) nach oben und unten unbegrenzt verlängert und beschreiben wir um diese Gerade als Achse eine Kugelfläche mit dem Halbmesser EA, der sehr groß gegen 41 sein möge, um E als Mittelpunkt, so stellen uns die beiden Punkte der Kugelfläche, welche von dem verlängerten Drahte getroffen werden, ihre Pole und der Kreis, welcher von einer in E senkrecht durch die Achse gelegten Ebene bestimmt wird, ihren Äquator vor. Konstruieren wir hierzu noch die Breitengrade und Meridiane, wie man dieses auf einem Erdglobus zu thun pflegt, so findet man die magnetische Kraft an allen Punkten der Kugelfläche in der Richtung der Breitenkreise orientiert, die elektromotorische Kraft in der Richtung des Längenkreises, beide auf der Richtung der Fortpflanzung senkrecht. Eine tiefer eingehende mathematische Behandlung des Problems lehrt des weiteren, daß für die Grundschwingung des Sendedrahtes die Schwingungs- oder Wellenamplituden ihren Höchstwert am Äquator erreichen und von da gegen die Pole hin stetig abnehmen, wo die Schwingungsintensität gerade null wird. Die Grundoscillation des Sendedrahtes erregt also Ätherwellen, die in der Richtung senkrecht zum Drahte am kräftigsten ausgestrahlt werden. Für die elektrischen Oberschwingungen findet man eine verwickeltere Intensitätsverteilung auf den kugeligen Wellenflächen. Sie liefern mehrere Maxima und Minima parallel zu den Breitengraden. Dadurch tritt die Wirkung der Oberschwingungen, die schon im Sende-

[1] Sie kann ebensogut „magnetische" Welle genannt werden, denn die eine schließt die andere ein und ist ohne sie nicht denkbar.

drahte schwach sind, nach außen hin in der Richtung senkrecht zum Drahte noch mehr gegen die Wirkung der Grundschwingung zurück.

Soviel mag über den Vorgang der Wellenausstrahlung genügen. Sie ist die Hauptursache, weshalb die im Sendedrahte erregten Stromoscillationen bald erlöschen müssen. Denn die ausgestrahlten Wellen schöpfen ihre Energie aus der Energie der Stromoscillationen. Nach 10 bis 20 Oscillationen kommt ein Draht von 50 m Länge und 1 mm Dicke wieder zur Ruhe. Soll er längere Zeit hindurch schwingen, so bedarf es einer erneuten Anregung durch Funken. Eine zweite Ursache der „Dämpfung" oder Herabminderung der Oscillationsenergie ist der Leitungswiderstand, welchen der Draht der Bewegung des Stromes entgegensetzt. Er veranlaßt die Umsetzung eines Teiles der Oscillationsenergie in Wärme. Dieser Bruchteil der Oscillationsenergie, der für die Ausstrahlung verloren geht, kann für die Arten von Wellen, um die es sich hier handelt, als geringfügig betrachtet werden. Nach Abraham beträgt die Dämpfung durch Leitungswiderstand in einem Drahte von obigen Dimensionen etwa den 20. bis 16. Teil der Dämpfung durch Strahlung.

Stellen wir im Wellenfelde dem oscillierenden Drahte EC (Fig. 2) einen andern ebenso beschaffenen gegenüber, dessen unteres Ende gleichfalls geerdet ist, so wird dieser die Wellen absorbieren. Während die Ausstrahlung im Sender die Stromoscillationen auslöscht, werden im Empfänger durch die Einstrahlung stehende Stromoscillationen hervorgerufen. Dieses geschieht jedoch nur dann, wenn die Eigenschwingungen des Empfängers mit den eingestrahlten Wellen übereinstimmen. Geradeso können ja auch die von einer tönenden Stimmgabel ausgehenden Schallwellen eine andere Stimmgabel im Wellenfelde nur dann zum Mittönen anregen, wenn beide Gabeln genau gleiche Stimmung haben.

Die nötigen Grundlagen zur Beurteilung des Marconischen Telegraphiesystems haben wir nun gewonnen. Dieser Forscher hatte bei seinen Versuchen bald erkannt, daß im allgemeinen die besten Resultate erzielt werden, wenn Sende- und Empfangsdraht vertikal gestellt und gleich lang gemacht werden. Der Grund hiervon liegt nach obigen Erörterungen auf der Hand. Wenn er aber weiter glaubte, dadurch die nötige Energie zur Übertragung auf weitere Strecken zu gewinnen, daß er die beiden Luftdrähte verlängerte, wenn er sogar den Satz als Gesetz aufstellen wollte: die Entfernung, über welche die Signale getragen werden sollten, müsse dem Quadrate der Drahtlänge proportional sein, so traf er hiermit nicht

ganz das Richtige. Eine Gesetzmäßigkeit in dieser Form existiert nicht. Und wenn auch nicht wohl zu leugnen ist, daß die Verlängerung des Drahtes in vielen Fällen günstig auf die Erweiterung des wirksamen Strahlungsgebietes einfließen wird, so kommt doch hierbei die Intensität der Ausstrahlung in erster Linie in Betracht, welche bei derselben Funkenanregung in längeren Drähten nicht größer sein kann als in kürzeren. Die Strahlungsintensität steigt und fällt mit der Oscillationsenergie im Sender; da diese aber aus dem Entladungsfunken des Ruhmkorff-Induktoriums geschöpft wird, so heißt es zunächst, diesem Funken mehr Kraft zu verleihen, indem man entweder die Funkenspannung oder die durch den Funken in Bewegung versetzte Elektrizitätsmenge vergrößert. Der letztere Umstand scheint günstiger zu wirken. Slaby und von Arco suchten deshalb eine solche Steigerung der Funkenwirkung dadurch herbeizuführen, daß sie hinter der Funkenstrecke einen Kondensator C (Fig. 3) einschalteten, der vor jedem Funkenübergang die Elektrizitätsmenge zu einer beträchtlichen Höhe anstaute. Diesem Kondensator gaben sie zuerst die Form einer Franklinschen Tafel, indem sie eine Mikanitplatte auf beiden Seiten mit Stanniolbelegen versahen, nachher verwendeten sie eine gewöhnliche Leidener Flasche. Das obere Ende des Sendedrahtes D verbanden sie außerdem mit einer Drahtspule S von großer elektrischer Trägheit — „Selbstinduktion", würde der Techniker sagen — und leiteten das andere Spulenende F zur Erde (E_1) ab. Während der Ladung der Flasche kommt die ganze durch die Erde (EE_1) geschlossene Drahtschleife (EOCDFE) zur Wirkung, in dem Entladungsstadium aber, das mit dem Einsetzen des Funkens bei O beginnt, wird für die Wellenstrahlung nur der Draht CD wirksam. Weil nämlich die träge Spule nur Ströme geringer Frequenz hindurchläßt, die durch den Funken angeregten schnellen Oscillationen dagegen reflektiert, so kommt fast die ganze im Kondensator aufgespeicherte Energie der Ausstrahlung zu gut.

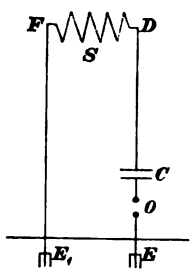


Fig. 3.

Die eben angedeutete Einrichtung bietet noch einen andern Vorteil, dessen Marconi bis jetzt entbehrte[1]. Denn sie gestattet eine genaue Ab-

[1] Nach einer Mitteilung Flemings in der Royal Institution soll auch Marconi jetzt ein Mittel zur genauen Abstimmung des Senders und Empfängers auf ganz bestimmte Wellenlängen gefunden haben. Die Art, wie er sie ausführt, wünscht er aber vorläufig noch geheim zu halten.

stimmung des Senders und Empfängers auf eine jede Art von Wellen. Bei dieser Art der Anordnung hängt die Oscillationsfrequenz, also auch Oscillationsdauer und Wellenlänge in bekannter Weise allein ab von der Kapazität (d. h. der Aufnahmefähigkeit für elektrische Ladungen) und der Selbstinduktion, welche über der Funkenstrecke vorhanden sind. Beide Faktoren lassen sich in jedem Falle messen und beliebig ändern. Man kann also jetzt auch dank der Mitwirkung der veränderlichen Kapazität und der regulierbaren Selbstinduktion auf einem und demselben Sendedraht Oscillationen von beliebiger, aber immer genau angebbarer Wellenlänge hervorbringen. Dann gilt allerdings ein Satz nicht mehr, der oben für einen einfachen Vertikaldraht aufgestellt wurde. Die Wellenlänge der elektrischen Oscillation braucht bei diesen geänderten Verhältnissen nicht gleich der vierfachen Länge des oscillierenden Sendedrahtes zu sein. Der Draht DC mit dem unten angeschlossenen Stanniolbeleg verhält sich wie ein einfacher vertikaler Sendedraht von einer ganz bestimmten Länge, dessen beide freien Enden isoliert sind. Es entsteht deshalb ein Spannungsbauch an dem Kondensator C und oben bei D, was für den Strahlungsvorgang ganz belanglos ist.

Noch einschneidender ist die Bedeutung der Verbesserungen, welche Slaby und von Arco am Empfänger anbrachten. Soweit diesem die Aufgabe zufällt, die Wellen aus der Luft zu absorbieren und in stehende Stromoscillationen zu verwandeln, lassen auch sie denselben aus einem vertikalen Drahte (bezw. Metallstange) bestehen, die unten geerdet ist. Für diesen Teil gelten also genau die Schwingungsgesetze, die wir oben angeführt haben. Er hat unten einen Knoten der Spannung, oben einen Bauch. Nachdem die Forscher dieses erkannt hatten, hielten sie auch den Platz, welchen Marconi dem Fritter bestimmte, für höchst unvorteilhaft. Nach ihrer Überzeugung sind zur Erregung des Fritters die Spannungsänderungen das Wirksame und nicht die Stromänderungen. Weil nun diese unten am Draht, wo der Marconische Fritter liegt, ein Minimum zeigen, am oberen Ende des Drahtes aber ein Maximum, so wäre der rechte Platz für den Fritter an der oberen Drahtspitze. Leider ist dieser Ort wegen seiner 30—60 m hohen Lage schwer zugänglich und der Fritter dort noch schwerer kontrollierbar. Sie gingen also darauf aus, einen zweiten Spannungsbauch in einem leicht erreichbaren Niveau unten an dem Erdboden bezw. am Zimmerboden zu erzeugen. Indem sie sich durch die überall zutreffende Analogie mit den stehenden Wellen auf

gespannten Drähten leiten ließen, fanden sie bald das rechte Mittel. Sie legten zunächst an den vertikalen Draht bei E (Fig. 4), wo er seinen Spannungsknoten besitzt, einen horizontalen Draht, dessen Länge EH sie gleich EC = $^1/_4$ λ (Wellenlänge) machten. Die von EC absorbierten Wellen erzeugen jetzt stehende Oscillationen, die in E einen Knoten haben müssen, in den Punkten C und H aber Bäuche, die ihrer Intensität nach gleich, dem Vorzeichen nach entgegengesetzt sind. Indem auf diese Weise die absorbierte Oscillationsenergie auf zwei Drähte, jeder von der Länge l, verteilt wird, muß sie jetzt im Drahtstück EC geringer sein, als wenn dieses für sich allein zur Verwendung gekommen wäre. Es wird also auch der bei H entstehende Bauch nicht mehr die gleiche Energie aufweisen wie der Bauch in E des für sich allein schwingenden Vertikaldrahtes. Trotzdem ist die Wirkung auf den zwischen H und die Erde gelegten Fritter unvergleichlich kräftiger und sicherer, als wenn er zwischen das untere Ende E des allein benutzten Vertikaldrahtes und die Erde geschaltet würde. Dieses bewiesen zahlreiche Versuche. — Wenn der Horizontaldraht so einerseits die absolut disponible Oscillationsenergie herabdrückt, so erhöht er anderseits diese Energie durch Verminderung des Ausstrahlungsvermögens. Dieses schafft im Empfänger ja nicht nur keinen Nutzen, sondern bedingt im Gegenteil Energieverschwendung.

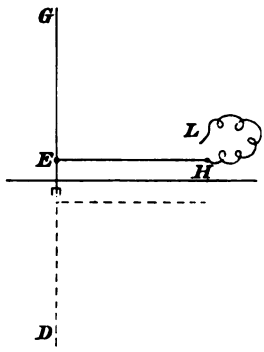


Fig. 4.

Die Oscillationen dauern deshalb länger an in einem Empfänger von der Form CEH als in einem solchen von der Gestalt CE. Der Grund dieser Verminderung der Ausstrahlung liegt in der spiegelnden Eigenschaft der Erdoberfläche. Wenn nämlich der elektrische Strom in CEH in der oben angegebenen Weise schwingt, so bewirkt die Spiegelung der Wellen an der Erde, daß seine Schwingung äquivalent wird der Schwingung des Doppeldrahtes CEH und DKJ. Dabei sind wieder die Intensitätszustände an den kongruent liegenden Punkten beider Systeme gleich, ihre Vorzeichen aber entgegengesetzt. Der letztere Umstand bedingt, daß die von EH und KJ ausgehenden elektromotorischen und magnetischen Wirkungen im Wellenfelde sich gegenseitig nahezu vollständig aufheben, wenn der Draht EH nahe an der Erde hinläuft. — Dem Grafen von Arco gelang es etwas später, die Wirkung im Punkte H auf den Fritter noch dadurch zu steigern, daß er

bei H ein weiteres Drahtstück anschloß, dessen Länge gleich 2 l (= $^1/_2$ λ) ist. Wird dieser „Anschlußdraht" mehrmals spiralig gewunden und sein Ende L (Fig. 4) dem Punkte H gegenübergelegt, so ist der Spannungsunterschied zwischen H und L doppelt so groß als der Spannungsunterschied zwischen H und der Erde. Der Fritter wird hiernach zwischen H und L kräftiger und sicherer ansprechen. Man macht so außerdem das System der stehenden Oscillationen samt dem Fritter von der Erde ganz unabhängig, was gleichfalls in verschiedener Hinsicht als ein Gewinn angesehen werden muß [1].

Der an den Erdungspunkt angelegte Horizontaldraht ist eine so einfache Idee, daß sie jedem Physiker sofort einleuchtet. Ihre Verwirklichung konnte auch, nachdem man die Natur der Oscillationen im Sender und Empfänger einmal durchschaut hatte, nicht lange auf sich warten lassen. Diese Idee war aber auch eine überaus glückliche, denn sie gewährte eine Reihe neuer, sehr wichtiger Vorteile. Die Anfügung des Horizontaldrahtes bewirkt zunächst, daß der Empfänger gewissermaßen in zwei Teile zerlegt wird, denen eine verschiedene Aufgabe zufällt. Der vertikale Teil CE hat jetzt nur mehr die Bestimmung, beliebige elektrische Wellen aus der Luft abzusaugen, dem horizontalen Teile EH, bezw. EL, kommt es zu, aus den abgesaugten Wellen jene bestimmte Art, auf die er abgestimmt ist, abzusondern, in stehende Stromoscillationen zu verwandeln und so weit zu kräftigen, daß sie im Fritter deutlich ansprechen. Es ist denn auch jetzt, wie praktische Versuche schlagend bewiesen haben, nicht mehr nötig, den Vertikaldraht abzustimmen, d. h. ihm gerade eine Länge l = $^1/_4$ Wellenlänge der vom Sender ausgestrahlten Grundwellen zu geben. Zur sicheren und deutlichen Depeschierung genügt es, den Anschlußdraht EH (bezw. EL) gleich $^1/_4$ (bezw. $^3/_4$) Wellenlänge zu machen. Denn es werden dann nur Wellen mit der Länge 4 l im Empfänger zum Stehen gebracht und auf den Fritter wirksam. Alle andern Wellen, die der beliebig lange Luftdraht sonst noch absorbiert, fließen durch den Punkt E unwirksam zur Erde ab. — Ein jeder vorhandene Blitzableiter kann von nun als ver-

[1] Fast zufällig wurde von den beiden Forschern noch ein anderes Mittel zur Verstärkung entdeckt. Eine kleine Drahtspule, die sie „Multiplikator" nennen, von bestimmter Form und Wicklungsart vermehrt und reinigt die Wellen, wenn sie vor den Fritter in den Anschlußdraht geschaltet wird. Um dieselbe Zeit machte auch in Amerika der Professor M. J. Pupin die Entdeckung, daß man die Kabeltelephonie ganz bedeutend verbessern könne, wenn man geeignet konstruierte Drahtspulen in gleichen Abständen von einer englischen Meile in den Leitungsdraht einschaltet.

So kam es denn auch, daß unsere Kriegsschiffe beim Annähern an den Hafen von Schanghai schon meilenweit vor der Reede alle die Funkentelegramme erhielten, welche die dort stationierten englischen Kriegsschiffe miteinander austauschten. An eine Geheimhaltung der Depeschen war nicht zu denken gewesen. Es ist aber gerade diese Geheimhaltung ein Kapitalpunkt für die Funkentelegraphie, weil ihre wichtigsten Verwendungsgebiete die Kriegsschauplätze sind.

Aus dem bisher Mitgeteilten wird der Leser schon selbst den Schluß gezogen haben, daß die Funkentelegraphie in dem Slaby-Arcoschen System einen Grad von technischer Vollkommenheit und von Betriebssicherheit selbst in den Händen nicht gebildeter Telegraphisten erlangt hat, welche allen praktischen Anforderungen genügen kann.

Am 22. Dezember 1900 demonstrierte Professor Slaby die Wirksamkeit seines Systems in dem Sitzungssaale der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft in Gegenwart Sr. Majestät des Kaisers und vieler hohen Beamten. Es befanden sich im Saale zwei Empfangsstationen. Die zwei verschieden abgestimmten Anschlußdrähte waren an einen und denselben Blitzableiter angeschlossen, welcher am Schornstein der elektrischen Zentrale „Schiffbauerdamm“ vorhanden war. Der eine der Anschlußdrähte war auf Wellen von 640 m abgestimmt worden, der andere auf Wellen von 240 m. Diese Anordnung war, wie Slaby selbst bemerkte, nach den bisherigen Anschauungen die denkbar ungünstigste, da nach diesen allseitige Isolierung als die notwendige Vorbedingung zu einem guten Funktionieren betrachtet wurde. In Wirklichkeit wanderte auch ein großer Teil der ankommenden Wellen in den Schornstein und wurde durch diesen nutzlos zur Erde abgeleitet. Nur das Wenige, was von ihnen auf die Spitze des Blitzableiters fiel, wurde wirksam. Dieses Wenige reichte aber in dem neuen System vollkommen zur sichern Zeichengebung aus. Die beiden Sendestationen befanden sich in dem 14 km entfernten Kabelwerk Oberspree in Schöneweide und in der 4 km entfernten Technischen Hochschule zu Charlottenburg. Den zwischen Sender und Empfänger dahinflutenden Wellen stellten sich zahlreiche Hindernisse (Turmspitzen, hohe Schornsteine, Häusergiebel 2c.) in den Weg und brachen ihre Kraft. Erst wurde der Verkehr nur mit den einzelnen Stationen aufgenommen, dann wurden gleichzeitig von beiden Sendestationen einlaufende Depeschen registriert. Der Versuch ergab eine völlig fehlerfreie Einfach- und Mehrfachtelegraphie, bei der 72 Buchstaben in der Minute notiert wurden.

Bei diesen ersten Studien verfolgten Professor Slaby und Graf Arco vor allem den einen Zweck, die Funkentelegraphie so auszugestalten, daß sie durch die Hand auch unkundiger Beamten andauernd sicher zu betreiben ist. Nun wollen sie sich der Lösung der andern Frage zuwenden, wieweit das neue System zu telegraphieren gestattet. Der Staatssekretär des Reichsmarineamtes hat ihnen die zum Versuche erforderlichen Kriegsschiffe bereits zur Verfügung gestellt.

L. Dressel S. J.

Die englische Frühgotik.

Ein Beitrag zur ästhetischen Würdigung der englischen Gotik.

(Schluß.)

Berühmt ist in England die Westfassade der Kathedrale von Salisbury, ein Werk aus der letzten Zeit der frühenglischen Gotik (Fig. 4). In der That ist dieselbe eine glänzende Schöpfung, eine vollständige Bilderwand. Fünf Reihen von Blendarkaden, die vertikal nur durch die Fenster und Portale, horizontal aber bloß durch einen aus Vierpässen gebildeten, zwischen der dritten und vierten Reihe sich hinziehenden Fries getrennt werden und einst von unten bis oben mit Statuen gefüllt waren, bauen sich übereinander auf. Der Anblick der Fassade ist unstreitig prächtig. Leider ist dieselbe aber auch nur eine Bilderwand. Eine Fassade im eigentlichen Sinne des Wortes, der naturgemäße Abschluß und Ausklang des Langhauses und ein Abbild der demselben eigenen horizontalen und vertikalen Gliederung ist sie nicht. Man entdeckt nur bei genauerem Zusehen eine schwache Beziehung ihrer Gliederung zu derjenigen des Innenbaues. Statt daß die Frontmauern der Seitenschiffe in Dachhöhe schräg zum Mittelteil abschließen, steigen sie willkürlich bis zum Giebelanfang desselben empor, um horizontal zu endigen. Aus den Verstrebungen des Giebels aufwachsende und die Mittelpartie als solche hervorhebende Flankiertürmchen fehlen. Die Treppentürmchen, die rechts und links der Fassade angereiht sind, stehen weder

mit dieser noch mit dem Langhaus in organischer Verbindung. Außerdem ziehen sie die Anlage ungebührlich in die Breite und verkümmern, weil vor allem mit Bildwerk reich geziert, nicht wenig die Wirkung der Hauptpartie der Fassade, des dem Mittelschiff des Langhauses entsprechenden

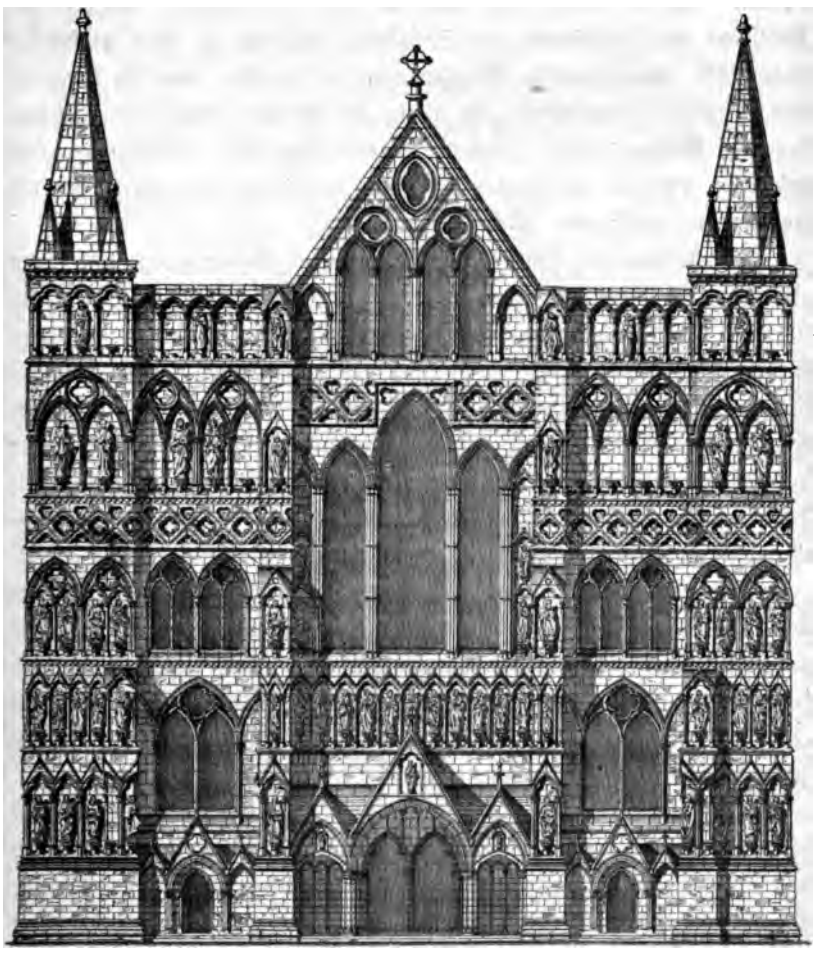


Fig. 4. Fassade der Kathedrale von Salisbury.

Teiles. Hand in Hand mit diesem Überwiegen des Nebensächlichen geht der Mangel einer klaren Scheidung zwischen Erdgeschoß und Oberbau und das Fehlen einer den Aufbau beherrschenden Bewegung. Man weiß nicht, soll die Vertikale oder die Horizontale vorwalten. Architektonisch betrachtet, kann die Fassade weder gerade ein Meisterwerk, noch überhaupt glücklich

genannt werden. Weit höher stehen in dieser Hinsicht die Stirnseiten der beiden Querschiffe trotz ihrer äußersten ornamentalen Schlichtheit.

Außer der Kathedrale von Salisbury besitzen auch noch die Kathedralen von Lincoln, Peterborough und Wells bedeutende Fassadenbauten. Leider kranken alle drei an dem Grundfehler, welcher der Westfront der Kathedrale von Salisbury anhaftet; es sind großartige Schaustücke ohne organische Eingliederung in den Bau, dem sie vorgesetzt sind, luxuriöse Prunkwände, die wenig zur schlichten Größe der dahinterliegenden Anlage passen, glänzende Masken ohne tiefere Bedeutung, nicht geschaffen, um auf das Innere des Baues vorzubereiten, sondern nur um letzteren vor unbefugten Blicken zu verhüllen.

Die Fassade von Lincoln bildet in ihrer Gesamtanlage und ihren Umrissen das Gegenstück zur Westfront der Kathedrale von Salisbury, übertrifft dieselbe aber an Masse und Kraft wie imposanter Wirkung. Sie ist eine merkwürdige Verquickung von normannischen und frühenglischen Bestandteilen. Der Architekt hat nämlich die Frontmauer des Normannenbaues mit ihren fünf gewaltigen, pyramidenförmig nebeneinander angebrachten Wandnischen rechts und links um je ein Fünftel ihrer Gesamtbreite erweitert und ihr dann als Abschluß zwei achtseitige Flankierungstürmchen angebaut. Zugleich hat er sie um ein beträchtliches Stück erhöht.

Die neuangefügten Partien wurden vom Boden bis zum First über und über mit Blendarkaturen versehen, deren eine Reihe sich über der andern bis zur Zahl von sieben auftürmt. Der First bildet eine endlos lange, gerade, an den Enden mit den Helmen der Ecktürmchen abschließende Linie, welche nur in der Mitte durch einen gleichfalls reich mit Blendbogen geschmückten Giebel unterbrochen wird.

Es ist ein starker Kontrast, die schweren, tiefen, ungegliederten Nischen der normannischen Fassade mit ihren schweren Schatten und die seitlich und darüber aneinandergereihten leichten und schlanken Säulchen und Bogen. An Aufwärtsbewegung fehlt es der Anlage vollständig. Ein Glück, daß man die beiden normannischen Westtürme hinter der Frontmauer nicht bloß beibehalten, sondern im 14. Jahrhundert auch noch um ein weiteres Stockwerk vermehrt hat. So erhält die Fassade wenigstens mittelbar einige Höhenwirkung. Zur Aufnahme von Bildwerk scheint nur die oberste Arkadenreihe bestimmt gewesen zu sein. Die Fassade der Kathedrale von Lincoln ist eines der markantesten Beispiele für die ausgiebige Verwendung einer Folge von Bogenstellungen in rein dekorativem Sinne.

Noch großartiger in ihrer Wirkung ist die Westfront der Kathedrale von Peterborough. Rechts und links schließt auch hier die Fassade mit Ecktürmchen ab; dieselben sind viereckig, mit achteckigem Helm versehen und mit sechs Reihen von Arkaturen ausgestattet. Die Türme begrenzen eine dem alten Normannenbau vorgelegte offene Halle, die sich nach außen in drei riesigen Bogen öffnet. Dieselben ruhen auf mächtigen, dicht mit freistehenden Säulenschäften besetzten Pfeilern und erhalten nach oben durch Giebel ihren Abschluß. Letztere sind durch kleinere Flankiertürmchen voneinander geschieden und mit einem Radfenster sowie reichem Bildwerk unter den uns schon bekannten Bogenstellungen geschmückt. Die Öffnungen der Halle sind allesamt von gleicher Höhe, nicht aber auch von gleicher Breite; die mittlere ist nämlich um ein bedeutendes schmaler als die beiden seitlichen. Die Fassade ist fast noch eigenartiger als diejenige der Kathedrale von Lincoln. Sie ist nicht eigentlich eine Fassade, sondern der ins Ungemessene hinaufgeführte Vorbau einer freilich nicht vorhandenen Riesenfassade. Aber auch so macht sie unzweifelhaft einen bedeutenden Eindruck. Je länger man sie betrachtet, um so mächtiger wird der Zauber, den sie auf den Beschauer ausübt. Es ist nicht die edelste der frühenglischen Fassadenbauten, weder in konstruktiver Hinsicht, noch was die Harmonie der Verhältnisse, die Auflösung der Mauermassen und die dekorative Behandlung anlangt; den Vorzug, die imponierendste zu sein, wird ihr jedoch keine andere streitig machen.

Die schönste Fassade besitzt die Kathedrale von Wells. Die Ecktürmchen sind bei ihr durch mächtige Türme ersetzt. Das giebt allerdings der Anlage eine ungemeine Breite, doch erhält letztere ein Gegengewicht in den hier ungewöhnlich kräftig in die Erscheinung tretenden, das Vertikalprinzip äußerst entschieden betonenden Strebepfeilern. Auch insofern zeichnet sich die Fassade der Kathedrale von Wells vor ihren Schwestern aus, als sie besser wie diese das innere System zum Ausdruck bringt. Ein kräftiges, sich der ganzen Front entlang ziehendes und selbst die Strebepfeiler umfangendes Gesimse scheidet sie in zwei Geschosse, von denen das untere niedrigere dem Unterbau des Innern, das obere höhere dem Triforium samt Lichtgaden entspricht. Die Frontmauern der Seitenschiffe steigen nach dem Brauch der englischen Architekten auch hier bis zum Giebel der Mittelpartie hinauf, doch treten sie als gesonderter Teil der Fassade infolge der seitlichen Strebepfeiler der Türme kaum hervor. Im unteren Geschoß der Front dient zur Belebung der Wandflächen eine Folge von

zweiteiligen, mit Ziergiebeln versehenen und auf schlanken Säulchen ruhenden Bogennischen, die einst mit herrlichem Bildwerk gefüllt waren, nun aber meist leer und öde dastehen. Das Obergeschoß enthält in der Mittelpartie drei hohe schlanke Lanzettfenster, denen an den Frontmauern der Seitenschiffe und der Türme ähnlich gebildete Blendbogen entsprechen. Die Strebepfeiler sowie die von den Fenstern und Blendbogen nicht eingenommenen Flächen der Wand sind mit zwei Reihen von Statuen geschmückt. Merkwürdig ist die Bildung des Giebels. Er schließt von zwei Flankiertürmchen horizontal begrenzt ab, ist aber mit einem gleichfalls horizontal endenden kleineren Aufsatz versehen, dem in der Mitte eine Fiale entsteigt, ein sonderbares willkürliches Gefüge, der augenfälligste Beweis, wie sehr bei den Architekten des early English die Vorliebe für die Horizontale überwog und wie sehr bei ihnen die dekorativen Tendenzen das Gefühl für die Schönheit eines lebendigen Organismus überwucherten. Ein Giebelabschluß, wie er uns hier entgegentritt, wäre einem Baumeister der frühen französischen Gotik ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Von dieser Unterordnung der Konstruktion unter die Dekoration zeugt auch die eigentümliche Behandlung der Strebepfeiler. Statt das Statuenwerk an denselben anzubringen, hat es der Architekt vielmehr in dieselben eingefügt, indem er sie zu dessen Aufnahme in lauter Tabernakel auflöste. Um aber doch dabei den Streben den Schein der Solidität zu wahren, hat er vom Untergeschoß an das ganze Obergeschoß hindurch an den Ecken der Strebepfeiler ein schlankes Säulchen aufsteigen lassen, ein zwar geistreicher, aber darum nicht auch schon lobenswerter Behelf.

Die Portalbildung ist wie bei allen frühenglischen Bauten, Salisbury nicht ausgenommen, unbedeutend. Der im übrigen in der Fassade fast im Übermaß vertretene bildnerische Schmuck beschränkt sich beim Hauptportal auf einiges Relief im Bogenfeld; bei den winzigen Nebenportalen, wenn man hier überhaupt noch von Portalen reden kann, fehlt jeder figurale Schmuck. Ein Giebel, der den Portalen mehr Nachdruck verliehe, ist bei keinem derselben vorhanden. Die architektonisch so durchgebildeten, ästhetisch für die Wirkung der Fassade so wichtigen und symbolisch so bedeutungsvollen Portale der französischen und deutschen Frühgotik sucht man im early English vergebens.

Die englische Gotik hat in ihrer Art glänzende und großartige Fassaden geschaffen. Es sind wohl durchdachte, geschmackvolle, reiche Bauten, sie gefallen, interessieren, gebieten Achtung, aber sie erwärmen, begeistern nicht,

lassen den Beschauer nicht vor Bewunderung verstummen. Sie reißen nicht hin; es fehlt ihnen der lebendige Zug nach oben, der die Fassaden der deutschen, das Zentrum, das diejenigen der französischen Gotik auszeichnet. Wo, wie zu Peterborough, eine große Linienführung zur Anwendung gekommen ist, hat die Anlage für das Auge des Beschauers etwas Unvollendetes. Allen Fassaden endlich mangelt, wie schon gesagt wurde, und das ist der wesentlichste Fehler, eine organische Eingliederung in den Bau. Sie geben sich nicht als den notwendigen, sondern als den zufälligen, nicht als den durch die Innengliederung vorgezeichneten, sondern als den willkürlich beliebten Abschluß des Langhauses. Sie sind eine äußerliche Beigabe, die ebensowohl anderswo stehen könnte, wie da, wo sie sich gerade erheben. In sich durchaus dekorativ behandelt, sind sie auch für den Bau, dem sie vorgelegt sind, nur ein Dekorationsstück. Die Fassadenbildung ist der schwächste Punkt der englischen Frühgotik.

Eine Ausnahme bildet die Fassade der kleinen Kathedrale von Ripon. Hier hat man aus dem normannischen Stil die beiden, die Seitenschiffe schließenden und darum unmittelbar an das Langhaus sich anlehnenden Westtürme beibehalten und mit der Frontwand des Mittelschiffes zu einem ebenso harmonisch gegliederten wie einheitlichen Bau zu verschmelzen verstanden. Bemerkenswert ist, daß auch die Portale hier besser als anderswo zur Geltung gebracht sind. Trotzdem an der ganzen Fassade sich nicht der geringste statuarische Schmuck findet und der Architekt bloß mit den gewöhnlichen Dekorationsmitteln des early English, vorgelegte, freistehende Säulchen, Traufgesimse u. s. w., gearbeitet hat, ist die Anlage von großem Reize.

Es war für die Fassadenbildung verhängnisvoll, daß die Meister der frühenglischen Gotik auf die vom normannischen Stile ihnen übermachten, die Seitenschiffe abschließenden Westtürme verzichteten. Sie beraubten sich dadurch zugleich des besten Gegengewichts gegen die Wirkung des zweiten Kreuzschiffes. Welch ganz anderes Bild würde die Kathedrale von Salisbury gewähren, wenn sie statt mit ihrer Bilderwand mit einer im Geiste der Front des Münsters von Ripon ausgeführten Fassade bedacht worden wäre.

III.

Im Innern der Kathedrale von Salisbury überrascht vor allem das ungewöhnliche Längen- und Höhenverhältnis. An Länge kommt dieselbe

beinahe dem Kölner Dome gleich. Während sich hier jedoch die Länge des Mittelschiffes zu seiner Höhe wie 3:1 und die Höhe zu seiner Breite gleichfalls wie 3:1 verhält, betragen die entsprechenden Proportionen zu Salisbury 5:1 bezw. 2:1. Und doch nähert sich die Kathedrale von Salisbury hinsichtlich der Abmessungen noch am meisten den kontinentalen Kathedralen. In York stehen Länge und Höhe des Mittelschiffes etwa im Verhältnis von 6:1, Höhe und Breite kaum in dem von 2:1. In Lichfield ist der Mittelbau beinahe siebenmal so lang wie hoch und bloß etwas mehr als $1^1/_2$mal so hoch wie breit. Hätte die Kathedrale von Salisbury die Höhe des Kölner Domes, so würde sich nach den jetzigen Verhältnissen ihre Länge auf ca. 250 m und die Breite ihres Mittelschiffes auf ca. 25 m belaufen müssen.

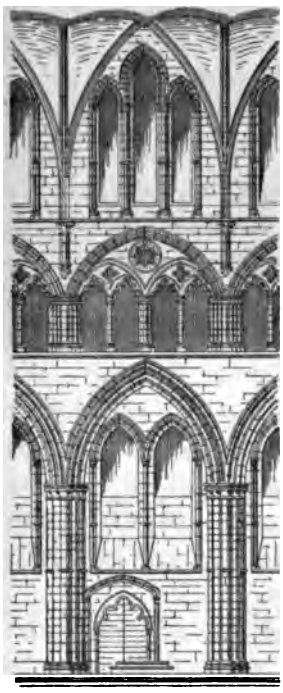


Fig. 5a. Inneres System der Kathedrale von Salisbury.

Im Aufbau (Fig. 5a) tritt uns in dem Bau scharf die aus dem normannischen Stil herübergenommene horizontale Dreiteilung entgegen. Den das Untergeschoß bildenden Wandstützen und Scheidbogen folgt, den Scheiteln der letzteren unmittelbar aufsitzend, das Triforium, das hier wie z. B. zu York, Ely, Lincoln u. s. w. fast noch den Charakter einer Empore hat, während es anderswo, wie zu Beverley, Wells, Worcester nur mehr Wandnischen mit oder ohne dahinliegendem Laufgang darstellt. Darüber hebt sich, nicht minder hart auf den Scheiteln der Triforiumbogen auflagernd, das clerkstory, der Lichtgaden. Alle drei Geschosse sind ganz nach Weise des normannischen Stiles durch ein kräftiges Gesimse voneinander getrennt, welches die Horizontalrichtung, die ohnehin in der rhythmischen, gänzlich ungebrochenen Folge der Schiffsarkaden, der Triforiumöffnungen und der Schildbogen fast mehr als genug zum Ausdruck gelangt, noch bestimmter ausprägt. Es ist der entschiedene, straffe, trotzige Normannengeist, der noch den Kern der Bauten des early English beherrscht. Anders, milder, zierlicher, gefälliger ist bloß die Formensprache geworden. Der Grundcharakter ist derselbe geblieben.

Die Pfeiler, Scheidbogen und der Hochschiffbau sind zu Salisbury etwas leichter, als es sonst wohl in den frühenglischen Kathedralen der Fall ist; doch sind sie auch so noch mehr als stark genug. Es ist charakteristisch für den Stil, daß er wie die Horizontalgliederung des normannischen Stiles so auch die Pfeiler und Mauermassen, welche derselbe zur Anwendung gebracht hatte, in kaum veränderter Mächtigkeit beibehielt (Fig. 5b). Warum, das ist schwer zu sagen. War es die imponierende Wirkung derselben, welche das zuwege brachte, war es ein überkonservativer Sinn? Technisches Unvermögen ist es jedenfalls nicht gewesen, wie die in den frühenglischen Bauten sich kundgebende fortgeschrittene Technik und speziell zu Salisbury die staunenswert kühn angelegte Muttergotteskapelle hinter dem Chorbau beweist.

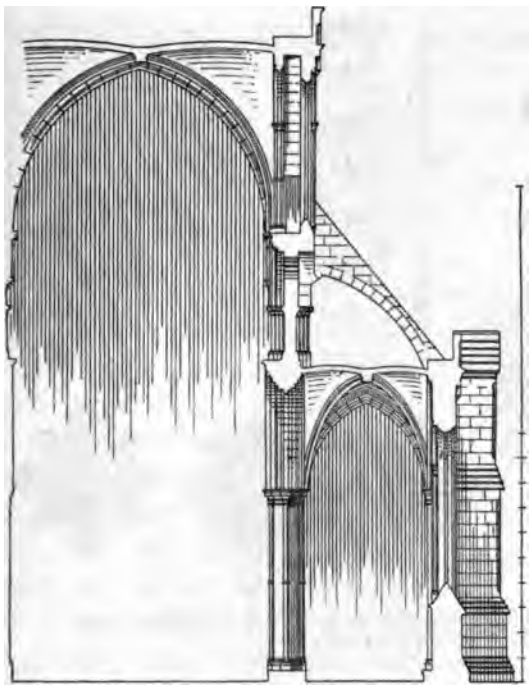


Fig. 5b. Querschnitt der Kathedrale von Salisbury.

Übrigens ist den Architekten des early English keineswegs der Mangel entgangen, der in dem massigen Aufbau lag. Nur haben sie, statt ihn durch eine konsequent nach französischen Vorbildern durchgeführte Konstruktion in seiner Wurzel zu beseitigen, den Beschauer über ihn dadurch hinwegzutäuschen gesucht, daß sie den Pfeilern, Schildbogen, Triforienarkaden und Fenstern des Lichtgadens eine möglichst reiche, detaillierte Gliederung gaben. Erstaunlich ist die Mannigfaltigkeit, die sie hierin offenbarten. Es ist, als ob sie all ihren Geist und all ihre Schaffenskraft aufgeboten hätten, nur um stets neue Formen für die Gliederung der Pfeiler und Bogen zu erfinden.

Was die Pfeiler anlangt, so lassen sich etwa fünf Haupttypen unterscheiden. Von diesen haben namentlich drei große Beliebtheit gefunden.

Bei dem einen hat man einen festen Kern mit freistehenden, bald näher bald weiter von demselben entfernten, meist schwarzmarmornen, in der Mitte mit einem Ring versehenen Säulchen umstellt (Fig. 6e). Der Querschnitt der so gebildeten Stütze und die Zahl der Säulchen ist sehr verschieden. Es kommen, wie zu Worcester, selbst Pfeilerbildungen mit einem doppelten Kranz von Säulchen vor. Zu welch bizarren Erzeugnissen man hie und da gelangte, beweisen einige Pfeiler der Kathedrale von

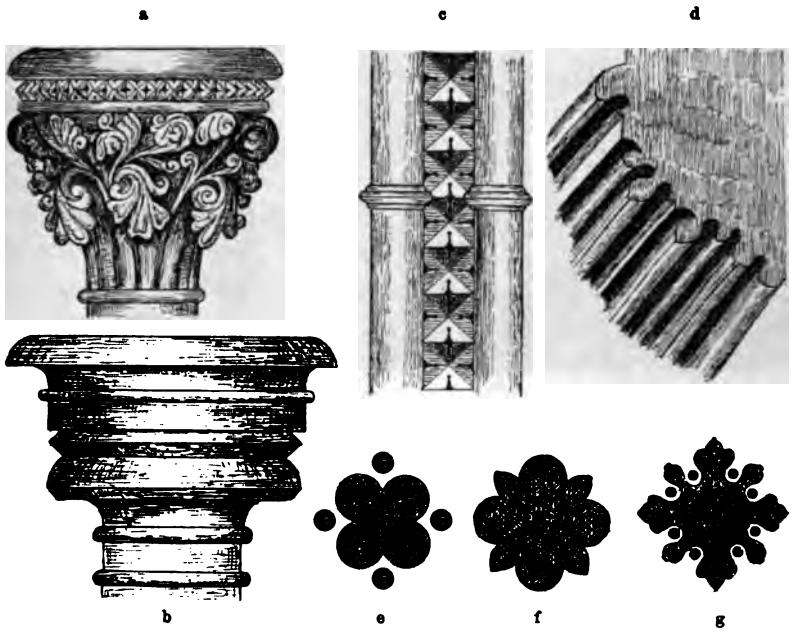


Fig. 6. a und b Kapitäle, c Säulenschaft mit Hundszahn, d Bogenprofilierung, e, f und g Pfeilerquerschnitte.

Lincoln, bei denen in abenteuerlicher Weise zwischen den detached shafts — so heißen die Säulchen — Giebelkrabben ähnliche, dem Kern entwachsende Blätter hervorstarren.

Beim zweiten Typus (Fig. 6f) sind die vorgelegten Säulchen mit dem Kern zu einer festen Masse verbunden. Vorzügliche Beispiele liefern die Kathedrale von Wells und das Münster von Beverley. Wie wenig man dabei vor lauter Freude am Dekorieren am Charakter der Säulchen festhielt, zeigen die birn- und keilförmigen Profile, die man ihnen zu geben, und das senkrechte Leistchen, das sogen. Filet, mit denen man sie wohl auszustatten beliebte.

Bei dem dritten Typus (Fig. 6g) sind freistehende und mit dem Kern verwachsene Schäfte in abwechselnder Folge zur Gliederung des Pfeilers verwendet. Es ist die am weitesten fortgeschrittene Pfeilerart und am glänzendsten im Querbau der Kathedrale von York vertreten.

In der Kathedrale von Salisbury kommt nur der erste Typus, wenngleich in mehrfacher Ausgestaltung, vor. Es wechselt nicht nur der Querschnitt des Kernes, sondern auch die Zahl der Säulchen, die zwischen vier und acht schwankt. Im allgemeinen ist zu Salisbury die Pfeilerbildung, zumal im Langhaus, einfacher und nüchterner, als in andern Bauten, wozu nicht wenig der Umstand beitragen mag, daß nicht bloß die vorgelagerten Schäfte, sondern auch der Kern aus schwarzem Marmor besteht.

Für die Profilierung der Bogenleibungen fehlt es bei der großen Mannigfaltigkeit ihrer Gliederungen an einem bestimmten Typus. Tief eingegrabene Hohlkehlen, starke Unterschneidungen, halbrunde und gewellte Wulste, Rundstäbe und birnförmige Stäbe, Leistchen, Schrägen und wie alle die dekorativen Glieder heißen mögen, in welchen man die Innenseiten der Bogen auflöste, wechseln in buntester Folge (Fig. 6d). Übrigens verraten die Bogenprofilierungen in der Regel nicht undeutlich ihre Abstammung von der Gliederung, welche der normannische Stil den Leibungen gab. Häufig treten sogar noch ganz klar im Querschnitt der Bogen die rechtwinkligen Einsprünge zu Tage, mit denen die normannischen Architekten selbige zu versehen pflegten.

Den Profilierungen des early English ist durchweg ein ungemeines Leben und ein starker Kontrast zwischen Tiefe und Höhe, Schatten und Licht, kräftigen und schwachen Gliedern eigen. Freilich ist es nicht das Leben eines wohlgeordneten Organismus, sondern nur das einer glänzenden, bewegten, Kraft und Zierlichkeit miteinander verbindenden, ganz vom subjektiven Geschmack des Künstlers bedingten Dekoration.

Gute Beispiele von Bogenprofilierungen des early English liefern die Kathedralen von Lincoln, Wells, York, namentlich aber die frühenglischen Partien des Chores von Ely, wo sich Kraft, Wechsel, Harmonie und Adel der Profilglieder zur glücklichsten Gesamtwirkung vereinen. Zu Salisbury mangelt es den Bogenprofilierungen an kräftigen Formen. Ihre ins Kleinliche gehende Bildung steht in fühlbarem Kontrast zur geringen Gliederung der Pfeiler.

Das Triforium (Fig. 5a) setzt sich in dem frühesten östlichen Teile des Baues aus zwei einfachen, weiten Bogen zusammen. Im westlichen

spätern besteht es aus einem einzigen, kräftig profilierten, zweigeteilten Bogen, dessen Bogenfeld von einem Vier-, Fünf- oder Achtpaß durchbrochen ist und dessen Unterabteilungen wiederum eine Zweiteilung erhalten haben. Die Stützen des Hauptbogens, auf dem der Lichtgaden ruht, bestehen aus einem von neun Säulchen umgebenen, gedrungenen Bündelpfeiler. Die Bogen der Unterabteilungen ruhen auf drei bezw. je einem Säulchen.

Die Wirkung des Triforiums kann nicht gerade als günstig bezeichnet werden. Hauptbogen und Nebenbogen sind allzu gedrückt und wollen gar nicht zu dem entschiedenen Aufstieg passen, der sich in den Scheidbogen ausspricht. Es ist kaum verständlich, wie der Architekt so ungleichartige Bogen hat übereinander anbringen können. Fast noch schlimmer ist jedoch, daß die Bündelpfeiler, auf denen die Hauptbogen des Triforiums ruhen, in keinerlei Verbindung mit den Schiffspfeilern stehen. Es ist nicht einmal möglich, sie auch nur ideell auf dieselben zu beziehen. Unter den vielen Bauten des early English giebt es kaum einen zweiten, in welchem die Scheidung zwischen Untergeschoß und Triforium den Beschauer so unangenehm berührt und das Triforium dem Unterbau so selbständig aufgepfropft erscheint. Es ist, wie wenn mit dem Triforium ein neuer Bau anhebe. Dabei machen die Bündelpfeiler desselben den Eindruck, als seien sie im Verhältnis zur weiten Spannung des auf ihnen aufsetzenden Bogens und des hohen Lichtgadens viel zu kurz und schwach.

Wie ungleich höher steht in all dieser Beziehung beispielsweise nicht der Querbau des Münsters von York und namentlich das Langhaus und der Querbau der Kathedrale von Lincoln. Eben darum darf man aber auch den Mangel, der sich beim Triforium in der sonst so ausgezeichneten Kathedrale von Salisbury zeigt, nicht dem Stil zuschreiben; nur insofern fällt ein wenig Schuld auf diesen, als die Anordnung, wie sie uns zu Salisbury entgegentritt, zuletzt nur die bis zum äußersten getriebene Durchführung der Grundanschauungen des early English ist.

Der Lichtgaden (Fig. 5a) wird, wie schon bei der Schilderung des Äußern der Kathedrale erwähnt wurde, in jedem Joch durch drei zu einer Gruppe zusammengestellte Lanzettfenster erleuchtet. Dieselben stehen von innen betrachtet, in einer gemeinsamen großen Nische, deren hauptsächlicher Zweck wohl die Entlastung des darunterliegenden Triforiumsbogens ist. Nach dem Innern zu hat der Architekt die ungefüge Nische mit Bogenstellungen abgeschlossen, welche hinsichtlich ihrer Form und Anordnung getreu dem Gruppenfenster an der Außenseite der Wand nach-

gebildet sind. Er hat auf diese Weise die Mauer des clerestory gleichsam in zwei durch dazwischenliegenden freien Raum getrennte und mit den gleichen Lichtöffnungen versehene Schalen aufgelöst.

Die Einrichtung ist vortrefflich, da sie bei wirksamer Erleichterung der Mauerlast zugleich dem ästhetischen Empfinden gerecht wird. In ihren Anfängen findet sie sich schon in spätnormannischen Bauten und ist sonach nicht eigentlich eine Erfindung des early English. Doch hat dieses das Verdienst, sie weiter ausgebildet und ausgiebiger zur Anwendung gebracht zu haben. Es war ein Ansatz, die in den Rippengewölben wirkende Richtung der Kräfte zur Entlastung der Schildbogen zu verwerten, aber auch nur ein Ansatz, der ohne folgerichtige, nachhaltige Weiterentwicklung blieb.

Ins Unschöne ist die Einrichtung im Querschiff des Münsters von Beverley verkehrt, wo die Nische die ganze Fläche des Lichtgadens einnimmt, während letzterer doch nur mit einem winzigen Fenster versehen ist. Hier setzt sich nämlich die Arkatur, welche zum Abschluß der Nische dient, aus einem hohen und breiten mittleren und je zwei unverhältnismäßig schmalen, äußerst spitz endenden seitlichen Bogen zusammen. Die Anordnung streift ans Bizarre.

Die Gewölbe des Mittelschiffes (Fig. 5a) ruhen auf kurzen Diensten, die erst in den Zwickeln des Triforiums beginnen. Mit dem Unterbau stehen sie in keiner, nicht einmal in idealer Verbindung. Im übrigen gehören sie zu den edelsten, lebensvollsten und schönsten Gewölbeanlagen, welche die englische Frühgotik hervorgebracht hat. Es sind einfache Kreuzgewölbe mit kräftigem Wechsel von Licht und Schatten. Sie könnten fast für französisch gelten, wiese nicht die gleichmäßige Behandlung der Diagonal- und Querrippen alsbald auf England hin.

In den Seitenschiffen besitzt jedes Joch, wie wir ebenfalls bereits früher hörten, zwei hart nebeneinander angebrachte Lanzettfenster, deren Öffnungen an der Innenseite der Wand mit schlanken Säulchen verziert und von dem üblichen Überschlaggesimse umrahmt sind.

Die Gewölbe der Seitenschiffe, einfache Rippenkreuzgewölbe, setzen an der Außenwand auf einer Konsole auf, welche für das Auge durch einen frei vor der Wand sich erhebenden überdünnen Säulenschaft mit dem Mauersockel in Verbindung gebracht ist.

Die Basen der Pfeiler und Säulchen stellen am gewöhnlichsten eine sehr freie Umbildung der sogen. attischen Basis dar. Sie sind niedrig, schüsselförmig, mit tiefer Rinne versehen, stark eingeschnürt und vielfach

einem umgestülpten Kapitäl ähnlich. Die Basenform, welche aus Frankreich eingeführt worden sein dürfte, kann als typisch für das early English bezeichnet werden. Die Idee der Basis als eines überleitenden Gliedes zwischen Pfeiler und Sockel kommt in ihr durchgängig nur sehr mangelhaft zum Ausdruck. Für den Architekten des Frühenglisch ist die Basis wie alles andere vor allem ein Stück Dekoration und wird demgemäß auch vornehmlich auf dekorative Wirkung hin behandelt.

Für die Sockelbildung giebt es keinen vorherrschenden Typus.

Bei den **Kapitälen** (Fig. 6a und b) lassen sich drei bestimmte Formen unterscheiden. Bei einer derselben ist die Deckplatte polygon, bei den beiden andern rund. Letztere sind am verbreitetsten. Kapitäle mit polygoner Deckplatte treten im early English nur in beschränktem Maße auf. Sie begegnen uns namentlich im Südwesten Englands und lassen sich vielleicht am besten zu Wells beobachten, doch bietet auch der Querbau von York gute Beispiele. Ausnahmslos sind sie mit dem für das early English charakteristischen Laubwerk besetzt. Dasselbe ist ein durch und durch phantastisches Gebilde, das kaum je einen naturalistischen Zug trägt. Dünne Stengel enden in dichten Büscheln von üppigen, krausen, weit vorspringenden und stark überhangenden Blättern. Am ehesten trifft man noch darin einen Anklang an das Kleeblatt. Es sind rein konventionelle Formen, ohne Kraft, aber elegant, ohne Ausdruck, aber zierlich und lebendig, keine Verkörperung der dem Kapitäl eigenen Funktion, aber ein gefälliges Dekorationsmittel, also gerade das, worauf es den Architekten des early English ankam. In der Kathedrale von Salisbury finden sich Kapitäle dieser Art nicht. Hier sind nur die beiden Typen mit runder Deckplatte vertreten.

Dieselben unterscheiden sich dadurch, daß das Kapitäl bei dem einen mit dem krausen Blattwerk des early English, bei dem andern mit Ringen besetzt ist. Die Ringe sind von verschiedener Stärke und Profilierung. Sie stellen zum Teil stark vorspringende, kräftig unterschnittene Wulste dar. Es sind eigentümliche Gebilde, diese mit Ringen verzierten Kapitäle. Sie gleichen einem gedrückten Kelchkapitäl, auf das man Scheiben von wechselnder Dicke und zunehmendem Durchmesser aufgehäuft hat. Die kontinentale Gotik kennt sie nicht. Beließ dieselbe das Kapitäl ohne Blattwerk, so gab sie ihm die bloße Kelchform. In England war dieser Kapitältypus dagegen ungemein beliebt. Es erhellt das z. B. daraus, daß in der Kathedrale von Salisbury fast nur diese Kapitälform zur Anwendung gekommen ist. Kapitäle mit runder Deckplatte und Blattwerk finden sich

ı ihr, wenn wir von der späteren Westfront absehen, fast nur bei den ewölbedienſten. Sie mögen von dem Architekten als dem etwas kalten harakter des Baues weniger entſprechend betrachtet worden ſein. Auch ı dem Münſter zu Beverley herrſcht das Ringkapitäl vor.

Will man, daß die Funktion des Kapitäls, vom Pfeiler zur Deckatte überzuleiten und für die Ausladung der letzteren eine Stütze zu haffen, auch in ſeiner Dekoration zum Ausdruck komme, wie das ſo meiſterch im korinthiſchen Kapitäl und deſſen Nachbildungen im romaniſchen der all iſt, dann muß das Ringkapitäl entſchieden verurteilt werden. Faßt an aber die Ringe als bloßes Ornament auf und beachtet man, wie ie gehäuften horizontalen Glieder in das Kapitäl, wenngleich ganz im egenſatz zu deſſen Charakter, den Ausdruck des Horizontalen hineintragen, ann wird man leicht begreifen, warum die Architekten des early English erade für das Ringkapitäl eine ſo große Vorliebe hatten. Mußte es men doch infolge der in ihm ſo ſtark hervortretenden horizontalen Linien ls vorzügliches Mittel erſcheinen, die in den Pfeilern und deren Fortzungen, den Bogen, ſich ausſprechende Aufwärtsbewegung in wirkſamer Beiſe zu unterbrechen, zu dämpfen und mit der im Bau vorwaltenden orizontalrichtung in Einklang zu bringen.

Die intereſſanteſte Partie der Kathedrale von Salisbury iſt die Ruttergotteskapelle hinter dem Chor. Sie iſt ein dreiſchiffiger au von edlen Verhältniſſen und in der Oſtwand mit fünf Lanzettfenſtern usgeſtattet, von denen je eines den Seitenſchiffen, drei dem Mittelſchiff ntſprechen. Rechts und links iſt ſie von Kapellen begleitet, ſo daß von ren vier Jochen nur zwei frei heraustreten. Was die Kapelle ſo intereſſant acht, iſt ein doppeltes, erſtens der Umſtand, daß ſie eine der in England ußerſt ſeltenen Hallenkirchenanlagen darſtellt, und zweitens die beängſtigende ühnheit, um nicht zu ſagen Verwegenheit des Baues. Die Breite des Mittelſchiffes beträgt ca. $7^1/_2$ m, die der Seitenſchiffe ca. 3 m; die Gewölbe beginnen in einer Höhe von ca. 8 m. Und dabei haben die ſchwarzen Marmorſchäfte, auf welchen in den drei letzten Jochen die Gewölbe ruhen, nen Durchmeſſer von nur etwa 0,30 m. Die Anlage hat weder in ngland, noch außer England unſeres Wiſſens ein Gegenſtück. Sie zeigt andgreiflich, wie weit die Technik bereits in der Periode der engliſchen rühgotik fortgeſchritten war.

Bemerkenswert iſt, daß bei der Kathedrale von Salisbury — die Westont ausgenommen — von den für das early English charakteriſtiſchen

dekorativen Elementen zwei kaum vertreten sind. Das erste sind die Blend-
bogen. Sie finden sich in den frühenglischen Bauten vornehmlich in den
gaben und unterhalb der Fenster der Seitenschiffe, wo sie in Reihen neben
einander angebracht, zur Belebung der Mauerfläche dienen. Ihre Entwick-
läßt sich am vorzüglichsten zu Lincoln, York und Beverley beobachten. Das
andere ist das sogen. Hundszahnornament (Fig. 6a, b und c), engl.
dogtooth, eine pyramidenförmige, vierblätterige Rosette, wie es scheint, eine
Umbildung des normannischen Diamantschnittes. Wir finden dasselbe vor-
nehmlich an den Bogen, doch treffen wir es auch bei den Pfeilern. Dort
ist es in die Kehlen der Bogenläufe eingelassen, hier starrt es aus den
Aushöhlungen des Kernes zwischen den denselben vorgelegten Säulenschäften
hervor. Bei Kapitälen ist es wohl den Hohlkehlen der Deckplatte eingefügt.
Am häufigsten tritt es im Triforium, im Lichtgaden und an den Gewölb-
rippen auf. Das vorzüglichste Beispiel für die Verwendung des so eigen-
artigen Ornamentes bietet das Querschiff der Kathedrale von York, wo es
in den Bogen förmlich von dogtooth wimmelt. Gelegenheit zu einem lehr-
reichen Vergleich des Hundszahnes mit dem wehrhaften, trotzigen normanni-
schen Zickzack, bietet Durhamabbey, wo in der Neunaltärekapelle hinter dem
Chor und in den später eingefügten Chorgewölben der dogtooth üppig
wuchert, während die Bogen des Langhauses mit dem Zickzack bedeckt sind.
Es ist derselbe Gedanke, der sich im Grunde in beiden ausspricht, nur ist im
Hundszahn die Form des Ausdruckes milder, leichter, eleganter geworden.

Eigentümlich ist, wie die Architekten des early English den scharfen,
starrenden dogtooth hart neben Kapitälen mit weicher runder Deckplatte
und dem zierlichen, lockigen Blattwerk des Stiles, ja selbst an den runden
Deckplatten, haben zur Anwendung bringen können. Es erklärt sich das
indessen aus einer gewissen Vorliebe für Kontraste, daher der Wechsel von
hohen Lichten und schweren Schatten bei den Pfeilern und in den Bogen-
leibungen, daher die Zusammenstellung ganz verschiedenartiger Bogen, über-
spitzer, normalspitzer, unterspitzer, halbkreis- und kleeblattförmiger, ungleich-
schenkliger, gleichschenkliger und einschenkliger; daher auch die Verbindung
zweier so ungleichartiger Dekorationsmittel, wie der Hundszahn, die runde
Deckplatte und das weiche, wellige Blattwerk. Die Vorliebe für Kontraste
war aber in der wesentlich aufs Dekorative ausgehenden Tendenz der früh-
englischen Gotik begründet.

Die Kathedrale von Salisbury ist ein großartiges Werk und im
Äußern wie im Innern von bedeutender Wirkung. Es ist ein prächtiger

lick, wenn man von der Stadt aus den weiten Rasenplatz betritt, in n Hintergrund sich der mächtige Bau mit seiner ebenmäßigen Gliede- g und seiner edlen Form in ruhiger Würde lang dahinstreckt, in der te der gewaltige Vierungsturm, ein stolzer Riese, der sich hoch in die ien Lüfte emporreckt, ein starker König, um dessen Thron sich unter- nig das Volk gelagert hat. Aber auch im Innern entrollt sich Beschauer ein imponierendes Bild, wenn er an das Westende des ghauses tritt und seinen Blick von Pfeiler zu Pfeiler, Bogen zu Bogen, ch zu Joch, die lange, schier endlose Zeile bis zur Ostwand gleiten läßt. Welch ein Gegensatz zwischen den schweren, herbgegliederten, wie ingburgen ausschauenden Normannenbauten und den Schöpfungen des rly English! Doch die Zeiten haben sich ja geändert. Die Herrschaft Normannen ist dahingesunken. Sieger und Besiegte sind in eins ver- molzen, in eine Nation geeinigt. Die harten Sitten der Eroberer haben tterlicher Zucht und ritterlichem Schliff weichen müssen. Die ungestümen, gefügen normannischen Krieger sind zum kühnen, aber feinen Rittervolk worden. Zugleich ward das ruhige, religiöse Empfinden zur feurigen egeisterung und tiefen Mystik verklärt. Und so hat denn auch die mentare Wucht, der urwüchsige Trotz und der düstere Ernst des nor- mannischen Stiles einer bei aller Kraft heitern, leichten, lebendigen, glanz- ollen architektonischen Sprache Platz gemacht.

Man hat die Kathedrale von Salisbury allzu monoton und kalt enannt. Der Vorwurf ist übertrieben, wenngleich nicht ganz unberechtigt. Bären die Schiffpfeiler statt aus schwarzem aus hellem Stein hergestellt orden, hätte man die Dienste des Gewölbes wenigstens bis zu den Zwickeln er Scheidbögen herabgezogen, die Kapitäle mit Blättern versehen und die onstigen dekorativen Elemente des Stiles ausgiebiger zur Anwendung ge- racht, so hätte der Bau entschieden an Wechsel und Leben gewonnen. In- essen, wo giebt es ein allseitig vollkommenes Werk hier auf Erden!

Auch darf man nicht außer acht lassen, daß die Kathedrale, so wie sie gegenwärtig dasteht, doch im Grunde eine öde, wie ausgebrannte Stätte ist. Was die sogen. Reformation und dann die Puritaner nicht ver- nichteten, hat am Ende des 18. Jahrhunderts Wyatt bei der damaligen Restauration derselben fast alles in rücksichtslosester Weise beseitigt. Von der inneren Pracht sind fast bloß einige Grabplatten geblieben. Wären in ihr noch die alten Altäre, das Bildwerk, die Chantries (Kapellen), der Lettner mit seinem Triumphkreuz, die Glasgemälde u. s. w., so würde

der Eindruck zweifelsohne ein anderer sein. Man leere einmal eine der französischen Kathedralen in dem Maße aus, wie es sich die Kathedrale von Salisbury hat gefallen lassen müssen, wir fürchten, es werden sich Stimmen erheben, die dann auch bei ihnen von Monotonie und Kahlheit sprechen. Man darf nicht vergessen, daß die mittelalterlichen Meister sich ihre Schöpfungen nicht lediglich als leere Bauten gedacht, daß sie vielmehr auch die Ausstattung derselben immer mit in ihre Berechnung hineingezogen haben. Sie wußten sehr wohl, daß ein konstruktiv vollendeter Bau darum allein nicht auch schon ein heimeliger, gemütlicher, wohnlicher Bau ist.

Jedenfalls wäre es zu weit gegangen, wollte man die bis zu einem gewissen Maße in der Kathedrale unzweifelhaft sich geltend machende Einförmigkeit und Nüchternheit dem Stil zur Last legen. Das kann man nur thun, wenn man die andern Bauten des early English nicht oder nur vom Papier kennt und nie unter dem Eindruck etwa des Langhauses der Kathedralen von Lincoln und Wells, des Chores der Kathedrale von Ely, der Fassaden der Kathedralen von Peterborough, Wells und Ripon oder der Querschiffe der Münster von York und Beverley gestanden hat.

Will man die englische Frühgotik richtig wägen, dann darf man nicht die Fehler, welche in ihren Schöpfungen auf Rechnung des Architekten zu setzen sind, dem Stil zur Last legen. Mängel in den Verhältnissen, übertriebene oder ungenügende Dekoration, Willkürlichkeiten in der Behandlung des Baudetails und ähnliches liegen nicht im Stil, sondern stammen von dem Baumeister her. Derartige Dinge kommen ebensowohl in Bauten der französischen wie der englischen Gotik vor. Warum also solche Fehler bei der ästhetischen Beurteilung des early English zu Gebrechen des Stiles stempeln?

Es ist aber auch unzulässig, die frühenglische Gotik lediglich nach der französischen zu werten. Freilich wird man die gotische Qualität eines Baues stets nach Maßgabe der französischen Gotik zu bemessen haben, da in dieser die Prinzipien des Stiles am durchgreifendsten zum Ausdruck und zur Durchführung gekommen sind. Allein die gotische Qualität ist denn doch nicht allein und schlechthin auch die künstlerische. In dieser Beziehung will ein Stil aus sich, aus seinem Geiste, seinen Tendenzen und seinen Prinzipien heraus beurteilt werden.

Das early English steht hinsichtlich seiner gotischen Qualitäten gewiß nicht so hoch wie die französische Gotik. Auf der andern Seite ist es aber auch kein verkümmerter Zweig derselben. Die frühenglische Gotik ist

eine durchaus selbständige Bildung, bei welcher Elemente der ererbten heimischen Bauweise mit solchen der französischen Gotik zu einem neuen, einheitlichen, nationalen Stil mit besondern Zielen und Gesetzen und einer eigenartigen, durchaus charakteristischen Formensprache verwebt wurden. Nur wenn man unter diesem Gesichtspunkt das early English und seine Schöpfungen betrachtet, wird man sie richtig zu würdigen vermögen. Nimmt man es aber in diesem Sinne, bemißt man es nach dem, was es sein will und als was es sich in seinen Werken giebt, dann wird man ihm gewiß nicht die Anerkennung versagen und, statt an Kleinigkeiten herumzunörgeln, an der ruhigen Größe, dem abgemessenen Glanz und der stimmungsvollen Hoheit seiner Schöpfungen Herz und Auge weiden.

Ihre eigenartigen Vorzüge sind eine edle, wohlthuend anmutende, ruhige Weiträumigkeit, eine fesselnde, reiche, wohl durchdachte Dekoration, die alles und jedes, selbst die konstruktiven Bestandteile in ihren Dienst gezogen hat, eine harmonisch, kräftig in die Erscheinung tretende Gliederung, welche in wirkungsvoller Weise die Massen ihrer wuchtigen Schwere zu entkleiden versteht, und eine gesetzte, vornehme, imponierende Gemessenheit.

Der Eindruck, den die Werke des early English machen, ist ein ebenso tiefer wie nachhaltiger. Als Schreiber dieser Zeilen zum erstenmal in einen frühenglischen Bau trat — es war zufällig das Querschiff von Yorkminster —, mutete ihn derselbe anfangs gar fremdartig an. Bald aber hatte er sich so in ihn eingelebt, daß er am Schluß seiner Reise nur ungern dem Stil in Gestalt des Chores der Kathedrale von Rochester Lebewohl sagte, und als ihn kurz darauf die Gelegenheit zum „heiligen" Köln und in die hehren Hallen des Wunderdomes führte, bedurfte es einer guten Weile, bis er in dessen ganz anders gearteten, ihm doch so wohlbekannten und vertrauten Räumen wieder heimisch geworden.

Um das letzte Viertel des 13. Jahrhunderts dringen vom Festlande her fremde Elemente in das early English. Der Stil gewinnt an organischer Durchbildung und gotischer Qualität, freilich unter Aufgabe eines Teiles seiner charakteristischen Eigentümlichkeiten und ohne sich zur lichten Höhe der französischen Gotik zu erheben. Das Frühenglisch ist die Glanzperiode der englischen Gotik. Für ihre Vorzüge kann weder die konstruktive Vollendung der Bauten aus der zweiten Entwicklungsphase, noch die zur glänzendsten Pracht gesteigerte Dekoration des perpendikularen Stiles entschädigen.

J. Braun S. J.

Ein neuer Stern erſter Größe.

Mancher Leſer könnte beim erſten Anblicke dieſer Überſchrift auf den Gedanken gekommen ſein, es handle ſich hier um einen jener figürlichen Titel, die in bildlicher Redeweiſe ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln ſuchen. Dies iſt jedoch nicht der Fall. Es handelt ſich um einen eigentlichen und wirklichen Stern am Himmelsgewölbe, der, wie ja übrigens durch die Tagespreſſe bereits hinreichend bekannt iſt, ſeit Ende Februar d. J. inmitten des Sternbildes Perſeus erſchien und bis zur Stunde ſichtbar geblieben iſt.

Die Erſcheinung verdient um ſo mehr die allgemeine Aufmerkſamkeit, da ſie auch von ſolchen beobachtet werden konnte, die ſich nicht mit dem eigentlichen Studium der Himmelskunde befaſſen. Es drängt ſich dabei von ſelbſt die berechtigte Neugierde auf, was wohl von einer ſo außergewöhnlichen Sache zu halten ſei, ob und wie die Sternforſcher ſie erklären.

Der Thatbeſtand iſt kurz folgender. Am Nachmittag des 22. Februar ging bei der Zentralſtelle (für derartige Entdeckungen am Himmelsgewölbe) folgender Drahtbericht ein: Nova Persei Anderson 21st February $14^h\ 40^m$ Gr. m. t. RA $= 3^h\ 24^m\ 25^s$, Decl. $= +\ 43^0\ 34'$ (1901), Magnitude 2,7, Colour bluish white. Copland. In gemeinfaßliches Deutſch übertragen, teilt der Edinburger Aſtronom Ralph Copland uns durch denſelben mit, daß Herr Anderſon in Edinburg den 22. Februar frühmorgens (nach unſerer gewöhnlichen bürgerlichen Zählweiſe) um 3 Uhr 40 Minuten mitteleuropäiſcher Zeit in dem Sternbilde des Perſeus einen neuen Stern (Nova) entdeckt habe. Die genauere Stelle innerhalb des genannten Sternbildes war durch die beigefügten Koordinaten angegeben, d. h. auf dem Äquator eines für das Jahr 1901 auf einem Himmelsglobus oder auf einer Himmelskarte eingetragenen Gradnetzes haben wir zunächſt den Punkt aufzuſuchen, welcher im Bogenmaß vom Nullpunkte desſelben $51^0\ 7'\ 30''$ abſteht. Dieſe Größe, im Zeitmaß 3 Stunden 40 Minuten entſprechend, nennt man bekanntlich die Rektaſcenſion (ascensio recta); gehen wir von dem ſo gefundenen Punkte um $43^0\ 34'$ gegen den Nordpol der Himmelskugel, ſo gelangen wir zu dem neuen Stern. Dieſe zweite Koordinate beſtimmt die Abweichung des Sternes (declinatio); daß wir uns gegen Norden und nicht gegen

Süden zu wenden haben, iſt durch das Pluszeichen (+ 43° 34′) ausgedrückt. Die Größe des Sternes zur Zeit ſeiner Entdeckung finden wir durch die Zahl 2,7 ausgedrückt, welche beſagen will, daß der Entdecker ihn zwiſchen die zweite und dritte Größenklaſſe einrechnete, und zwar überſtieg der neue Stern die dritte Klaſſe um drei Zehntel; mit andern Worten: teilen wir den Helligkeitsunterſchied zwiſchen einem Stern zweiter und einem Stern dritter Größe in zehn Stufen, ſo fehlten dem Stern noch sieben ſolcher Stufen, um als ein Stern zweiter Größe gelten zu können. Dies finden wir kurz durch den Dezimalbruch 2,7 ausgedrückt. Die Farbe der Sternes erſchien Herrn Anderſon bläulich-weiß.

Dies war alſo die erſte Kunde von der ungewöhnlichen Erſcheinung. — Ein bis dahin nie geſehener hellleuchtender Fixſtern in einer ſo viel beobachteten Himmelsgegend konnte natürlich nicht verborgen bleiben. Es trafen daher bald weitere Telegramme von andern unabhängigen Entdeckern in Kiel ein: aus Greenwich, Bamberg, Utrecht, Cambridge (Maſſ.), Potsdam, Ilmenau, Kaſan, Münſter, Gotha, Moskau u. ſ. w. Beſonderes Intereſſe verdiente dabei der amerikaniſche Drahtbericht aus Cambridge, von wo aus der bekannte Aſtronom Pickering die Verſicherung gab, daß am 19. Februar, alſo ein paar Tage vor der Entdeckung, ein Stern an der betreffenden Stelle, und hätte er auch nur die elfte Größenklaſſe erreicht, nicht zu ſehen war. Man hatte nämlich an dieſem Tage in Cambridge mit dem photographiſchen Fernrohre eine Aufnahme der betreffenden Himmelsgegend bewerkſtelligt. Die betreffende Platte zeigte auch dem bloßen Auge unſichtbare Sterne bis zur Größenklaſſe 10,5; doch von der Nova keine Spur! Dasſelbe wurde nachträglich auf Photogrammen vom 2., 6., 8. und 18. Februar feſtgeſtellt.

Ähnliche von F. S. Archenhold in Berlin im Jahre 1891 und 1892 gemachte photographiſche Aufnahmen der betreffenden Himmelsgegend zeigen auf den betreffenden Platten ebenfalls nichts. Stanley Williams aus Hove (Suſſex, England) konnte ſogar nachträglich die Mitteilung machen, daß eine von ihm nur 28 Stunden vor der Entdeckung aufgenommene Photographie noch keine Spur des neuen Sternes zeigte, obſchon ſelbſt Sternlein bis zur zwölften Größe ihren Eindruck auf der Platte hinterlaſſen hatten.

Es handelt ſich alſo um das verhältnismäßig plötzliche Aufleuchten eines bis dahin entweder gar nicht vorhandenen, oder wenigſtens (ſelbſt in großen Fernrohren) unſichtbaren Sternes.

Wie es bei derartigen Entdeckungen stets zu geschehen pflegt, so ließe sich auch hier darüber streiten, wer als der eigentliche Entdecker des Sternes anzusehen sei. Unzweifelhaft haben manche denselben aufgefunden, ohne von anderer Seite irgend welche Nachricht über dessen Vorhandensein erhalten zu haben. Alle diese haben also ein gewisses Anrecht darauf, als Entdecker angesehen zu werden. Es ließe sich sogar in dieser Hinsicht eine Art Schwindel bewerkstelligen, um der Auszeichnung eines solchen Ehrentitels teilhaftig zu werden, weshalb einige Vorsicht bei der Annahme gewisser Zeitungsnachrichten am Platze sein dürfte, zumal wenn selbst jugendliche, dem Gymnasium noch nicht entwachsene „Entdecker" sich mehren, welche selbst als erste Auffinder des Sternes gelten möchten. Ohne die Möglichkeit einer solchen Sache bestreiten zu wollen und ohne irgend jemand zu nahe zu treten, überlassen wir es den Betreffenden, ihre Prioritätsrechte auszufechten[1].

Der entdeckte Stern wurde nach seinem Bekanntwerden sofort von Hunderten, ja Tausenden von Beobachtern nicht bloß gesehen, sondern förmlich unter besondere Aufsicht genommen. Seine Helligkeit nahm immer noch zu, und zwar in ungewohnt kurzer Zeit. Bereits am 23. Februar überstrahlte er abends zwischen 8 und 9 Uhr M. E. Z. (mitteleuropäischer Zeit) den hellsten Stern im Perseus (α Persei oder Algenib) und bildete so einen glänzenden Mittelpunkt in dem fast gleichseitigen Dreiecke, welches Algenib (zweiter Größe), der bekannte veränderliche Algol (β) und ein Stern dritter Größe (ε) in dem genannten Sternbilde des Perseus bilden: ein Umstand, der das Auffinden des Neulings nicht wenig erleichterte. Das nunmehr rötliche Aussehen des letzteren erinnerte an ähn-

[1] Professor Glasenapp in St. Petersburg teilt z. B. in Nr. 3700 der Astronomischen Nachrichten unter dem 5. März mit, daß der 16jährige Andreas Borisiak, Student des fünften klassischen Gymnasiums in Kiew (Rußland), den Stern bereits am Abend des 21. Februar vor 8 Uhr (mittlerer Ortszeit) entdeckt und ihm diese seine Entdeckung in einem allerdings erst am Morgen des 24. Februar abgesandten Briefe mitgeteilt habe. Der Brief, meint er, sei jedenfalls früher abgegangen, als das Telegramm der Zentralstelle dort einlaufen konnte. — Dem Herausgeber der Astron. Nachr. schien eine solche frühzeitige Entdeckung einigermaßen im Widerspruch zu stehen mit andern Angaben von Herrn Hartwig in Bamberg, Plaßmann in Münster und Schwab in Ilmenau. Nach letzteren war zu jener Zeit noch nichts Auffallendes im Sternbilde des Perseus zu sehen gewesen, während Borisiak den gefundenen Stern zwischen erster und zweiter Größe angab. Vielleicht hat er dessen Helligkeit überschätzt, da seine sonstigen Angaben ganz glaubwürdig scheinen.

he Sterne erſter Größe, die wir in nicht gar ſo großer Entfernung von
nſelben kennen, wie Capella (α Aurigae) im Sternbilde des Fuhr-
anns oder auch Aldebaran (α Tauri) im Stier. Nicht gar lange
ch Mitternacht zwiſchen dem 23. und 24. Februar überſtrahlte der
ue bereits beide genannten Sterne erſter Größe, ja ſelbſt der hellſte
tern unſerer nördlichen Himmelshemiſphäre, Vega (α Lyrae) in dem
ternbilde der Leier, ſchien von ſeinem Glanze übertroffen. Damit war
nn auch der Höhepunkt der Helligkeit erreicht; denn leider ſollte nun
ort eine verhältnismäßig raſche Abnahme dieſes Glanzes beginnen.

Bekanntlich teilt man die dem unbewaffneten Auge ſichtbaren Sterne
ſechs verſchiedene Größenklaſſen. Bei der erſten und hellſten angelangt,
ıt der neue Stern bald wieder zur zweiten (28. Februar), dritten
. März), vierten (12. März), fünften (1. April) Klaſſe zurück; wo
r dies ſchreiben, iſt er bereits an der Grenze der Sichtbarkeit für
s bloße Auge angelangt. Dabei hat er (wie wenigſtens aus unſern
enen Beobachtungen hervorgeht) ſeine dunkelrote Farbe ſtets beibehalten.
eſe ſowohl, mehr aber noch ſein im Spektroſkop zerlegtes Licht geben
beſten Anhaltspunkte für eine endgültige Erklärung der ſeltenen Er-
einung. Bevor wir jedoch zu dieſer übergehen, wollen wir des beſſeren
rſtändniſſes wegen noch kurz einiger ähnlicher, von der Geſchichte der
mmelskunde uns überlieferter neuer Sterne gedenken.

Es ſind ungefähr drei Jahrhunderte verfloſſen, ſeitdem ein ſo heller
:uling (Nova sc. stella) am Himmelsgewölbe aufleuchtete. Es war
nächſt im Jahre 1572, als Tycho Brahe, der berühmte däniſche
tronom, am 11. November abends, vom Laboratorium zu ſeiner Woh-
ng zurückkehrend, im Sternbilde der Kaſſiopeia einen bisher nie be-
rkten hellen Stern wahrnahm; das weiß glänzende Licht desſelben über-
f an Helligkeit ſämtliche Fixſterne; wie der Morgenſtern (Venus) in
ıem ſtärkſten Glanze, ſo konnte ſelbſt dieſer neue Stern bei hellem Tage
t unbewaffnetem Auge erkannt und beobachtet werden. Allein wie bei dem
jenwärtigen, ſo dauerte auch damals die Glanzperiode nicht gar lange.
chos Beobachtungen haben dem Stern bei der Nachwelt den Namen des
ıchoniſchen Sternes eingetragen[1]. Nach ihm war er im Dezember

[1] Tycho war nämlich keineswegs der erſte Entdecker des Sternes. Wie ſich
b herausſtellte, war der neue Stern wahrſcheinlich bereits Ende Oktober, ſicher
r am 7. und 8. November, von verſchiedenen Beobachtern entdeckt worden.
chos beſonderes Verdienſt um den wunderlichen Stern beſteht darin, daß er

desselben Jahres schon kaum mehr dem minder hellen Planeten Jupiter vergleichbar; im Februar und März des folgenden Jahres hatte er immerhin noch die Helligkeit eines Fixsternes erster Größe; in den zwei folgenden Monaten April und Mai sank er zur zweiten, im Juli und August zur dritten Größenklasse; im Januar 1574 konnte er in seinem bleifarbigen Lichte kaum mehr zur fünften gerechnet werden. Im folgenden März wurde er wieder vollständig unsichtbar, da man bekanntlich damals noch kein Fernrohr besaß.

Durch die so festgestellten Thatsachen waren mit einem Schlage die allzu voreilig in das Gebiet der Sage verwiesenen Überlieferungen über Erscheinen und Verschwinden neuer Fixsterne wieder zu Ehren aufgenommen. Immerhin hätte die Autorität eines Hipparch genügen können, über ähnliche Erzählungen nicht zu schnell den Stab zu brechen.

War es doch gerade das Erscheinen eines neuen Sternes (134 v. Chr.) im Sternbilde des Skorpions, welches diesen Altmeister der Himmelskunde zur Anlegung eines genauen Sternkatalogs veranlaßte. Nur so, sagte er sich, wenn die Lage der vorhandenen (vorzüglicheren) Fixsterne festgelegt ist, wird es möglich sein, für die Zukunft ähnliche Erscheinungen mit größerer Sicherheit festzustellen.

Wenige Jahre nach dem Auftreten des Tychonischen Sternes hatten Kepler und seine Zeitgenossen Gelegenheit, einen neuen Stern im Schlangenträger, Ophiuchus, zu beobachten. Derselbe erstrahlte ebenfalls im Oktober 1604 in einem Glanze, der alle Fixsterne übertraf, um dann ähnlich seinen Vorgängern bis Anfang 1606 wiederum allmählich zu erblassen und endlich zu verschwinden. Kepler hat demselben eine besondere Abhandlung gewidmet unter dem Titel: De stella nova in pede Serpentarii[1]. In einem früher bereits veröffentlichten kurzen, in deutscher Sprache abgefaßten Berichte über dieselbe Nova[2] erzählt uns derselbe von einem andern neuen Stern, der vier Jahre früher erschienen und damals noch sichtbar war. Hören wir ihn selber: „Demnach auch vor vier Jahren ein mittelmäßiger sterne tertiae magnitudinis in pectore Cygni und

---

ihn am fleißigsten beobachtet und dessen Geschichte in einer eigenen Abhandlung De nova stella A. 1572 der Nachwelt überliefert hat.

[1] Cf. Op. omnia, ed. Frisch II, 575 sqq.

[2] Gründlicher Bericht von einem ungewohnlichen Newen Stern, welcher im g.. October biß 1604. Jahres erstmahlen erschienen. gestelt durch Johan Khepplangl ern Röm. Kay. May. Mathematicum. Erstlich gedruckt in der alten Stat Prag ganz g.Schumans Druckerey. Anno MDCV. A. a. O. I, 473 ff.

auch in via lactea auffgegangen, und noch der zeit in einerley größ und stell zu sehen ist, der zuvor nie an ermeltem ort, wie mit starckhen argumenten und genugsamen kundschafften zu erweisen weder von Hipparcho vor 1800, noch Ptolemäo vor 1400 Jahren, noch jemanden auß nachfolgenden Mathematicis gesehen worden: Also hat sich auch im jetz lauffenden 1604. Jahr, den 9. oder 10. Octobris abermahl ein sehr großer heller zwintzender stern in der constellatione Serpentarii und 17 grad 43 minuto des Schützens cum declinatione Meridiana, latitudine vero Septentrionali gr. 1.55 m., zwar nit eben in via lactea, aber doch in dem Platz des Himmels, der zwischen den zweyen pfäden deren alda gespaltenen straßen eingeschlossen ist, und zwar dem vorderen Pfad nahend, erstmahlen entzündet, und ist den 17. 18. 21. 28. Octobris observando so viel befunden worden, daß er kheinen lauff nit habe, außerhalb des täglichen Auff- und Niedergangs."

Letzterer Umstand war von Wichtigkeit, weil aus ihm („zu Vermeidung großer Absurdideten") hervorging, daß es sich nicht etwa um einen Kometen oder Planeten, sondern um einen eigentlichen (wie Kepler sich noch drastisch ausdrückt: „am eußersten Himmel und Firmament under andere fixsterne angehefftetem") Fixstern handelte.

Seit jenem glänzenden Neuling von 1604 erschien im Jahre 1670 abermals ein neuer Stern im Bilde des Füchsleins (Vulpecula), der aber nur eine Helligkeit dritter Größe erreichte. Das ganze 18. und die Hälfte des 19. Jahrhunderts verstrichen, ehe sich ein neuer Stern zeigte. Ein Neuling erster Größe kam überhaupt nicht mehr bis auf unsere Tage. Wohl haben die Sternforscher mit ihren Fernrohren noch manche kleine Nova aufgefunden und beobachtet; wir müssen uns hier mit deren einfacher Aufzählung begnügen (siehe Tafel S. 530).

Seit der Anwendung der Photographie auf die Himmelserforschung ist die Auffindung kleiner Neulinge bedeutend erleichtert. Genügt es ja, ein vor einer mehr oder weniger langen Zeit aufgenommenes Bild mit einem späteren zu vergleichen, um bald herauszufinden, ob auf der neuen Platte ein Sternlein vorhanden, welches auf der andern fehlt. Es versteht sich von selbst, daß dabei die notwendige Sorgfalt anzuwenden ist, um nicht etwa ein zufälliges Fleckchen auf der Platte oder auf dem Papier für einen Stern anzusehen [1].

[1] Frau Fleming entwickelt in dieser Hinsicht auf der Sternwarte des Harward College (Cambridge, Mass.) eine erfolgreiche Thätigkeit, wie aus der eben erwähnten Tafel hinreichend hervorgeht.

Jahr	Rektaszension	Deklination	Größe	Sternbild	Entdecker
1848	16h 53,9m	−12° 44′	V.	Ophiuchus	Hind
1860	16 11,1	−22 44	VII.	Skorpion	Auwers
1860	14 9,4	+19 32	X.	Bootes	Baxendell
1863	16 16,7	−17 39	IX.	Skorpion	Pogson
1866	15 55,3	+26 12	II.	Krone	Birmingham
1876	21 37,8	+42 23	III.	Schwan	J. Schmidt
1885	0 37,2	+40 43	VII.	Andromeda	Hartwig
1887	1 55,1	+56 15	IX.	Perseus	Fleming
1891	5 25,6	+30 22	IV.	Fuhrmann	Anderson
1893	15 22,2	−50 14	VII.	Winkelmaß	Fleming
1895	11 8,9	−61 24	VIII.	Schiff Argo	Fleming
1895	13 34,8	−31 8	VII.	Centaur	Fleming
1898	18 56,2	−13 18	V.	Schütze	Fleming
1899	19 15,3	− 0 19	VII.	Adler	Fleming

Verwandt, doch nicht zu verwechseln, mit den neuen sind die sogen. veränderlichen Sterne. Man kann wohl sagen, daß alle neuen Sterne zugleich auch veränderliche sind, nicht aber umgekehrt sind alle veränderlichen auch neue Sterne[1]. Auch ist die Veränderlichkeit der neuen Sterne nicht an eine erst wachsende, dann stetig abnehmende Helligkeit gebunden. Selbst bei dem gegenwärtigen Sterne haben nicht wenige Beobachter gewisse Schwankungen wahrnehmen wollen; leider tritt bei diesen feineren Beobachtungen die Erdatmosphäre mit ihren zeitweiligen und stellenweise oft kaum wahrnehmbaren Trübungen sehr störend zwischen das Auge und den zu beobachtenden Stern. Jeder Sternforscher weiß, wie oft es ihm vorkommt, daß bei scheinbar heiterem Himmel in einem Sternbilde, wo alle Sterne wohl zu erkennen sind, sich plötzlich der eine oder andere zu verdunkeln scheint. Es handelt sich dabei um kleine winzige Wölkchen, welche, dem Auge unsichtbar, sich hindernd und verdunkelnd vor den Stern stellen. Um so mehr ist dies der Fall, wenn der Himmel großenteils mit Wolken bedeckt ist und nur hie und da einen Durchblick gestattet. Für eine solche Täuschung glauben wir (salvo meliore iudicio) die Beobachtung des Berliner Astronomen F. S. Archenhold halten zu müssen, welcher in der Nacht vom 24. auf den 25. Februar den neuen Stern plötzlich verschwinden sah, obschon er die übrigen Sterne im Perseus un-

[1] Außerdem pflegt man von neuen veränderlichen Sternen zu reden, d. h. von Fixsternen, die als solche längst vorhanden und bekannt sind, deren Veränderlichkeit aber jetzt erst entdeckt wird.

ſchwächt ſehen konnte[1]. Solche und ähnliche Beobachtungen bedürfen ſtets
ner anderweitigen Beſtätigung, ſonſt bleiben ſie mindeſtens ſehr zweifelhaft.

Die Urſache der Veränderlichkeit bei ganz neuen und bloß ver-
nderlichen Sternen dürfte ebenfalls eine ziemlich verſchiedene ſein, be-
nders wenn die Veränderlichkeit der letzteren an beſtimmte ſtets wieder-
hrende Zeitabſchnitte gebunden iſt. Ein ſchönes Beiſpiel dieſer Art bietet
s der bekannte Stern Algol (β) in demſelben Sternbilde des Perſeus
nz in der Nähe unſeres neuen Sternes. Er iſt einfachhin typiſch ge-
rden für eine Reihe ähnlicher veränderlicher; man rechnet ſie zum
lgoltypus. Dieſer merkwürdige Stern hat für gewöhnlich eine Helligkeit zweiter Größe (2,2), doch ſinkt er in regelmäßigen Zwiſchenzeiten von
Tagen, 20 Stunden, 48 Minuten, 53,7 Sekunden auf kurze Zeit
Stunden) zur dritten, ja beinahe vierten (genauer 3,7) Größe hinab,
n dann wiederum zu ſeinem früheren Glanze zurückzukehren.

Es lag nahe, hier an einen dunklen Begleiter (Mond) zu denken,
e etwa in der angeführten Zeit den Hauptſtern umkreiſend, bei ſeinem
rübergange vor dem Hauptſterne ſich zeitweilig verfinſternd zwiſchen
ſen und die Erde ſtellen dürfte. Neuere und feinere ſpektroſkopiſche Beachtungsmethoden haben dargethan, daß der Begleiter ein erheblich dunkler Stern iſt, welcher mit Algol um einen gemeinſchaftlichen Schwerpunkt
iſt. Es iſt nämlich nicht ausgeſchloſſen, daß in gewiſſen Sternſyſtemen
n heller und ein dunkler Stern von nahezu gleicher Maſſe, nicht ſtreng
nommen einer um den andern, ſondern beide um einen dritten (rein
thematiſchen) Punkt, ihren gemeinſamen Schwerpunkt, kreiſen. Es könnte
gar vorkommen, daß der Zentralkörper ein dunkler Stern, der ihn umiſende Mond jedoch ſelbſtleuchtend ſei. Auf dieſe Weiſe iſt man bei
gol im ſtande geweſen, das Maſſenverhältnis zwiſchen ihm und ſeinem
gleiter zu beſtimmen; letzterer iſt nahezu halb ſo groß wie Algol ſelbſt.

Ein ähnliches Beiſpiel eines regelmäßig veränderlichen Sternes bildet
e „Wunderſtern" im Walfiſch (Mira Ceti). Die Entdeckung desſelben
llt in die Zeit zwiſchen den beiden neuen Sternen von 1572 und 1604.
r bekannte niederländiſche Aſtronom David Fabricius ſah nämlich
ederholt im Auguſt 1596 einen Stern am Halſe des Walfiſches,
n er im Oktober desſelben Jahres trotz aller Anſtrengung nicht mehr

[1] Archenhold hatte ſeine Beobachtung telegraphiſch der Zentralſtelle in Kiel
tgeteilt; doch hatte man auch hier Bedenken, die Nachricht weiter zu verſenden.
l. Aſtron. Nachr. Nr. 3694.

wahrnahm. Im Februar 1609 fand er ihn wieder, und ſelbſt in dem von Bayer im Jahre 1603 gezeichneten Sternatlas findet er ſich als *o* Ceti eingetragen. Faſt vergeſſen und verſchollen, wurde er 1638 wieder geſehen, ebenſo 1641 und 1648. Hevel belegte den wunderlichen Stern mit dem Namen Mira (unter dem er bis heute bekannt und ſichtbar iſt), indem er gleichzeitig deſſen periodiſche Veränderlichkeit nachwies[1]. Die Periode Miras iſt ungleich länger als die des Algol; ſie beläuft ſich nach einer genauen Unterſuchung Argelanders auf 331 Tage, 15 Stunden, 7 Minuten. In dieſer Zeit wird der Stern zeitweilig dem unbewaffneten Auge unſichtbar; ſein größter Glanz unterliegt jedoch gewiſſen Schwankungen von einer Periode zur andern, ja die genannte (mittlere) Periode ſelbſt iſt einem Spielraum von nahezu 25 Tagen unterworfen. Faſt 5 Monate verfallen dabei auf die Zeit der Unſichtbarkeit, d. h. der Stern befindet ſich innerhalb der ſechſten Größenklaſſe; im Fernrohr bleibt er als winziges Sternchen neunter Größe erkennbar; aufgeſtiegen zur ſechſten Größe nimmt er 3 Monate lang an Glanz beſtändig zu, bis er am Ende dieſer Zeit als Stern zweiter Größe daſteht. Doch dauert dieſe ſeine Herrlichkeit kaum 14 Tage, worauf er, wie er gekommen, langſam wieder zu ſeiner ehemaligen Verborgenheit zurückkehrt. Ein wahrer Phönix! Stella mira!

Wie geſagt, ſelbſt die Glanzperiode des Sternes hat ihren Wechſel. Während es dem „Wunderſtern" zuweilen gelingt, ſich zum Sterne erſter Größe aufzuſchwingen, tritt er ein anderes Mal, bei der vierten Größenklaſſe angelangt, bereits ſeine Rückkehr zur Dunkelheit an.

So bildet Mira Ceti gewiſſermaßen ein Mittelglied zwiſchen den eigentlich neuen Sternen und den bloß veränderlichen des Algoltypus. Die bloße Trabantentheorie mit ihren gelegentlichen Verfinſterungen reicht hier nicht mehr aus; jedenfalls hat man ein weiteres Erklärungsmittel zu Hilfe zu nehmen. Vielleicht vermag unſere eigene Sonne weiteren Aufſchluß zu geben, da ſie ja mit ihren periodiſch auftretenden Flecken und der damit verbundenen teilweiſen Verdunkelung zu den veränderlichen Sternen zu rechnen iſt. Doch betreten wir damit bereits das Erklärungsgebiet unſerer Nova: Wie alſo kann am Himmel ein neuer Stern erſcheinen?

[1] Succincta historiola novae ac mirae stellae in collo Ceti certis anni temporibus clare admodum affulgentis, rursus omnino evanescentis, ſo lautet der Titel eines Anhanges, den Hevel ſeiner Schrift Mercurius in Sole visus (Gedani 1662 in fol.) beigab.

Eine erste, allerdings bequeme, aber höchst unwahrscheinliche Erklärung wäre es, sich denselben jetzt erst durch Gottes Allmacht erschaffen zu denken. Wir erwähnen dieselbe nur der Vollständigkeit halber. Zu solchem unmittelbaren Eingreifen Gottes in sein Schöpfungswerk müßte ein wichtiger Grund vorliegen. Allerdings berichtet uns ja selbst die Heilige Schrift von einem neuen wunderbaren Sterne, der einst die Weisen des Orients zur Krippe des Erlösers führte; allein hier haben wir ein anerkanntes vollgültig bezeugtes Wunder vor uns. — Wenn dennoch einige astronomische Schriftsteller den „Stern von Bethlehem" mit unter das Verzeichnis der neuen Sterne haben aufnehmen wollen, so kann man ihnen von vornherein nicht alle Berechtigung hierzu absprechen. Alles kommt darauf an, welche Gründe sie dafür geltend machen.

Zweitens könnte an und für sich die Möglichkeit vorhanden sein, daß ein Fixstern sich in so ungeheuerlicher Entfernung von der Erde befände, daß die ersten von ihm ausgestrahlten Lichtstrahlen erst jetzt bei uns einträfen und wären sie auch bereits viele Tausende von Jahren (etwa seit dem Tage seiner Schöpfung) unterwegs. Die Himmelsräume sind ja in der That für uns unermeßlich. Wenn der nächste Fixstern (α Centauri) bereits nahezu 4 Jahre beansprucht, um seine Lichttelegramme zur Erde zu befördern, wenn andere, weiter entfernte hierzu einer Zeit von 20, 30 bis 100 Jahren bedürfen, so sind wir damit allerdings so ziemlich an der Grenze des für uns Meßbaren, aber lange noch nicht an der Grenze der wirklichen Entfernungen von Millionen weiterer Sterne angelangt. Wir sähen also jetzt auf einem Sterne, was sich vor 20, 100, vielleicht Tausenden von Jahren auf ihm zugetragen! Wir sähen einen solchen neuen Stern in seinen ersten Entwicklungsstadien, würden jetzt erst anfangen, seine Geschichte sich vor unsern Augen abwickeln zu sehen. Umgekehrt, hätte unsere Erde Lichtstrahlen von der Kraft eines solchen Sternes, so könnte man von ihm aus die Urgeschichte unseres Planeten in bequemer Weise studieren, vorausgesetzt, daß unser Auge die nötige Schärfe besäße, die Einzelheiten seiner Oberfläche beobachten zu können. Das mag manchem nüchternen Leser als Phantasterei vorkommen, und nicht ganz mit Unrecht, wiewohl man der Sache nicht jede wissenschaftliche Berechtigung absprechen kann. Dennoch glauben wir ruhig beifügen zu können, daß wir im vorliegenden Falle uns auch mit dieser Erklärung nicht begnügen dürfen.

Eine dritte weit wahrscheinlichere Erklärung wäre die, daß wir in jenem Sterne einen bis dahin dunklen, mithin für unser Auge unsicht-

baren Himmelskörper vor uns haben. Solcher dunkler Sterne giebt es zweifelsohne nicht wenige; wir brauchen ja nicht einmal über die Grenzen unseres eigenen Planetensystems hinauszugehen, um bei einer einzigen selbstleuchtenden Sonne über 400 solcher Himmelskörper anzutreffen, angefangen von dem Riesenplaneten Jupiter bis zum letzten winzigsten Duodez- oder Taschenplanetchen hinab, das vielleicht noch seiner Entdeckung harrt! Warum sollten andere sonnige Fixsterne nicht ähnliche dunkle Begleiter haben; warum sollten nicht umgekehrt helle Sterne um einen dunklen Zentralriesen kreisen; warum sollten nicht dunkle Sterne ebenso selbständig wie die uns sichtbaren leuchtenden Fixsterne am Himmel ihren Platz behaupten? Sed cui bono? ruft uns da wohl jemand zu: was könnten solche Körper, falls sie nicht bewohnt und sichtbar wären, für einen Zweck haben? — Das ist nun freilich eine andere Frage, deren vollständige Beantwortung uns hier zu weit von unserem Gegenstande abführen würde. Es genügt uns, daß das Vorhandensein solch dunkler Körper durch Störungen, die ihre Anziehung auf andere sichtbare ausüben, in einzelnen Fällen zweifellos nachgewiesen ist. Dabei bleibt durchaus nicht ausgeschlossen, daß auch diese dunklen Körper ihre vorhergehende Lichtperiode gehabt haben. Weisen doch die geologischen Schichten unseres eigenen Planeten, der noch in ihm in heller Glut glimmende Kern deutliche Spuren seiner einstigen Glanzperiode (im wörtlichen Sinne) auf. Wenn jetzt noch, nachdem derselbe mit dicker, abgekühlter Kruste sich überzogen hat, es den unterirdischen vulkanischen Kräften zeitweilig gelingt, diesen Panzer zu durchbrechen und ihre glühenden Fluten über die erstarrte Oberfläche zu ergießen — warum sollte nicht ein gleiches in weit größerem Maßstabe auf einem andern, in seinem Erkaltungsstadium weniger fortgeschrittenen Himmelskörper stattfinden können? Die sich bildende, verhältnismäßig dunkle Kruste fängt an über dem erkaltenden und mithin einschrumpfenden, aber noch glühendflüssigen Kern zu schweben. Es entsteht ein gewaltiger Seitendruck — ein wahrer Gewölbeschub! Das zarte Material ist diesem Drucke noch nicht gewachsen, das Gewölbe zerquetscht sich unter dem eigenen Gewichte; krachend stürzt es zusammen, seine Trümmer verschwinden größtenteils in der glühenden Flut des inneren Feuermeeres. Wir brauchen nur unsern Blick zu unserem Erdbegleiter, dem Monde, emporzurichten, um die Spuren ähnlicher Katastrophen deutlich wieder zu erkennen.

Ein Feuermeer überflutet tosend und zischend die kaum gebildete Ober-

flächenschicht des dunklen Himmelskörpers: wir erblicken einen neuen hell aufleuchtenden Stern!

Kaum ist das Gleichgewicht wieder hergestellt, so beginnt auch sofort von neuem der jetzt durch die plötzliche Entfesselung der eingekerkerten Wärme des Innern beschleunigte Erkaltungsprozeß. Der vorher plötzlich zu einer Helligkeit erster Größe auflackernde Stern sinkt allmählich zur zweiten, dritten, vierten Größe zurück! Bald ist er unsern Augen wiederum entschwunden, vielleicht auf immer; vielleicht aber auch, um nach einer Reihe von Jahren oder Jahrhunderten dasselbe Spiel von neuem, wenn auch in schwächerem Maßstabe, zu beginnen.

Damit hätten wir eine befriedigende, auf sicheren Thatsachen beruhende Erklärung so ziemlich alles dessen vor uns, was ein neuer Stern dem gewöhnlichen Beobachter zu bieten pflegt.

Viertens wäre es aber auch möglich, daß ein neuer Stern einen wahren Weltuntergang bedeute, welcher etwa durch den Zusammenstoß zweier Weltkörper veranlaßt sein könnte. Jedermann weiß, daß ein Stoß oder Schlag Wärme erzeugt. Durch Hämmern kann man Eisen selbst zum Glühen bringen. Die so hell aufleuchtenden, unter dem Namen von Sternschnuppen bekannten Lichterscheinungen, die wir oft am nächtlichen Himmel beobachten, und die in ihrem Glanze uns als wahrhaftig fallende Sterne (stelle cadenti sagt der Italiener einfachhin) vorkommen, sind bekanntlich nichts anderes, als das Produkt von Reibung, welches winzige Himmelskörperchen (selbst einfacher Meteorstaub) in unserer Atmosphäre erfahren. Die Erscheinung entfaltet einen außerordentlichen Glanz, wenn ein Himmelskörper auf seiner Wanderung mit einer Riesenwolke kosmischen Staubes zusammentrifft und diesen auseinanderstiebt, wie etwa eine Kanonenkugel einen Mückenschwarm zerstieben würde.

Wir wissen aus Erfahrung, welche Gluthitze sich entwickelt, wenn ein eigentlicher Meteorstein zischend und krachend in unsere Atmosphäre eindringt, um sich tief in den Erdboden einzuwühlen. Was würde aber erst geschehen, wenn etwa ein Himmelskörper von der Größe unseres Mondes auf die Erde herabstürzte?! Was, wenn etwa unser ganzes Planetensystem auf der erkalteten Sonne zusammenbräche? Dieselbe würde infolge der hierbei entstehenden Gluthitze von neuem für ferne Himmelsbewohner als Stern erster Größe nicht etwa für wenige Stunden, sondern für viele Tausende von Jahren aufleuchten.

Fünftens endlich könnten wir in einem neuen Stern einen wirklichen Weltenbrand ohne irgend welchen Zusammenstoß vor uns haben. Jeder selbstleuchtende Himmelskörper, wie unsere eigene Sonne, strahlt unausgesetzt eine ungeheure Masse von Wärme und Licht ins Weltall hinaus. Um sich dennoch in demselben Lichtstadium zu erhalten, ist irgend ein Ersatz für den beständigen Verlust notwendig, sonst wird der Stern (die Sonne) sich allmählich mit dunklen Flecken überziehen; er wird allmählich, wenn auch zuweilen Jahrtausende hierzu erforderlich sein mögen, erkalten, in milderem Lichte leuchten, ungemein weit entfernten Beobachtern selbst unsichtbar werden. Infolge der für uns kaum darstellbaren Temperatur des leuchtenden Gestirns befinden sich alle auf ihm vorhandenen Stoffe in vollständiger gegenseitiger Scheidung (Dissociatio). Ist nun die sinkende Temperatur allmählich auf jenem Punkte angelangt, wo eine chemische Verbindung gewisser Gasmassen vor sich gehen kann, so tritt diese mit einer großartigen, alle unsere Vorstellungen überschreitenden Licht- und Wärmeentwicklung ein. Der verschwundene Stern flackert explosionsartig in ungeheurem Glanze auf: wir sehen einen neuen Stern erster Größe. Leider dauert das großartige Schauspiel nicht gar lange. Es war wie das nochmalige Aufblitzen des ehemaligen Lebensfunkens! Das Werk der Erkaltung beginnt von neuem und geht nunmehr stetig, mit einigen ähnlichen örtlichen Unterbrechungen, vor sich — der neue Stern verliert schnell seinen auf kurze Zeit nochmals entfalteten Glanz — der Stern erster Größe geht von Stufe zu Stufe, langsam, aber sicher der Dunkelheit entgegen.

Dem Astronomen liegt es ob, zu entscheiden, welche der genannten Erklärungsweisen im gegebenen Falle am besten den Beobachtungen entsprechen. Er besitzt hierbei in dem Spektroskop, jenem lichtzerlegenden Instrumente der Neuzeit, ein mächtiges Hilfsmittel. Die hier auftretenden bald hellen bald dunklen Linien sagen ihm, welche Gase da oben explodieren, welche Atmosphären sich um den ausgebrannten Himmelskörper lagern. Leider hat der sonst sprichwörtlich gewordene „heitere italienische Himmel“ (il bel ciel d'Italia) den Schreiber dieser Zeilen für diesmal fast vollständig im Stiche gelassen, so daß er in dieser Hinsicht weniges aus eigenen Beobachtungen zu bieten vermag. P. Sidgreaves S. J., Direktor des Stonyhurst College Observatory in England, telegraphierte am 4. April an die Zentralstelle in Kiel, daß dem schwächeren Glanze des Sternes, wie er ihn am 22., 25. und 28. März beobachtete, eine

gleichzeitige Veränderung im Spektrum entsprach. Von verschiedenen andern Seiten wurden Änderungen der Farbe gemeldet. Trotz der zeitweiligen Schwankungen in der Helligkeit ist eine stetige Abnahme derselben immer noch erkennbar[1]. Ob die Schwankungen sich an eine bestimmte Periode anschließen, kann wohl noch nicht mit Sicherheit angegeben werden. Der den Lesern unserer Zeitschrift nicht unbekannte Direktor der Sternwarte in Georgetown (Vereinigte Staaten von Amerika), P. J. Hagen S. J., hat sich der Mühe unterzogen, zwei genaue Karten der den Stern umgebenden Himmelsgegend anzufertigen, eine für Beobachtungen mit bloßem Auge, eine zweite für teleskopische Beobachtungen. Jede Karte ist mit einem ausführlichen Katalog der Vergleichsterne versehen. Da diese Sterne den verschiedensten Abstufungen der einzelnen Größenklassen entsprechen, so bietet ihr Vergleich mit dem neuen Sterne die Möglichkeit, auch die feineren Schattierungen im Lichtstrahl des letzteren anzugeben. Leider verschwindet die betreffende Himmelsgegend jetzt bald vollständig in der Abenddämmerung; auch ist die Witterung vielfach ungünstig, so daß es schwer sein wird, jetzt schon hinreichendes Material für ein endgültiges Urteil über die wahre Natur des Sternes zu sammeln. Helle wie dunkle Linien und Bänder wurden hier (in Rom) wie anderswo in dem vielem Wechsel unterworfenen Spektrum des Neulings wahrgenommen.

Auf dem astrophysikalischen Observatorium in Potsdam, wo man über die vorzüglichsten spektrometrischen Apparate verfügt, konnte die Anwesenheit von Wasserstoff, Calcium, Magnesium, Silicium, Cleveit nachgewiesen werden, welche Stoffe ungeheure innere Bewegungen zeigten. Gerade diese vielfach entgegengesetzten Bewegungen, bei denen manchmal einige hundert Kilometer (in der Sekunde) in den Kauf zu nehmen sind, bieten noch viel Rätselhaftes. Soviel scheint jedoch bereits aus der bisherigen Sichtung des Beobachtungsmaterials hervorzugehen, daß wir in dem Neuling mehr als einen Himmelskörper vor uns haben. Dabei dürfte es sich um etwas mehr als einen bloßen Belagerungszustand handeln. Hoffentlich folgt der Aufregung des Krieges ein baldiger dauernder Friede.

Aus den immer noch mit Fleiß und Ausdauer fortgesetzten Beobachtungen genauere Schlüsse zu ziehen, muß der nächsten Zukunft über-

[1] Am Abend des 9. Mai um 8 Uhr (M.-E. Z.) schätzten wir denselben im Fernrohr nur mehr 7. Größe. Durch die nach unsern eigenen Beobachtungen stets rötliche Farbe hat er nicht wenig Ähnlichkeit mit dem nahen Sternlein σ in demselben Sternbild.

laſſen bleiben. Für uns genügt es hier, einſtweilen im allgemeinen die notwendigen Orientierungspunkte angeführt zu haben.

Zum Schluſſe möchten wir nicht den Gegenſatz unerwähnt laſſen, welchen ähnliche Himmelserſcheinungen jetzt und einſt hervorzubringen pflegten. Wie mußte ſich der gute Kepler nicht abmühen, um ſeinen Zeitgenoſſen klar zu machen, daß der damals erſchienene neue Stern nichts Beſonderes zu bedeuten habe, oder vielmehr: „In Politiſchen ſachen und menſchlichen Hendeln hab trefflich viel zu bedeuten, zwar nit ſeiner Natur nach, ſondern per accidens wegen der Menſchen gemüther. Dan anfänglichen bedeutet er den Buchdruckhern große unrhu und zimlichen gewin dabey: dan ſagt ein jeder Theologus, Philoſophus, Medicus und Mathematicus, oder wer ſonſten ohne eine arbeitſame jme anbefohlene verrichtung ſeine ergetzlichkeit bey den studiis ſucht, würt jme beſonderliche gedanckhen machen, und mit denſelben ans liecht khommen wollen. So werden andere gelehrte und ungelehrte ein jeder gern wiſſen wollen, was er bedeute, und die Authores, ſo davon geſchrieben, zuſamen khauffen. Diß meld ich gleichnusweiſe, dan wie diß ohne große kunſt leichtlich iſt zu errathen, alſo khan es eben ſo leicht und auff gleiche weiſe geſchehen: das der gemeine pöffel, oder wer ſonſten etwa bald glaubig, es ſey nun jetzo gleich ein ſinnverruckter Menſch, der ſich ſelber zu einem großen Propheten mache, oder auch ein mächtiger Herr, der zu größern digniteten ein gut fundament und anfang habe, durch erſcheinung diß ſternens entweder auffgemuntert werden, etwas newes anzufahen, gleich als hett jnen Gott der Herr dieſen ſtern als ein Liecht im fünſtern angezündet, jnen darzu zu leichten: oder aber auch, da ſie zuvor etwas wagliches bey ſich heimlich beſchloſſen gehabt, jetzo davon abgeſchreckhet werden, vermeinende, dieſer ſterne bedeute ein beſonder unglückh, darein auch ſie durch ſolliches jr verwegen fürhaben gerathen möchten". . . . „Und ſoviel ſey als zu einer vorbereitung geſagt. Die recht eigentliche bedeutung aber würt uns die zeit lehren, deren wir, ſo lang es dem Allmechtigen gefelt, im rechten reinen vertrawen auff **Gott**, und hindanſetzung aller forcht, ſo uns einige creatur fürmahlet, erwarten ſollen."

Adolf Müller S. J.

Zur Pekinger Volkskunde[1].

Kein Zweig der Völkerkunde ist bislang so stiefmütterlich behandelt worden wie das chinesische Volkstum. Das mag befremdend klingen. Gehören doch gerade die älteren Quellen, aus denen unser Wissen von Chinas Land und Leuten fließt, zu den trefflichsten Urkunden der Ethnographie. Die eigentlichen Beiträge zur chinesischen Volkskunde begannen in den Missionsberichten des 16. Jahrhunderts, als der entscheidende Versuch unternommen wurde, engere Fühlung mit dem Volksleben zu gewinnen. Es ist eine bemerkenswerte Thatsache, daß durch alle Berichte der älteren Epoche eine ausgesprochen ethnographische Tendenz geht, ein Bestreben, den Leser mit den Sitten und Bräuchen des so eigenartigen Volkes vertraut zu machen. Wir besitzen in ihnen ein wahres Archiv ethnographischer Urkunden, Mitteilungen, in denen sich ein Scharfblick der Beobachtung und eine Sicherheit der Charakteristik kundgiebt, wie wir sie in den meisten jüngeren Aufzeichnungen vergebens suchen. Man fühlt es, daß die Männer, welche jene inhaltvollen Berichte niederschrieben, aus dem reichen Schatz unmittelbarer Beobachtung schöpften. Aus jeder Zeile leuchtet die Vertrautheit mit dem Denken und Empfinden des Volkes, während das, was uns in den neueren Reiseberichten geboten wird, nicht selten ein sehr subjektives Gemälde aller möglichen Gegenstände und Reiseeindrücke ist.

Darum hätten uns die älteren Berichte schon längst ein ethnographisches Quellenbuch von unschätzbarem Wert sein können. Wenn diese Urkunden gleichwohl bis jetzt ein ungehobener Schatz geblieben sind, so liegt das weniger an dem Umstand, daß der Inhalt noch Rohstoff zur Völkerkunde ist, eine Materialiensammlung, die der hebenden und ordnenden Hand bedarf. Der Grund ist in der befremdenden Gleichgültigkeit zu suchen, die das bedeutsamste Volkstum des fernen Ostens im Kreise wissenschaftlicher Forschung zurücktreten ließ, während andere Zweige der Völkerkunde sich längst „von ihrer alten Dienstbarkeit der Geographie und Geschichte freigesprochen", um die Lebensluft einer freien und selbständigen Wissenschaft zu genießen.

Die wissenschaftliche Volkskunde erstrebt ja mehr als eine Summe lose aneinandergereihter Beobachtungen. Es muß die Erkenntnis des inneren Zusammenhanges der Erscheinungen hinzutreten. Die Einzelbeobachtungen müssen in beleuchtender Gegenüberstellung miteinander verglichen werden, um die allgemeinen Gesetze zu gewinnen, welche die unantastbaren Grundlagen der in so bunter Mannigfaltigkeit wechselnden menschlichen Gesittung bilden. Von dieser Höhe wissenschaftlicher Forschung ist bis in die jüngste Zeit kein Zweig

[1] Wilhelm Grube, Zur Pekinger Volkskunde. (Veröffentlichungen aus dem Königlichen Museum für Völkerkunde. Bd. VII, 1.—4. Heft.) 4°. (166 S. u. 10 Tafeln.) Leipzig, Spemann, 1901.

der Völkerkunde weiter entfernt gewesen als die chinesische Volkskunde. Erst die Arbeiten des holländischen Gelehrten de Groot[1] haben einen Umschwung angebahnt. Aber wenn ich den Namen de Groots nenne, so habe ich auch schon alles erschöpft, was an hervorragenden Untersuchungen zur Ergründung der chinesischen Volkspersönlichkeit seitdem geboten wurde. Die Arbeiten von Gray und Doolittle kommen ebensowenig in Betracht als die Unzahl der jüngeren Reisebriefe, die uns wohl die äußere Existenz des Volkes, den Boden, in dem es wurzelt, die Städte und Straßen, die es belebt, zu schildern verstehen, ohne jedoch in die Tiefen des Volkslebens hinabzusteigen, ganz im Gegensatz zu den alten Glaubensboten, die nicht bloß schildern, um zu unterhalten, sondern die als echte Volksforscher die Volksindividualität in ihrem innersten Wesen zu erfassen und darzustellen suchen. Während hier die Darstellung ein Leben atmet, das dem Bilde auch nach zwei Jahrhunderten noch ein frisches und jugendliches Gesicht verleiht, verliert sich dort die Schilderung in flüchtige, zum Teil falsche Linien. Es fehlt das tiefere Eindringen in das Leben und Weben des Volkes, die Vertrautheit mit der ideellen Gestaltung des Volkstums in Familie und Gesellschaft. Ich sehe es daher als ein glückliches und verheißungsvolles Zusammentreffen an, daß in demselben Augenblick, wo unser Vaterland zur lebhaftesten Teilnahme an den politischen und wirtschaftlichen Interessen des Ostens aufgeweckt wurde, ein Werk erscheint, das dem allseitig erwachten Sinn für Land und Leute von China mit einem ebenso anziehenden als inhaltvollen Bilde des chinesischen Volkstums entgegenkommt. Führt es uns doch mitten in das Zentrum des politischen und sozialen Lebens, so eigentlich in das Herz des „Reiches der Mitte", aber nicht um uns das äußere Bild Pekings mit seinen Thoren und Türmen, Tempeln und Palästen, kurz mit jener architektonischen Fülle, die auch in der zerfallenden Pracht noch bezaubernd wirkt, näher zu bringen, sondern um uns in den Sitten und Bräuchen von Familie und Gesellschaft jene geheimnisvollen Grundkräfte zu beleuchten, aus denen die chinesische Nation als individuell geprägte Volkspersönlichkeit hervorgegangen ist. Die alte Fürstenresidenz Peking wird vielleicht für immer in Trümmer gehen. Wer vermag mit vorausschauendem Blick zu sagen, welchen Lauf die Ereignisse nehmen werden? Aber das Volk, das durch Jahrhunderte in Peking seinen bewegenden Mittelpunkt hatte, steht nach wie vor ebenso fest und tief gewurzelt im Boden seiner Familiensitte. Und keine Anzeichen deuten darauf hin, daß sich an dem zähen chinesischen Volkstum so schnell ein Wandel vollziehen werde wie an dem leichten und empfänglichen Charakter des japanesischen Volkes. Um so notwendiger erscheint es, das chinesische Volk in den religiösen und sittlichen Grundlagen, auf denen es ruht, in den gestaltenden Mächten von Sitte und Recht, kurz in der ganzen Eigenart der Persönlichkeit zum Gegenstand eines eindringenden Studiums zu machen.

[1] The Religious System of China, its Ancient Forms, Evolution, History and Present Aspect, Manners, Customs and social Institutions connected therewith. Vol. I—III. Leyden 1892—1897.

Man schreibt und spricht soviel von den „unerläßlichen inneren Reformen", die in China durchgeführt werden müssen, um einem Wandel zum Bessern die Wege zu ebnen. Mit feiner Ironie hat vor einigen Monaten ein geistvoller Franzose diese „idealen" Bestrebungen gezeichnet. „Man will China für Handel und Industrie offen halten. Man will es weiter erschließen und baut dabei auf die civilisatorische Kraft des Drahtes und des Schienenweges. Aber es heißt sich eitler Täuschung hingeben, wenn man auf diesem Wege die ‚unerläßlichen inneren Reformen' durchführen will. China kann allerdings mit Gewalt erschlossen werden. Und dann wird es entweder ins Unvermeidliche sich fügen oder aber sich unsere Errungenschaften so aneignen, daß es sich ihrer *gegen uns* bedient. Europa wird daher immer auf Wache stehen müssen vor den Thoren des Riesenreiches. Die ‚unerläßliche innere Reform' beruht einzig auf dem wirksamen Schutz eines *ehrenhaften* Handels nach außen. Dieser aber hängt vor allem von dem Einfluß ab, den wir auf die *Gesittung* des chinesischen Volkes gewinnen. Um hier jedoch einen Wandel hervorzurufen, müssen wir vor allem *die Gesittung des Volkes selbst kennen lernen*. Um die Gesittung kennen zu lernen, *muß Europa das chinesische Volkstum studieren*." [1]

Kein treffenderes Wort hätte Grube seiner Abhandlung „Zur Pekinger Volkskunde" als Begleitwort mit auf den Weg geben können. Denn was uns vor allem not thut, das ist eine gründliche Kenntnis des chinesischen Volkscharakters, eine enge Vertrautheit mit dem Denken und Empfinden eines Volkes, das in seinen Sitten und Bräuchen, in dem Wachstum seines familienhaften und gesellschaftlichen Lebens unserem abendländischen Kulturleben um mehr als ein Jahrtausend vorausgeeilt ist. Die Wurzel dieser Erkenntnis liegt in dem *Studium der Familie*. Die Familie ist das Heiligtum des Chinesen, die Familiensitte der Inbegriff seiner sozialen Ideale. Daher wird uns das geistige und sittliche Leben Chinas immer unverständlich bleiben ohne ein Zurückgehen auf diesen Grundbau, aus dem die Individualität der einzigartigen Volkspersönlichkeit emporgewachsen ist. Brauch und Herkommen der Familie begründen die allgemeinsten und dauerhaftesten Sitten; sie sind die Grundpfeiler der natürlichen gesellschaftlichen Ordnung, die innerste Kulturmacht des Volkes. Die Sitte ist das natürliche Ergebnis einer ganzen Kette menschlicher Entwicklungen, das Erbe von Jahrhunderten. Nur das Volk macht die Sitte. Eine von dem Einzelnen geschaffene Einrichtung wird erst zur Sitte, indem sie sich durch eine Reihe von Geschlechtern festsetzt, erweitert und fortbildet. Alle Sitte aber hat ihre letzte natürliche Wurzel in der Familiensitte; die Familie ist der erste und engste Kreis, in welchem wir uns bei uns selbst daheim fühlen. Sie ist die ursprünglichste, menschlich-sittliche Genossenschaft. Die Familiensitte nun ordnet und formt das Familienleben. Von der Familie geht die Herrschaft der Sitte aus, um sich über die emporwachsende Gesellschaft und mit der Entwicklung der Gesetze und Rechtsgewohnheiten auch über den Staat zu verbreiten. Soll daher das bürgerliche und staatliche Leben Chinas erneuert werden, so muß die Erneuerung von

[1] Revue des deux Mondes 1901 I, 140.

der Familiensitte ausgehen. Aber nicht durch Zerstörung, sondern durch aufmerksame Berücksichtigung und Umbildung der volkstümlichen Sitte wird sich allmählich der alternde Staatsorganismus verjüngen.

Darin nun liegt der unvergleichliche Vorzug von Grubes Beitrag „Zur Pekinger Volkskunde", daß uns hier zum erstenmal die Möglichkeit geboten wird, das innerste Leben der Familie in dem überraschenden Reichtum ihrer Sitten und Einrichtungen kennen zu lernen. Als wissenschaftliche Leistung tritt die Arbeit Grubes ebenbürtig der de Groots an die Seite. Als Schlüssel zu den Fundamentalanschauungen, die das Leben des Volkes beherrschen, gewinnt das von Grube entworfene Bild des Volkslebens noch eine ungleich höhere Bedeutung im Zusammenhang mit der abendländischen Kulturmission, eine Bedeutung, die es dem Staatsmann ebenso beachtenswert macht als dem Volksforscher. Ist das Werk für den Ethnographen, der die Bewegung und Verbreitung der Sitten erforscht, von der größten Wichtigkeit durch die großartige Erweiterung und Bereicherung seines ethnographischen Wissens von China, so sieht der Staatsmann in der bewundernswerten Fülle von Einzelbildern, die zu einem lebensvollen Gesamtbild verwoben sind, das Volk in den charakteristischen Einrichtungen einer mehrtausendjährigen, hochentwickelten Gesittung vor sich, der er vor allem Rechnung tragen muß, wenn er erneuern und nicht zerstören will.

Das Bild des Volkslebens rückt unvermerkt in eine andere Beleuchtung, sobald wir einmal anfangen, das bis ins kleinste ausgebildete Familienleben in seinen Sitten und Bräuchen zu studieren. Diesem Studium kommt die Arbeit Grubes in dankenswerter Weise entgegen. Es liegt ihr eine größere ethnographische Sammlung zu Grunde, welche der Gelehrte während seines Aufenthaltes in Peking für das „Königliche Museum für Völkerkunde" angelegt hat [1]. Diese Sammlung bezieht sich zwar „ausschließlich auf Peking, indem sie die dortigen Sitten und Bräuche schildert, wie sie sowohl das Leben des Einzelnen in seinen Hauptetappen von der Wiege bis zur Bahre begleiten, als auch das Volkstum in seinem inneren und äußeren Leben charakterisieren". Aber innerhalb dieses engeren Kreises ist es Professor Grube gelungen, ein Bild zu entwerfen, das in der reichen und kunstvollen Behandlung des Stoffes vorbildend für jede weitere Darstellung sein wird. Unter seiner Hand hat die chinesische Volkskunde, der,

[1] Wer in jüngster Zeit die chinesische Abteilung des Museums besuchen konnte, dem werden die buntfarbigen Festaufzüge, die mannigfachen Kleidungsstücke und Schmuckgegenstände nicht entgangen sein, die hier in langer Reihe sich dem Auge des Besuchers darbieten. Er hat hier ein echtes Stück des Pekinger Volkslebens en miniature vor sich. Als Ganzes bildet Grubes Sammlung in ihrer systematischen und einheitlichen Durchführung ein würdiges Seitenstück zu denen des Musée Guimet und des British Museum. Wenn daher die chinesische Abteilung des Berliner Museums für Völkerkunde heute ein so wohlgeordnetes Bild darbietet, so verdankt sie das einzig dem zehnjährigen umsichtigen Schaffen, das der hervorragendste deutsche Sinolog in den Dienst des Museums stellte, um aus der chinesisch-japanischen Sammlung eine ethnographische Schöpfung ersten Ranges zu machen.

wie der Verfasser mit Recht klagt, „bislang ein so geringes Interesse entgegengebracht wurde", eine neue Gestalt angenommen. Sie ist inhaltreicher im Stoff, einheitlicher in der Darstellung geworden. An die Stelle des bloßen ethnographischen Stoffsammelns ist wissenschaftliche Anordnung und Durcharbeitung des Stoffes getreten.

Die Abhandlung zerfällt in drei Teile. Der erste Teil schildert die Gebräuche im engeren Kreise des Familienlebens. Die Sitten und Einrichtungen gruppieren sich um Geburt, um Hochzeit, um Tod und Begräbnis. Der zweite Teil führt uns aus dem engeren Festkreis der Familie in den weiteren Kreis der Jahresfeste. Im dritten Teile gewinnen wir ein Bild der Volksbelustigungen. Wenn dem Verfasser die Absicht auch fern liegen mußte, schon mit diesem ersten Wurf ein erschöpfendes und abschließendes Bild zu erreichen, so hat er doch innerhalb der enger gezogenen Grenzen die Grundzüge des Volkstums für alle folgende Forschung in scharfen Linien vorgezeichnet. „Oft handelt es sich dabei um private und öffentliche, religiöse und profane Bräuche, deren Erwähnung und Berücksichtigung man in schriftlichen Urkunden vergeblich suchen würde, die sich vielmehr nur aus dem Volksmunde und durch eigene Anschauung kennen lernen lassen." [1] „In schriftlichen Urkunden?" so mag der Leser vielleicht erstaunt fragen. In der That, solche schriftliche Urkunden zur Kenntnis des Volkslebens giebt es in China seit vielen hundert Jahren, und zwar fließen diese Quellen einer echten Volkskunde sogar außerordentlich reichlich. Es ist dies ein hervorstechender Zug der chinesischen Litteratur, daß sich die Aufmerksamkeit schon früh den mannigfachen Erscheinungen des religiösen und sozialen, des wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens zuwandte. Mit staunenswertem Sammelfleiß trugen die chinesischen Litteraten alles zusammen, was sich der Beobachtung auf den verschiedensten Gebieten darbot. Dieser Zug steht im lebendigen Zusammenhang mit dem früh erwachten Sinn für die Geschichte des Volkes. Wie triebkräftig sich das Interesse für die monumentalen Erinnerungen der Vergangenheit schon im 7. Jahrhundert vor Christus entwickelt hatte, ist bei einer früheren Gelegenheit erörtert worden. Die Umschau im Bereiche der Geschichte des Volkes, die Treue, mit der alle Ereignisse des Volkslebens gesammelt und niedergeschrieben wurden, führte im weiteren Verlauf ganz naturgemäß zur Beobachtung der Sitten und Einrichtungen des Volkslebens. In dem Studium der Vergangenheit lag eine mächtige Anregung zur Beobachtung des eigenen und gegenwärtigen Volkslebens. Der Blick wurde schärfer für das Naheliegende. Die Thatsachen des alltäglichen Lebens, welche ursprünglich der Beachtung kaum wert erschienen, traten mehr und mehr in eine neue Beleuchtung. Und so stehen wir denn vor der überaus bemerkenswerten Thatsache, daß der Chinese sich schon frühzeitig mit dem Studium seines eigenen Volkslebens abgab. In der Vergangenheit hatte sein Auge die rechte Sehweite für die Gegenwart gewonnen. Er durchforschte die Zustände seines alltäglichen Daseins, um alsdann die Bräuche und Sitten mit der Treue des Chronisten niederzuschreiben. Diese Thatsache wirft auf das kultur-

[1] Grube a. a. O. S. 3.

geschichtliche Bild des chinesischen Volkes ein ganz neues Schlaglicht, indem sie uns zeigt, zu welcher Höhe das geistige Leben der Nation bereits in früher Zeit emporgestiegen war. Um dieselbe Zeit, da unsere mittelalterlichen Chronisten und Geschichtschreiber es nur selten noch der Mühe wert halten, uns eingehender über Sitte und Brauch der Stämme zu unterrichten, wissen die chinesischen Schriftsteller nicht bloß die geschichtliche Zeichnung durch das ethnographische Kolorit zu beleben. Sie sind noch einen Schritt weiter gegangen, dadurch daß sie das, was ihnen der reiche Schatz unmittelbarer Beobachtung darbot, in den encyklopädischen Sammelwerken zu einer reichen Fundgrube der Sitten und Gebräuche zusammentrugen. Mit dieser Thatsache steht China einzig da im litterarischen Leben der Völker des Morgenlandes. Allerdings blickte um die Wende des 10. Jahrhunderts n. Chr. die chinesische Kultur auf eine fast zweitausendjährige Entwicklung zurück. Und so wird es wohl begreiflich, wie sich seit den letzten 900 Jahren ein unermeßlicher Stoff zur Volkskunde in den Sammelwerken aufspeichern konnte, von denen einzelne für sich eine ganze Bibliothek darstellen. Indem die nachfolgenden Geschlechter das Erbe übernahmen, führten sie neue Materialien den Encyklopädien zu. Auf diese Weise erwuchs im Bereiche des litterarischen Lebens selbst eine Volkskunde von China, ein Archiv zur Erforschung des chinesischen Volkslebens. Wer daher seine Aufmerksamkeit auf das gegenwärtige Volkstum richtet, darf diese ureigenen Quellen heimatlicher Volkskunde keinen Augenblick außer acht lassen. Und es bildet einen besondern Vorzug des Beitrages „Zur Pekinger Volkskunde", daß der Verfasser überall auf die chinesischen Quellen selbst zurückgeht, um in den Worten des chinesischen Ethnographen — wenn wir einmal diesen Ausdruck gebrauchen dürfen — die eigenen Beobachtungen zu beleuchten und zu ergänzen. Damit hat Grube deutlicher als irgend ein anderer vor ihm den Weg gewiesen, um den in jenen Büchern aufgespeicherten Schatz ethnologischer Einzelheiten in fruchtbringender Weise zu verwerten für den Aufbau einer wissenschaftlichen Volkskunde Chinas. Beides muß Hand in Hand gehen, eigene Anschauung des Volkslebens und systematische Erforschung der Sammelwerke. Das ist ethnologische Quellenforschung im wahrsten und umfassendsten Sinne. Sie bahnt uns den Weg zu einer ganzen Welt von neuen Thatsachen. Hier lernen wir ein ganz anderes Volk kennen, eine Nation, deren soziales Leben seinen Mittelpunkt in der unüberwindlichen Macht der Familiensitte hat. Vieles mag uns fremd und abstoßend vorkommen. Von dem engen familienhaften Zusammenhang des chinesischen Volkslebens aus gesehen schauen wir so manche höchst kindische Sitte und manchen widersinnigen Brauch in einem ganz neuen Lichte. Die Bedeutung steigt, wenn darauf der Reflex der beleuchtenden Parallelen fällt, welche uns in stand setzen, das Leben örtlich und zeitlich weit auseinanderliegender Volkspersönlichkeiten in vergleichender Gegenüberstellung einander näher zu bringen. Und wenn es wahr ist, daß der Mensch des Menschen würdigstes Studium bleibt, so wird das auch für China um so voller zur Geltung kommen, je mehr uns vergönnt wird, in die Tiefen des volkstümlichen Lebens hinabzusteigen, um die Individualität des chinesischen Volkstums als ein Glied im großen Organismus der Menschheit zu erforschen. In den buntfarbigen Sitten des Familienlebens werden wir auf die-

THE NEW YOR
PUBLIC LIBRAR
ASTOR, LENOX AND
DATIONS

selben Gesetze stoßen, welche die unwandelbaren Grundlagen aller menschlichen Gesittung sind. Es wird sich immer deutlicher zeigen, wie vom Mittelpunkte der Familie aus ein reich verschlungenes Gewebe sozialer Beziehungen sich über das Volksleben ausbreitet und wie in der Familiensitte hinwiederum alle Fäden zusammenlaufen. Im Brauch und Herkommen der Familie wurzeln die Kardinalsitten der Nation, jene Einrichtungen, die seit undenklicher Zeit bestimmend für den Gesamtcharakter des Volkes wurden. Wir brauchen uns bloß eine kurze Strecke unserem trefflichen Führer durch das Pekinger Volksleben anzuvertrauen, um bald wahrzunehmen, wie reich und original einesteils die häusliche Sitte entwickelt ist, die in den Haus- und Familienfesten dem Leben seinen Glanz verleiht, und wie tief anderseits alle sozialen und wirtschaftlichen Zustände in dem Familienhaus und in der Familiensitte gegründet sind.

Sobald ein Sohn geboren ist, werden sofort alle Verwandten und Freunde durch mündliche Mitteilung von dem freudigen Ereignis in Kenntnis gesetzt. Sie finden sich alsbald ein, um ihre Glückwünsche darzubringen. Innerhalb der ersten drei Tage muß dies geschehen, wenn man nicht während des ganzen ersten Monats vom Besuche der glücklichen Mutter ausgeschlossen sein will. Daher pflegt sich die ganze Verwandtschaft und Bekanntschaft möglichst zeitig und vollständig einzufinden. Den drei ersten Tagen wird ein besonders festliches Gepränge gegeben. Der Hof wird durch Überdachung in eine geräumige Halle verwandelt, in der die Gäste bewirtet und durch Musik, durch Liedervorträge von Sängern und Sängerinnen, durch Gauklervorstellungen unterhalten werden. Am dritten Tage werden dem neuen Weltbürger „Glücksfrüchte" in sechs geschmückten Schüsseln dargebracht. Es sind besondere Fruchtgattungen, deren Bedeutung ein Wortspiel mit glückverheißendem Sinn enthält. Eine solche Glücksfrucht ist z. B. die Kastanie, welche Li-⁴tße heißt und als Wortspiel für Li-tße, „Nachkommenschaft erhalten", steht. Aber Li⁴, „Kastanie", im vierten Ton, darf um keinen Preis verwechselt werden mit Li², „Birne", im zweiten Ton. Hier zeigt sich die Wortsymbolik und der Einfluß, den sie auf den durch und durch abergläubischen Sinn des Volkes ausübt, in einer geradezu kindischen Art. Von den Früchten nämlich, die dem Brautpaare überreicht werden, ist die Birne ausgeschlossen, weil ihr Name Li² an das gleichlautende Wort Li² erinnert, das die unheilvolle Nebenbedeutung „sich trennen, auseinandergehen" hat. Auf diesen Aberglauben ist es auch zurückzuführen, wenn ängstlich vermieden wird, daß zwei Personen sich in eine Birne teilen; geschieht es dennoch, so muß wenigstens ein Stück derselben beiseite geworfen werden [1]. — Neben den Schüsseln mit den Glücksfrüchten

[1] Die drolligsten Beispiele dieses Wortaberglaubens finden sich im Buche zerstreut. So wird z. B. streng darauf geachtet, daß am Neujahrsfeste nur glückbringende Worte und Redensarten im Munde geführt werden. Wenn z. B. irgend ein Gegenstand zerbrochen wird, darf nicht das Wort h'uai, „zerbrochen", gebraucht werden, sondern man bedient sich in solchem Falle der Formel: sui-sui p'ing-an; denn obwohl auch sui „zerbrochen" bedeutet, so dient es hier doch als Äquivalent für das gleichlautende sui, „Jahr", wodurch der Satz die Form eines Glückwunsches

werden zwei Schüsseln mit buntgefärbten Eiern dargereicht. Alsdann wird ein Becken aufgestellt, und mit der Aufforderung: „Ich bitte die Herren und Damen, das Becken nachzufüllen", werden die Anwesenden eingeladen, eine Geldmünze in das Becken zu werfen. Zuerst treten die Herren heran, um ihren Obolos dem Neugeborenen darzubringen. Jede derartige Gabe wird von einem Segenswunsch begleitet, der meist in das Gewand eines Wortspieles gekleidet ist. Einer der Anwesenden wirft z. B. 800 Cash ins Becken, und die Worte, mit denen er die achtmal 100 Cash begleitet, bedeuten: „Möge während der acht Perioden des Jahres Ruhe und Friede herrschen." Ein anderer spendet scherzeshalber nur einen Cash unter allgemeiner Heiterkeit mit dem Wunsche, daß der Neugeborene die erste Rangstufe einnehmen möge. Den Herren folgen die Damen mit Glücksfrüchten oder Geldmünzen. Nach Ablauf der ersten drei Tage stattet die Schwiegermutter und der Mann der Wöchnerin allen Verwandten und Bekannten, die sich zur Beglückwünschung eingefunden hatten, Dankesbesuche ab, erstere bei den Damen, letzterer bei den Herren.

Die Feier der Vollendung des ersten Monats wird in wohlhabenden Häusern besonders festlich begangen, und zwar nach der Geburt eines Mädchens am 30., nach der eines Knaben am 29. des betreffenden Monats. Zur Feier wird der Hof wiederum überdacht und in eine geräumige Festhalle verwandelt. Die Gäste, vorwiegend Frauen, erscheinen sämtlich ungebeten und bringen verschiedene für das Kind bestimmte Geschenke, meist hübsche Kleidungsstücke, dar. Unter den letzteren spielen kleine Schuhe die Hauptrolle. Diese sind entweder richtige Kinderschuhe von den verschiedensten Phantasieformen, z. B. „Löwenschuhe", „Tigerschuhe", „Fischschuhe", oder solche, die den Schuhen Erwachsener nachgebildet sind, z. B. die sogen. Lei-pu-sha, „Schuhe, in denen man der Ermüdung nie unterliegt", oder Schuhe mit dem darauf gestickten Zeichen shou, „langes Leben", wie solche von Litteraten getragen werden, „Schmetterlingstraum-Schuhe", so benannt nach dem Traume des großen Philosophen Chuang-tse, in dem er sich in der Gestalt eines Schmetterlings erblickte. Sehr beliebt ist als Geschenk eine mit goldenen oder silbernen Schellen versehene Mütze. Reiche Leute spenden obendrein noch ein bis zwei Paar Schweine und Hämmel, zwei Paar Hühner und Enten, kleine rote Wachskerzen und ein Faß „Freudenwein". Geldgeschenke werden in einem roten Briefumschlage überreicht, dessen Mittelstreifen irgend eine auf die Feier bezügliche Aufschrift trägt, z. B.: „Möge er lange leben und 100 Jahre alt werden." Links unten am Rande des Umschlages steht der Wohnort (nie der Name) des Gebers. Über Geber und Gaben wird genau Buch geführt, während die meist sehr zahlreichen Geschenke auf den Tischen ausgebreitet werden. Beim Mahle findet häufig eine Theatervorstellung statt. Ist das Mahl beendet, so verfügen sich die Gäste in die Wohnräume, um die Geschenke in Augenschein

erhält: „Ruhe (p'ing) und Frieden (an) jahraus jahrein (sui-sui)." Dieser Wortaberglaube geht so weit, daß man am Neujahrstage sogar vermeidet, Reis zu essen, weil fan, „gekochter Reis", gleichlautend ist mit fan, „zuwiderhandeln, gegen etwas verstoßen".

zu nehmen. Am Abend pflegt der Hofraum mit bunten Lampen illuminiert zu werden, während abermals ein Schaustück den Gästen vorgeführt wird. Eine ähnliche Feier wiederholt sich bei der Vollendung des hundertsten Tages. An diesem Tage spielen mit Schweinefleisch gefüllte Pastetchen eine große Rolle.

Alle jene Festlichkeiten, die an die Geburt und die ersten Lebenstage des Kindes geknüpft sind, beleuchten den familienhaften Zusammenhang, der Verwandte und Bekannte zu gemeinsamer Freude verbindet. Es versteht sich, daß auch die Namengebung gefeiert wird. Sie hat um so höhere Bedeutung, je mächtiger der Einfluß ist, den ein glücklicher oder unheilvoller Name auf die Zukunft des jungen Lebens ausübt. Von ungleich höherem Interesse jedoch werden dem Leser die Abschnitte sein, welche die Hochzeitsbräuche behandeln. Hier giebt sich so ganz die Eigenart des sozialen Lebens in China zu erkennen.

Wer die Absicht hat, einen Sohn zu verheiraten, beauftragt einen Ehevermittler, sich nach einer passenden Lebensgefährtin für ihn umzusehen. Hat er eine solche ausfindig gemacht, so werden durch Vermittelung von Verwandten und guten Freunden sorgfältige Erkundigungen über das Mädchen und dessen Familie eingezogen. Ein Gleiches geschieht umgekehrt seitens der Eltern des Mädchens. Charakteristisch für Sitte und Brauch ist nun der Austausch der Personalscheine, wenn das vorläufige Ergebnis der Erkundigungen beiderseits ein günstiges ist. Auf Grund der Personalakte, die nicht bloß über die Heiratskandidaten, sondern auch über die soziale und wirtschaftliche Stellung der Eltern und Großeltern unterrichtet, finden neue Nachforschungen statt. Erst darauf wird ein Tag verabredet, an dem der Ehevermittler den künftigen Bräutigam den Eltern der Braut im Beisein der ganzen Verwandtschaft vorzustellen hat. Diese Vorstellung heißt „die Bekanntschaft des jungen Mannes machen" und ist ein wahres Spießrutenlaufen für den bedauernswerten Jüngling, der die Prüfung über sich ergehen lassen muß, ohne daß ihm gesagt wird, um was es sich handelt. Es wird ihm einfach befohlen, seine Staatsgewänder anzuziehen und in Begleitung des Herrn So und So, nämlich des Ehevermittlers, einen Besuch bei der betreffenden Familie zu machen. Wenn er auch den Zweck des Besuches erraten kann, so muß er nichtsdestoweniger den Unschuldigen spielen. Im Hause der präsumtiven Schwiegereltern lenkt er natürlich sofort die Aufmerksamkeit aller auf sich. Sein Aussehen, seine Kleidung, sein Benehmen, seine Kenntnisse, alles wird einer eingehenden Prüfung unterworfen. Man veranlaßt ihn zum Reden, um zu sehen, ob er sich als gebildeter Mann auszudrücken und zu benehmen versteht. Litteraten reden ihn in Ausdrücken, die nur der Schriftsprache angehören, an, um dadurch einen Prüfstein seiner Belesenheit zu erlangen. Der Angeredete muß natürlich seine Antwort mit passenden Citaten und zierlichen gelehrten Floskeln schmücken.

Sind die Präliminarien nach dieser Seite zu einem befriedigenden Abschluß gekommen, so wird ein Tag bestimmt, an dem die Mutter, oder falls diese nicht mehr am Leben ist, die Großmutter oder die älteste Schwägerin des Ehekandidaten das Mädchen persönlich kennen lernen kann. Ihr ist die endgültige Entscheidung über die Wahl der Schwiegertochter vorbehalten. Natürlich darf auch die künftige

Braut nicht wissen, um was es sich bei der Begegnung handelt. Erst nachdem die Mutter des Ehekandidaten ihre Einwilligung gegeben hat, wird den Eltern der Braut durch den Heiratsvermittler mitgeteilt, daß „das Ehebündnis beschlossene Sache" ist, wie der offizielle Ausdruck lautet. Nunmehr bestimmen die Eltern des Bräutigams den Tag für die Übersendung der sogen. „kleinen Verlobungsgeschenke". Die Gaben bestehen aus zwei kleinen Scepterm, von denen das eine aus Gold, das andere aus Silber ist und die in zwei seidenen, meist reich gestickten Beutelchen liegen, und aus einem Paar goldener und einem Paar silberner Fingerringe. Diese Verlobungsgeschenke werden in zwei hübschen Kästchen durch die männlichen Verwandten des Bräutigams der Braut überreicht. Erst jetzt wird der Tag für die Verlobungsfeier, die in der Überreichung der „großen Verlobungsgeschenke" zum Ausdruck kommt, bestimmt. Die Verlobungsfeier ist ein Familienfest in des Wortes bestem Sinne, ein Hausfest, das nicht bloß die engsten Familienglieder, sondern Verwandte und Bekannte als zum Hause gehörig und in des Hauses Freud' wie Leid verflochten zusammenführt. Das Haus als Inbegriff einer sozialen Gesamtpersönlichkeit kommt in dem familienhaften Zusammensein der eingeladenen Gäste zur schönsten Geltung. Und nichts läßt uns tiefer in das innere Leben des Volkes hineinblicken als dieser Familiengeist, der die gesamte Vetterschaft und Nachbarschaft zu den Festen des Hauses heranzieht. Jedes Ereignis des Hauses muß ihnen angekündigt, zu jedem größeren Feste müssen sie eingeladen werden. Hat man einen glückbringenden Tag für die Verlobungsfeier gefunden, so werden Verwandte und Freunde persönlich durch den Vater oder die Mutter des Bräutigams und der Braut zum Feste gebeten. Die Einladungsformel lautet: „Ich komme heute, um Sie zu bitten, uns zur Verlobungsfeier unseres ältesten (resp. zweiten, dritten u. s. w.) Sohnes N. N. mit Ihrer Gegenwart beehren zu wollen." Die Eltern der Braut bedienen sich statt der letzten vier Worte der Formel „unsere neue Verwandtschaft zu begrüßen". Unter den Geladenen nehmen die erste Stelle die Ehrendamen ein, die mit der Überbringung der „großen" Brautgeschenke betraut werden. Die Brautgeschenke bestehen diesmal in einem Paar großer Scepter aus Edelmetall, in zwei Paar Blumen aus Feder-email, in zwei goldenen und zwei silbernen Armspangen und in einem Paar goldener und einem Paar silberner Fingerringe. Die Ehrendamen, welche aus den Freundinnen und Verwandten mütterlicherseits gewählt werden, erscheinen selbstverständlich in Festkleidung, d. h. in einem langen Seidengewande mit einem kurzen Oberrock darüber sowie mit Diadem und Perlenhalskette geschmückt. Um die festgesetzte Zeit besteigen die Ehrendamen ihre Maultierwägelchen. Ein jeder Wagen wird von vier Dienern flankiert. Den festlichen Zug eröffnet ein Vorreiter. Am Eingange der Haupthalle werden die Ehrendamen vom Vater der Braut empfangen. Im inneren Hofe, vor den Stufen, die ins Hauptgemach führen, begrüßt die Mutter der Braut die Ehrendamen durch Handreichung, worauf letztere in einer bestimmten Ordnung ins Hauptgemach geleitet werden. Unterdessen sind auch die Geschenke hineingetragen und auf einem mit roter Decke bedecktem Tisch niedergelegt worden. Sobald alles fertig ist, nimmt die Mutter des Bräutigams die rotseidenen Hüllen von den verschiedenen Kästen.

öffnet diese und übergiebt die Geschenke der Brautmutter mit den Worten: „Wir haben hier ein paar Kleinigkeiten in Bereitschaft.“ Darauf erwidert jene: „Wie können Sie so etwas sagen! Übrigens sehe ich, daß die glückbringende Stunde bereits geschlagen hat! Darf ich die Damen bitten, die Brautgeschenke zu überreichen?“ Jetzt begeben sich die Damen unter Führung der Mutter in das Zimmer der Braut, woselbst diese, in rotseidenem Gewande aufs schönste herausgeputzt, gesenkten Hauptes dasitzt. Jede der Damen überreicht ihr Geschenk mit einer konventionellen Glückwunschformel. Wenn z. B. die zweite Ehrendame die Federemailblumen der Braut ins Haar steckt, spricht sie: „Wie diese Blumen, mögen dir Reichtum und Ansehen blühen“, oder wenn die dritte Ehrendame die goldenen Armspangen ihr anlegt, sagt sie: „Gold und Edelgestein möge dein Gemach füllen.“ Die letzte Ehrendame überreicht die silbernen Ringe mit einer Mahnung: „Richte dich stets nach den Winken deiner Schwiegermutter.“ Nach Beendigung dieser Zeremonie begeben sich die Ehrendamen ins Hauptgemach zurück, um alsbald den Eltern des Bräutigams zu berichten, was sie erlebt und gesehen haben. Sobald der Zug wiederum im Hause der letzteren angekommen ist, eilt der Vater den Ehrendamen bis vors Thor entgegen, wo die Damen ihn beglückwünschen und er ihnen für ihre Mühe dankt. Am Abend des Verlobungstages wird der Bräutigam von seinen Eltern vor die Tafeln seiner Vorfahren geführt, um ihnen seine Ehrfurcht darzubringen. Hat die betreffende Familie einen besondern Ahnentempel, so kann der Verlobte sich entweder nach der Richtung des Tempels niederwerfen oder denselben am nächsten Tage aufsuchen. Nachdem er seinen Ahnen diesen Tribut der Verehrung gezollt, muß er sich in gleicher Weise der Reihe nach vor seinen Großeltern, Eltern und sonstigen Familienangehörigen auf sein Antlitz niederwerfen. Damit hat die eigentliche Verlobungsfeier ihr Ende erreicht. Die dramatischen und musikalischen Vorträge hingegen, welche dem Festmahl einen besondern Glanz verleihen sollen, dauern wohl noch bis tief in die Nacht. Es versteht sich von selbst, daß auch für die Dienstboten ein reiches Scherflein abfällt. Es werden ihnen Trinkgelder in offenen roten Couverts überreicht, auf deren Mittelstreifen das Schriftzeichen Hsi, „Glück“, steht.

Doch das alles bildet nur ein leises Vorspiel zum Jubel, mit dem der Hochzeitstag selbst begangen wird. Es liegt außerhalb des Rahmens des Aufsatzes, das Bild in der ganzen Fülle der Einzelheiten vorzuführen, die Grube zu einem Musterstück ethnographischer Schilderung zusammengefaßt hat. Es sei nur auf einige der markantesten Züge hingewiesen, die den Charakter des Haus- und Familienfestes beleuchten können, wie er in dem familienhaften Zusammenhalt hervortritt. Die nächsten Verwandten und intimsten Freunde werden mündlich gebeten, am Feste teilzunehmen; an alle übrigen werden schriftliche Einladungen gerichtet, die auf rotem Papier geschrieben sind. Sechs bis sieben Tage vor der Vermählungsfeier müssen sämtliche Einladungen abgesandt sein. Jeder der Gäste überreicht dem Vater des Bräutigams ein rotes Couvert, in dem eine Geldspende für den Bräutigam enthalten ist. Wie die Verlobungsfeier durch Übersendung der großen Verlobungsgeschenke eingeleitet wurde, so beginnt die Hochzeitsfeierlichkeit mit der Überreichung der Mitgift, die in festlichem Zug unter Klängen der

Musik ins Haus des Bräutigams abgeholt wird. Mittlerweile hat sich die Ehrendame, welche auserkoren wurde, die Braut dem Bräutigam zuzuführen, ins Haus der Eltern der Braut begeben, wo sie am Hausthore vom Vater empfangen und im inneren Hof von der Mutter begrüßt wird. Während sich die Braut im Hause der Eltern rüstet, hat der Vater des Bräutigams daheim die Brautsänfte mit einem Bündel von Räucherkerzen durchräuchert. Nun bittet er die acht Herren, die die Braut abholen sollen, ihre Maultierwägelchen zu besteigen, worauf jene sich unter Kniebeugungen verabschieden. In demselben Augenblick fällt die Musik mit einem Freudentusch ein, und der Zug setzt sich in Bewegung. Ein Trompetensignal verkündet im Brauthaus das Nahen des Zuges, worauf sich die Ehrendame, welche die Braut abholt, ins Gemach der Braut verfügt, um dieser den roten Schleier ums Haupt zu legen, der Haupt und Antlitz ganz verhüllt. Es ist nun ein ganz eigenartiger Brauch in China, daß in dem Augenblick, da die Sänfte vor dem Brauthause anlangt, das Thor geschlossen wird. Während die Musik zur Freude der im inneren Hofe sich befindenden Kinder eine heitere Weise nach der andern spielt, stecken die Herren, welche die Braut abholen sollen, den Kindern rote, teils mit Geldmünzen teils mit Theeblättern gefüllte Päckchen durch die Thorspalte zu, um sich den Eintritt zu erkaufen. Endlich klopfen die Herren ans Thor und rufen den Kindern zu: „Öffnet nun das Thor, auf daß wir die glückbringende Stunde nicht verpassen." Nunmehr wird das Thor geöffnet, und die acht Herren treten unbehindert ein, indem sie gleichzeitig kleine Geldmünzen in die Luft werfen. Dieser Brauch heißt „den Himmel voller Sterne streuen". Die Eltern geleiten jetzt die Tochter über die mit Teppichen belegten Stufen zur Sänfte hinab. Die gute Sitte erheischt, daß Mutter und Tochter in diesem feierlichen Augenblicke in Thränen ausbrechen, eine Sitte, die der Volkswitz durch folgendes Sprichwort charakterisiert: „Eine Braut, die ihr Elternhaus verläßt, lacht im Grunde, wenn sie weint; ein durchgefallener Kandidat weint im Grunde, wenn er lacht." Sobald die Klänge der Musik von der Straße her das Nahen des Brautzuges melden, wird auch hier das Hausthor geschlossen, so daß die Braut genötigt ist, eine Weile zu warten. Diese Sitte hat angeblich nur den Zweck, der Braut angesichts des Neuen und Unbekannten, das ihrer harrt, Gelegenheit zu geben, ihrer Gefühle Herr zu werden. Aber wir gehen wohl nicht irre in der Annahme, daß es sich hier um Überbleibsel uralter volkstümlicher Sitten handelt. Auf einen ganz ähnlichen Brauch stoßen wir in Indien [1]. Die Braut muß auch hier in Wehklagen und Weinen ausbrechen, wenn der Brautzug sich in Bewegung setzt. Der Hochzeitszug wird aufgehalten, als handle es sich um einen Kriegszug, wo die Beute noch einmal streitig gemacht wird. Von ganz besonderem Interesse aber ist uns der chinesische Brauch, bei der Heimführung Pfeile abzuschießen, sobald das Thor geöffnet und die Sänfte mit der Braut in den inneren Hofraum hineingetragen ist. Nach einigem Harren wird nämlich das

[1] M. Winternitz, Das altindische Hochzeitsrituell. (Denkschriften der Kaiserl. Akad. der Wissensch. in Wien, philosophisch-historische Klasse. Bd. XL.) Wien 1892. S. 42 f.

Thor dem Brautzug aufgemacht. Im Hofraum ist mittlerweile ein eisernes Becken mit glühenden Kohlen aufgestellt worden. Und nun wird die Sänfte mit der Braut darüber hinweggehoben. Dieser Brauch heißt „das Überschreiten des Feuerbeckens" und erinnert lebhaft an das Umwandeln des heiligen Feuers im indischen Hochzeitsrituell. Mit dem rotseidenen Brautschleier war vorher der Braut ein kleiner Sattel, ein Bogen und drei Pfeile übersandt worden. Diese Gaben wurden von besondern Trägern im Hochzeitszuge mitgeführt. Während die Sänfte noch geschlossen ist, wird der vorhin erwähnte Sattel vor dieselbe auf den Fußboden gelegt, worauf sich der Bräutigam, den Bogen mit den drei Pfeilen in der Hand, rittlings über den Sattel stellt und die Pfeile abschießt. Der Bogen ist aus Pfirsichholz, die Pfeile aus Weidenholz. Damit mag nun der indische Brauch verglichen werden, daß die Braut mit einem Pfeile in der Hand dem Bräutigam übergeben wird [1]. Kein Zweifel, daß die chinesische Volkskunde der allgemeinen und vergleichenden Volkskunde ganz neue Gesichtspunkte erschließen wird, sobald wir uns einmal bemühen werden, den wunderbaren Reichtum Chinas an volkstümlichen Sitten und Einrichtungen zu ordnen und zu prüfen. In der vergleichenden Beobachtung fremder Sitten und Bräuche wird das Bild der gesellschaftlichen Einrichtungen allmählich zu einem umfassenden Panorama des Völkerlebens aller Zeiten und Länder sich erweitern, das in der großartigen Mannigfaltigkeit und Eigenart menschlicher Entwicklung doch wiederum auch die überraschendsten Züge der Familiengemeinschaft vorführt. — Doch kehren wir zu dem chinesischen Hochzeitsrituell zurück. Nachdem die Pfeile vom Sattel abgeschossen sind, verläßt die Braut die Sänfte, um sich ins Brautgemach zu begeben. Zwei Knaben gehen ihr mit zwei roten Teppichen voraus, um abwechselnd den einen und den andern vor ihr über den Stufen auszubreiten. Auf dem Wege ins Brautgemach muß die Braut den Sattel überschreiten. Ein altes Herkommen verlangt, daß die eine Ehrendame ihr unter den Brautschleier einen Apfel steckt, den die Braut anbeißt. Im Brautgemach werden bunte Kerzen angezündet; außerdem brennt die „Lampe des langen Lebens". Mittlerweile ist das festliche Hochzeitsmahl hergerichtet, bei dem die Brautleute einander gegenüber Platz nehmen. Das Hauptgericht besteht aus den langen sogen. „Nudeln des langen Lebens".

Wir können die mannigfachen Bräuche übergehen, die sich auf die nächstfolgenden Tage erstrecken, an denen die Hochzeitsfeier fortgesetzt wird. Nur auf zwei eigenartige Sitten sei noch hingewiesen. Ein besonders heiliger Brauch ist es, daß bald nach der Hochzeit, etwa am sechsten Tage, die Vermählte dem elterlichen Hause den ersten Besuch abstattet. Der Brauch verlangt, daß sie im ersten Morgengrauen, „da die Dachziegel des elterlichen Hauses noch nicht zu unterscheiden sind", wie die offizielle Formel lautet, an ihrem Bestimmungsorte eintreffe. Sie wird gewöhnlich von einem ihrer Brüder oder in Ermangelung eines solchen von einem ihrer Oheime abgeholt, der die Schwiegereltern bei dieser Gelegenheit bittet, ein wenig später auch den jungen Ehegatten abholen zu dürfen.

[1] A. a. O. S. 30 f.

Dieses Anerbieten pflegt mit dem Bemerken dankend abgelehnt zu werden, daß dieser allein nachkommen werde. Vor ihrem elterlichen Hause angelangt, wird die junge Frau von sämtlichen Hausgenossen am Thore empfangen, wobei die Mutter ihr einen Apfel reicht, in den sie wiederum einzubeißen hat. Die feierliche Begrüßung durch Kniebeugung findet erst im inneren Hofe statt. Darauf verfügen sich alle unter Vortritt der jungen Frau ins Hauptgemach. Einige Stunden später erscheint der Schwiegersohn und wird von den männlichen Mitgliedern der Familie am Thore, von den Damen an den Stufen, die aus dem Hause in den Hof hinabführen, bewillkommt. Darauf läßt er sich an der Seite seiner Frau nieder. Beim Festmahl wird die Darreichung eines jeden Gerichts von einer passenden Glückwunschformel begleitet. Die Tochter verweilt noch bis zum Nachmittag im elterlichen Hause, während ihr Mann, von den männlichen Mitgliedern der Familie bis ans Hausthor geleitet, schon früher den Heimweg antritt. Mit Geschenken kehrt sie zur Schwiegermutter zurück [1].

Am nächsten Tage besucht die junge Frau in der Regel in Begleitung ihrer Schwiegermutter die Grabstätte der Familie, der sie nunmehr angehört, um den verstorbenen Vorfahren vorgestellt zu werden und ihnen ihre Huldigung darzubringen. Zu diesem feierlichen Akte legt sie wiederum ihr Staatsgewand samt dem Diadem an. Der Begräbnisplatz zerfällt bei den wohlhabenderen Familien in zwei gesonderte Abteilungen, in die „dunkle Behausung" und in die „lichte Behausung". Die erstere ist die eigentliche Grabstätte, während die letztere als Absteigequartier für die Überlebenden dient, so oft diese die Gräber ihrer Ahnen besuchen. Verpflichtend sind diese Besuche der Gräber viermal im Jahr. Die Pflege und Instandhaltung der Grabstätte ist einem Grabhüter anvertraut, dessen Amt bei reichen Leuten erblich ist. Die Damen verfügen sich zunächst in die „lichte Behausung", wo ihnen Thee angeboten wird. Der Grabhüter setzt unterdessen Schüsseln mit den sogen. „Tatarenkuchen" auf die vor den Gräbern befindlichen Steintische. Sobald er meldet, daß alles für die Opferzeremonie Erforderliche vorbereitet sei, betreten die Damen den eigentlichen Begräbnisplatz. Die Schwiegermutter bringt zuerst eine Libation von Wein oder Thee am Grabe des Urahns der Familie dar, wirft sich vor demselben auf das Antlitz nieder und verrichtet ein stilles Gebet, indem sie die Seele des Toten anfleht, ihre Schwiegertochter zu beschirmen. Ihr folgt die Schwiegertochter mit der gleichen Libation und derselben Kniebeugung. Diese Zeremonie wird vor jedem einzelnen Grabe wiederholt. Den Beschluß der Feier bildet ein Imbiß in der „lichten Behausung".

Unmittelbar an den Besuch der Familiengrabstätte schließen sich die Besuche bei den Verwandten und Freunden, die sich an der Hochzeitsfeier beteiligt haben. Die stehende Formel, mit der die Schwiegermutter ihre Schwiegertochter in jedem Hause einführt, lautet: „Ich bringe meine Schwiegertochter mit, damit sie Sie

[1] Nach jedem Besuche im elterlichen Hause werden ihr Geschenke (meist Naschwerk) für die Schwiegermutter mitgegeben, eine captatio benevolentiae, die durch das volkstümliche Sprichwort: „Wenn die Schwiegertochter ihre ersten Besuche macht, sperrt die Schwiegermutter hernach den Rachen auf", illustriert wird.

begrüße und Ihnen ihren Dank abstatte." Diese Besuche nehmen selbstverständlich mehrere Tage oder gar Wochen in Anspruch. Der junge Ehemann stattet unterdessen den Herren Besuche ab; doch ist es diesem auch gestattet, sich die Mühe durch Umherschicken seiner Visitenkarte zu ersparen.

Es mögen diese Züge genügen, um dem Leser einen Einblick in das engere Familienleben zu gewähren, wie es sich an dem Feste, das unter allen Festen des Hauses das eigentliche Schau- und Prunkstück ist, so reich entwickelt kundgiebt. Dem Familienfestkreis entspricht der Kreis der Volks- und Jahresfeste. Wie die Familie sich zur Gemeinde, zum Volk erweitert, so entfaltet sich der Festkreis des Hauses zum Festkreis der Gemeinde, und das familienhafte Bewußtsein, das die Glieder einer Verwandtschaft so enge zusammenhält, setzt sich in den großen Volksfesten fort, an denen Stadt und Gemeinde mit einer Einmütigkeit teilnehmen, als handle es sich um ein einziges großes Familienfest. Kein Volk des Morgenlandes ist vielleicht so reich an Volksfesten wie das chinesische. Bei keinem tragen die Jahresfeste ein so ausgesprochen gesellschaftliches, familienhaftes Gepräge wie hier. Für das Studium der Gesellschaft und Gesittung Chinas ist diese Beobachtung von der höchsten Bedeutung. Das klettenhafte Zusammenleben des chinesischen Volkes kann sich kaum kräftiger geltend machen als in der ungeschwächten Teilnahme von reich und arm, von hoch und niedrig, von alt und jung an den Festen des chinesischen Staatskalenders. Die Art, in der diese Feste als Familienfeste gefeiert werden, schlingen ein soziales Band um die chinesische Bevölkerung, das diese starr und zäh zusammenhält. So verschieden abgestuft der Zusammenhang der einzelnen Familie mit dem ganzen Volk sein mag, so wissen sich doch alle eins in der Begehung der geselligen Festlichkeiten, welche uraltes Herkommen geschaffen hat. Unter diesem Gesichtspunkt gewinnen die altherkömmlichen Festesherrlichkeiten, die sich vielfach noch so frisch und ursprünglich erhalten haben, eine vorzügliche soziologische Bedeutung, und der Leser wird mit wachsendem Interesse dem Festcyklus folgen, der in bunter Mannigfaltigkeit an seinem Auge vorüberzieht.

Wie in ganz China, so ist auch in Peking das Neujahrsfest das Hauptfest des Jahres. Lange vorher beginnt man sich für den Feiertag zu rüsten. Zunächst werden die Kanzleien um die Zeit der Jahreswende einen Monat lang geschlossen. Der Beginn der Amtsferien, die das neue Jahr einleiten, ist mit einer feierlichen Zeremonie verbunden, die unter dem Namen „Siegelverschluß" bekannt ist. Jedes Yamen (Behörde) besitzt sein eigenes Siegel, das der Obhut des Siegelbewahrers anvertraut ist. Das Siegel befindet sich unter Verschluß, und den Schlüssel zu demselben hat der Vorsitzende der betreffenden Behörde. So oft das Siegel gebraucht wird, hat daher der Siegelbewahrer den Schlüssel von dem Vorsitzenden gegen Aushändigung einer silbernen Legitimationsmarke, auf der die Zeichen für „Siegelbewahrer" eingraviert sind, zu erbitten. Der Siegelbewahrer hat jedes gestempelte Schriftstück unter Angabe, wievielmal dasselbe mit dem Amtsstempel versehen worden ist, in ein Journal einzutragen und dieses samt dem Siegel dem Vorsitzenden der Behörde zuzustellen, worauf hin er seine Legitimationsmarke zurückerhält. An dem Tage des „Siegelverschlusses" nun

wird das vorher reingewaschene Siegel mitten auf den in der Haupthalle der Behörde (kung-t'ang) aufgestellten Tisch gelegt. Zu beiden Seiten des Siegels stehen zwei Leuchter mit brennenden Kerzen, und vor demselben befindet sich ein Räucherbecken. Die Eingangsthür der Halle wird mit Draperien aus roter und grüner Seide, ähnlich denen, die bei der Hochzeitsfeier verwendet werden, geschmückt. Während die höheren Beamten unter Vortritt des Vorsitzenden die Halle betreten, stehen die übrigen Beamten in Galatracht zu beiden Seiten der Stufen und begrüßen ihre Vorgesetzten. Nachdem der Vorsitzende brennende Räucherkerzen in das vor dem Siegel befindliche Räucherbecken gesteckt hat, vollzieht er drei Kniebeugungen, worauf er die Glückwünsche seiner Beamten anläßlich des Siegelverschlusses entgegennimmt. Nunmehr wird das Siegel mit einer Papierhülle versehen und diese mit einem roten Papierstreifen zugeklebt, auf den das Zeichen für „versiegelt" geschrieben wird. Alsdann wird das Siegel in den zugehörigen Kasten gelegt, der mittels eines silbernen Vorlegeschlosses zugeschlossen wird. Endlich wird der Kasten in einen gelbseidenen Beutel gelegt und dieser mit zwei roten Papierstreifen kreuzweise überklebt. Auf dem einen Streifen stehen die Worte: „Möge der Siegelverschluß von großem Glück begleitet sein", während der andere die Aufschrift trägt: „Möge die Siegelöffnung von großem Glück begleitet sein." Alsdann übergiebt der Siegelbewahrer den Schlüssel wieder dem Vorsitzenden und trägt das Siegel in die „Siegelkammer" (yin-ku). Damit hat der feierliche Akt sein Ende erreicht, und die Beamten verlassen unter gegenseitigen Glückwünschen den Ort ihrer Thätigkeit, um sich erst einen Monat später wieder im neuen Jahr dort einzufinden. Der Tag des „Siegelverschlusses" ist in Peking ein besonderer Festtag für Bettler und Vagabunden, da sie an diesem Tage straffrei sind. Sie benutzen daher die Gelegenheit, um mit Vorliebe Passanten, die, von ihren Markteinkäufen heimkehrend, Mundvorräte bei sich führen, zu bestehlen. Werden sie auf der That ertappt, so riskieren sie höchstens eine Tracht Prügel, ohne böse Folgen vom Richter fürchten zu müssen.

Während der letzten Tage des Jahres herrscht auf den Straßen ein ungleich regeres Leben als sonst. Auf den Märkten und in den Läden wimmelt es von Händlern und Käufern. Denn da während der ersten Tage des neuen Jahres sämtliche Geschäfte geschlossen sind, so muß sich ein jeder rechtzeitig mit dem erforderlichen Bedarf an Lebensmitteln versehen. Auch herrscht in Peking wie im ganzen übrigen China die löbliche Sitte, keine Schulden ins neue Jahr hinüberzunehmen, sondern alle laufenden Rechnungen vor Ablauf des Jahres abzuschließen [1]. Am Vorabend des neuen Jahres wird in jedem Hause ein gemeinsames Mahl eingenommen, bei dem kein Familienglied fehlen darf. Es ist dies wiederum eine jener häuslichen Sitten, die so anschaulich den ausgesprochenen Charakter der Familienhaftigkeit, die alle sich abzweigenden Glieder einer Sippe

[1] In den größeren Geschäften pflegen drei Zahlungstermine und zwar vor den drei Hauptfesten des Jahres (dem 5. Tage des 5. Monats, dem 15. Tage des 8. Monats und vor dem Neujahrstage) eingehalten zu werden.

zusammenhält, ausprägt. Es handelt sich um eine Art Versöhnungsfeier, und selbst da, wo zu sonstigen Zeiten nur selten Eintracht herrscht, sind alle Angehörigen verpflichtet, für die Dauer dieses Mahles das beste Einvernehmen zur Schau zu tragen, eine hübsche Sitte, die übrigens durch das folgende Sprichwort recht drastisch illustriert wird: „Gab es auch tausendmal Prügel und zehntausendmal Schelte, am Abend des 30. sitzt man vereint beim Mahle.“ Nach beendetem Mahle nimmt man vom scheidenden Jahre Abschied. Das geschieht in der Weise, daß der Familienälteste zuerst den Hausgöttern und dann den verstorbenen Vorfahren Räucherkerzen darbringt, worauf sämtliche Familienglieder ihrem Altersrange nach den Göttern und Vorfahren huldigen. Nach dieser religiösen Zeremonie werfen sich Kinder und Enkel vor ihren Eltern und Großeltern auf ihr Antlitz nieder, was diese durch ein kleines Geldgeschenk zu erwidern pflegen. Die meisten verbringen die ganze Neujahrsnacht wachend, da in ihr die Hausgötter wieder in ihre irdischen Wohnungen zurückkehren. Die für das Fest bestimmten Speisen müssen jetzt vorbereitet sein, da der Gebrauch des Messers als unheilbringend am Neujahrstage untersagt ist. Um die Zeit der fünften Nachtwache findet die Bewillkommnung des neuen Jahres und die Begrüßung der Götter statt. Zu diesem Zwecke begeben sich alle auf den Hof hinaus, wo sie unter Abbrennung von Feuerwerk, den sogen. pien-pao, die ein kartätschenartiges Geknatter von sich geben, ein Opfer darbringen. Als Opfer dienen dabei in Öl geschmorte Mehlkuchen, die entweder mit gehacktem Schweine- oder Hammelfleisch oder mit Gemüse gefüllt und mit Knoblauch stark gewürzt sind. An die Opferdarbringung schließt sich die Begrüßung des Glücksgottes und des Reichtumsgottes, die darin besteht, daß man sich nach der Richtung, wo sich die genannten Götter an diesem Tage aufhalten, und die im offiziellen Kalender angegeben ist, verneigt. Darauf erst beglückwünschen sich die Familienglieder gegenseitig. Nach beendetem Frühstück legen die erwachsenen männlichen Familienglieder ihre Staatsgewänder an und machen sich auf den Weg, um allen Verwandten und Bekannten „Neujahrsbesuche“ (pai-nien) abzustatten, die sich meist auf mehrere Tage ausdehnen. Die Frauen hingegen dürfen während der ersten fünf Tage des neuen Jahres das Haus nicht verlassen. Bekannte, die einander auf der Straße begegnen, begrüßen sich gegenseitig durch Kniebeugung, und bei der Wahl der Glückwunschformel richtet man sich nach Stand und Stellung des Angeredeten. Einem Beamten z. B. kann man rasche Beförderung wünschen. Kaufleuten wünscht man, recht viel Geld zu verdienen. Der Neujahrsgratulant wird von den Damen des Hauses, wo er seinen Besuch macht, empfangen, wobei zunächst außerhalb des Empfangsgemachs eine doppelte Begrüßung stattfindet. Im Empfangszimmer angelangt, hat der Besucher die anwesenden Mitglieder der Familie nach ihrem Altersrange durch Kniebeugung zu begrüßen, wobei streng auf die richtige Reihenfolge zu achten ist. Wenn das älteste Mitglied der Familie abwesend ist, so wird ihm eine „Kniebeugung in absentia“ gewidmet. Bei weniger intimen Bekannten begnügt man sich, dem sogen. Men-sheng, einer Art Haushofmeister, der die Oberaufsicht über das gesamte Dienstpersonal mit alleiniger Ausnahme des Koches führt, seine Visitenkarte abzugeben, worauf jener

zu beteiligen haben. Die Feier des Totenfestes erreicht in Peki
nkt und Abschluß in der Verbrennung des sogen. „Bootes der
Boot ist etwa drei Meter lang und zwei Meter hoch. An der
ootes steht der Totenkönig, mit dem Diadem geschmückt. Er ist
warzen Jacke bekleidet, die mit einem Tigerfellkragen versehen ist.
r gelben Halsschnur hängende Spiegel ist ein sogen. „das Herz
iegel", wie ihn früher Soldaten als Schutz gegen Dämonen trugen.
n trägt er einen Tigerschurz, und auch die Stiefel sind aus Tigerfell.
hält er einen Dreizack. Hinter ihm steht „der Dämon der Ver-
im Volksmunde „der Dämon mit der hohen Mütze" genannt. Er
ißes Trauergewand gekleidet, und auf seiner Mütze steht der Satz:
ilhaft, einen großen Mann zu erblicken." Seine Aufgabe ist es,
ıd Böse im Verwaltungsbereiche seines Herrn ausfindig zu machen.
eht der Zwergdämon und hält eine Tafel mit der Aufschrift:
das Leben und stelle den Seelen nach." Vor dem Kajütenhause des
et sich ein Thorbogen, in dem eine weibliche Figur steht, die in
en Fliegenwedel, in der Rechten einen Fischkorb hält. Das Kajüten-
ahezu das ganze Schiffsdeck einnimmt, zerfällt in drei miteinander
eile. Den vorderen Teil bildet eine offene überdachte Veranda.
stehen rechts und links der Dämon mit dem Rindskopf und der
dem Pferdegesicht, und in der Veranda befindet sich links von der
der „kleine Teufel", eine mit Wolfszähnen besetzte Keule in der
rechts von der Thür der Höllenrichter, in der Linken das Buch
des Todes, in der Rechten einen Schreibpinsel führend. An die
ıt sich eine geräumige Halle mit flachem Dach, in der die zehn
ıen. Sechs Ruderer bilden die Mannschaft des Bootes. Das
einem freien Platze, gewöhnlich in der Nähe eines Tempels auf-
elben gegenüber eine Art Bühne für die Bonzen errichtet. Unter
ıng des Volkes wird alsdann das Boot um die Zeit der dritten
ınnt, nachdem die Priester zuvor unter Absingung der üblichen
ser" gesprengt und Mehlkügelchen umhergestreut haben.

ziehen die Kinder mit sogen. Lotusblumenlaternen durch die
dies Papierlaternen in Gestalt von Lotusblumen; oft wird
Lotusblatt an eine lange Stange befestigt und eine brennende
Während die Kinder in langem Zug mit ihren Lampions
hen, singen sie: „Lotuslampen, Lotuslampen, heute zünden
werdet ihr fortgethan." Auf den Gräbern, welche im Laufe
Erde aufgeschüttet wurden, werden Räucherkerzen abgebrannt.
Tag des zehnten Monats ist dem Andenken der Toten ge-
eine Zeremonie, welche „Darbringung von Winterkleidern"
n Papierläden werden buntfarbige Männer- und Frauen-
, etwa einen Fuß groß; dieselben heißen „Winterkleider".
tstücke versiegelt, und man erkennt sie an dem Geschlechts-
essaten sowie an der Angabe des Altersranges, den der

Tote in seiner Familie einnahm, genau wie bei den Briefen. In jedem Hause wird dieser Brauch beobachtet. In der Nacht bringt man eine Libation dar und verbrennt die Papierkleider unter Wehklagen. Denselben Tag halten die Stiefelverkäufer auf den Märkten Pekings für den Geburtstag des Schutzpatrons der Stiefel und bringen demselben Opfer dar. Je nachdem dieser Tag trübe oder klar ist, prophezeit man Kälte oder Wärme für den ganzen Winter. Die Patronatsfeste nehmen im chinesischen Festkalender einen breiten Raum ein. Ein jedes der vielen Feste zu Ehren der Schutzgottheiten trägt ein besonderes Gepräge. Da giebt es ein Fest zu Ehren des Schutzgottes der Branntweinbrenner, der Gärtner und Blumenhändler, der Schiffer, der Zimmerer, Töpfer, Schmiede, Steinmetzen, der Färber, Gastwirte. Der große Kriegsmann, der „das Pulver erfunden", ist zum Schutzpatron der Artillerie gemacht worden. Dem Schutzpatron der Barbiere wird ein Traktat über Haar- und Bartpflege zugeschrieben. Die Patronatsfeste werden korporativ gefeiert. Denn unter den Vertretern der mannigfachen Erwerbszweige zeigt sich ein erstaunlicher Drang zum körperhaften Zusammenhalten. Am Festtage ziehen die Gildemitglieder zu ihrem Tempel, der in besonderem Schmucke prangt. So bilden z. B. die Verkäufer künstlicher Blumen eine Korporation, welche jedes Jahr einen Thorbogen aus künstlichen Blumen stiftet. Der dritte Tag des achten Monats ist der Geburtstag des Gottes des häuslichen Herdes. Sein Tempel wird alsdann besonders von den Köchen der Residenz fleißig besucht, da er so recht eigentlich der Küchengott ist. Der Verein der Köche trägt die Kosten der Opfergaben und der mit der Tempelfeier verbundenen Festlichkeiten. Aber es giebt noch besondere religiöse Bruderschaften, die ihre Hauptaufgabe in irgend einem Werke des Kultus und der Wohlthätigkeit erblicken. Da ist z. B. die Korporation der Abstäuber, welche am 1. und 15. eines jeden Monats die Götterfiguren im Tempel auf ihre Kosten abstäuben läßt. Der Lampenverein unterhält Öllampen vor den Götzenbildern. Ein anderer Verein stellt sich die Aufgabe, in den auf dem großen Wallfahrtsweg zum heiligen Berg errichteten Herbergen und Theehäusern Gebetsmatten zu verteilen. Diese „Wallfahrten" sind Volksfeste, die mehr einem Picknick als einer religiösen Feier gleichen. Wie es mit dem „religiösen" Charakter dieser Heiligtumsfahrten bestellt ist, mag man daraus ersehen, daß Jongleure, die mit hin und her geworfenen Thonkrügen ihre Gauklerstücke ausführen, Athleten, die mit schweren Steingewichten spielen oder ein großes, mit zwei schweren Glocken versehenes Banner balancieren u. s. w., zur frommen Begleitung der Pilger gehören. Der Sammelpunkt für die Wallfahrer sind die Theehäuser, die sich heutzutage in den Händen der sogen. „Taugenichtse" zu befinden pflegen. Mit dem Namen Wu-lai-tse, „Taugenichts", bezeichnet man die Repräsentanten der Pekinger jeunesse dorée. Dieses Völkchen spielt bei allen religiösen Aufzügen eine nichts weniger als erbauliche Rolle.

Zu einem Picknick im eigentlichen Sinne gestaltet sich das Fest, das am neunten Tag des neunten Monats gefeiert wird, durch das sogen. „Besteigen von Anhöhen". Dieser Brauch besteht darin, daß Freunde und Bekannte sich zusammenthun, um an irgend einem höher gelegenen Punkte in der nächsten Um-

gebung der Stadt ein fröhliches Gelage zu feiern. Mit Vorliebe werden für diesen Zweck die Überreste des alten Mongolenwalles ausgesucht, indem man Weingeschirr, Theekessel und Speisenäpfe mitnimmt und sich für einige Stunden in Gartenpavillons einmietet, die für diesen Zweck besonders errichtet werden. Das Festgebäck ist ein Kuchen aus Weizenmehl, der mit Kastanien bestreut wird. In den Kuchenläden werden bunte Fähnchen, sogen. „Blumenkuchenfähnchen", in diese Kuchen gesteckt. An diesen öffentlichen Picknick schließen sich während der nächsten Tage große Gastmähler, welche den Namen führen „Bankette zur Begrüßung des Reifs". Auf solchen Gastmählern werden Hasen verzehrt, die man als „Hasen zur Begrüßung des Reifs" bezeichnet. Liebhaber dieses Festes schmücken ihre Gemächer mit Chrysanthemen, indem sie diese in zehn oder mehr Reihen derart aufstellen, daß die kleineren in den vorderen, die größeren in den hinteren Reihen zu stehen kommen. Das Ganze macht den Eindruck einer ansteigenden Bergwand, die sich zu einem in allen Farben leuchtenden Ringe schließt, daher der Name „Blumenmauer".

Wo es Volksfeste giebt, können Volksspiele nicht fehlen. Und so wird das Bild der Jahresfeste in den mannigfachen Volksspielen und Wettkämpfen zu einem echt volkstümlichen Bilde ergänzt. Daß es sich zum Teil um uralte Volksspiele handelt, bezeugt uns folgende, von Grube angeführte Stelle. „Unter den Chin wurden am 5. des fünften Monats nach dem Vorbild der Liao auf dem Ballspielplatze Weidenzweige in zwei Reihen aufgepflanzt. Jeder der am Wettschießen Beteiligten markierte in der seinem Range entsprechenden Reihenfolge seinen Zweig durch ein Tuch und schabte an jenem zugleich, einige Zoll von dem Erdboden entfernt, die Rinde ab, so daß das Weiße zum Vorschein kam. Zuerst sprengte dann ein Mann an der Spitze voraus, und die hinter ihm folgenden Reiter zielten mit querspitzigen Pfeilen ohne Federn auf seinen Weidenzweig. Wem es gelang, diesen mit seinem Pfeile zu durchschneiden und mitten im Galoppieren mit der Hand zu packen und an sich zu nehmen, galt als erster Sieger. Wer den Zweig zwar abgeschnitten, aber nicht vermocht hatte, sich seiner zu bemächtigen, war zweiter Sieger. Wer den Zweig da, wo er grün ist, durchschnitten oder den Zweig nur getroffen hatte, ohne ihn zu durchschneiden, desgleichen auch wer ihn überhaupt nicht getroffen hatte, hatte verloren. Jeder Schütze wurde durch einen Trommelwirbel unterstützt, der seine Leidenschaft entfachen sollte. Sobald das Wettschießen beendet war, begann das Ballspiel. Jeder der Teilnehmer bestieg ein Pferd, mit dem er wohlvertraut war, und hielt einen mehrere Fuß langen Ballstock mit einer sichelförmig gekrümmten Spitze in der Hand. Nachdem sich sämtliche Mitspielende in zwei Gruppen geordnet hatten, schlugen sie einen Ball gemeinsam um die Wette. Vorher waren am Südende des Spielplatzes zwei Pfähle errichtet worden, die oben durch ein Brett verbunden waren, so daß die so entstandene Öffnung ein Thor bildete. In diesem letzteren wurde ein Sacknetz angebracht. Wer den Ball an sich zu bringen und ins Netz zu schleudern vermochte, war Sieger. Der Ball war von der Größe einer kleinen Faust, aus leichtem, elastischem Holz, innen ausgehöhlt und von außen rot bemalt."

Die Beschreibung des chinesischen Topographen fährt dann fort: „Das Ballspiel ist heutzutage ein von alters her überlieferter Brauch. Am fünften Tage des fünften Monats und am neunten Tage des neunten Monats versammeln der Kronprinz und die übrigen Prinzen diejenigen unter den Befehlshabern von Zehntausend und von Tausend aus allen Bezirken, die im Ballspiel geübt sind. Die Spieler bedienen sich durchweg prächtiger Rosse erster Güte, die mit Fasanenfedern, Quasten, Schnüren, Spiegeln und Schellen geschmückt sind und aussehen wie gemalt. Einer sprengt voraus und schleudert einen großen, weichen Ball aus zusammengenähten Lederstücken auf die Erde. Alle übrigen Reiter stürmen hinter ihm drein, und jeder sucht mit dem Ballstock, der mit einem langen Rohr als Handhabe versehen ist, den Ball aufzufangen. Sobald der Ball zufällig mit dem Stocke aufgefangen ist, darf er, während das Pferd mit Blitzesschnelle dahinfliegt, nicht ein einziges Mal zu Boden fallen. Wer Kraft und Übung besitzt, läßt den Ball sich kreisen und in der Luft umherhüpfen, ohne daß dieser sich auch nur ein einziges Mal von dem Stocke trennt. Schließlich schleudert er ihn mit einem Schlag ins Thor hinein und hat damit den Sieg errungen." Besonders prächtig ist das unter dem Namen „Kavalleriereiten" bekannte Reitermanöver. Die gewandtesten unter den Aufsehern des kaiserlichen Marstalles werden dazu befohlen. Nachdem einige hundert Reiter gezeigt, wie Mann und Pferd sich aneinander gewöhnt haben, führen sie mit Jagdfalken und Hunden im ganzen Bereiche der Arena Jagdszenen auf. Für die Geschichte der Volksspiele bietet sich hier ein ganz neues Feld der Beobachtung und Untersuchung in Verbindung mit den Volksbelustigungen, denen Grube den letzten Abschnitt seiner Bilder aus dem Pekinger Volksleben gewidmet hat. Einen bunten Schwarm von allerlei fahrendem Volke, von Sängern, Gauklern, Schauspielern führt er an uns vorüber. Dabei fällt manches Schlaglicht auf die dunkle Seite dieses Volkslebens, wenn wir z. B. von einzelnen Gruppen der Sängerinnen hören, daß ihr Impresario „meistens irgend ein verkommenes Subjekt ist", das zwölf- bis dreizehnjährige Mädchen von hübschem Äußern kauft, gewöhnlich Töchter armer Eltern, sie in Gesang und Musik ausbilden läßt, dafür sorgt, daß sie elegant und geschmackvoll gekleidet sind, und dann mit ihnen zu Geburts- und Vermählungsfeiern zieht, um die Gesellschaft durch Gesangvorträge zu unterhalten. Eine etwas vornehmere Truppe bilden die Nü-Hsi. Es sind Schauspielerinnen, die schon im zarten Alter von zehn Jahren für die Schauspielkunst herangezogen werden. Sie treten fast ausschließlich bei den Festlichkeiten, die im engeren Familienkreis gelegentlich des Geburtstages begangen werden, auf. Man unterscheidet nämlich in Peking drei Kategorien von Geburtstagen; die Kategorie „großes Glück", nämlich den 39., 49., 59., 69. Geburtstag, die Kategorie „ordentliches Glück", den 40., 50., 60., 70. Geburtstag und die Kategorie der „dazwischenliegenden Geburtstage". Im Sommer findet die theatralische Aufführung im Hofe statt, im Winter wird in der Haupthalle eine reich dekorierte sogen. „warme Bühne" errichtet. Eine charakteristische Sängertruppe für Peking sind die „blinden Sänger". Man sieht sie mit langem Stabe bewaffnet und ihren Gong schlagend allenthalben in den Straßen Pekings umherziehen. Sie bilden gewissermaßen Schulen und wohnen

gruppenweise zusammen. An sie schließt sich der ganze Schwarm der „Geschichtenerzähler". Eine Abart derselben bilden die „Straßenerzähler", die sich auf den größeren Verkehrswegen umhertreiben. Eine besondere Aufmerksamkeit hat Grube den mannigfachen Gauklervereinen gewidmet. Diese Verbindungen haben eine stramme Organisation. Sie stehen unter Leitung eines Obmannes, den ein Kassierer in der Verwaltung unterstützt. Je nach den Fahnen unterscheidet man Zivil-, Militär- und kaiserliche Vereine. Das Zivilbanner ist blau mit weißem Rand, das Militärbanner schwarz mit weißem Rand. Vereine, denen die Ehre zu teil geworden, ihre Künste vor dem Kaiser produzieren zu dürfen, führen von diesem Tage an das gelbe Banner mit dem kaiserlichen Drachen. Wenn alljährlich die große Wallfahrt der Gauklervereine zum heiligen Berge stattfindet, zieht ein wunderliches Heer von Tausendkünstlern durch die Straßen Pekings. Da kommt die Truppe der „Stelzengeher", der „fünf Tiger", der „Löwen", der „wegesäubernden Dämonen" mit ihren Wimpeln und Fahnen. Auf dem Wege zum heiligen Berg wird bei vornehmen Chinesen Aufenthalt gemacht; jeder Verein giebt eines oder das andere seiner schönsten Stücke zum besten. Dafür wird er reichlich bewirtet.

Die wertvollsten Mitteilungen des letzten Abschnittes bietet die Darstellung des Pekinger Theaterwesens. Wir erhalten hier zum erstenmal einen deutlichen Einblick in die höchst charakteristische Organisation der chinesischen Schauspielkunst. Die Theater Pekings befinden sich ohne Ausnahme in der Chinesenstadt. Die Umgebung des Thores Chien-Men bildet geradezu das Theaterviertel. In der Straße Ta-Scha-Lan allein liegen sechs Bühnen: „der Garten des Glückes und der Freude", „der Garten des Glückes und der Eintracht", „das Lusthaus gemeinsamer Freude", „der Turm der weiten Tugend", „der Garten des dreifachen Glückes", „der Garten der Mittelwegigkeit und Eintracht". An „unlauterem Wettbewerb" fehlt es da nicht. Die beiden erstgenannten Theater gelten als die besten. Jedes Theater steht unter der Leitung eines Direktoriums. Kein Theater verfügt über eine eigene stehende Truppe. Die verschiedenen Truppen, die der Herkunft nach in die beiden Hauptgruppen des südlichen und nördlichen Dialekts zerfallen, können für jede beliebige Bühne verpflichtet werden, indem das Direktorium die gewünschte Truppe am Jahresschluß für eine bestimmte Zeitdauer engagiert. Bei besonders renommierten Truppen fallen dem Direktorium 20%, der Truppe 80% der Einnahme zu. Frauen ist der Besuch öffentlicher Theater untersagt. Aber es werden für sie „Salonaufführungen" von den Schauspielertruppen im engeren Kreise veranstaltet, die meistens drei Tage währen. Es sei noch der Unterscheidung von Zivil- und Militärdramen gedacht. Während die ersteren mehr oder weniger unsern Begriffen von einem Schauspiel entsprechen, bestehen die letzteren vorwiegend aus gymnastischen und akrobatischen Aufführungen. Außer diesen beiden Hauptgattungen des Dramas giebt es noch Lustspiele oder Possen. Das ältere „klassische" Drama, das noch bis in die jüngere Zeit auf der Pekinger Bühne gespielt wurde, bewegte sich zum größten Teil in der Schriftsprache und blieb dadurch dem niedern Volke unverständlich. Seit dem Emporkommen der volkstümlichen Schauspiele sind die „klassischen" Stücke mehr und

mehr verschwunden. Die einzige Truppe in Peking, die „Truppe der Gnade und Freude", welche ausschließlich das klassische Genre pflegte, hatte beständig mit Verlusten zu rechnen, bis sich der „siebente Prinz", der Vater des jetzt regierenden Kaisers, ihrer erbarmte und sie aus seiner Tasche unterstützte. Nach seinem Ableben löste sich die Truppe auf. Es bestehen augenblicklich vier Haupttruppen, „die Truppe der vierfachen Freude", „die Truppe des dreifachen Glückes", „die Truppe der Frühlingsbühne", „die Truppe der Priester der Fichte". Daneben pflegen noch eine Anzahl kleinerer Trupps das Bühnenspiel. Renommierte Schauspieler erhalten außer ihrem Quartalsgehalt noch ein besonderes Spielhonorar für jedes Auftreten und stehen sich auf diese Weise mitunter sehr gut. Während alle Bühnenmitglieder eine große Gilde bilden, die ihren gemeinsamen, dem Schutzpatron des Schauspiels gewidmeten Tempel außerhalb des Thores Ha-Ta-Men hat, nehmen die Mitglieder des zum Palast gehörenden kaiserlichen Privattheaters, die sich ausschließlich aus den Palasteunuchen rekrutieren, eine Sonderstellung ein. Die Oberaufsicht über das gesamte Theaterwesen ruht in den Händen von sechs Obmännern, welche den Namen „Tempelhäupter" führen, weil sie ihre Sitzungen in einem dem Theatergott geweihten Tempel abhalten. Theatervorstellungen können alle Tage stattfinden mit Ausnahme der Fasttage und solcher Tage, an denen ein Kaiser der herrschenden Dynastie gestorben ist. Die Vorstellungen beginnen um Mittag und dauern bis zum Dunkelwerden.

Nur in flüchtigen Umrissen habe ich dem Leser das an belehrenden Zügen so reiche Bild des Pekinger Volkslebens vorgeführt. In der äußeren Erscheinung stellt sich Grubes Beitrag „Zur Pekinger Volkskunde" zugleich als eine Musterleistung der Reichsdruckerei dar. Einen vornehmen künstlerischen Abschluß empfängt das Werk in den feinstilisierten Stickmustern, die uns jene eigenartige Blumen- und Tiersymbolik vor Augen stellen, welche zu einer wunderbaren Kunst entwickelt worden ist. Nicht wenige dieser symbolischen Darstellungen atmen den Hauch echter, volkstümlicher Poesie. Da sehen wir z. B. eine Blume dargestellt, die im Volksmunde den Namen „die emsige Jungfrau" trägt. Sie öffnet ihren Kelch vor Morgengrauen, um ihn, wenn die Sonne zur Rüste geht, wieder zu schließen. Daher wird sie mit der fleißigen Jungfrau verglichen, die bereits in frühester Morgenstunde ihr Tagewerk beginnt. Der Schmetterling daneben symbolisiert hohes Alter. Somit drückt das Muster den Wunsch aus, daß die fleißige Jungfrau, für die die Stickerei bestimmt ist, ein hohes Alter erreichen möge. Ein anderes Muster zeigt uns prächtige Orchideen, die in ihrem „lautern Duft" das Sinnbild des Adels der Gesinnung sind, während Fichte und Cypresse die Unwandelbarkeit ausdrücken. Die Pflaumenblüte symbolisiert anmutige Schönheit; daher spielt der Schmetterling, der die Pflaumenblüten dort umflattert, auf langes Leben und Schönheit an. Die Lotusblume mit Blatt und Knospe versinnbildlicht die Vollzähligkeit der Familie. Die Bedeutung der einzelnen Symbole erschließt sich aus dem Doppelsinn des Wortes für den symbolisierenden Gegenstand. So z. B. bedeutet tieh „Schmetterling" und „hohes Alter". Der Schmetterling, den ich auf jenem Muster in Verbindung mit dem Zepter abgebildet finde, drückt also den Wunsch aus, daß dem Betreffenden, für den die

Stickerei bestimmt ist, sich alles nach Wunsch gestalten und er ein hohes Alter erreichen möge. Ju-i, „Zepter", bedeutet nämlich auch „Nach Wunsch". Die Päonie ist die Blume des Reichtums und Ansehens. Sehr beliebt sind in der Sprache der Blumensymbolik auch Kirsch- und Pfirsichblüte, dann Jasmin- und Granatblüte. Man könnte fast von einem Wörterbuche der chinesischen Blumensprache reden, so reich und mannigfach ausgebildet ist die Symbolik, die sich hinter den zum Teil wundervoll ausgeführten Blumenbildern verbirgt. Auch hier ist Grubes Arbeit bahnbrechend. Was der Forscher bis jetzt vergebens suchte: eine zuverlässige Grundlage für die Deutung der symbolischen Bilder, wird ihm hier geboten. Daher ist der Symbolismus, den uns die schönen Originale der Stickmuster für Prunk- und Schmuckgegenstände vorführen, für die Erforschung des chinesischen Kunstlebens von nicht geringerer Bedeutung wie für die Kenntnis der Sitten und Gebräuche. Ohne die Erklärung, welche für die meisten Symbole hier zum erstenmal gegeben wird, werden dem Kunstforscher die künstlerischen Typen, die ihn durch die Schönheit und Zartheit der malerischen Ausführung erfreuen, unverständlich bleiben.

So möge denn das treffliche Bild, das uns Grube von dem Leben und Weben des chinesischen Volkes entworfen hat, den neu erwachten Eifer für das Studium des Volkstums endlich in die Bahn einer methodischen Pflege lenken. Nur dann wird sich die chinesische Volkskunde über den Standpunkt des bloßen Beobachtens und statistischen Stofffammelns zur Höhe wissenschaftlicher Forschung erheben, wenn sie aus dem beengenden Verhältnis der Unterordnung, in dem sie bislang festgehalten wurde, in die freie Lebensluft einer selbständigen Disziplin tritt. Die Zeit ist vorüber, wo die chinesische Volkskunde im Hörsaal der Erdkunde hospitieren konnte, wo sie nichts anderes war als eine bloße Staffage des zu schildernden Landes. Das Volk als Gesamtpersönlichkeit muß in seinem durch die Gemeinsamkeit von Sprache und Sage, Sitte und Recht verbundenen Organismus Gegenstand eines selbständigen Studiums werden. Die chinesische Volkskunde muß ihr Zentrum in sich selbst finden, sie muß aus sich selbst heraus ihre Gesetze, ihre Methode entwickeln. Handelt es sich doch um das religiöse und soziale Leben eines mehr als 3000 Jahre umspannenden Kulturvolkes, um Sitten und Einrichtungen, die das unüberwindliche Bollwerk der Nation bislang gewesen sind. Soll aber China in der ganzen Eigenart seines Volkstums sich uns erschließen, so bedarf es nicht weniger des Studiums der klassischen Denkmäler der alten Zeit als der Erforschung jener Quellen, „zu deren Aufsuchung man auf den eigenen Beinen durchs Land gehen muß". Indem Grubes Abhandlung „Zur Pekinger Volkskunde" mit der umfassendsten Kenntnis der litterarischen Zeugen der Vergangenheit die lebendige Beobachtung der Gegenwart verbindet, ist sie Fundament und Vorbild für die wissenschaftliche Volkskunde Chinas geworden.

Joseph Dahlmann S. J.

Rezensionen.

1. **Geschichte der katholischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert.** Von Dr. **Heinrich Brück**, Bischof von Mainz. Vierter Band. Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland IV, 1. 8°. (XIV u. 504 S.) Mainz, Kirchheim, 1901. Preis geh. *M.* 6.80; geb. *M.* 8.80.
2. **Die Kulturkampfbewegung in Deutschland** (1871—1900), historisch dargestellt von Dr. **Heinrich Brück**, Bischof von Mainz. Erste Lieferung. 8°. (IV u. 80 S.) Mainz, Kirchheim, 1901. Preis der Lieferung (5 Druckbogen) *M.* 1.

1. Das Werk, von dessen IV. Bande die erste Hälfte vorliegt, hat seine feste Stellung sich bereits errungen. Wer über Zustände oder Ereignisse im Leben der Kirche Deutschlands rasch und sicher orientiert sein will, greift gerne nach diesen inhaltreichen, klar disponierten und handlich eingerichteten Bänden. Er hat dabei die Sicherheit, daß nichts von Bedeutung fehlt, daß er mit dem Kern der Sache auch die beste Litteraturangabe findet und in allen Fragen der Doktrin wie der Kirchenpolitik ein völlig zuverlässiges Urteil. Die Fortsetzung dieser „Geschichte" zur Anzeige bringen, heißt daher nur seine Freude darüber aussprechen, daß ein so brauchbares Handwerkszeug der litterarischen Arbeitsstube nun glücklich seine Vollendung finde, und daß durch die Erhebung des hochw. Herrn Verfassers zu hoher kirchlicher Würde seine gediegene Forscherarbeit nicht dazu verurteilt worden ist, ein Torso zu bleiben.

Für den Kenner bildete dies um so mehr ein Anliegen, als der hochw. Herr Verfasser für die späteren Bände des Werkes keineswegs bloß als fleißiger Sammler und scharfblickender Beurteiler dasteht, sondern zugleich als lebendiger Zeuge und wirklicher „Expert" der geschilderten Ereignisse. An der Seite eines so hervorragenden Führers wie des 1866 verstorbenen Domdechanten Lennig ins öffentliche Leben wie in die wissenschaftliche und publizistische Thätigkeit eingetreten, genoß er den Vorzug, neben Männern wie Ketteler, Moufang und Heinrich, und in ständigem Austausch mit diesen, seit 40 Jahren beobachtend, denkend und forschend an einem Brennpunkte des kirchlichen Lebens sich festgehalten zu sehen, in vielen wichtigen Fragen selbst mit ratend und thatend, und so in das innerste Triebwerk der gesamten deutschen Kirchenangelegenheiten einen tiefen und sicheren Einblick zu gewinnen. Bereits 36 Jahre sind es her, seit der Herr Verfasser

mit einer Studie über die kirchlichen Zustände der rheinischen Erzbistümer zu Ausgang des 18. Jahrhunderts hervorgetreten ist, 33 seit dem grundlegenden Werke über die schicksalsreiche Existenz der oberrheinischen Kirchenprovinz, mehr denn 30 seit der lehrreichen Biographie über den um die Kirche Gesamtdeutschlands hochverdienten Lennig. Wenn es in Deutschland heute einen Gelehrten giebt, welcher den verschiedenen Regungen wie Abirrungen des kirchlichen Lebens während des eben zu Ende gegangenen Jahrhunderts unverdrossen bis in die letzten Wurzeln nachgegangen ist, so darf man dies von dem hochw. Verfasser rühmen.

Eines Gewährsmannes, der solche Garantien zu bieten vermag, bedurfte es, um durch die erregteste, unstreitig aber auch großartigste Periode der neueren deutschen Kirchengeschichte mit Zuversicht sich führen zu lassen. Der vorliegende Halbband behandelt die Unruhen, welche Deutschland erfüllten aus Anlaß des vatikanischen Konzils, und den Verlauf des Kulturkampfes bis zum Höhepunkte der gewaltsamsten Anspannung.

Es braucht nicht für diesen Band erst betont zu werden, daß der hochw. Verfasser die Periode völlig beherrscht und nichts seinem Blicke entgeht, daß gewiegtes Urteil und warmer kirchlicher Sinn dem Leser überall die rechte Richtung weisen. Wenn für die Zeit des Kulturkampfes den parlamentarischen Debatten der Raum recht ausgiebig zugeteilt worden ist, so entspricht dies der Bedeutung, welche in unserer Zeit die parlamentarische Arena für alle öffentlichen Angelegenheiten gewonnen hat. Nur in ganz ausnahmsweisen Fällen spricht der einzelne Abgeordnete für seine Person allein, fast immer repräsentiert er Richtungen, Partei-Abstufungen, Anschauungen, welche in weiteren Kreisen der Nation verbreitet sind. Der Kulturkampf vollends hat zum größten Teile von den Parlamenten seinen Ausgang genommen, und seine entscheidendsten Akte haben auf den Bänken der deutschen Volksvertretungen sich abgespielt.

Drei Momente treten aus den Seiten dieses Bandes mit besonderer Deutlichkeit hervor.

Bei niemand, welcher die Verhältnisse Preußens und Deutschlands seit 1870 kennt, kann ein Zweifel bestehen, daß der Kulturkampf das Werk Bismarcks ist und diesem persönlich die Hauptverantwortung für denselben zufällt. Der König folgte fast wider Willen; Falk und die übrigen waren nur eifrige Handlanger oder feile Werkzeuge. Nach einer oft vertretenen Anschauung wäre indes die grausame Hetze gegen die katholische Kirche der Preis gewesen, um welchen Bismarck die Dienstbarkeit der früher so störrischen liberalen Parteien für seine sonstige innere Politik sich zu erkaufen gewußt hätte. Nicht so urteilt der hochw. Herr Verfasser (S. 157. 162 f.). Nach ihm wollte Bismarck den Kampf gegen die Kirche um seiner selbst willen, um sie in das hilflose Abhängigkeitsverhältnis der Zeiten vor 1837 zurückzudrängen. Nur da die Altkonservativen hierbei nicht unbedingt Heerbann leisten wollten, habe der Kanzler seine Zuflucht zu den Liberalen genommen und diesen dafür anderweite Konzessionen gemacht. „Um ihre Freundschaft und Mithilfe zu erlangen, brachte er ihnen das bisher von ihm vertretene ‚monarchisch-christliche Prinzip' zum Opfer." Bei den zahlreichen Windungen in Bismarcks politischen Wandelgängen und den

oft grellen Widersprüchen in seinen mündlichen wie schriftlichen Äußerungen je nach Zeit und Gelegenheit, lassen sich wohl für beide Auffassungen Belegstellen finden und wird schwerlich die eine als die absolut richtige und ausschließliche zu verfechten sein. Der hochw. Herr Verfasser hat es indes verstanden, die seinige recht einleuchtend zu machen. Merkwürdig ist jedenfalls (S. 399) Bismarcks direkter Appell an den protestantischen Sektenfanatismus (1873), mag derselbe auch nur ein Agitationsmittel mehr gewesen sein im Munde eines in der Wahl seiner Mittel so wenig ängstlichen Politikers.

Das zweite Moment, welches diesem Bande hervorragendes Interesse verleiht, ist die heldenhafte Größe und unzerstörbare Festigkeit, in welcher die katholische Kirche Deutschlands unter den Stürmen der bittersten Verfolgung vor ihren Feinden dasteht. Bischöfe, Klerus und Volk, Adel, Bürger und Bauern, alles scheint während jener Leidensjahre an Glaubensfreudigkeit, Opfermut und katholischer Begeisterung zu wetteifern. In einer zusammenfassenden Darstellung wie der vorliegenden war es nicht möglich, auf die Leiden und Gefahren zahlreicher dem Wilde gleich gejagter Priester näher einzugehen, noch die Züge des Edelsinns und Heldenmutes zu registrieren, wie sie im katholischen Volke damals so vielfältig und so leuchtend hervorgetreten sind. Das sind große und heilige Erinnerungen. Es war damals eine bittere und schwere, aber, moralisch gewertet, für die katholische Kirche Deutschlands eine herrliche Zeit. Diese Erinnerungen sind es auch, welche den 4. Band vom Werke Dr. Brücks zu einer so segenswerten Gabe machen. Es kann das Studium jenes Kampfes der nachwachsenden Generation, zumal dem jüngeren Klerus, nicht genug ans Herz gelegt werden. Was katholisches Denken und Fühlen heißt, was die Kirche stützt und was sie gefährdet, was das kirchliche Leben gesunden und erstarken macht und was zersetzend auf dasselbe wirkt, das errät ein offener Blick mit Leichtigkeit aus den Blättern dieser „Geschichte".

Ein drittes Moment, das in späteren Jahrhunderten sicherlich nicht unbeachtet bleiben wird, ist die Verrohung des Geschmackes und das auffallende Sinken des Schicklichkeits- und Rechtlichkeitsgefühls im öffentlichen Leben Deutschlands im Verlaufe und Gefolge des Kulturkampfs. Auf der Höhe materieller Blüte und Macht, im Glorienschein der außerordentlichen kriegerischen und politischen Erfolge, im Vollgefühle wieder errungener Einheit und Kraft, hat die deutsche Nation leider nicht auch eine ethische Erhebung gefeiert. Noch weniger ist ein Augusteisches Zeitalter ihr beschieden gewesen. Nie während des ganzen Jahrhunderts ist unsere Publizistik und Litteratur so tief gesunken; niemals auch hat das parlamentarische Leben Deutschlands, das bis dahin in Preußen wenigstens einer gewissen Vornehmheit und Würde nie entbehrt hatte, so beklagenswerte Selbsterniedrigung sich bereitet wie während dieser unseligen Kampfeszeit. Wer heute die stenographischen Berichte der Parlamentsverhandlungen oder die öffentlichen Organe aus jenen Tagen wieder durchliest, schreckt voll Ekel zurück vor der rohen Geschmacklosigkeit und wüsten Gehässigkeit, wie sie ihm da aus den Blättern der vornehmsten Benennung auf jeder Seite entgegenstarren.

Das alles in einem Gesamtbild zu veranschaulichen, bleibt für die spätere Zeit, wenn einmal aus der Entfernung die Kontraste sich deutlicher abheben werden, der Kulturgeschichte als lehrreiche Aufgabe vorbehalten. Für jetzt hat der hochw. Verfasser nicht versäumt, oft und oft darauf hinzuweisen, insbesondere auf den gesunkenen Ton der Presse, auf das Übermaß öffentlicher Unwahrhaftigkeit und politischer Heuchelei, auf Preßkorruption und unlautere Machenschaften, endlich auch auf bedauerliche Ausartungen im parlamentarischen Leben.

Im 33. Kapitel, welches bei Gelegenheit des Altkatholikengesetzes die durch dasselbe begünstigte kirchliche Revolutionspartei in den Umrissen zeichnet, wird man ein genaueres Eingehen auf Zahl und Bedeutung der Teilnehmer wie auf Verbreitung und Gemeindebildung vielleicht vermissen. Allein zweifelsohne sind diese näheren Ausführungen für einen besondern Abschnitt im 2. Teile dieses Bandes aufgespart.

In Bezug auf Nebensächliches sei bemerkt, daß bei den Litteraturangaben über die „Katholische Abteilung" die aus der Feder des Geh. Ober-Reg.-Rates Linhoff stammende, sorgfältige und authentische Darstellung in den „Historisch-politischen Blättern" 1886 (XCVII, 537 f.) nachzutragen wäre. Beim Namen des holländischen Franziskanerklosters Brunssum (S. 371) hat sich ein Druckversehen eingeschlichen. Es ist vielleicht nicht ganz zutreffend, wenn S. 276 die Gymnasiasten-Zeitung „Walhalla" als eigenes Organ einer gleichnamigen Gymnasialschüler-Verbindung bezeichnet und die Existenz der Zeitung als von dem Verbindungswesen unzertrennlich dargestellt wird. Es waren damals mindestens zwei derartige Gymnasiastenzeitungen im Umlauf, und was immer die Entstehungsgeschichte jener Schülerzeitungen gewesen sein mag, die „Walhalla" trat nicht als „eigenes Organ" einer bestimmten Verbindung auf. An den verschiedensten Gymnasien wurden Abonnenten und Mitarbeiter für dieselbe geworben, ohne daß überall auch Verbindungen bestanden oder irgend welcher Zusammenhang der beiderseitigen Verbindungen vorhanden gewesen wäre. Der Umstand, daß ein solches Blatt von Gymnasiasten herausgegeben und ausschließlich von solchen bedient wurde und daß jeder Abonnent auch zur Mitarbeiterschaft sich zugelassen und aufgefordert sah, genügte vollauf, um auch abgesehen von allem Verbindungswesen unreife junge Leute für das Unternehmen zu interessieren. Nicht so sehr ein innerer Zusammenhang mit dem Verbindungswesen, als die Schalheit und Erbärmlichkeit des Inhaltes war es, was Freiherrn v. Schorlemer-Alst mit vollem Rechte auf das Bedenkliche solcher völlig unkontrollierten Schülerorgane hinweisen ließ.

Es ist oft gesagt worden, daß kein Zweig des menschlichen Wissens in solchem Maße geeignet ist, eine Schule des Lebens zu sein, wie die Geschichte. Was sonst nur die bewegteste und überlegteste Erfahrung einer langen öffentlichen Laufbahn lehrt, vermag sie zu ersetzen. Vorzüglich gilt dies von der Kirchengeschichte, in welcher die wichtigsten Fragen der Menschheit, die höchsten Interessen der Gesellschaft beständig um ihre Lösung und Befriedigung ringen. Ohne Gefahr der Übertreibung darf aber behauptet werden, daß seit drei Jahrhunderten keine Periode unserer Kirchengeschichte so reich war an ernsten Lehren und erhabenen Beispielen, wie die zwei Jahrzehnte von der Berufung des vatikanischen Konzils bis zum goldenen Priesterjubiläum Leos XIII. (1868—1888) oder vom Zusammentritt des Zentrums bis zum Tode Windthorsts (1871—1891).

Möchten alle zum geistigen Kampfe waffenfähigen Katholiken die Seiten dieses IV. Bandes nachdenkend studieren und meditieren. In der so einfachen ruhig und klar dahinfließenden Erzählung werden sie viele weise Lehren finden.

2. Ein recht praktischer Griff war es von seiten der Verlagshandlung, jene Abschnitte im oben angekündigten IV. Bande Dr. Brücks, welche auf den Kulturkampf sich beziehen, auch im Sonderabdruck, und zwar, zum Zwecke leichterer Verbreitung, in Lieferungen erscheinen zu lassen. Das Ganze wird auf etwa 10 Lieferungen zu je 5 Bogen (80 Druckseiten) sich belaufen und alles zusammenfassen, was bis heute über den Kulturkampf geschrieben worden ist. Eine kurze historische Einleitung ist vorausgeschickt, welche bis zur großen Ausplünderung und gewaltsamen Auseinanderreißung der deutschen Kirche am Anfange des jetzt abgelaufenen Jahrhunderts zurückgreift. Mit vollem Recht werden die Wurzeln der heutigen Zustände in solcher Tiefe gesucht. Daher eben rühren so viele Mißverständnisse und falsche Beurteilungen des heute Vorhandenen und so manche verfehlte Heilungsversuche, weil man die tödliche Katastrophe nicht mehr kennt und in ihren Folgen nicht zu ermessen vermag, aus welcher die Kirche in Deutschland während dieses Jahrhunderts unter unsagbaren Schwierigkeiten hat langsam wiedererstehen müssen.

Otto Pfülf S. J.

Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter. Mit besonderer Berücksichtigung von Cultur und Kunst nach den Quellen dargestellt von **Hartmann Grisar** S. J., Professor an der Universität Innsbruck. Mit vielen historischen Abbildungen und Plänen. Erster Band: Rom beim Ausgang der antiken Welt. Nach den schriftlichen Quellen und den Monumenten. 8°. (XX u. 856 S.) Freiburg, Herder, 1901. Preis *M.* 22.40; geb. *M.* 27.

„Die Geschichte Roms im Mittelalter", sagt der Verfasser (S. 107), „umfaßt einerseits Rom als Stadt und hat in dieser Hinsicht vor allem seine äußere Entwicklung, seine Gestalt, seine lokalen Geschicke in den verschiedenen Epochen zur Anschauung zu bringen, anderseits umfaßt sie die kulturhistorische, weit über die Mauern hinausgehende Bedeutung Roms, welche in seiner Würde als Sitz der Hierarchie gipfelt. Die beiden Elemente verhalten sich zu einander fast wie Leib und Seele."

Seinen Standpunkt und Plan hat der Verfasser in diesen Worten klar genug ausgesprochen. Gegenstand seiner Schilderung soll der doppelte Gedankenkreis sein, den der Begriff Rom für den Katholiken einschließt. Sein Werk will zugleich Stadtgeschichte Roms und Papstgeschichte sein, und die Berechtigung, diese beiden Gegenstände als einheitlichen Vorwurf zu betrachten und in demselben Werke zu behandeln, schöpft er aus der innigen und untrennbaren Verbindung derselben. Die eingehendste rein topographische Beschreibung der ewigen Stadt würde doch noch keine wirkliche Vorstellung von dem geben, was Rom ist und immer bleiben wird; denn die ewige Stadt besitzt ihre Bedeutung und Anziehungskraft nicht in ihren Mauern, Kirchen, Denkmälern, sondern darin, daß sie Sitz

des hl. Petrus und Mittelpunkt der Christenheit ist. Wie aber die Stadtgeschichte Roms den beständigen Ausblick auf die weltumfassende Wirksamkeit des Papsttums zu ihrem Verständnis fordert, so kann auch umgekehrt die Papstgeschichte nicht verstanden werden ohne Rücksicht auf die Geschichte der Stadt, in welcher das Papsttum seinen Sitz aufgeschlagen hat. Denn vielfach ist die universelle Wirksamkeit desselben beeinflußt, gehindert, gefördert durch die örtlichen Verhältnisse der ewigen Stadt.

Der vorliegende Band, betitelt „Rom beim Ausgang der antiken Welt", umfaßt die Ereignisse zwischen den Jahren 394 und 590, d. h. er beginnt mit dem letzten Versuch des Heidentums, Kaiserthron und Herrschaft wieder zu gewinnen, und führt die Erzählung weiter bis zur Wahl Gregors I. Ein nicht gar langer, aber ereignisschwerer Zeitraum diese zwei Jahrhunderte! Es sind die Jahre, da eine ganze Welt aus den Fugen weicht und untergeht, eine Zeitlang eine trübe Schlammflut von Greueln, Gewaltthat, Barbarei alles zu verschlingen scheint und dann beim Verlaufen der Fluten langsam ein ganz neues Weltbild sich gestaltet. Naturgemäß muß deshalb die Schilderung dieses Zeitraumes in einer Reihe großartiger und ergreifender Gegensätze sich bewegen zwischen dem verfallenden Weltreich und der aufstrebenden Kirche, zwischen der feinen Bildung der Römer und der Barbarei der Nationen, den Verhältnissen zu Anfang des geschilderten Zeitraumes und den Zuständen bei deren Ende.

Beim Ausgang des 4. Jahrhunderts, mit dem die Schilderung des Verfassers einsetzt, steht noch das alte Römerreich, es ist noch nicht ganz das Geschlecht jener Staatsmänner ausgestorben, welche die Welt zu einem Reiche zusammenschmiedeten und es zusammenzuhalten verstanden durch ihre Heerstraßen und Gesetze, durch die Errungenschaften der Kultur und das majestätische Ansehen des römischen Namens. Vielleicht giebt nichts uns eine höhere Vorstellung von der Regierungskunst des heidnischen Roms, als wenn wir beim Verfasser lesen, daß selbst noch in der Zeit des Verfalles und Zusammenbruches der Gallier Sidonius sich ebenso mit Stolz und patriotischem Schmerz einen Römer nennt (S. 90), wie der von Hunnerich verfolgte Afrikaner (S. 450); wenn wir hören, wie selbst ein Alarich Ehrfurcht vor dem sinkenden Rom an den Tag legt, wie nach dem thatsächlichen Zusammenbruche des Reiches die Völker wenigstens in der Erinnerung und Vorstellung sich immer noch als ein einheitliches Reich betrachten und ein Theoderich statt des eigenen das Bild der invicta Roma auf seine Münzen setzt. Namentlich aber die Stadt Rom, das Sinnbild der Größe des Reiches, der „Erdkreis im Auszug" (epitome orbis) strahlt zu Beginn des vom Verfasser geschilderten Zeitraumes noch in voller Pracht. Die herrlichen Tempel werden freilich nicht mehr besucht, sind aber auch unter den christlichen Kaisern unversehrt geblieben — P. Grisar widerlegt ausführlich die noch immer verbreitete gegenteilige Ansicht —, nur hat man die Götterbilder aus ihnen entfernt und zum Schmuck der öffentlichen Plätze verwandt. Und abgesehen von den gottesdienstlichen Gebäuden, ist die ganze Stadt wie übersät mit einer ganzen Menge von Prachtbauten. Eine Beschreibung aus dem 4. Jahrhundert weiß von 11 Fora, 10 profanen Basiliken, 28 öffentlichen Bibliotheken, etwa 300 [illegible]

In dankenswerter Ausführlichkeit wird zunächst gezeichnet, wie der Stuhl des hl. Petrus sich immer mehr als Grundfeste der Christenheit offenbart. In den ersten Jahrhunderten bis auf Konstantin ist er freilich bereits dasjenige, wozu der Wille des Herrn ihn bestimmt hat, es sind auch die Grundsätze in der Kirche anerkannt, aus welchen die Machtfülle des Heiligen Stuhles folgt. Aber seltener übt er seine Macht und seinen Einfluß, solange das innere Leben der Kirche von heftigeren Krisen noch verschont bleibt. Als aber vom 4. Jahrhundert an die großen Stürme der Häresien über die Kirche hereinbrechen, erweist Rom von Pontifikat zu Pontifikat sich immer mehr als der Fels, der einzig und allein unerschüttert in den wogenden Fluten dasteht, und an den Athanasius und Basilius, Hieronymus und Augustinus Anschluß suchen, zum Teil trotz einzelner persönlicher Verstimmungen, als an dem einzigen Retter in der Not der Zeit. Mit der Eroberung Roms durch die Westgoten 410 ist Roms politische Bedeutung ziemlich zu Ende. Wenn von nun an die Pilger es aufsuchen, so sind fast ausschließlich das Grab des hl. Petrus und die Heiligtümer die Anziehungspunkte, welche sie von den Enden der Welt her die Reise nach der ewigen Stadt unternehmen lassen. Unter Leo dem Großen erscheint der Primat bereits auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung.

Zugleich zeigt sich in der damaligen Zeit auch bereits die Rolle, welche des Papsttums den Barbaren gegenüber wartete. Als die Westgoten Rom plünderten, verschonten sie nur die Kirchen, besonders die Basiliken der Apostelfürsten, und zeigten dadurch, wo die einzige Macht zu finden war, die in dem allgemeinen Zusammenbruch den Barbaren Ehrfurcht einzuflößen geeignet war. Papst Innocenz I. hatte vor der erwähnten Eroberung teil an einer Gesandtschaft genommen, welche die Greuel der Plünderung von der ewigen Stadt hatte abwenden wollen. Dem großen Leo sollte die Rettung Italiens vor den schrecklichen Hunnen wirklich gelingen. So tritt also von dieser Zeit an das Papsttum in seine Rolle als Beschirmer der unglücklichen Römer, als Bezähmer und Bildner der wilden Barbarenstämme ein. Während die arianischen Hofbischöfe für die Kultur kaum etwas leisten, erweisen sich die Priester und Mönche, welche in Rom ihren Mittelpunkt und Leitstern finden, als die Lehrer der neuen Volksstämme und als die einzige Hoffnung einer besseren Zukunft auch in weltlicher Beziehung.

Um den vollen Wert dieser Wirksamkeit sich zu vergegenwärtigen, darf man auch die Schwierigkeiten nicht außer acht lassen, welche zeitweise das Papsttum fast in seiner Existenz zu bedrohen schienen. Außer den widrigen Zeitverhältnissen war es behindert durch die zahlreichen zwiespältigen Papstwahlen zur Zeit des Liberius, Damasus, Bonifaz I. und II., Symmachus, durch die Einmischung der weltlichen Gewalt, durch Fehlgriffe einzelner Päpste, namentlich des unglücklichen Vigilius, endlich durch das traurige Schisma, welches an dessen Regierung sich knüpft. Die Achtung der Völker mußte auf festen Grundlagen ruhen, das Papsttum eine unversiegliche Quelle von Kraft in sich tragen, wenn trotz allem diese Dinge doch nur wie leichte Wolken vorüberzogen, die das Licht der Sonne verdecken, aber nicht auslöschen.

Ein besonderer Reiz und Wert der Darstellung, welche der Verfasser diesem großartigen Vorwurf widmet, liegt darin, daß sie die neuen Entdeckungen und Forschungen monumentaler und anderer Natur ausgiebig verwertet. Rom hat seit dem Beginn des Mittelalters und in der Neuzeit sein Angesicht derart verändert, daß die Reste der einzelnen Bauwerke und Straßen 3 oder sogar 11 m tief unter der jetzigen Bodenhöhe entdeckt wurden und 22 m Schutt bei der Entdeckung des Hauses der Vestalinnen abgetragen werden mußten. Über sehr viele Fragen aus der Topographie des alten Rom konnten daher nur Ausgrabungen Licht verbreiten, und seit man diese von 1872—1889 eifrig betrieb, ist „über Rom in den letzten Decennien mehr gelernt worden als in einem Jahrhundert" der früheren Bemühungen (S. 116). Der Verfasser hat die Ergebnisse dieser Ausgrabungen mit emsigstem Fleiße studiert, und da er in der Topographie des alten Rom zu Hause ist wie wenige, so vermag er hier auf Schritt und Tritt neue und sehr bemerkenswerte Aufschlüsse zu bieten. Auch eigene Forschungen hat er in seine Darstellung verflochten, von denen diejenigen über die Kirche S. Maria antiqua trotz heftiger Anfeindung jüngst eine unerwartete Bestätigung und Rechtfertigung gefunden haben. Auch die neuen Funde an schriftlichen Quellen sind überall verwertet. Gleich die Darstellung der Usurpation des Eugenius, mit welcher der Band beginnt, stützt sich zum großen Teile auf eine erst 1867 veröffentlichte wichtige Quelle. Ebenso sind verwertet z. B. das neu gefundene Leben der hl. Melania (S. 47), die Appellationen des Flavian und Eusebius von Doryläum vom Räuberkonzil an Papst Leo (S. 314), der syrische Bericht über die Schicksale des späteren Papstes Hilarus auf dem genannten Konzil (S. 333), die Nachrichten, welche zeigen, daß die Päpste Felix IV. und Bonifatius II. sich ihren Nachfolger ernannten (S. 494), die von Morin O. S. B. entdeckten Homilien über Petri Stuhlfeier (S. 314) u. s. w. Überhaupt wird man nicht über viele Seiten weg in dem Buche lesen, ohne bisher unbekannte und wertvolle Aufschlüsse zu finden.

Nicht vergessen dürfen wir, auf die vielen Bemerkungen zur Geschichte unserer Liturgie hinzuweisen, welche an manchen Stellen des Werkes zerstreut sich finden. Auch die Geschichte der Kunst, welche in der Zeit vor Roms Plünderung noch eine schöne christliche Nachblüte erlebte, ist mit besonderer Liebe behandelt.

Über die Beziehung des hl. Patricius zu Rom hatte der Verfasser wohl nicht die nötigen Bücher zur Hand. Sonst mußten notwendig die Entdeckungen seines Ordensbruders Hogan über den Book of Armagh genannt werden; s. Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Irland I (Mainz 1890), 14. 37 f. Betreffs der Wallfahrten nach Rom konnte erwähnt werden, daß bereits Eusebius in der nur syrisch erhaltenen Theophanie (IV, 7, ed. Lee p. 221) von solchen spricht. Die Stelle ist auch abgedruckt bei *Migne*, P. graec. XXIV, 583: ad quod (sepulcrum s. Petri) populorum ex omni Romana ditione tamquam ad asylum templumque Dei accurrit multitudo. Die eben erwähnte Homilie über Petri Stuhlfeier ist vollständig herausgegeben in Rev. Bénédictine XIII (1896), 343, wo aber Morin über deren Datum sich wieder zweifelnd ausdrückt. Von dem pompösen Stil Leos I. hat sie wohl kaum viel an sich. Die christliche Deutung der Sage von Odysseus und den Sirenen (S. 423 Anm.) findet sich am ausführlichsten vielleicht bei Methodius

von Olympus durchgeführt in der Schrift vom freien Willen (ed. Bonwetſch, Erlangen u. Leipzig 1891, S. 1 ff. *Migne*, P. graec. XVIII, 289). Die S. 618 vorgetragene Erklärung des Sigels *XMI'* hat an Wahrſcheinlichkeit verloren, ſeit man auf dem Rand eines Papyrus ausgeſchrieben fand: *Χριστὸς* (sic) *Μαρία γεννᾷ*, ſ. Byzantiniſche Zeitſchrift IX (Leipzig 1900), 60.

P. Griſars Werk darf unter den hiſtoriſchen Erzeugniſſen der letzten Jahre einen der ehrenvollſten Plätze beanſpruchen. Es iſt die Frucht eines jahrzehntelangen, ausdauernden und aufopferungsvollen Fleißes, es ſteht auf der Höhe der neueſten Forſchung, es bietet die geſicherten Ergebniſſe derſelben in einer durchaus edlen Sprache und Form. Dem Verfaſſer ſagen wir Dank für dieſe Bereicherung unſerer katholiſchen Wiſſenſchaft und rufen ihm für die folgenden Bände ein herzliches Glück auf zu.

C. A. Kneller S. J.

Psychology: empirical and rational. By ***Michael Maher*** S. J., Professor of mental philosophy at Stonyhurst College, examiner for the diploma in teaching of the Royal University of Ireland. Fourth edition, re-written and enlarged. 8°. (XVI, 602 and XII p.) London, Longmans, Green and Co., 1900. Preis 6 *sh.* 6 *d.*

Dieſes ausgezeichnete Buch erlebte trotz ſeines bedeutenden Umfanges vier Auflagen innerhalb zehn Jahre. Es zeichnet ſich nicht bloß durch große Klarheit und Gründlichkeit aus, ſondern auch durch eine wirklich intereſſante, feſſelnde Schreibweiſe. Die neue Auflage hat ſehr gewonnen. Urſprünglich zum Lehrbuch für Philoſophie-Studierende beſtimmt (es gehört zu der Stonyhurst Philosophical series), wird es doch auch dem Lehrer wichtige Dienſte leiſten. Man erhält einen gründlichen Einblick in die Entwicklung der Pſychologie in England und genügenden Aufſchluß über die wichtigeren Syſteme des Auslandes.

Sehr bemerkenswert ſind die pſychologiſchen Exkurſe, welche, durch treffliche Illuſtrationen unterſtützt, in ſchöne organiſche Verbindung mit den philoſophiſchen Theorien gebracht werden. Als Beiſpiel mag der Abſchnitt über die Empfindung (sensation) dienen: nach einer umſchreibenden Definition folgen gute Bemerkungen über die Art der Sinneserregung, wobei eine bündige, aber äußerſt klare Beſchreibung des Nervenſyſtems eingeſchoben wird. Der Einteilung der Empfindungen nach Qualität, Intenſität und Dauer ſchließt ſich eine Auseinanderſetzung des Erkenntnismomentes in der Sinneswahrnehmung an zugleich mit einer Erklärung der ſcholaſtiſchen Lehre von dem ſinnlichen Bilde. Den Schluß des Abſchnittes bildet eine treffliche Darlegung und Kritik der pſycho-phyſiſchen Theorien Webers und Fechner-Wundts, ſowie einiger pſychometriſcher Thatſachen. Gegen das ſogen. pſycho-phyſiſche Geſetz, demgemäß die Empfindungsſtärken zunehmen wie die Logarithmen der Reizſtärken, wendet P. Maher unter anderem mit Recht ein, daß die Urteile, welche über die kleinſten Unterſchiede der Empfindungen entſcheiden, nicht notwendig den gleichen Grad des Bewußtſeins (equal quantities of consciousness) zur Vorausſetzung haben; dann ſind aber alle Meſſungen

notwendig ungenau. Auch ist es gar nicht ausgemacht, daß die Qualität der Empfindung mit der Zunahme der Intensität sich nicht irgendwie ändern könne. Damit fällt natürlich das Gesetz nicht, es muß sich aber eine Korrektur gefallen lassen und sich mit einer annähernden Richtigkeit zufrieden geben.

Eine ähnliche lichtvolle Darlegung und Kritik einschlägiger Thatsachen der Experimental-Psychologie findet sich in den meisten andern Abschnitten. Sehr hübsch ist z. B. das Kapitel über die Entwicklung der Sinneswahrnehmung beim Individuum und die Erziehung der Sinne. Beim Tastsinn kommt hier die Lokalisation der Empfindungen zur Sprache, beim Gesichtssinn die unmittelbare Wahrnehmung der Flächenausdehnung und die mittelbare der Entfernungen und Größenverhältnisse, sodann das Problem des einheitlichen Sehens mit beiden Augen; beim Zusammenwirken der äußeren Sinne mit dem inneren und dem Geist wird der Parallelismus der geistigen Entwicklung mit der Entwicklung des Gehirns im Organismus des Kindes behandelt.

Recht reichhaltig ist auch das Kapitel über die Einbildungskraft: hier werden nämlich nicht bloß ihre allgemeinen Thätigkeiten besprochen, sondern auch ihre verschiedenen Variationen als ästhetische, als wissenschaftliche Phantasie, als Mithelferin beim Witz und Humor, endlich auch ihre Irrgänge bei Illusionen und Hallucinationen.

Mit gleicher Sorgfalt ist auch der zweite Teil des ersten Buches über das geistige Leben ausgearbeitet. Den Traktaten über den Unterschied des sinnlichen und geistigen Lebens, den Ursprung der Ideen und das Urteilen und Schließen sind eingehende und übersichtliche historische Einleitungen über die verschiedenen Systeme vorausgeschickt.

Ganz charakteristisch für das Vorangehen des Verfassers ist das 17. Kapitel, welches die Entfaltung der intellektuellen Erkenntnis erörtert. Zunächst werden die verschiedenen Grade des Selbstbewußtseins bei der Entwicklung des Kindes vorgeführt; sodann folgt eine Darstellung des vollentwickelten Selbstbewußtseins. Hier wird vor allem der Ursprung der Erkenntnis des eigenen Ich nach Thomas von Aquin untersucht und im Unterschiede zur konkreten Erkenntnis des „Selbst" der abstrakte Begriff der eigenen Persönlichkeit mit aller Bündigkeit und Klarheit als ein sehr verwickelter und veränderlicher erwiesen; im Anschlusse daran macht P. Maher eindringlich auf den Unterschied aufmerksam zwischen der sogen. Einheit des Selbstbewußtseins, welche die ganze Reihe der Lebensprozesse in einem ungeteilten Selbst zusammenfaßt, und der Kontinuität des Bewußtseins, welche überhaupt nicht streng und wörtlich zu nehmen ist. Nach dieser Entwicklung der Idee des eigenen Selbst folgt ein Überblick über den Ursprung der andern grundlegenden Ideen, der Substanz und des Accidens, der Kausalität, des Unendlichen, des Raumes und der Zeit.

Die letzten Kapitel des ersten Buches sind dem Willen und den Affekten gewidmet. Auch hier wird den Beobachtungen, den Resultaten moderner Psychologen, der Physiologie und der Praxis Rechnung getragen. Sehr lesenswert sind die Bemerkungen über die mannigfachen Arten der Wahl, die vernünftige, die ungestüme (impetuous), die nachgiebige (acquiescent), die widerstrebende (anti-

impulsive). Die Phyſiologie kommt zu ihrem Recht bei Behandlung der phyſiologiſchen Grundlagen der Habitus. Im Anſchluß an den amerikaniſchen Pſychologen James betonen die praktiſchen Regeln die Notwendigkeit der Selbſtzucht und Selbſtüberwindung. Nach ſo vortrefflichen Vorarbeiten erwartet man eine eingehendere Behandlung des Charakters und der Temperamente, als ſie uns geboten wird.

Ganz vorzüglich und modern im beſten Sinne iſt dagegen das Kapitel über die Willensfreiheit.

Eine ſtreng wiſſenſchaftliche Einteilung der Affekte hält P. Maher für unmöglich. Die Klaſſifikationen Spinozas, Browns, Spencers weiſt er ab, und auch die der Scholaſtiker genügen ihm nicht. So beſchränkt er ſich darauf, gewiſſe Formen von Affekten anzuführen und zu beſchreiben; er unterſcheidet 1. Affekte, die das eigene Selbſt betreffen, 2. altruiſtiſche, 3. Affekte, welche mit der intellektuellen Thätigkeit zuſammenhängen, 4. äſthetiſche und 5. moraliſche Gefühle.

Mit Seite 458 ſchließt die empiriſche Pſychologie; die rationelle iſt auf den nächſten 170 Seiten zuſammengedrängt. Die verhältnismäßige Kürze hat der Gründlichkeit der Beweisführung für die Einfachheit, Einheit und Unſterblichkeit der Seele keinen Eintrag gethan. Mit verhältnismäßiger Ausführlichkeit werden die wichtigſten neueren Theorien über das Ich und die moniſtiſchen Hypotheſen über das Weſen des Gedankens vorgeführt und kritiſiert. Die ſcholaſtiſche Theorie von der Verbindung des Leibes und der Seele zu einer Subſtanz wird vom Verfaſſer als die beſte hingeſtellt, aber nur ganz kurz bewieſen.

Das letzte Kapitel faßt einige pſychologiſche Probleme über den Sitz der Seele, die Lokaliſation der Gehirnfunktionen, Fragen der Phrenologie zuſammen und ſchließt mit guten Bemerkungen über den Urſprung der Seele.

Wie man ſieht, hat P. Maher die Pſychologie der Pflanzen in ſein Buch nicht aufgenommen. Die Tierpſychologie iſt in einem Supplementaufſatz berührt. Wir wünſchen lebhaft, daß in einer neuen Auflage die Abſchnitte über den Inſtinkt umgearbeitet und ſo auf die Höhe der übrigen Unterſuchungen gebracht werden. Sehr gut iſt hingegen der zweite Artikel im Supplement über den Hypnotismus; man erhält auf wenigen Seiten allen nötigen Aufſchluß über die experimentelle, pſychologiſch-philoſophiſche und moraliſche Seite der Frage.

Der Student, welcher nach dem Buch P. Mahers ſeinen pſychologiſchen Kurs durchmacht, lernt einen echten philoſophiſchen Gehalt von wortreichen Phantaſien unterſcheiden und gut geſtützte Theorien luftigen Hypotheſen vorziehen; für eingehendere phyſiologiſche Studien, für ein ſelbſtändiges Urteil über empiriſche Pſychologie iſt er ausgezeichnet vorgebildet. Der große Wert des Werkes wurde auch von der Londoner Univerſität anerkannt, welche unlängſt P. Maher auf Grund dieſer hervorragenden Leiſtung auf dem Gebiet der Pſychologie zum Dr. Litt. ernannte. So wäre es denn ſehr zu wünſchen, daß dieſes wiſſenſchaftliche Lehrbuch auch in Deutſchland bekannt würde, und wir erlauben uns, die Aufmerkſamkeit der Herren Profeſſoren und Hörer auf den Hochſchulen darauf hinzulenken.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Das Lob des Kreuzes. Eine Kloster- und Hofgeschichte aus der Karolinger-Zeit. Von **Jos. Grau.** 8°. (596 S.) Köln, Bachem, 1900. Preis brosch. *M.* 6; geb. *M.* 7.50.

Gute Bücher empfehlen ist immer zeitgemäß, selbst wenn sie schon ein ganzes Jahr auf dem Büchertische liegen. Ein ganzes Jahr — das ist heutzutage für Bücher wie Menschen eine lange Zeit, und es muß wirklich schon etwas nicht ganz Verdienstloses sein, was man nach einem Jahre noch der Erwähnung für wert hält. Es ist denn auch mehr als eine Art schon eigentlich verjährter Rezensentenpflicht, was uns heute zur Besprechung des oben genannten Buches drängt; es ist, klipp und klar herausgesagt, die Reue über eine immer aufgeschobene Ehrenpflicht, die jeder Kritiker einem Buche gegenüber hat, das er für so empfehlenswert, weil für so vortrefflich hält wie wir in diesem Falle „Das Lob des Kreuzes". Seit wir dieses Buch vor mehreren Jahren als Feuilleton in der „Köln. Volkszeitung" lasen, waren uns dessen Personen und Hauptbegebenheiten so frisch und lebhaft im Gedächtnis geblieben wie kaum je irgend welche andere, und trotzdem (oder vielleicht ebendeshalb) freuten wir uns beim Erscheinen der Feuilletons als Buch auf dessen erneute Lesung wie auf einen ersehnten Genuß. Und diese Erwartung hat uns in keinem wesentlichen Punkte getäuscht, wie es nur zu oft zu ergehen pflegt, wenn man vor Jahren liebgewordene Bücher später zum zweitenmal vornimmt. Die Stimmung ist meist nicht mehr dieselbe; die nachschaffende Phantasie hat die Vorzüge vergrößert, die Gestalten verklärt. Aber ein wirklich gutes, tiefes, künstlerisches Buch muß eben auch den verschiedensten Stimmungen genügen und den Anforderungen der Erinnerung standhalten. Und das haben wir, für unsere Person wenigstens, an diesem Buche erprobt. Die Wirklichkeit blieb fast niemals hinter den Phantasiebildern zurück, sie verschärfte nur deren Linien und belebte die nachgedunkelten Farben. Beim ruhigen Studium des Buches traten ja kleinere Unebenheiten, Unwahrscheinlichkeiten in der Erfindung, Rauheiten und Unausgeglichenheiten in der Ausführung besser zu Tage als in den Bruchstücken der Zeitung; dafür fielen aber auch die großen, einheitlichen Züge des Ganzen, die Gliederung im einzelnen, die großartige Gegenüberstellung und Abstufung der Personen, die vortrefflich reiche Auswahl des kulturellen Rohmaterials und dessen künstlerische Zubereitung und Verwendung besser ins Auge. Eben weil man das Ziel der Dichtung kannte, wußte man die verschlungenen Wege zu demselben besser zu würdigen. Und — last not least — aus der ersten Lesung waren uns die Personen und Dinge so lieb und vertraut geworden, daß es wirklich wie ein Wiedersehen alter Freunde auf das Gemüt wirkte, ihnen bei der zweiten Lesung wieder zu begegnen.

Es mag bei dem allem ja viel Subjektives mitspielen, aber ohne wirklichen objektiven Wert kann doch ein Buch nicht sein, das zu wiederholten Malen solche Wirkung übt. Und schließlich ist trotz allem Dogmatismus der Ästhetik jede ehrliche Kritik nur der Ausdruck persönlichen Empfindens einem Werke gegenüber, das sonst gegen die Grundgesetze der Kunst nicht verstößt.

Dieser Roman oder diese Geschichte ist nicht wie alle andern. Auch er redet und singt von der Liebe, aber er beschränkt sich nicht auf eine Unterart der-

selben. Nicht wie ein aufgelöstes Drama, sondern wie ein in Prosa nacherzähltes Heldenlied mutet diese Geschichte an, die dabei den seltenen Vorzug hat, einen wahrhaft nationalen, volkstümlichen Stoff zu behandeln. Was dem Dreizehnlinden-Dichter im höchsten Maße gelungen ist, uns die alten Zeiten der Sachsen- und Franken-, Heiden- und Christenwelt wieder nahe zu bringen, uns für die handelnden Personen wie für unsere Altvordern zu interessieren, das hat auch J. Grau in erfreulichster Weise zuwege gebracht. Eine Zeit, die für jeden Deutschen von größter Wichtigkeit sein muß, lebt vor den Blicken des Lesers wieder auf; Personen, deren Namen uns seit der Jugendzeit vertraut waren, sehen wir hier leben und weben — die ganze Welt eines christlich nationalen Epos. Es muß wirklich auffallen, daß nicht eher ein christlicher Dichter in diese Fuldaer Welt gegriffen hat.

J. Graus Erzählung setzt mit den letzten Jahren Karls des Großen ein, um mit dem Tode Ludwigs des Frommen zu schließen. Nichts liegt ihr natürlich ferner als einen politischen Geschichtsabriß dieser Zeit zu geben, wenn sie auch die großen Ereignisse der Weltgeschichte als Hintergrund oder als Motiv für ihre eigene Handlung benutzt. Diese Handlung ist nur sehr lose zu einer äußern materiellen Einheit verknüpft; um so straffer ist dagegen die innere Einheit des leitenden Gedankens — das immer siegreichere Vor- und Eindringen der Religion des Kreuzes in die germanische Ideen- und Gemütswelt. Die äußere Handlung ist eigentlich nur ein Symbol für diese tiefere Idee, wie denn überhaupt ein geistreicher Symbolismus und Parallelismus sich in der ganzen Anlage und Durchführung der Dichtung bemerkbar macht. Dies wird schon durch den Titel angedeutet, der sehr glücklich die äußere Handlung und den tieferen Sinn zum Ausdruck bringt. Unter „Das Lob des Kreuzes" versteht J. Grau zunächst das poetische Werk des Fuldaer Mönches Rhabanus Maurus; das Entstehen und Wachsen dieses seltsamen Buches sowie die Schicksale des noch nicht ganz vollendeten Manuskriptes bilden den leitenden Faden der Handlung. Mit der Überreichung der endlich abgeschlossenen Dichtung an den Papst nimmt auch die Erzählung ihr Ende. Aber wie geschickt ist diese an sich magere litterarhistorische Thatsache mit den verschiedensten Charakteren und Geschehnissen verknüpft, und wie klingt der Inhalt des kunstreichen Büchleins in den verschiedensten Klangfarben und Tonstärken aus den Personen wieder! Schon gleich das erste Kapitel „In St. Bonifacius' Gotteshaus" ist ein kleines Meisterwerk der Exposition. Rhabanus, der junge Magister, faßt den Entschluß, sein De laudibus zu schreiben, während der baukundige Abt Ratgar den Plan für seine Monumentalbauten entwirft. Mit diesem Doppelentschluß ist die ganze äußere Handlung so ziemlich gegeben. Kloster und Kaiserhof sind verbunden; der Grund des großen späteren Konfliktes ist gelegt. Wenn man es versteht wie J. Grau, die Charaktere der Handelnden zu fixieren, so genügt der Blick, den uns dieses erste Kapitel in das Nationalkloster von Fulda thun läßt, den gebildeten, reifen Leser in den Bannkreis der Erzählung zu fesseln. Von einer Schönfärberei der Mönche ist bei Grau ebensowenig die Rede wie bei Weber; knorrig und eckig, witzig und vorlaut, selbständig und kritisch, wie das Leben und der Beruf die oft kaum getauften Heiden in den Klosterfrieden getrieben, so führt Grau sie uns vor,

ohne dadurch im mindesten Gefahr zu laufen, unsere Hochachtung oder unser Interesse an diesen Helden christlicher Kulturarbeit zu verringern. Man merkt überall: hier führt weder falscher Idealismus noch tendenziöse Schmähsucht den Griffel, sondern die verstehende, nachfühlende Wahrheit. Magister Rhabanus einerseits und Abt Ratgar anderseits boten wirklich Gefahr der Übertreibung nach der guten oder schlechten Seite. Es ist ja wahr, daß die Entwicklung des Charakters beim Magister von allem Anfang an die Sympathien des Lesers hat; aber es ist auch ebenso wahr, daß der bauselige Abt mit seiner Strenge und Starrheit nie die Schranken überschreitet, die ihn unserem Interesse entzogen, und seine schließliche Umwandlung ergreift uns um so tiefer, als wir den Mann selbst in seinen edlen Verirrungen immer noch verstehen konnten. Zwischen diesen beiden Mönchsextremen, dem über sein Werk immer demütiger werdenden Magister und dem mit seinen aufsteigenden Bauten auch höher fliegenden Abt — welch eine Galerie von Mönchsköpfen und Charakteren! Der Spiteler Eigil, die Gelehrten Walafried Strabo, Otfried, Samuel, Hatto, die Maler und Karikaturisten Candidus und Modestus, der alte Degen Walton, der Einsiedler Bangulf, der Klosterschmied Werinbert, der seinen Hammersegen nicht lassen kann und um statt Donars den hl. Martinus einfügt u. s. w. Viele von diesen Namen haben später auf den wichtigsten Bischofssitzen geglänzt oder unvergängliche Werke gezeichnet. So, um das nur nebenbei zu bemerken, ist es ein feiner Zug, dem übergekünstelten lateinischen Dichtwerk des Magisters den einfachen deutschen „Christ" des Schülers Otfried gegenüberzustellen. Durch die Sendung Eginhards, des kaiserlichen Geheimschreibers, der den Mönchen von Fulda den Enkel Karls, Bernhard, und seinen eigenen Sohn zur Erziehung überbringt, ist auch die „Hof"gesellschaft gleich zu Anfang mit dem „Kloster" in Verbindung gebracht, abgesehen davon, daß keine Persönlichkeit besser geeignet war, die Verbindung zwischen beiden herzustellen, als dieser halbe Mönch und Freund Alkuins am Kaiserhofe. Im folgenden Kapitel tritt uns dann auch diejenige weibliche Gestalt entgegen, welche neben Rhabanus und Karl die ganze Geschichte mit dem unwiderstehlichen Zauber ihrer Persönlichkeit beherrscht. Die junge Priesterin der Hulda, Hadumut, Sigemunt des Sachsen Kind, ist eine Phantasieschöpfung Graus; aber wir fürchten keinen Widerspruch, wenn wir Erfindung, Zeichnung und Durchführung dieses Charakters ein wahres Meisterwerk nennen, um dessentwillen allein diese Erzählung dauernden Wert behalten wird. Es ist wie eine Verkörperung dessen, was die altgermanische Natur Edles, Reines und Hohes dem Christentum entgegenbrachte, was wir in dieser Sachsenmaid mit ihrem Adel unnahbarer Frauenwürde, herbem Ernst, lautester Wahrhaftigkeit und unwiderstehlichem Freiheitsbedürfnis begrüßen. Es geht von allem Anfang an etwas so Maienfrisches, Herbjungfräuliches, Tiefnatürliches von dieser jungen Huldapriesterin aus, daß man sich nicht wundert, wie es zuerst die Himmelskönigin Maria ist, die dieses reine Herz dem Christentum gewinnt, während der germanischem Fühlen so fremde Kreuzesheld sie zurückschreckt. Und wie versteht es Grau, die Läuterung dieses edlen Charakters zu steigern! Erst wo ihr in der Verbannung von Poitiers die Lehre des Kreuzes aufgeht, hat sie das volle

Chriſtentum erfaßt und fühlt ſie, die Freiheitsfrohe, ſich endlich ganz frei. Es iſt ein feiner Zug in der Erzählung, daß kein Geringerer als Karl der Große dieſe Perle beim erſten Anblick entdeckt, und daß eigentlich nur ſein königliches Herz ganz das Königliche in dem Herzen der Tochter ſeines ehemaligen Feindes zu ſchätzen weiß. Wie ſich aus dem erſt rein idealen Intereſſe des Kaiſers an der heidniſchen Fürſtentochter nach und nach eine andere Leidenſchaft entwickelt, wie dieſe Leidenſchaft ſich ins Gewaltſame auswächſt und ſchließlich im Anblick des Kreuzes unter dem ſtrengen Wort des Kreuzesſängers beſiegt wird, das iſt ganz vorzüglich dem Charakter der Perſonen entſprechend erfunden und durchgeführt. Überhaupt iſt Herr Karl nach den verſchiedenſten Richtungen trefflich gezeichnet, nicht fehlerfrei, aber edel, nicht Übermenſch, aber immer groß. Mit Wehmut wohnt der Leſer der letzten Ratsſitzung bei, wo Grau es verſteht, durch kleine Züge das raſche Hinwelken dieſer Rieſenblüte zu charakteriſieren. Nicht minder gut iſt die Zeichnung des frommen Ludwig, der immer das Beſte will und immer nicht kann; das Gefühl der Unſicherheit und Zerfahrenheit in den Reichsſachen bemächtigt ſich immer ſtärker auch des Leſers — und er verſteht den tieferen Sinn der erſchütternden Szene, wo der ſchon kranke Ludwig in Fulda beim Eintritt in die Kirche vor dem Bilde ſeines Vaters wie vor einem Richter erſchreckt. Wie über Karls Seele in den letzten Jahren der Gedanke an die Blutthat von Werden liegt, ſo bricht des frommen Sohnes Lebensmut ſein Blutурteil gegen den Bruder und Neffen. . . . An Thatkraft ſticht gegen den ſchwachen Kaiſer die vortrefflich gezeichnete Figur der Judith ab, bei der die Mutterliebe zur gewaltigen Triebfeder aller guten und böſen Handlungen wird. In einen gewiſſen Gegenſatz bringt Grau die verbannte Kaiſerin mit der verbannten Nonne Hadumut, und es ſind nicht die mindeſt intereſſanten Stunden, die der Leſer mit den beiden Frauen im hochummauerten Kloſtergarten von Poitiers verbringt. Bei Judith dauert es lange, bis das Kreuz endlich ſiegt, und es ſiegt auch bei ihr wieder — wie bei den meiſten andern Perſonen — durch das, was in ihr das Edelſte, aber auch Gefährlichſte iſt: die Mutterliebe. Zwiſchen den beiden Frauencharakteren Hadumut und Judith lernen wir noch eine ganze Reihe anderer kennen, die für die Ökonomie der Erzählung nötig ſind. Da iſt vor allem Kunilind, die für das Kloſter beſtimmte Tochter des Pfalzgrafen, die aber einen irdiſchen Bräutigam gewinnt und auch ihrerſeits erſt durch Kreuz zum Glück kommt; da iſt ihre Mutter, Frau Heltiburg, die zwar fromme, aber ungütige, im Gegenſatz zu der Äbtiſſin Engeltrud von Biſchofsheim, die Güte mit Frommſinn, Hoheit mit Demut, Bildung mit Beſcheidenheit zu paaren weiß, ein Frauenbild aus der Reihe derer, denen unſer Vaterland ſeine Kultur mitverdankt. Überhaupt enthält wie der Fuldaer Konvent, auch das Frauenkloſter Biſchofsheim eine wahre Galerie von Charakteren, von der geſchwätzigen Gerlindis und der ängſtlichen Pröpſtin an bis zu der heimwehkranken Thekla und der Seherin Eoliba, alle verſchieden und doch ehrlich eines Strebens. Wenn übrigens von den gelungenen Charakteren dieſer Erzählung die Rede iſt, darf einer nicht vergeſſen werden, ſo nebenſächlich und untergeordnet er ſcheint, und das iſt Wolfbrand, der Schirmer, Erzieher, Knecht, Freund, Spielgenoſſe und faſt möchte man ſagen Verehrer Hadumuts,

der es seinem gefallenen Waffenbruder Sigemunt versprochen hat, für das Kind zu sorgen, und dies nun auch thut mit echt deutscher Treue gegen Kaiser und Sorben, Pfaffen und Christengott. Aus Liebe zu dem Kind überwindet er seinen Haß gegen die Franken und dient er dem großen Karl als Wolfsjäger auf der Salzburg. Wie sucht er in der Seele des Mädchens alles zu wecken, was er für gut und groß hält, besonders die Treue gegen die heimischen Götter und die heimischen Lieder! So erzieht er das Kind zu einer Priesterin und einer Schlachtenjungfrau, und es ist eine geistreiche und hochpoetische Erfindung, den Alten, inzwischen auch Mönch Gewordenen mit seinem Pflegling, die als Nonne in Bischofsheim weilt, noch einmal auf dem Wall bei Verteidigung des Klosters gegen die Sorben zusammenzuführen und ihn in ihren Armen sterben zu lassen. Wie eine Rethelsche Freske gemahnt uns die Schilderung dieses letzten Kampfes, wo er in seiner Berserkerwut Felsblöcke auf die Katzen schleudert und sie, die Jungfrau, in der übergeworfenen Brünne und dem unter dem Helm hervorwallenden Schleier ihm Waffen zuschleppt, daß die anstürmenden Feinde sie notwendig für eine Walküre halten müssen. Noch ergreifender ist womöglich die letzte Szene dieses Kampfes, wo Hadumut mit dem Osterleuchter vor dem Altar den kühn vordringenden Heiden erschlägt, der das Schwert gegen ihre geliebte Äbtissin geschwungen hatte. Nachher kann sie, die von kanonischen Gesetzen nichts weiß, nicht begreifen, wie in diesem Akte etwas Böses sein soll — und in ihrer Ehrlichkeit will sie auch dem strengen Ratgar gegenüber sich nicht zu der Erklärung versteigen, daß sie eine That bereue, die ihrer Mutter das Leben gerettet hat! Still, aber nicht überzeugt, zieht sie ins Elend nach Poitiers — bis sie dort lernt: Selig sind die Sanftmütigen . . .

So viel über die Hauptpersonen der Erzählung. Den Verlauf und das Ineinandergreifen ihrer Schicksale können wir hier unmöglich in Kürze wiedergeben. Im ersten Teil ist die Handlung straffer und einheitlicher geschürzt, örtlich und zeitlich beschränkt; im zweiten greift sie weiter aus, zerteilt sich in einzelne Fäden und verteilt sich fast auf ebenso viele Jahre, als der erste mit Monaten rechnet. So läßt sich denn auch nicht leugnen, daß bei einer ersten oder zweiten Lesung dieser zweite Teil einige Längen aufweist, die zwar auch bei näherem Studium nicht ganz verschwinden, aber dann doch wieder so manche kleine Einzelschönheit aufweisen, daß man sich mit ihnen aussöhnt. Das ist dem Leser ja schon im ersten Teil zum Bewußtsein gekommen, daß er es nicht mit einem spannenden Roman, sondern mit einer im besten Sinne geschichtlichen Erzählung zu thun hat, bei der die Hast der Neugier niemals dem gemütlichen Verweilen kunstverständigen Kostens Eintrag thut. Übrigens bleibt keiner der vielerlei Fäden ohne endgültige Verknüpfung; jeder Person Schicksal wird bis zum Schluß verfolgt; nur das Ende der Hauptpersonen, Rhabans und Hadumuts, wird summarisch gegeben, weil es mit der eigentlichen Erzählung nichts mehr zu thun hat.

Inwieweit die Erzählung sich der Geschichte auch in den nackten Thatsachen anschließt, kann man bei der unleugbar treuen Wiedergabe des geschichtlichen Geistes und Charakters auf sich beruhen lassen. Wir stimmen dem Vorwort bei,

enn es ſagt: „Wenn die Einbildungskraft beim Erzählen manches zugeflüſtert
t, von dem der ſtrenge Hiſtoriker nichts weiß, ſo wird man trotzdem die
ſtoriſche Wahrheit im höheren Sinne nicht vermiſſen.“ Wie wir daher das
bedeutende hiſtoriſche Wiſſen des Dichters nicht beſonders hervorheben, wollen wir
m wirklich ſchon ſeine Freiheiten nicht ankreiden. Ob z. B. Otfried von
Weißenburg auch in Fulda ſeinen „Chriſt“ begonnen und noch zu Lebzeiten der
aiſerin Judith ziemlich weit fortgeführt hat oder nicht, iſt uns hier gleichgültig
– in der Dichtung mußte dies geſchehen.

Daß auch einzelne kleine Unwahrſcheinlichkeiten in Nebendingen mit unter-
ufen, ſei gerne zugeſtanden; wir werden ſelbſt nicht widerſprechen, falls der
ne oder andere dieſe oder jene Szene etwas theatraliſch zugerichtet findet.
Nein man muß dem Dichter einer ſolchen Erzählung, die eng mit dem Sagen-
nd Legendenkreis zuſammenhängt, auch nach dieſer Richtung einige Freiheit
iſſen, und wir glauben nicht, daß J. Grau die Grenzen dieſer Freiheit in
ennenswert unſtatthafter Weiſe überſchritten hat. Mit welch feinem Kunſtgefühl
ie einzelnen Szenen aufgebaut ſind und wie viel Schönheiten das Buch ent-
ält, die eine erſte Leſung nicht auskoſtet, zeigt z. B. das zehnte Kapitel des
ſten Teiles „Im grünen Walde“ mit ſeiner dreifachen, epiſch „zufälligen“ Be-
egnung: Kunilind-Gernot, Hadumut-Karl und zuletzt Hadumut-Rhaban.

Die Sprache iſt von einer wohlthuenden Einfachheit und Objektivität, die
ie Gegenſtände zum natürlichen und darum wirkſamſten Ausdruck kommen läßt.
Sie zieht niemals die Aufmerkſamkeit auf ſich von der Sache ab. Wo es nötig
t, wird eine mäßig hervorleuchtende Lokalfarbe angewendet. Anfangs könnte der
Satzbau leichter und fließender ſein; man hat in etwa das Gefühl der Schwierig-
eit, die es koſtete, den Leſer in kürzeſter Weiſe in die geſchichtlichen Vorereigniſſe
nzuführen. Im Verlauf ſchwindet dieſe Schwäche, und durchgehends ſteht die
Sprache an Kraft und Geſchmeidigkeit, Fülle und Richtigkeit auf der Höhe ihrer
Aufgabe. Neben manchen Überſetzungen von Liedern aus dem Lateiniſchen, Alt-
eutſchen, Altiriſchen u. ſ. w. bringt die Erzählung auch ein Lied, das ein
Originalgedicht zu ſein ſcheint und in ſeiner Art klaſſiſch genannt werden muß.
Man möchte es einem alten Märchen entnommen glauben, wenn es nicht ſo genau
en geſchichtlichen Verhältniſſen entſpräche. Kaiſerin Judith, die Dichterin und
freundin der fahrenden Sänger, ſingt es ihrem kleinen Karl vor dem glänzenden
Volksbild auf dem Aachener Pfalzhof:

„Säuſele, wehe, Sommerwind!
Eia du mein ſüßes Kind,
Kaiſerſohn, du jüngſter!
Steht ein Wolf vorm Königshaus,
Knäblein lacht ihn luſtig aus.
Kaiſerſohn, du jüngſter!“ U. ſ. w.

Doch genug zur Empfehlung eines Buches, das nur dort einer Empfehlung
edarf, wo es ganz unbekannt iſt. Es gehört zwar in Anlage und Durchführung
och ganz zur alten Schule — aber es zeigt auch entſchieden, daß jene Schule an

sich eine vorzügliche ist, da sie Werke wie dieses „Lob des Kreuzes" hervorbringt, vielleicht nicht tadellos, aber höchsten Lobes wert, kein prickelnder Tagesroman, aber ein Volksbuch im edelsten Sinne, an dem hoch und nieder, Leser und Kunstfreund eine nachhaltige, gesunde und im besten Sinne erbauende Freude haben können.

Der Vergleich mit einem andern Klosterroman, den wir vor kurzem an dieser Stelle besprochen haben, liegt nahe. Es ist keine Frage, Buch gegen Buch gehalten, geben wir dem „Lob des Kreuzes" vor dem „Denkwürdigen Jahr" unbedingt den Vorzug; anderseits ist aber auch sicher, daß in diesem letzteren ein viel originelleres, moderneres und allseitigeres Talent zur Aussprache kommt als in jenem; sicher ist ferner, daß Handel-Mazetti in uns unbedingt die Hoffnung auf fernere und höhere Kunstleistungen erweckt, während wir bei J. Grau eine solche Hoffnung kaum auszusprechen wagen, da es schwer hält zu sagen, ob der Stoff hier nicht den Dichter mehr getragen hat als umgekehrt, sich also auch nicht gut voraussehen läßt, ob der Dichter einem in sich minder großartigen Stoff die epische Größe zu geben vermag, wie Handel-Mazetti dies ohne Zweifel in ihrem Buche gethan hat. Freilich das, was J. Grau den gegebenen Thatsachen hinzufügte, und die Art, wie sie die Thatsachen auswählte, zupaßte und verwertete, d. h. den geschichtlichen Rohstoff zum poetischen Stoff verarbeitete, zeigt eine unbedingt starke Gestaltungskraft und ein künstlerisches Schauen; es käme also schließlich doch wieder nur auf einen Versuch an, ob uns die Dichterin in dem „Lob des Kreuzes" ihr Höchstes geschenkt hat oder nicht. Wir sagen, „die Dichterin"; denn in einem Punkte hat uns das schöne Buch eine Enttäuschung bereitet. Wir hatten nur einen Mann für fähig gehalten, uns solche Gestalten zu zeichnen — und nun ist es doch wieder eine Frau, der wir diese schöne Gabe zu danken haben.

Wilh. Kreiten S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

Authenticité et Date des livres du Nouveau Testament, étude critique de l'histoire des Origines du Christianisme de M. Renan. Par Gustave Desjardins. 8°. (220 p.) Paris, Lethielleux, 1900. Preis *Fr.* 4.

Der Herr Verfasser verfügt über eine genaue Kenntnis der Schriften des Neuen Testamentes und über ein gesundes historisches Urteil. Er läßt die Frage nach der Wahrhaftigkeit der Berichte der ältesten christlichen Schriftsteller aus dem Spiel und weist nach, daß ein Vergleich der verschiedenen in den Evangelien, Briefen, in der Apostelgeschichte und der Apokalypse enthaltenen Nachrichten und

daß sonstige innere und äußere Gründe keine Verschiebung in der traditionellen Datierung dieser Bücher erfordern. Seine Beweisführung ist klar und unbefangen. Allerdings erscheinen manche Probleme in dieser Darstellung weit einfacher, als sie in Wirklichkeit sind. Das kommt zum Teil daher, daß Desjardins hauptsächlich gegen die luftigen kritischen Gebilde Renans polemisiert. So wirken zumal die Abschnitte über die Pastoralbriefe, das Johannesevangelium und die Apostelgeschichte unbefriedigend. Übrigens hat die protestantische Exegese eine Reihe klarer Probleme durch gesuchte Spitzfindigkeiten unnütz verwickelt, und eine Reaktion dagegen ist gewiß erwünscht. Nur hat die Art der Darstellung Desjardins' die Kehrseite, daß auch einige positive Erörterungen, so z. B. die über die Theologie des hl. Paulus, an Vollständigkeit und Tiefe verlieren. Immerhin ist das Buch lesenswert und anregend.

Synopse évangélique. Par Joseph Bruneau, Prêtre de Saint-Sulpice, professeur au Grand Séminaire de New York. 16°. (XII et 196 p.) Paris, Lecoffre, 1901. Preis *Fr.* 3.

Das Buch war zuerst englisch erschienen für die Seminaristen der Diözese New York und hatte sich viele Freunde erworben. Der französische Text dieser Ausgabe — der lateinische ist nicht mit aufgenommen — schließt sich im wesentlichen an die Übersetzung Le Maistre de Sacys an. Sowohl in der Anordnung der evangelischen Erzählung als auch in den beigefügten Anmerkungen werden die Ergebnisse und die begründeten Vermutungen der neueren katholischen Exegese verwertet. Diese Anmerkungen sind dem Zwecke des Büchleins entsprechend sparsam eingestreut; trotzdem werden eigentümlicherweise hie und da etwas fernliegende Hypothesen erwähnt, während andere wichtige Punkte keine Erklärung finden.

De sacramentis. Scholarum usui accommodavit H. Noldin S. J., S. theologiae professor in Universitate Oenipontana. Cum approbatione Episcopi Brix. et Super. Ordinis. 8°. (564 p.) Oeniponte, Rauch, 1901. Preis *M.* 5.60.

Vorliegender Band ist der III. Band der Summa theologiae moralis des Verfassers, aber der zuerst für die Öffentlichkeit bestimmte; die beiden ersteren sollen innerhalb eines Jahres nachfolgen. Nach diesem Bande zu urteilen, wird das Werk ein Schulbuch im besten Sinne des Wortes. Die praktische Seite der Sakramentenlehre, mit Ausschluß jedoch der Lehre über die Ehe, ist in kurzer und klarer Weise dem Studierenden geboten. Die Hauptsachen und die leitenden Grundsätze in jeder Frage sind in größerem Druck, die näheren Ausführungen, Begründungen und genauere Einzelfälle in kleinerem Druck gegeben. Wo kirchliche Entscheidung oder gesetzliche Bestimmung vorliegt, ist auf diese stets hingewiesen; sonst wird die Lösung durch Hinweis auf den einen oder andern Autor gestützt. Der Verfasser steht auf dem Standpunkt des reinen Probabilismus, zeigt im Verlaufe des ganzen Bandes eine weite Rücksichtnahme auf die Ansicht anderer, ohne jedoch eine selbsteigene Entscheidung, nach billiger Abwägung der Gründe, zu vermeiden. Auf Meinungsverschiedenheiten näher aufmerksam zu machen, ist hier kaum der Platz. Der Schluß von n. 405 über die Behandlung der Rückfälligen dürfte wohl vor der Gefahr nicht ganz sicher sein, mißverstanden zu werden. — Hoffentlich wird durch Erscheinen der zwei rückständigen Bände das ganze Werk recht bald vollständig sein.

Die Lehre von der Anfangslosigkeit der Welt bei den mittelalterlichen arabischen Philosophen des Orients und ihre Bekämpfung durch die arabischen Theologen (Mutakallimûn) dargestellt von Dr. M. Worms. (Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Texte und Untersuchungen Bd. III, Heft 4.) 8°. (VIII u. 70 S.) Münster, Aschendorff, 1900. Preis *M.* 2.50.

Dieser interessante Beitrag zur Philosophie der Araber ist um so wertvoller, als er aus der Feder eines gewiegten Kenners arabischer Weisheit stammt. Ursprünglich wollte der Verfasser bloß eine kritische Ausgabe einer kleinen, in hebräischer Übersetzung erhaltenen Abhandlung des arabischen Philosophen Ibn-Rosd (Averroes) über das Problem der Weltschöpfung liefern. Ibn-Rosd sucht darin nachzuweisen, daß die arabischen Philosophen und Theologen in dieser Frage gar nicht so sehr voneinander abweichen. Nunmehr ist diese Abhandlung im Anhang zur vorliegenden Schrift veröffentlicht, während die Schrift selbst die einschlägigen Lehren der arabischen Philosophen des Orients und die Polemik der Theologen darlegt und zugleich kurze, aber inhaltreiche Bemerkungen über die Systeme der drei Philosophen, welche in Betracht kommen, Al-Kindis, Al-Farâbis und Ibn-Sinas (Avicenna), und des Theologen Al-Gazâli einflicht. Der Vermittlungsversuch des Averroes erweist sich als schwer haltbar; von einer eigentlichen Schöpfung der Materie kann, wie es scheint, bei den arabischen Peripatetikern des Orients kaum die Rede sein. Immerhin ist das letzte Wort über diese Frage auch jetzt noch nicht gesprochen. Jedenfalls wurde die Geschichte der Philosophie mit einer guten Arbeit bereichert.

Der Schild des Glaubens. Beweis und Erklärung jener katholischen Wahrheiten, welche insbesondere von den protestantischen Kirchen geleugnet werden, mit Widerlegung der gegen dieselben erhobenen Einwendungen. Von Msgr. Eduard Brynych, Bischof von Königgrätz. Autorisierte Übersetzung von Dr. C. A. Schelbicky. 8°. (IV u. 120 S.) Innsbruck, Rauch, 1899. Preis *M.* 1.

Diese ursprünglich böhmisch von Msgr. Brynych als Kanonikus von Wyschehrad in Prag abgefaßte Schrift soll nach der Meinung des Übersetzers sowohl dem Laien zur Abwehr der „kriegerischen" evangelischen Katechismen als auch dem Seelsorger beim Konvertitenunterricht dienlich sein. Sie eignet sich auch dazu durch die einfache, verständliche Darstellung und die Rücksichtnahme auf den „populären" Lehrbegriff der protestantischen Katechismen. Nur müßten die mißverständlichen Stellen, auf welche wir gleich aufmerksam machen werden, geändert werden. Das Büchlein ist in zwei Kolumnen gedruckt; die eine enthält die katholische Lehre, die zweite die entsprechende evangelische und deren kurze Widerlegung. Die Polemik ist stets ruhig und vornehm gehalten; hie und da, z. B. bei Erwähnung der Lehre Luthers über die guten Werke (S. 5), wäre, um jeden Stein des Anstoßes zu vermeiden, größere Genauigkeit wünschenswert gewesen. Hübsch und treffend ist zum Teil auch die Darstellung der katholischen Lehre; allerdings hat das Streben nach Kürze und vielleicht auch ein weniger glücklicher Ausdruck beim Übersetzen an manchen Stellen der dogmatischen Präzision stark Eintrag gethan. Man darf z. B. nicht sagen, daß uns Christus ohne Maria gar nicht erlösen konnte (S. 32); mißverständlich ist auch der Satz, es gehe nicht an, leicht anzunehmen, daß man ein

wirklich verdienstliches Werk verrichtet habe (S. 52). Man kann ferner nicht sagen, Christus sei in der Hostie nicht körperlich gegenwärtig, sondern nur der Substanz nach (S. 66). Auf S. 87 steht sogar zu lesen, daß die Konfessionsverschiedenheit zu den Hindernissen gehört, „welche eine gültige Ehe ausschließen“. Aus Interesse für das Buch möchten wir noch bitten, daß man den Absatz über die Tradition (S. 17) genauer fasse und die Argumente aus 1 Kor. 15, 29 für das Fegfeuer, die aus den drei Evangelisten auf S. 86 für die Unauflösbarkeit der Ehe und den Satz über die sieben Sakramente (S. 54 letzte Zeile u. S. 55) fallen lasse.

Beati Petri Canisii, Societatis Iesu, epistulae et acta. Collegit et adnotationibus illustravit Otto Braunsberger, eiusdem Societatis sacerdos. Volumen tertium: 1561, 1562. 8°. (LXX et 876 p.) Friburgi Brisgoviae, Herder, MCMI. Preis *M.* 23.

Der stattliche Band von über 900 Seiten umfaßt trotz seines Umfangs doch nur zwei Lebensjahre des Apostels von Deutschland, nämlich die Briefe, die er vom 4. Januar 1561 bis 31. Dezember 1562 erhielt oder absandte, und die auf ihn bezüglichen Nachrichten aus demselben Zeitraum. Gewiß ein Leben voll rastloser Thätigkeit und reichem Inhalt, wenn von zwei Jahren desselben noch so viele Spuren erhalten sind! In der That zeichnet auch der vorliegende Band ein erhebendes Bild von der rastlosen Thätigkeit des großen Reformators. Inmitten von trost- und scheinbar hoffnungslosen Zuständen sehen wir ihn, wie er ohne Verbitterung, Verzweiflung, Überstürzung, ohne Schelten und unnützes Klagen ruhig und einfach seinen Weg geht und seine Aufgabe als Reformator darin sieht, daß er Gutes thut, soviel er nur kann und auf allen Gebieten, die ihm offen stehen. Als Priester ist er rastlos thätig auf der Kanzel und im Beichtstuhl; 210 Predigten, in 18 Monaten gehalten, sind noch von ihm nachweisbar, meist in seinen Nachtwachen vorbereitet. Als Vorsteher einer Ordensprovinz hat er mühsame Reisen nach München und Innsbruck, Wien und Prag auszuführen, die Seinigen zu leiten und zu mahnen, Verhandlungen über die Gründung neuer Ordensniederlassungen zu führen; die großen idealen Gesichtspunkte muß er ebenso vor Augen behalten wie die kleinen prosaischen Anforderungen des gewöhnlichen Lebens. Dazu wird er als Ratgeber von allen Seiten in Anspruch genommen. Auf alles, was für und gegen die Kirche in Deutschland geschieht, hat er sein Augenmerk und wird nicht müde, diejenigen, welche Abhilfe schaffen können, aufmerksam zu machen und zu beraten, und alle, welche für die Kirche eintreten, durch Fürsprache oder thätige Mithilfe zu unterstützen. So bietet also auch der vorliegende Band wiederum wichtige Beiträge zur Lebensgeschichte des Seligen. Und abgesehen davon ist er eine Quelle ersten Ranges zur Geschichte der noch so wenig bekannten katholischen Restauration. Auch für die Litteraturgeschichte fällt manches ab, so für die Geschichte der Konziliensammlungen, namentlich der Akten des Ephesinums, für die Geschichte der Cyprian- und Hieronymus-Ausgaben, und namentlich für die Geschichte der Canisiuskatechismen. Was die Arbeit des Herausgebers angeht, so können wir nur sagen, daß sie auch in diesem Bande musterhaft ist. Faßt man die Mühe ins Auge, die es kostete, all diese in Hunderten von Schriften zerstreuten Briefe und Nachrichten zu sammeln, die Sorgfalt und Genauigkeit, mit welcher der Text wiedergegeben wurde, die Gelehrsamkeit in der Erläuterung aller Anspielungen auf Personen und Zeitereignisse, so wird ein billiger Beurteiler der Leistung des Herausgebers die verdiente Anerkennung nicht vorenthalten wollen. Möchte das schöne Werk zur Ehre des katho-

lischen Deutschlands die Unterstützung finden, die eine Ehrenschuld der Gegenwart an die Vergangenheit ist.

Lehrbuch der Philosophie auf aristotelisch-scholastischer Grundlage zum Gebrauche an höheren Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Von Alfons Lehmen S. J. Zweiter Band. Erste Abteilung: Kosmologie und Psychologie. 8°. (XVI u. 526 S.) Freiburg, Herder, 1901. Preis *M.* 6.

Auch dieser zweite Band verbindet Faßlichkeit und Klarheit der Darstellung mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und spekulativer Tiefe. Die philosophischen Fragen, deren Behandlung nicht zu umgehen war, sind so zahlreich, daß selbst bei knappster Darstellung die einschlägigen physikalischen, chemischen und physiologischen Vorfragen auf das Notwendigste beschränkt werden mußten. Vielleicht hätte aber doch durch Kürzung einiger Partien, so des Abschnittes über die Kompenetration und Replikation der Körper, über die Einheit und Teilbarkeit der Pflanzenseele, Raum gewonnen werden können für eine breitere Darlegung einiger Punkte aus der empirischen Psychologie und Physiologie. Das Buch verbindet sonst in vorzüglicher Weise die sicheren neueren Ergebnisse mit den scholastischen Theorien. Man vergleiche nur die Widerlegung des Darwinismus, der verschiedenen Erklärungen über das Wesen der Körper, der Tierintelligenz, der Descendenztheorie, sodann die Abschnitte über den Hypnotismus, die Willensfreiheit und Unsterblichkeit der Seele. Wünschenswert wäre allerdings gewesen ein näheres Eingehen auf die Neovitalisten und die modernen psychologischen Theorien. Das Werk P. Lehmens ist recht dazu angethan, den Universitätsstudenten viel Nutzen und Anregung zu verschaffen. Möge es in ihren Kreisen große Verbreitung finden.

Die barmherzige Liebe. Eine heilige und erhabene Berufspflicht für die christliche Jungfrau in der Welt. Von J. C. Lichtle. 18°. (XVI u. 516 S.) Dülmen, Laumann, 1901. Preis in Leinwand geb. *M.* 1.50.

Aus den Lehren des Glaubens und der Kirchenväter, aus der Natur und den Verhältnissen des Standes, an den er sich wendet, aus den Beispielen der Heiligen, weiß der greise, durch lange Missionsthätigkeit erfahrungsreiche Verfasser ein ansprechendes Bild von einer Jungfrau zu entwerfen, die sich für das Wohl des Nebenmenschen opfert und dabei froh und glücklich wird. Besonders zu loben ist, daß er keineswegs Überschwengliches oder Unerreichbares verlangt oder anrät. Mit Recht verwirft und widerlegt er den oft behaupteten Satz, daß die Jungfrau entweder heiraten oder ins Kloster gehen müsse (S. 49). Und wo er vom Gebete spricht, will er keine neuen Andachten auferlegen (S. 387). Wer auch nur das Inhaltsverzeichnis durchsieht, wird sich überzeugen, daß in diesem Büchlein solide, gesunde Kost geboten wird, daß dasselbe ferner nicht nur Jungfrauen, sondern überhaupt allen Frauen ohne Ausnahme von großem Nutzen sein wird.

St. Ulrich, Graf von Kyburg-Dillingen, Bischof von Augsburg. 890 bis 973. Ein hehres Lebensbild aus dunkler Zeit. Quellenmäßig untersucht und dargestellt von Ulrich Schmid. 8°. (X u. 110 S.) Augsburg, Seitz, 1901. Preis *M.* 3.

Die verläßlichsten Nachrichten über einen beliebten heimischen Heiligen, den ersten, soweit bekannt, welchen der feierliche Schiedsspruch des Papstes zur Ehre der

Altäre erhob, finden sich hier kurz und schlicht zusammengestellt. Liebevoller Fleiß wirkt mit dem Bestreben nach einer maßvollen Kritik zusammen, ohne daß das Haschen nach gelehrtem Schein irgendwo sich lästig hervordrängte. Die gerade in ihrer Schmucklosigkeit anmutende Erzählung, die sich gleich einer alten Heiligenlegende liest, will nur ein Bild des Mannes, des Heiligen bieten. Auf seine Person, seinen Lebensweg und seinen Kult beziehen sich auch die beigegebenen Stammbäume, Urkunden und die 24 hübschen Illustrationen. Tiefere pragmatische Erfassung, Zeitgeschichte und Kulturschilderungen darf man nicht erwarten, doch wird das freundlich ausgestattete „St. Ulrichsbuch" nicht nur dem einfachsten Leser Vergnügen und Erbauung gewähren, sondern auch dem Geschichtsbeflissenen wohlgefallen und ihm dienlich sein. Es ist eine liebe und sehr willkommene Gabe.

Leben des heiligen Antonius von Padua. Nach dem Französischen des P. Leopold de Chérancé O. M. C. bearbeitet von Schwester M. Paula. Mit 12 Abbildungen. 8°. (IV u. 180 S.) Regensburg, Habbel, 1900. Preis geb. *M.* 2.

Sorgfältig gewählte Sprache bei sonst schlichter und fließender Erzählung, kurze Kapitel, hübsche Ausstattung und bescheidener Umfang werden diese neue Lebensbeschreibung des vielverehrten Wunderthäters von Padua von selbst vielen empfehlen. Von den zwölf Abbildungen gehen drei auf die Antonius-Basilika zu Padua, neun bieten Szenen aus dem Leben des Heiligen nach dort vorhandenen künstlerisch ausgestalteten Reliefbildern. Das Kunstinteresse ist dabei freilich vor dem der Erbauung vorwiegend, aber dem eifrigen Antoniusverehrer werden diese Bilder wert sein.

Die heilige Cäcilia, Jungfrau und Martyrin. Verfaßt von Dr. Peter Anton Kirsch. 4°. (168 S.) Regensburg, Rom und New York, Kommissionsverlag von Pustet, 1901. Preis *M.* 4.

Unter den mehr als 200 Handschriften der Cäcilia-Akten, welche der Verfasser eingesehen hat, befindet sich eine, welche im Vergleich zu den andern einen bedeutend besseren und kürzeren Text enthält und nach der Meinung des Entdeckers dieselben in jener Gestalt bietet, wie man ihn zu Anfang des 5. Jahrhunderts las. Das Nähere über seinen Fund und die Geschichte der hl. Cäcilia überhaupt behält Herr Dr. Kirsch einer späteren wissenschaftlichen Arbeit vor. Die einstweilen vorliegende reich illustrierte Schrift wendet sich an einen weiteren Leserkreis und giebt in populärer Darstellung eine Zusammenfassung dessen, was man über die Geschichte der heiligen Musikpatronin Haltbares sagen kann. Abweichend von de Rossi möchte der Verfasser das Martyrium der Heiligen ins Jahr 229 oder 230 und zwar auf den 16. September verlegen. Ein näheres Eingehen auf die Ansicht des Herrn Verfassers versparen wir uns für die Zeit, wenn die versprochene wissenschaftliche Arbeit vorliegen wird. Wie sich die vom Verfasser gefundene kürzere Rezension zu jener verhält, über welche laut der Bibliotheca hagiographica der Bollandisten C. Fr. Arnold, Cäsarius von Arelate (S. 459), handelte, werden wir dann erfahren, ebenso wird auch die neuere Litteratur über die Christenverfolgungen mehr berücksichtigt werden müssen; eine Verurteilung der Christen wegen sacrilegium (S. 38) kann man heute nicht mehr behaupten.

Une Femme de Diplomate. Lettres de Madame Reinhard à sa mère, 1798—1815, traduites de l'allemand et publiées pour la Société d'Histoire Contemporaine par la Baronne de Wimpffen, née Reinhard, sa petite fille. Deux portraits en héliogravure. 8°. (XXVIII et 432 p.) Paris, Picard, 1901. Preis *Fr.* 8.

Karl Reinhard, Sohn eines württembergischen Predigers und selbst ursprünglich Theologe, kam als Hauslehrer nach Bordeaux und dann in den diplomatischen Dienst der französischen Republik. Er hat in dieser Eigenschaft eine ehrenvolle, aber wechselreiche Laufbahn durchgemacht. Die letzten acht Monate, bevor Napoleon I. die öffentliche Gewalt an sich riß, war er Minister des Auswärtigen; er starb als Graf und Pair von Frankreich 1837. Eine deutsche Biographie von ihm erschien 1896 zu Bamberg von Wilhelm Lang. Bekannt ist er namentlich durch seine Stellung am westfälischen Hofe als Vertreter des Kaisers Napoleon und durch seinen gedruckten Briefwechsel mit Goethe. Als Vertreter Frankreichs bei den Hansestädten hatte er 1796 in Hamburg die Tochter des gelehrten Arztes Reimarus heimgeführt, welche von da an in Toskana und Frankreich, der Moldau und Rußland, Kassel und Paris unter den abenteuerlichsten Wechselfällen mutig ihm zur Seite blieb. Die Briefe und Tagebücher, welche diese ungemein sympathische Frau für ihre Eltern niederschrieb, sind hier zum erstenmal zugänglich gemacht. Sie umfassen die Jahre 1798—1815, doch mit zwei großen Lücken, da 1802—1806 die Schreiberin sich in Hamburg mit ihren Eltern vereinigt sah; die wichtigen Jahre am westfälischen Hofe 1809—1813 sind einer besondern Publikation vorbehalten. Wiewohl die Gattin des Diplomaten während kritischer Perioden in ihrer Korrespondenz zu großer Zurückhaltung genötigt war und ihr Gemahl an den abgehenden Briefen mit Schere und Tintenschwärze strenge Censur übte, bleiben doch diese Aufzeichnungen inhaltreich und ihre Lesung anziehend. Die bunt wechselnden Erlebnisse fesseln; die Beobachtungen und Urteile der scharfblickenden, geistig hochstehenden Frau sind von Wert, so ihr ausgezeichnetes Urteil über Goethe, ihre Beobachtungen über Napoleon und Josephine, Talleyrand, Madame de Staël u. s. w. Auch manche bekannte Deutsche kreuzen ihren Weg. Die Schreiberin, obgleich nicht sehr gläubig, hat nichts Irreligiöses; die Not hat sie beten gelehrt. Nur selten läßt sie, etwa bei Bemerkungen über Reliquien u. dgl., leise die Protestantin durchschimmern: sonst erscheint sie ohne Vorurteil. In den beigefügten, recht dankenswerten Anmerkungen sind einige kleine offenbare Versehen unterlaufen. Im übrigen entschädigt die Anmut der Übersetzung für das Bedauern, die Aufzeichnungen der trefflichen Hamburgerin nicht im deutschen Urtexte lesen zu können.

Steuerlisten des Kirchspiels S. Kolumba in Köln vom 13.—16. Jahrhundert. Herausgegeben von Dr. Joseph Greving. (Mit einer Karte.) [Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln, begründet von K. Höhlbaum, fortgesetzt von J. Hansen. XXX. Heft.] 8°. (LX u. 176 S.) Köln, Du Mont-Schauberg, 1900. Preis *M.* 6.

Aus dem Amtleute-Archiv des Kolumba-Kirchspiels hat Hoeniger 1887 (Annalen des Historischen Vereins des Niederrheins S. 46) eine Grundnutzungs-Steuerliste aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts abgedruckt, deren Wert für die Kenntnis des altkölnischen Wirtschaftslebens er richtig erkannte, die aber leider eine große Lücke aufwies. Dr. Greving ist es gelungen, diese Liste, die älteste

ihrer Art in Deutschland, in ihrer Vollständigkeit aufzufinden, Datum und Schreiber genau zu bestimmen und in vielen Stücken sie glücklich zu kommentieren. Er hatte den guten Gedanken, zwei gleichfalls völlig erhaltene Steuerlisten für dieselben Straßenkomplexe aus späteren Jahrhunderten (1487 und 1589) in gleicher Anordnung daneben zu stellen. Es wird dadurch in die bauliche wie finanzielle Entwicklung eines ansehnlichen Teiles der Stadt ein trefflicher Einblick gewährt und zugleich für eine wirklich volkswirtschaftliche Erfassung der altkölnischen Stadtgeschichte eine gute Vorbedingung geschaffen. Die mit vielem Scharfsinn und musterhafter Sorgfalt gearbeitete Schrift gewinnt erhöhte Bedeutung durch reiches ungedrucktes Material, was zur Erläuterung anderweits herbeigezogen worden ist. Es fehlt daher auch nicht an wertvollen Einzelheiten, z. B. die Familie Rinck S. 132 f., 168 f., die französische Schule S. 147, die vertriebenen belgischen Nonnen S. 149, Sittenpolizeiliches in Bezug auf verdächtige Häuser S. 158 f. u. a. Reiche Ausbeute gewähren vor allem die Angaben über Beghinen- und Begharden-Konvente. Der im Eckhaus der Brückenstraße (S. 17, 59) 1589 zur Miete wohnende Jost von den Funden (v. d. Vondel) wird doch wohl der Vater des großen holländischen Dichters sein, welch letzterer am 17. November 1587 allerdings im Kirchspiel St. Johann, in der Witschgasse im „Haus zur Viole" das Licht der Welt erblickt hatte. Zu bemerken ist, daß auch das Kirchspiel Kolumba ein „Haus zur Fyole" und gleich noch ein Nebenhaus „zur kleinen Fyole" aufzuweisen hatte (S. 160).

Souvenirs Politiques du Comte de Salaberry sur la Restauration 1821—1830. Publiés pour la Société d'Histoire Contemporaine. Par le Comte de Salaberry son petit-fils. Tome I et II avec héliogravure. 8°. (XX, 286 et 336 p.) Paris, Picard, 1900. Preis *Fr.* 16.

Salaberry (1766—1847), als vielseitiger und fruchtbarer Schriftsteller bekannt, hat 1814—1816 und 1821—1830 der französischen Deputiertenkammer angehört und als feuriger Royalist an ihren Verhandlungen lebhaften Anteil genommen. Seine Glossen über den Gang der inneren Politik vom Amtsantritt des „royalistischen" Ministeriums Villèle-Corbière bis zum Sturze des so warm geliebten Karl X. sind hier niedergelegt. Es ist nicht die Erzählung persönlicher Erlebnisse, mögen auch persönliche Vorkommnisse zuweilen eingeflochten sein, noch eine geschichtlich entwickelnde Darstellung der Ereignisse, sondern es sind die Expektorationen eines ehrenhaften und energischen Charakters, der in die politischen Erregungen und Parteiungen sich mitten hineingestellt sah und seine Beobachtungen und vertraulichen Informationen, seinen Ärger und seine Entrüstung nur dem stummen Papiere anvertrauen konnte. Für die Familie Orleans und für einen großen Teil des legitimistischen Adels sind diese Ergüsse nicht gerade schmeichelhaft. Wenn Salaberrys Urteil überall zu Recht bestände, so müßte der Kurzsichtigkeit und Charakterlosigkeit, den Empfindlichkeiten und Begehrlichkeiten des alten Adels der Sturz der Monarchie an erster Stelle zur Last gelegt werden. Doch sind seine Urteile von Einseitigkeit nicht frei. Lehrreich ist es, in die heute so fremd gewordene Anschauungsweise des konsequenten und grundsatzfesten Royalismus, wie die Legitimisten alten Schlages ihn vertraten, tiefer eingeführt zu werden. Er sieht einen weltenweiten Unterschied zwischen la Charte selon la Monarchie und la Monarchie selon la Charte; Religion und Monarchie, Königstreue und Gottesglaube sind ihm völlig untrennbar. Und daß ein Pair bei den Abstimmungen der Pairskammer stets nur für und mit

seinem König stimmen darf, ist selbstverständlich. Um Karls X. Regierung und Sturz recht zu verstehen, wird man mit Nutzen diese Souvenirs politiques lesen. Dieselben gewähren, dank ihrem guten Personenregister, überdies den praktischen Vorteil, über eine außerordentlich große Zahl von Persönlichkeiten, die im öffentlichen Leben Frankreichs jener Zeit eine Rolle gespielt haben, raschen Aufschluß zu geben.

Die Blutzeugen aus den Tagen der Titus Oates-Verschwörung (1678 bis 1681). Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Englands im 17. Jahrhundert. Von Jos. Spillmann S. J. Mit dem Porträt des ehrwürd. Oliver Plunket. 8°. (XIV u. 378 S.) Freiburg, Herder, 1901. Preis *M.* 3.60.

Im September 1678 trat ein bis dahin unbekanntes Individuum von sehr problematischer Vergangenheit bei dem obersten Gerichtshofe von England mit einer Reihe ungeheuerlicher Anklagen gegen die angesehensten Katholiken des Landes hervor. Trotz aller Unglaubwürdigkeit bemächtigten sich die englischen Staatsmänner des Prozesses sofort als eines Hebels zu ihren Parteizwecken. König und Thronfolger, von der Unschuld der Angeklagten überzeugt, waren ohnmächtig, dieselben zu retten; binnen drei Jahren waren viele und edle Opfer gefallen. Da die Verfolgung aus Glaubenshaß geschah und das treue Festhalten am Glauben die Verurteilung entschied, so sind 25 der ungerecht Getöteten der Schar jener englischen Glaubenszeugen beigezählt, deren Seligsprechung eingeleitet ist. Dies der Inhalt der oft tief erschütternden geschichtlichen Darstellung, für welche die vorhandene Litteratur bis auf die neuesten Erscheinungen herab recht fleißig herangezogen wurde. Da wechseln Priesterhetzen und aufregende Gerichtsszenen mit Volkstumulten und ränkevollen Komplotten, die Greuel der Richtstätten mit den Schrecken der Kerker verließe. Nicht alle Angeklagten sind jedoch wirklich zum Opfer gefallen, und nicht alle Opfer haben auf dem Blutgerüst geendet. Es finden sich unter ihnen Männer aller Stände: ein Erzbischof, ein hoher Lord, ein Beamter, ein Advokat, drei heldenmütige Franziskaner, ein menschenfreundlicher Benediktinerbruder, viele Weltpriester und die angesehensten der englischen Jesuiten. In diesen Verwicklungen spielte auch das unblutige Martyrium sich ab, das dem Apostel der Herz-Jesu-Andacht, dem ehrwürdigen P. de la Colombière, beschieden war. Die Kerker Englands haben seine kräftige Gesundheit gebrochen. Mit Recht ist diesem ehrwürdigen Opfer der Titus Oates-Verschwörung ein besonderes Kapitel gewidmet worden; es gehört zu den anziehendsten von allen. Das Werk, welches die Vorgänge schildert, in deren Verlauf die letzten Blutzeugen auf englischem Boden für den katholischen Glauben ihr Leben eingesetzt haben, bildet ein hübsches Gegenstück zu dem früheren, bereits in zweiter Auflage verbreiteten Werke P. Spillmanns über die englischen Märtyrer unter Heinrich VIII. und Elisabeth (vgl. diese Zeitschrift LVIII, 221).

Der Liber ordinarius der Essener Stiftskirche und seine Bedeutung für die Liturgie, Geschichte und Topographie des ehemaligen Stiftes Essen. Von Franz Arens. Mit 2 Tafeln. [Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen. Herausgegeben von dem Historischen Verein für Stadt und Stift Essen. XXI. Heft.] 8°. (X u. 156 S.) Essen, Bädeker, 1901.

Die in zwei Handschriften aus dem 14. und 15. Jahrhundert noch vorhandene alte Gottesdienstordnung für die Kirche des reichsfürstlichen Damenstiftes Essen ist

hier nicht im Wortlaut abgedruckt, ſondern nur dem Handſchriftenbefunde nach beſchrieben, dem Inhalte nach ausgiebig erklärt und durch weitere handſchriftliche Nachrichten zu einer ganz brauchbaren Geſchichtsquelle ergänzt. Der Liturgiker kann an den vielgeſtaltigen, wechſelreichen, gottesdienſtlichen Gebräuchen, die mit manchem Zuge hier ganz einzig daſtehen, ſeine helle Freude haben; auch der Freund der kirchlichen Kunſt findet reichen Gewinn. Manche willkommene Korrekturen ergeben ſich zum Katalog der Eſſener Äbtiſſinnen und wertvolle Angaben zur Geſchichte des Kultus des hl. Altfrid. Reichlicher noch als die Geſchichte kommen die Beſtimmungen des Ordinarius der Topographie für den Immunitätsbezirk während des 14. Jahrhunderts zu gute. An beachtenswerten Einzelnotizen wimmelt es. Kurz, es iſt wieder eine recht reichhaltige und ſchöne Gabe, mit welcher der „Hiſtoriſche Verein für Stadt und Stift Eſſen“ (vgl. dieſe Zeitſchrift LX, 218) jetzt zum 21. Male ſeine Mitglieder erfreut hat.

Kléber et Menou en Égypte depuis le départ de Bonaparte (Août 1799—Sept. 1801). Documents publiés pour la Société de l'Histoire Contemporaine par M. François Rousseau. Avec une carte. 8°. (LX et 456 p.) Paris, Picard, 1900. Preis *Fr.* 8.

Die amtliche Korreſpondenz der beiden dem heimgekehrten Bonaparte im Oberbefehl über die ägyptiſche Expedition nachfolgenden Generale iſt hier teils zum erſtenmal aus dem Kriegsarchiv veröffentlicht, teils nach den Originalien nochmals kollationiert. Eine gute Einleitung geht voraus. Die Sammlung dient vor allem der Kriegsgeſchichte. Bei der hohen Bedeutung indes, welche die Herrſchaft über Ägypten ſeitdem erlangt hat, und der dadurch weſentlich veränderten Beurteilung von Bonapartes abenteuerlichem Unternehmen bieten dieſe Dokumente noch andere Seiten der Beachtung dar. Ohnehin waren mit dieſer Expedition auch wiſſenſchaftliche Unternehmungen verſchiedener Art enge verknüpft und ſpielen in dieſer Kriegskorreſpondenz die Zierden der franzöſiſchen Gelehrtenwelt ihre Rolle. Was dem Werke beſondern Reiz verleiht, iſt die impoſante Geſtalt Klébers, der durch Fähigkeit wie Charakter weit über das Durchſchnittsmaß eines tüchtigen Korpskommandanten hinausragt. General Graf Pujol hat ihm 1877 ſchon eine eigene Biographie gewidmet. Der doppelte Renegat Menou, aus einem chriſtlich getauften Ariſtokraten ein Sansculotte und Muſelmann geworden, kann nur etwa als Phantaſt und Sonderling die Aufmerkſamkeit erregen. Klébers Amtsführung hingegen wird man ſchwerlich näher folgen, ohne für deſſen überlegenen und ritterlichen Geiſt mit Hochachtung erfüllt zu werden. An Nobleſſe und Selbſtloſigkeit ſteht er ebenſo hoch über Napoleon, wie dieſer durch ſein Glück Klébers tragiſche Laufbahn überſtrahlt hat. Aber um ſo mehr giebt es Zeugnis für Bonapartes Adlerblick, daß er dieſen eminenten Mann, den er nie unter ſeine Freunde zählen durfte, mit ſich nach Ägypten nahm und dort an der Spitze einer preisgegebenen Armee zurückließ. Keiner war der Aufgabe beſſer gewachſen, aber auch unter allen Rivalen Bonapartes war keiner für ſeinen Ruhm gefährlicher.

Miscellen.

Von Gänsefüßen und Fuchsfährten. Ein drittes Wort der Abwehr wider Professor Paulsen. Streitbare Philosophie (Philosophia militans) betitelt Prof. Paulsen einen jüngst erschienenen Sammelband, worin sich fünf Abhandlungen vereinigt finden, die er innerhalb der letzten zwei Jahre in vier verschiedenen Zeitschriften herausgab. Diesem Neudruck wurden zwei kleine Stücke hinzugefügt: ein „Nachwort", das Haeckel gilt (S. 188—192), und eine „zweite Nachschrift", die an unsere Adresse geht (S. 78—83). Auf Paulsens allerdings sehr streitbare Besprechung von Haeckels Welträtseln wurde in dieser Zeitschrift schon hingewiesen. Deshalb möge zur Ergänzung bemerkt werden, daß Paulsen „jetzt, aus größerem Abstand auf das Buch zurückblickend" (S. 188), Bruno, Spinoza, Goethe als das hervorleuchten sah, „was Haeckel eigentlich will" (S. 189). Sonach wird sich die pantheistisch-materialistische Konkordienformel, nach der Strauß so sehnsüchtig verlangt hat, schon irgendwie herstellen lassen.

Im Nachwort an Haeckel rüstet die streitbare Philosophie ab; in der Nachschrift an uns aber ist sie schlechthin streitbar, und zwar leider nicht in sachlicher, sondern in sattsam persönlicher Weise. Die Abwehr hat deshalb kaum ein anderes Objekt als persönliche Angriffe. Dürfen wir unsere Leser mit so Uninteressantem behelligen? Vor Paulsens Lesern vermögen wir die Anklage, die im Grunde auf unredliche Arbeit lautet, nicht zu widerlegen, und vor unsern Lesern dürfte es, wie wir hoffen möchten, nicht nötig sein. Sagten wir schon früher, eine aussichtslose Kontroverse sei von erschütternder Langweiligkeit, so kommt nun dazu, daß die Affaire eine peinliche Wendung nimmt. Als litterarische Episode mag uns die Sache immerhin einen Augenblick beschäftigen, und wenn wir von vornherein gestehen, daß unsere Abwehr nichts anderes sein kann als Verteidigung in eigener Sache, so ist jeder Leser, der Sachliches sucht, genugsam gewarnt. Wir denken übrigens nicht daran, eine beleidigte Miene anzunehmen, weil es dem hohen Herrn beliebt, uns so schnöde zu behandeln. Paulsen sagt irgendwo, die Jesuiten würden nicht leicht bös und blieben auch verletzenden Angriffen gegenüber gelassen und höflich. Er soll mir nicht umsonst das gute Beispiel meiner Ordensgenossen vorgehalten haben.

In einem früheren Jahrgang dieser Zeitschrift haben wir uns mit den zwei großen philosophischen Werken Prof. Paulsens eingehend beschäftigt und zumal seine Auffassung des Verhältnisses von Wissen und Glauben besprochen. In unsern Darlegungen wurden die Citate nicht in Anmerkungen verwiesen, sondern in den Text gewoben. Deshalb mußten wir einen erheblichen Aufwand von Anführungszeichen oder Gänsefüßen machen. Es geschah in der lautersten Absicht, und nichts lag uns so fern als die Besorgnis, daß uns deshalb der Prozeß gemacht würde. Paulsens, des Philosophen, Sätze citiert man gern; sie sind zumeist schön geschliffen, oft zierlich gewendet. Das sind wertvolle Vorzüge, die man seine Leser mitgenießen lassen möchte. Hätte mich ein tödliches Schicksal

verurteilt, Hegel eingehend zu behandeln, so wäre ich gewiß nicht grausam genug gewesen, unsere Leser Hegelsche Sätze scheffelweise mitgenießen zu lassen. Übrigens gebeut ja doch kritisches Verfahren, daß man dem Sprachgebrauch eines Autors sich thunlichst anpasse, Parallelstellen berücksichtige und jegliche Gerechtigkeit erfülle.

Die herdenweise auftretenden Gänsefüße scheinen aber Prof. Paulsen nervös gemacht zu haben. Daß es allenthalben stimmt, kann er nicht leugnen. Aber er steht ganz im Bann des Verdachtes, das kritische Verfahren sei nur eine Maske, die boshafte Hinterlist verbergen solle. Hinter all den Gänsefüßen vermeint er Fuchsfährten zu sehen. Genugsam deutlich schreibt er, die Citate seien „sinnreich" (S. 82) ausgewählt. Er behauptet, daß ich seine Darlegungen in „einzelne mit Gänsefüßchen ausgestattete Wortsätze" zerreiße (S. 78). Und wiederum: „Er läßt es zwar an Gänsefüßchen nicht fehlen, um anzudeuten, wie getreu er citiere; aber zwischen den Gänsefüßchen ist nicht selten ausgelassen, was für den Sinn der Rede unentbehrlich war" (S. 82). Wer so listig mit Gänsefüßen umzugehen weiß, setzt sich eigentlich dem Verdacht aus, selbst durch Bocksfüße verziert zu sein. Bleiben wir aber in der empirischen Wirklichkeit und begnügen wir uns damit, die Anklage euphemistisch dadurch wiederzugeben, daß wir Fuchsfährten zurückgelassen zu haben bezichtigt werden.

Da wir nicht annehmen können, daß unsere ersten zwei Worte der Abwehr jemand erinnerlich sind, mag eine flüchtige Erinnerung daran vorausgehen.

Der Verfasser der „Geschichte des gelehrten Unterrichts", der „Einleitung in die Philosophie", des „System der Ethik" hat Anspruch darauf, als einer der führenden Geister deutscher Nation gewürdigt zu werden. Wir vermeinten dieses zu thun, als wir in dieser Zeitschrift einen Angelpunkt seines Philosophierens, das Verhältnis von Wissen und Glauben, darlegten. Bei dieser Gelegenheit mußten wir sagen, daß in Paulsens sämtlichen Werken der schlichte und eigentliche Glaubensbegriff, wie wenn ich sage: „jemand etwas glauben", vermißt werde. Die einzige Ausnahme, eine kurze Erwähnung in einer der jüngsten Schriften, haben wir unverzüglich konstatiert [1]. In diesem Verfahren können wir nichts sehen, was sich lediglich aus Bosheit erklären ließe. Wenn Paulsen mir vorwirft, ich hätte seine Werke nicht als „aufmerksamer Hörer" gelesen, sondern als feindseliger „Inquirent", so erklärt sich das erstere aus der Gewohnheit des Autors, im Hörsaal zu sprechen. Was das andere betrifft, so können wir versichern, daß diese Annahme jeglicher Begründung entbehrt. Seit dem Erscheinen der „Geschichte des gelehrten Unterrichts" haben wir uns oft an dem Geist hoher historischer Objektivität erfreut, der dieses Werk durchweht. Mit freudigem Staunen begegneten wir da Urteilen, welche uns blaue Wunder deuchten, deren Bläue noch dadurch gewinnt, daß sie Berliner Blau ist. Zu diesen Wundern rechnen wir manche Urteile über das Mittelalter, den Jesuitenorden u. a. m., von denen der Verfasser selbst sagt, daß sie ihm „genug harte Worte" eintrugen. Wer immer endlich, wenn es ihm unbekannt war, durch Hofrat Pastors schönes Buch von der edlen Freundschaft, die Paulsen mit Reichensperger verband, Kunde erhielt, wird den irenischen Ein-

[1] In dieser Zeitschrift Bd. LVII (1899), S. 476.

druck, den Paulsens frühere Werke hervorriefen, in seinen persön
bestätigt finden. In derlei Gesinnungen las und studierte ich Pa
sogar, meine Wiedergabe seiner Ideen lasse deutlich durchblick
geistreiche Art, zu philosophieren, die vom Weltmann mehr an
gestrengen Professor, hochzuschätzen verstehe. Seine neue Art zu
wäre auch dann nicht nach meinem Geschmack, wenn ein anderer
zu tragen hätte als der ergebenst Gefertigte.

Es mußte Befremden erregen, als Paulsen, der irenische P
wider Willmanns „Geschichte des Idealismus" in kräftig zü
wandte. Im Gegensatz zum Philosophen hat der Polemiker
in weitesten Kreisen beliebten Brustton reichlich verwenden zu
Diejenigen, welche früher dem Philosophen „harte Worte" sag
im Polemiker einen Bundesbruder begrüßt haben.

Wir haben schon damals bemerkt, daß Willmanns mo
überhaupt keiner Verteidigung dawider bedürfe, am wenigsten
unserer Seite: sua mole stat. Immerhin war dieser Losbru
Denkfreiheit so merkwürdig, daß wir ein Wort der Abwehr wa
es aber an jeglicher Härte gebrach. Darauf haben wir die
bezogen, deren schwerstes Kaliber der „Idiotismus" war. Das
zweiten Abwehr befeuert. Hierauf kam es zur „zweiten Nachsch
kommt es zur dritten Ab- und Notwehr.

Wie steht es also mit unsern Citaten? Eignet ihnen bei
keit in der That materielle Falschheit? Hat sich das merkw
zugetragen, daß Gänsefüße Fuchsspuren zurückließen? Paulsen
zwei „Beispiele" angeführt. Nach allen Regeln der Kunst wir
dürfen, daß ein mehreres nicht aufzutreiben war.

Wenn ich im folgenden nun genötigt bin, ganze Texte
die Widerlegung der Anklage gewissermaßen in Dialogform zu
ich doch durchaus nicht behaupten, daß ich das erstere unterhal
schön finde. Aber da steht nun einmal Paulsens Forderung: „
für die Folge solche Kürzungen zu unterlassen, wenn dadurch
legung etwas unbequemer werden sollte" (S. 82). Es erübr
gekürzter Paulsen und im Anschluß an ihn unsere möglichst ku

Paulsens Philosophia militans (S. 82): „So läßt er
(ich gebe den Passus genau, wie er dort gedruckt ist [I, 247])
Gott und Götter, wozwischen ‚kein wesentlicher Unterschied' best
sterben' oder ‚Absterben' begriffen und werde ‚nicht wieder
Dazu überall in Anmerkungen die Stellen, wo die Wörter
sorgfältig, denkt der Leser, hat der Mann gelesen, daß er se
‚Aussterben' und ‚Absterben' mitteilt!"

Antwort: Wenn Akribie, wie billig, Trumpf ist, so muß
Paulsens ausdrücklich als genau bezeichneter Abdruck meines S
Wort einen Irrtum enthält. Ich schrieb nicht: „der Glaub
Götter", das wäre mäßig exakt gewesen; sondern: der Glaub

Götter. Übrigens liegt mir am Verſehen des Abdruckes nicht das allergeringſte. Die Variante bei Paulſen (Abſterben und Ausſterben) habe ich aber deshalb mitgeteilt, damit man im Text ſehe, es handle ſich um einen Satz, der Paulſen ſo wichtig und richtig dünkt, daß er ihn in zweien ſeiner Werke nur mit unerheblicher Verſchiedenheit eingerückt hat. Das nebenher; nun aber folge als Selbſtcitat Paulſens der eine von den beiden Sätzen, die über meine Redlichkeit entſcheiden ſollen: Philos. militans a. a. O.: „Ich ſetze nun die Stelle, wie ſie in meiner Einleitung in die Philoſophie (S. 7) ſteht, zur Kontrolle hierher: ‚Der Glaube an Götter oder Dämonen, die als Einzelweſen irgendwo Exiſtenz haben und durch gelegentliche Eingriffe den kauſalen Zuſammenhang des Naturlaufes unterbrechen, iſt im Ausſterben begriffen und wird nicht wieder lebendig werden, es ſei denn, daß Wiſſenſchaft und Philoſophie im Abendlande wieder erlöſchen. Auch macht es keinen weſentlichen Unterſchied, ob man viele derartige Weſen annimmt oder nur ein einziges.‘“

Antwort: Da es ſich Paulſen um Kontrolle handelt, wollen wir behufs erſchöpfender Kontrolle neben dem Satz aus der „Einleitung in die Philoſophie“ die Parallelſtelle aus dem „Syſtem der Ethik“ folgen laſſen (4. Aufl. I, 393): „Es iſt wahr, der Glaube an Götter, die als menſchenähnliche Einzelweſen irgendwo irgendwelche empiriſche Exiſtenz haben und auf die irdiſche Welt nach gelegentlichen Abſichten wirken, iſt im Abſterben und wird nicht wieder lebendig werden. Es macht auch keinen weſentlichen Unterſchied, ob man ſolcher Weſen mehrere oder nur ein einziges annimmt. Ein Monotheismus, der Gott als ein Einzelweſen neben andern anſieht und ihn gelegentlich auf die Welt als ein ihm äußerliches und fremdes Daſein wirken läßt, iſt vom Polytheismus begrifflich nicht verſchieden. Beſteht man darauf, als Theismus nur eine ſolche Anſchauung gelten zu laſſen, dann wird es ſchwer ſein, denen zu widerſprechen, welche behaupten, die Wiſſenſchaft führe zum Atheismus.“ Drei Zeilen weiter wird dieſer Atheismus „die Verneinung des Theismus“, weiterhin als „Verneinung der Anſicht“ bezeichnet, „daß es vor, außer, neben, über der Welt ein derartiges Einzelweſen gebe, das die Welt, wie ein Uhrmacher die Uhr, nach einem Plane angefertigt habe und nun gelegentlich in ihren Gang eingreife“. Heute wie vor Jahren ſehen wir mit offenen Augen, daß dieſe Sätze voll ſind von Hinterthüren und Verſenkungen, durch die erhebliche Stücke ihres Sinnes verſchwinden können. Heute aber wie früher ſind wir der Meinung, daß unſere Wiedergabe den objektiven Sinn getreu getroffen hat, in ſorgſamem Ausſchluß an die Diktion des Autors, um jede ſubjektive Nuance zu vermeiden. Hätte uns dieſe Rückſicht nicht geleitet, ſo wären wir berechtigt geweſen, auf Grund dieſer zwei Stellen ſo zu ſchreiben: Theismus oder Monotheismus iſt die Überzeugung vom Daſein eines außerweltlichen Gottes, Atheismus die „Verneinung dieſer Anſicht“. Nach Paulſen führt zu dieſer Verneinung „die Wiſſenſchaft“; der Polytheismus des alten Heidentums unterſcheidet ſich vom Monotheismus lediglich dadurch, daß alle Götter und Göttinnen in Abgang kamen bis auf einen Gott, der übrig blieb. Dieſer zum Monotheismus reduzierte Polytheismus iſt jetzt im Ausſterben begriffen, immer „der Wiſſenſchaft“ wegen, und kann nicht wieder lebendig werden,

es sei denn, „die Wissenschaft" stürbe. Eine solche Wiedergabe dessen, was Paulsen nun einmal thatsächlich sagt, trüge u. E. einen zu persönlichen Stempel, aber sinngetreu wäre sie durchaus. Was hat nun Paulsen gegen unsere vorsichtige, abgeschwächte Fassung einzuwenden? Hören wir ihn.

A. a. O.: „Wie sinnreich P. v. Nostitz-Rieneck aus diesen Wörtern die für ihn passenden gewählt und zum Beweis seiner Gewissenhaftigkeit mit Gänsefüßchen umgeben hat, wird dem Leser nicht entgehen. Ich sage: der Glaube an einen Gott, der als ein ähnliches Einzelwesen wie die griechischen Götter existiert und wirkt, ist im Aussterben. Flugs nimmt der Pater sein Blatt und notiert: ‚Der Glaube an einen Gott' ist nach Paulsen ‚im Aussterben' und wird nicht wieder lebendig." . . .

Antwort: Zunächst, weder auf ein Blatt habe ich notiert, noch in einen Artikel geschrieben, „der Glaube an *einen* Gott" sei nach Paulsen im Absterben; das klingt zu scharf und bestimmt, mit Rücksicht auf Paulsens Schreibweise faßte ich es unbestimmter: „der Glaube an Gott oder Götter". Sodann — was soll nun plötzlich der griechische Gott in diesem Zusammenhang? Es handelt sich um einen Gottesglauben, der im Aussterben „begriffen" oder einfachhin im Absterben ist, also *jetzt* und *unter uns* noch nicht ganz tot, aber schwindend ist; es handelt sich um einen Gottesglauben, wider den abendländische Philosophie und Wissenschaft erfolgreich ankämpfen, um einen inmitten der abendländischen Kulturwelt ab- und aus-, hin- und wegsterbenden Gottesglauben. Und das soll nun lediglich der Glaube an einen solchen Gott sein, wie es die griechischen Götter waren, also etwa an einen Gott bärtig wie Zeus, hinkend wie Hermes, der im Meer herumwirtschaftet wie Poseidon und Krupp Konkurrenz macht wie Hephaistos? Früher las man anders, ganz anders. Da war der absterbende Gottesglaube der Glaube an einen Gott „vor, außer, über, neben der Welt", der die Welt nach einem Plan geschaffen hat. Und in der That, die Zeitbestimmung: jetzt absterbend, die Ortsbestimmung: inmitten der abendländischen Kulturwelt, ließ die Vermutung nicht aufkommen, daß man allein an griechische Mythologie zu denken habe. Wir mögen uns anstrengen, wie wir wollen, es bleibt das eine für unsere Fassungskraft unfaßliche Geschichte, dieser gegenwärtig im Abendland abnehmende Glaube an einen Gott, „der als ähnliches Einzelwesen wie die griechischen Götter existiert und wirkt". Wie existieren denn die griechischen Götter als Einzelwesen? Erstens treten sie meistenteils paarweise auf. Zweitens bilden sie eine Art Korporation. Glaubt man an Gott wie an ein Einzelwesen, so glaubt man monotheistisch, nicht griechisch-polytheistisch. Glaubt man aber an griechische Götter, so glaubt man an göttliche Kollektivwesen, nicht an ein göttliches Einzelwesen. Sollten wir sagen, was unseres Erachtens Paulsens Ausführungen im Grunde enthalten, so brauchten wir uns gewiß nicht zu besinnen. Sie besagen dieses: die Überzeugung von der Existenz einer ewigen und unendlichen, außer- und überweltlichen, persönlichen Gottheit ist im Plural wie im Singular anthropomorph. Grob anthropomorph das mythologische Pluralitätssystem, feiner, aber immer noch anthropomorph der bisher sogenannte Monotheismus. Deshalb ist zwischen beiden kein wesentlicher Unterschied. Sie kommen auch darin

überein, daß beide ihre Zeit gehabt haben. Der Polytheismus ist längst tot, und schwindsüchtig der bisher sogenannte Monotheismus. Es kann ihm aber eine Renaissance beschieden sein. Man glaube an Gott nicht wie an ein Einzelwesen, sondern an das große Sammelwesen, das Weltall. Da es alles in sich begreift, ist es jedenfalls nur Eines. Man glaubt also scheinbar pantheistisch, thatsächlich monotheistisch.

Mit diesem monopantheistischen Gottesglauben vollzieht sich aber eine Umbiegung und Rückläufigkeit in der Entwicklung des Gottesglaubens, die uns glücklich wieder mitten in die griechische Götterwelt hineinführt.

Paulsen hat nämlich auch versucht, den Glauben an Gott als ein Wesen außer der Welt mit dem Glauben an Gott als ein der Welt immanentes Wesen zu vereinen. Er bemerkt, der außerweltliche Gott sei ja doch auch in der Welt, der Welt immanent[1]. Und in der That, „in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir"; wie jedes christliche Kind dieses Wort der Heiligen Schrift kennt, so weiß es von der Allgegenwart Gottes und von seiner Allwirksamkeit. Umgekehrt sei aber der immanente Gott des Pantheismus nicht ausschließlich immanent, „Gott und Natur fallen nicht schlechthin zusammen"[2]; er ist also irgendwo, wo die Natur nicht ist, das Universum aufhört; er ist irgend etwas, was die Natur nicht ist, irgend etwas über das Pan hinaus. Während man sonst meinte, der Pantheismus bestehe darin, daß er nur einen immanenten Gott zulasse, daß ihm Gott und Natur oder Universum schlechthin zusammenfallen, giebt es nun einen pantheistischen Gott jenseits des Pan, jenseits des Universums. Es ist klar, hier hat eine Rückläufigkeit stattgefunden. Wir stehen vor dem Altar des „unbekannten Gottes", mitten in Athen. Der „symbolische Anthropomorphismus", den Paulsen frei giebt, wird das übrige besorgen: Zeus, Hera und Konsorten in Spree-atheniſcher Bearbeitung.

Zunächst aber stellen wir fest: Keinerlei griechische Gottheit kann etwas daran ändern, daß unsere beanstandete Wiedergabe der Paralleltexte einer editio critica an Treue nicht nachsteht, so treu ist, daß ein Verkürzungsapparat sie nicht hätte treuer hervorbringen können.

Nun wenden wir uns zu dem zweiten Beweis der peinlichen Klage: Vor allem keine Kürzung! S. 83: „Noch ein Beispiel: II, 481 läßt er mich sagen: das Korrelat des Katholizismus sei der ‚Idiotismus'. Ich habe oben (S. 78) gesagt: ‚Das Korrelat des vollkommenen Absolutismus ist der Idiotismus'. Er notiert ‚Idiotismus'; da auch vom Katholizismus die Rede gewesen ist, so läßt er mich nun schreiben: Das Korrelat des Katholizismus ist der ‚Idiotismus'. Wohl gemerkt: nur der Idiotismus erhält Gänsefüße, nicht der ganze Satz; das wäre gegen die Gewissenhaftigkeit unseres Autors: das wäre ja Fälschung. Daß aber der Leser, der diese peinliche Gewissenhaftigkeit der Gänsefüßchen nicht kennt oder nicht beobachtet, liest: Paulsen behauptet: Katholizismus und Idiotismus seien Korrelate, dafür kann doch der P. v. Nostitz-Rieneck nicht; er hat ja die Gänsefüße ausdrücklich als Warnungszeichen beigefügt. 1. Dezember 1900."

---

[1] Einleitung in die Philosophie (5. Aufl., 1898) S. 265 f.

[2] A. a. O. S. 266.

Antwort: Als wir das zuerst lasen, war uns, als hätte sich die Datierung um neun Monate verspätet. Der Thatbestand ist dieser: Katholizismus und geistlicher vollkommener Absolutismus sind für Paulsen Korrelate immer und allenthalben. Paulsen giebt zu, geschrieben zu haben, vollkommener Absolutismus und Idiotismus seien Korrelate. Solang also Logik Menschenrecht ist, war ich berechtigt, zu schreiben, nach Paulsen seien Katholizismus und Idiotismus Korrelate. Daß ich zu letzterem Wort Gänsefüße setzte, war ganz in der Ordnung; denn es steht ja da, woher ich es nahm; daß ich zu diesem Wort immer die Zeichen setzte, geschah, um die Verantwortung für diese Feinheit so weit als möglich von mir abzuschieben. Was hat Paulsen dagegen zu sagen? Es sei „auch" vom Katholizismus die Rede gewesen! „Auch" — das soll hier wohl heißen nebenher, im Vorbeigehen; zwar nicht von Herzen, aber mit Schmerzen, nur ein klein wenig, im Grunde fast gar nicht; und deshalb sei es höchst unanständig, daß ich den vollkommenen Absolutismus, als dessen Korrelat der Idiotismus bezeichnet wird, für den Katholizismus angesehen habe. Die Gründe, die mich zu dieser Auffassung veranlaßten, sind folgende: Schon im ersten Satz der beregten Schrift Paulsens ist dergestalt auch vom Katholizismus die Rede, daß er bloß vom Katholizismus handelt: „Der Neuthomismus, die Philosophie des restaurierten Katholizismus der Gegenwart, sammelt seine Kräfte zum Angriff auf Kant" (Philos. mil. p. 31). Die Einteilung der Schrift thut dar, daß in ihr „auch" vom Katholizismus gehandelt werden soll und zwar in einem Hauptteil: „unter solchen Umständen wird eine Untersuchung des Verhältnisses, in dem die Kantische Philosophie zum Protestantismus und andererseits zur katholischen Philosophie steht, nicht unzeitgemäß sein" (S. 32). Demgemäß beschäftigen sich die letzten 15 Seiten des Schriftchens fast ausschließlich mit dem Katholizismus. Gegen Ende dieses Exkurses über den Katholizismus heißt dieser S. 77 unten Bindung des Denkens durch äußere Autorität, S. 78 oben geistlicher Absolutismus. Das „System des geistlichen Absolutismus bis zur äußersten Konsequenz durchgeführt" [S. 78, Zeile 2 v. o.] wird wohl das nämliche sein wie der vollkommene Absolutismus [ebd. Zeile 9 v. o.]. Ebd. Zeile 5 v. o. wird jener geistliche Absolutismus schärfster Art so gekennzeichnet: er mache „Vernunft und Gewissen überflüssig". S. 53 heißt es vom Glauben an die Unfehlbarkeit der Kirche und des Papstes, also vom Katholizismus, er sei der „grundsätzliche Verzicht" auf den Gebrauch von Vernunft und Gewissen. Der Katholizismus und der vollkommene Absolutismus sehen sich also bei Paulsen fabelhaft ähnlich. Wiederholt identifiziert Paulsen das katholische Prinzip mit einem Absolutismus, dessen nähere Bestimmungen einen so vollkommenen geistigen Absolutismus zum Ausdruck bringen, daß man gar nicht mehr wissen kann, woran Paulsen bei jenem vollkommenen Absolutismus, dessen Korrelat der Idiotismus ist, gedacht hat, wenn nicht an den Katholizismus. S. 71 unten und 72 oben werden folgende Wortverbindungen als gleichbedeutend gebraucht: „Das katholische Prinzip der äußeren Autorität", „die Lehre des Absolutismus", die „Lehre von der Unfehlbarkeit einer äußeren Autorität" — das alles ist „Sünde wider den Heiligen Geist".

Könnte es einen andern, noch vollkommeneren geistlichen Absolutismus geben, einen, der noch mehr wäre als „Sünde wider den Heiligen Geist“? S. 68 steht zu lesen: „Das katholische Prinzip, das Prinzip der absoluten Autorität, führt ein schweres Übel mit sich: es tötet die Individualität. Aller Absolutismus führt zuletzt zu Lähmungserscheinungen, wie der politische, so auch der Absolutismus auf geistigem Gebiet.“ Wenn der Katholizismus als geistiger Absolutismus die Individualität tötet, so muß man annehmen, daß er im Sinn des Verfassers gründlich vollkommen ist. Was sollte denn ein noch vollkommenerer mehr thun als Individualitäten töten? Wer hätte nach alledem glauben können, daß Paulsen nicht von ferne an den Katholizismus dachte, als er den Idiotismus das Korrelat des vollkommenen Absolutismus genannt hat! Alles zwang zu dieser Annahme. Jedenfalls ist sie nicht tückisch-persönlich, sondern sachlich und berechtigt. Unsere Gänsefüße sind und bleiben materiell und formell unanfechtbar.

Außerdem finden sich in der „zweiten Nachschrift“ nur noch zwei so außerordentliche Mißverständnisse dessen, was wir ausgeführt haben, daß wir uns darauf beschränken müssen, sie mit einigen Worten zu kennzeichnen.

Zunächst noch ein Kuriosum. Die „zweite Nachschrift“ hebt mit der peinlichen Klage an, welche unsere Citate betrifft (S. 78). Auf der folgenden Seite citiert Paulsen einen unserer eigenen Sätze in Anführungszeichen — ja wahrhaftig in Gänsefüßen! Bei Paulsen steht unser Satz so da: „Wenn Voltaire bloß der größte Straßenräuber gewesen wäre, so möchte die Polemik wider ihn nicht nur überflüssig gewesen sein, sondern auch das rechte Maß weit überschritten haben. Weil er aber das Geistesleben von Generationen verseucht und vergiftet hat“ — ist er schlimmer als der größte Straßenräuber und muß an einen zehn Ellen höheren Galgen gehängt werden — nein, so sagt der Pater nicht, sondern: „ist seine Verantwortung eine ungemein größere als die des größten Straßenräubers“ (Stimmen aus Maria-Laach, Jahrg. 1899 I, 20). So in der Philosophia militans p. 79. Jeder verständige Leser wird sich mit Recht sagen müssen, es sei meinerseits ebenso sinn- als geschmacklos, bei einer gelegentlichen Erwähnung Voltaires ohne jeden ersichtlichen Grund mit einem Straßenräuber hereinzuplatzen. Allein im unmittelbaren Zusammenhang ist das ganz anders. Der vorhergehende Satz lautet: „Wir erinnern uns, vor einigen Jahren in einer panegyrischen Schrift auf Voltaire gelesen zu haben, wenn Voltaire der größte Straßenräuber gewesen wäre, so hätte er nicht heftiger angefeindet werden können, als dieses geschehen ist. Darauf ist zu entgegnen: „Wenn Voltaire bloß der größte Straßenräuber gewesen wäre“ u. s. w. wie oben. — Danach erscheint die Sache genügend begründet. Paulsen hat aber den begründenden Satz amputiert. So kann man leicht Leute zu Fanatikern stempeln, deren Herzenswünsche zwar auf Rad und Galgen gerichtet sind, die aber gerade noch so viel „modernes Schamgefühl“ haben, um derlei nicht herauszusagen. Ich denke nicht daran, Paulsens peinliche Anklage umzuwenden; sehe jeder, wie er's treibe. Wir eilen zum Schlusse.

Als die sozialen Konsequenzen unbegrenzter Denk-, Lehr- und Preßfreiheit
•örtert wurden, haben wir in dürren Worten unsere Meinung dahin abgegeben,
z eine Situation ohne jeden Ausweg das Ende sein müsse. Wir bitten zwei

Antwort: Als wir das zuerst lasen, war uns, als hätte sich die Datierung um neun Monate verspätet. Der Thatbestand ist dieser: Katholizismus und geistlicher vollkommener Absolutismus sind für Paulsen Korrelate immer und allenthalben. Paulsen giebt zu, geschrieben zu haben, vollkommener Absolutismus und Idiotismus seien Korrelate. Solang also Logik Menschenrecht ist, war ich berechtigt, zu schreiben, nach Paulsen seien Katholizismus und Idiotismus Korrelate. Daß ich zu letzterem Wort Gänsefüße setzte, war ganz in der Ordnung; denn es steht ja da, woher ich es nahm; daß ich zu diesem Wort immer die Zeichen setzte, geschah, um die Verantwortung für diese Feinheit so weit als möglich von mir abzuschieben. Was hat Paulsen dagegen zu sagen? Es sei „auch" vom Katholizismus die Rede gewesen! „Auch" — das soll hier wohl heißen nebenher, im Vorbeigehen; zwar nicht von Herzen, aber mit Schmerzen, nur ein klein wenig, im Grunde fast gar nicht; und deshalb sei es höchst unanständig, daß ich den vollkommenen Absolutismus, als dessen Korrelat der Idiotismus bezeichnet wird, für den Katholizismus angesehen habe. Die Gründe, die mich zu dieser Auffassung veranlaßten, sind folgende: Schon im ersten Satz der beregten Schrift Paulsens ist dergestalt auch vom Katholizismus die Rede, daß er bloß vom Katholizismus handelt: „Der Neuthomismus, die Philosophie des restaurierten Katholizismus der Gegenwart, sammelt seine Kräfte zum Angriff auf Kant" (Philos. mil. p. 31). Die Einteilung der Schrift thut dar, daß in ihr „auch" vom Katholizismus gehandelt werden soll und zwar in einem Hauptteil: „unter solchen Umständen wird eine Untersuchung des Verhältnisses, in dem die Kantische Philosophie zum Protestantismus und anderseits zur katholischen Philosophie steht, nicht unzeitgemäß sein" (S. 32). Demgemäß beschäftigen sich die letzten 15 Seiten des Schriftchens fast ausschließlich mit dem Katholizismus. Gegen Ende dieses Exkurses über den Katholizismus heißt dieser S. 77 unten Bindung des Denkens durch äußere Autorität, S. 78 oben geistlicher Absolutismus. Das „System des geistlichen Absolutismus bis zur äußersten Konsequenz durchgeführt" [S. 78, Zeile 2 v. o.] wird wohl das nämliche sein wie der vollkommene Absolutismus [ebd. Zeile 9 v. o.]. Ebd. Zeile 5 v. o. wird jener geistliche Absolutismus schärfster Art so gekennzeichnet: er mache „Vernunft und Gewissen überflüssig". S. 53 heißt es vom Glauben an die Unfehlbarkeit der Kirche und des Papstes, also vom Katholizismus, er sei der „grundsätzliche Verzicht" auf den Gebrauch von Vernunft und Gewissen. Der Katholizismus und der vollkommene Absolutismus sehen sich also bei Paulsen fabelhaft ähnlich. Wiederholt identifiziert Paulsen das katholische Prinzip mit einem Absolutismus, dessen nähere Bestimmungen einen so vollkommenen geistigen Absolutismus zum Ausdruck bringen, daß man gar nicht mehr wissen kann, woran Paulsen bei jenem vollkommenen Absolutismus, dessen Korrelat der Idiotismus ist, gedacht hat, wenn nicht an den Katholizismus. S. 71 unten und 72 oben werden folgende Wortverbindungen als gleichbedeutend gebraucht: „Das katholische Prinzip der äußeren Autorität", „die Lehre des Absolutismus", die „Lehre von der Unfehlbarkeit einer äußeren Autorität" — das alles ist „Sünde wider den Heiligen Geist".

Könnte es einen andern, noch vollkommeneren geistlichen Absolutismus geben, einen, der noch mehr wäre als „Sünde wider den Heiligen Geist"? S. 68 steht zu lesen: „Das katholische Prinzip, das Prinzip der absoluten Autorität, führt ein schweres Übel mit sich: es tötet die Individualität. Aller Absolutismus führt zuletzt zu Lähmungserscheinungen, wie der politische, so auch der Absolutismus auf geistigem Gebiet." Wenn der Katholizismus als geistiger Absolutismus die Individualität tötet, so muß man annehmen, daß er im Sinn des Verfassers gründlich vollkommen ist. Was sollte denn ein noch vollkommenerer mehr thun als Individualitäten töten? Wer hätte nach alledem glauben können, daß Paulsen nicht von ferne an den Katholizismus dachte, als er den Idiotismus das Korrelat des vollkommenen Absolutismus genannt hat! Alles zwang zu dieser Annahme. Jedenfalls ist sie nicht tückisch-persönlich, sondern sachlich und berechtigt. Unsere Gänsefüße sind und bleiben materiell und formell unanfechtbar.

Außerdem finden sich in der „zweiten Nachschrift" nur noch zwei so außerordentliche Mißverständnisse dessen, was wir ausgeführt haben, daß wir uns darauf beschränken müssen, sie mit einigen Worten zu kennzeichnen.

Zunächst noch ein Kuriosum. Die „zweite Nachschrift" hebt mit der peinlichen Klage an, welche unsere Citate betrifft (S. 78). Auf der folgenden Seite citiert Paulsen einen unserer eigenen Sätze in Anführungszeichen — ja wahrhaftig in Gänsefüßen! Bei Paulsen steht unser Satz so da: „Wenn Voltaire bloß der größte Straßenräuber gewesen wäre, so möchte die Polemik wider ihn nicht nur überflüssig gewesen sein, sondern auch das rechte Maß weit überschritten haben. Weil er aber das Geistesleben von Generationen verseucht und vergiftet hat" — ist er schlimmer als der größte Straßenräuber und muß an einen zehn Ellen höheren Galgen gehängt werden — nein, so sagt der Pater nicht, sondern: „ist seine Verantwortung eine ungemein größere als die des größten Straßenräubers" (Stimmen aus Maria-Laach, Jahrg. 1899 I, 20). So in der Philosophia militans p. 79. Jeder verständige Leser wird sich mit Recht sagen müssen, es sei meinerseits ebenso sinn- als geschmacklos, bei einer gelegentlichen Erwähnung Voltaires ohne jeden ersichtlichen Grund mit einem Straßenräuber hereinzuplatzen. Allein im unmittelbaren Zusammenhang ist das ganz anders. Der vorhergehende Satz lautet: „Wir erinnern uns, vor einigen Jahren in einer panegyrischen Schrift auf Voltaire gelesen zu haben, wenn Voltaire der größte Straßenräuber gewesen wäre, so hätte er nicht heftiger angefeindet werden können, als dieses geschehen ist. Darauf ist zu entgegnen: „Wenn Voltaire bloß der größte Straßenräuber gewesen wäre" u. s. w. wie oben. — Danach erscheint die Sache genügend begründet. Paulsen hat aber den begründenden Satz amputiert. So kann man leicht Leute zu Fanatikern stempeln, deren Herzenswünsche zwar auf Rad und Galgen gerichtet sind, die aber gerade noch so viel „modernes Schamgefühl" haben, um derlei nicht herauszusagen. Ich denke nicht daran, Paulsens peinliche Anklage umzuwenden; sehe jeder, wie er's treibe. Wir eilen zum Schlusse.

Als die sozialen Konsequenzen unbegrenzter Denk-, Lehr- und Preßfreiheit

tert wurden, haben wir in dürren Worten unsere Meinung dahin abgegeben, eine Situation ohne jeden Ausweg das Ende sein müsse. Wir bitten zwei

Selbstcitate herſetzen zu dürfen: „Es iſt eine Unmöglichkeit, durch ſtaatliche Maßregeln oder Maßregelungen dem Übel beizukommen, geſchweige es an der Wurzel zu faſſen.“ Ein Jahr, bevor der Goethe- und der Heinzebund lärmten, ſchrieben wir: „Welch ein Hohngelächter geht durch die ‚freie‘ Preſſe, wenn irgendwo irgend ein ſchüchterner Verſuch gemacht wird. Und was würde es erſt geben, wenn das Wagnis einer durchgreifenden Maßregel auch nur geplant würde.“ In verſchiedenen Wendungen betonten wir: Geſetze, Zenſur, Polizei — verlorene Liebesmüh[1]. Daraufhin hätte uns nicht einmal in Fieberträumen die Furcht zu ergreifen vermocht, daß jemand uns für byzantiniſche Scharfmacher ausgäbe. Aber ſiehe — auch darauf zielt die „zweite Nachſchrift“. Paulſen läßt uns Regierungen warnen; in einem ſeltſam verwegenen Bilde meint er, wir überließen es den weltlichen Armen, aus unſern „Vorderſätzen“ „Konſequenzen“ zu ziehen (S. 79. 80); er ſieht in unſern Ausführungen über die ſoziale Verantwortung alles Lehrens und Schreibens lediglich die alte „Litanei“, welche „Fürſten und Politikern vorgeſungen wird“, natürlich um ſcharf zu machen, um Gunſt zu ergattern. Prof. Paulſen könnte aber wiſſen, daß ſowohl die Scharfmacher wie die Kriechtiere unter den katholiſchen Schriftſtellern nicht zu finden ſind. Unſere Unabhängigkeit müſſen wir ungemein teuer bezahlen. Sie iſt aber jeglichen Preiſes wert. Ich ſagte als Privatmeinung: Die Polizei iſt unvermögend zu helfen, und Paulſen ſtellt dieſes dar, als riefe ich nach der Polizei! Ich ſage, weder die Präventiv- noch die Repreſſivzenſur iſt unſeres Erachtens imſtande, gegen die Weltmacht der öffentlichen Meinung aufzukommen, und höre nun, das ſei eine Aufforderung an die weltlichen Arme, zuzupacken! Ich ſage, die Geſetzgebung könne nichts machen, und das ſoll nun Scharfmacherei ſein!

Noch größer iſt das andere und letzte Mißverſtändnis. Der Ausdruck „religiös-ſoziale Dekompoſition des Proteſtantismus“ ſtand in Verhandlung. Als religiös-ſoziale Dekompoſition bezeichnete ich den Zuſtand der Geſellſchaft, der ſie in zwei entgegengeſetzte Schichten auflöſt, die keinen Gedanken miteinander gemein haben: oben privilegiert Religionsloſe oder Glaubensfreie, unten ſolche, denen man die Religion erhalten muß. Die grundſätzliche Rechtfertigung des Vorganges, daß Ungläubige von oben her nach unten Glauben predigen, beleuchtete ich mit Worten von Kant und von Strauß. Weil die Aufklärung das nämliche Verfahren empfahl, brachte ich Parallelen dazu aus Voltaire bei. Aber es dünkte mir völlig ſelbſtverſtändlich, daß Kant und Strauß als Kronzeugen daſtehen, da es ſich um religiös-ſoziale Dekompoſition des Proteſtantismus handelt. Paulſen fertigt das mit der Frage ab: „Sind die Voltaire und Diderot u. ſ. w. Proteſtanten und Deutſche?“ (S. 81), als ob Kant und Strauß mit keinem Worte erwähnt worden wären, während doch ihre monumentalen Ausſprüche abgedruckt wurden. Oder ſollten neueſte Forſchungen ergeben haben, daß Kant und Strauß katholiſche Slovaken waren?

[1] In dieſer Zeitſchrift Bd. LVI (1899), S. 134.

R. v. N.-R.

Mitteilungen

der

Herderschen Verlagshandlung

zu

Freiburg im Breisgau.

Zweigniederlassungen in Wien, Strafsburg, München und St. Louis, Mo.

Nr. 11.

Oktober 1900 — April 1901.

Erste Abteilung.

1. Neue Erscheinungen. 2. Fortsetzungen, neue Auflagen und Zeitschriften.

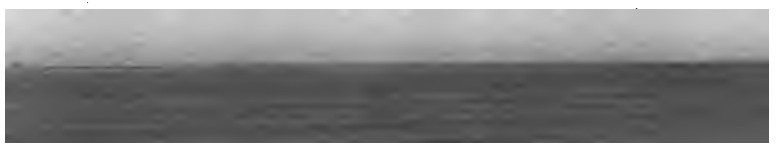
Zweite Abteilung.

Künftig erscheinende Bücher.

Die hier angezeigten Werke sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Die beigedruckten Preise sind Mark und Pfennig. * bedeutet Kommissions-Verlag.

Nr. 12 der „Mitteilungen“ wird im Oktober 1901 erscheinen.



Erste Abteilung.

1. *Neue Erscheinungen.*

ardenhewer, Dr. O., **Vom Münchener Gelehrten-Kongresse**, s. *Studien, Biblische*, S. 30.

eissel, Stephan, S. J., **Das Gebet des Herrn und der Englische Gruſs.** Betrachtungspunkte. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und Erlaubnis der Ordensobern. 8°. (VIII u. 120 S.) **1.20**; geb. in Leinw. **2.—**

— **Das Leiden unseres Herrn.** Betrachtungspunkte für die heilige Fastenzeit. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und Erlaubnis der Ordensobern. 8°. (VIII u. 166 S.) **1.60**; geb. in Leinw. **2.40.**

— **Die Verherrlichung unseres Herrn Jesu Christi.** Betrachtungspunkte für die Osterzeit. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und Erlaubnis der Ordensobern. 8°. (IV u. 140 S.) **1.50**; geb. in Leinw. **2.30.**

„Die vorliegenden Bändchen, von denen das erste allgemein, das zweite für die 'astenzeit, das dritte für die Osterzeit vorzüglich Geltung hat, zeichnen sich dadurch us, dafs die vorgelegten ‚Betrachtungspunkte' einerseits nicht zu skizzenhaft, anderseits aber auch nicht zu ausführlich sind, ferner, dafs die ‚Punkte' zwar recht klare nd logische Einteilungen aufweisen, dabei aber nicht so sehr das Schablonenhafte nd nur für bestimmte Verhältnisse Berechnete hervorkehren, wie es bisweilen in ndern Betrachtungsbüchern geschieht." (Ambrosius. Donauwörth 1901. Nr. 3.)

„. . . An der Hand dieser Hülfsmittel wird es dem Priester leicht werden, er täglichen Übung der Betrachtung obzuliegen, ohne dadurch der Selbstthätigkeit berhoben zu werden. Das in eigener Betrachtung Erfafste wird er alsdann leicht i Form von Anreden und Predigten zur Belehrung und Erbauung der Gläubigen orteilhaft verwenden können." (Pastoralblatt. Münster 1901. Nr. 3.)

Im Anschlufs an obige Bändchen wird vor Pfingsten erscheinen:

—— **Der Pfingstfestkreis.** Betrachtungspunkte für die Feste des Heiligen Geistes, des heiligsten Sakramentes und des Herzens Jesu sowie über die Evangelien der Sonntage nach Pfingsten. Zwei Teile.

öhm, Dr. **Bruno**, **Die ‚Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen'.** Eine Fälschung des 19. Jahrhunderts. gr. 8°. (VIII u. 112 S.) **2.—**

ildet das 1. Heft des I. Bandes der *„Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte"*; s. S. 31.

„Die von Joseph von Sartori im Jahre 1811 ff. im Verlage der Cottaschen uchhandlung in Tübingen herausgegebene ‚Sammlung der hinterlassenen politischen chriften des Prinzen Eugen von Savoyen' ist ohne Zweifel eine der kühnsten, aber uch unheilvollsten litterarischen Mystifikationen, die jemals gewagt wurden.

„Der Nachweis der Fälschung ist allerdings hinsichtlich einzelner Briefe der ‚ammlung' von verschiedenen Seiten (so insbesondere Schels und Arneth) bereits eliefert worden. Aber eine Prüfung der vollständigen ‚Sammlung' in Bezug auf ire Echtheit sowie der Nachweis ihrer Grundlage und Tendenz und endlich die

Darlegung ihrer schädlichen Wirkungen bis auf den heutigen Tag ist noch von niemand unternommen worden.

„Und doch verdient die ‚Sammlung' auch nach diesen Seiten einer genaueren Kritik unterzogen zu werden: betrifft sie doch den gröfsten Feldherrn und einen der genialsten Staatsmänner Österreichs sowie einen der edelsten Menschen, die je gelebt haben." (Aus dem Vorwort.)

Cathrein, Victor, S. J., Recht, Naturrecht und positives Recht. Eine kritische Untersuchung der Grundbegriffe der Rechtsordnung. gr. 8°. (IV u. 184 S.) **2.80.**

„Die vorliegenden philosophischen Untersuchungen über die Grundbegriffe und Grundlagen der Jurisprudenz, ja jeder Rechtswissenschaft, wenden sich, wenn auch nicht ausschliefslich, so doch vorwiegend an Juristen. Es giebt zwar heute nicht wenige Jünger der Themis, die sich damit begnügen, das gegebene und in den Gesetzbüchern niedergelegte Recht handwerksmäfsig zu handhaben, und die mit einer gewissen Geringschätzung auf alle philosophischen Erörterungen über die juristischen Grundbegriffe herabschauen. Es komme doch nicht viel dabei heraus, meinen sie. Daneben giebt es aber doch eine sehr grofse Zahl von Juristen, die sich auch über die Grundbegriffe und Grundlagen der Jurisprudenz Rechenschaft geben wollen. Ohne diese tiefere Einsicht ist ja die Jurisprudenz eine blofse technische Fertigkeit, eine Art Kunsthandwerk, aber keine Wissenschaft. An diese zweite Klasse von Juristen wenden sich diese Untersuchungen. Denselben liegen einige von den Abschnitten zu Grunde, die wir in unserer ‚Moralphilosophie' (Freiburg, Herder, 3. Aufl., I, 412 ff.) der Rechtslehre gewidmet. Auf dringendes Anraten eines uns befreundeten, hochgestellten Juristen haben wir uns entschlossen, dieselben umzuarbeiten, bedeutend zu erweitern und zu ergänzen und als eigenes Werk herauszugeben.

„Wohl niemand wird einer solchen Arbeit die Aktualität absprechen. In Bezug auf die Grundbegriffe aller Rechtswissenschaft herrscht eine fast unglaubliche Unklarheit und Verworrenheit. Jeder, der sich nur ein wenig in der rechtsphilosophischen und juristischen Litteratur umgeschaut, wird uns das bezeugen müssen." (Aus der Einleitung.)

Dahlmann, Joseph, S. J., Der Idealismus der Indischen Religionsphilosophie im Zeitalter der Opfermystik. gr. 8°. (VI u. 140 S.) **1.80.**

Auch 78. Ergänzungsheft zu den *„Stimmen aus Maria-Laach"*; s. S. 30.

Delaporte, P. V., S. J., Hektor von Loc'h Maria. Trauerspiel aus der grofsen Revolution. In drei Aufzügen. Nach dem Französischen von *Bernard Arens* S. J. 12°. (VIII u. 188 S.) **1.20.**

Bildet das 3. Bändchen der *„Schul- und Vereinsbühne"*; s. S. 10.

Endres, Dr. Joseph Anton, Frobenius Forster, Fürstabt von St. Emmeram in Regensburg. Ein Beitrag zur Litteratur- und Ordensgeschichte des 18. Jahrhunderts. gr. 8°. (X u. 114 S.) **2.40.**

Bildet das 1. Heft des IV. Bandes der *„Strafsburger theologischen Studien"*; s. S. 31.

„Schon länger war meine Aufmerksamkeit auf die geistigen Wandlungen des 18. Jahrhunderts gerichtet, welche auch in katholischen Teilen Deutschlands den endgültigen Übergang aus den mittelalterlichen Verhältnissen in unsere moderne Zeit begleiten. An der Grenzscheide dieser Perioden blieb mein Blick auf dem Manne haften, welchem die vorliegende Schrift gewidmet ist. Er erregte mein Interesse zunächst wegen seines Verhältnisses zur Philosophie. Wie bescheiden aber auch die Stellung ist, welche ihm in der Geschichte der Philosophie des 18. Jahrhunderts angewiesen werden mufs, so fesselte mich doch bald seine ganze persönliche Erscheinung inmitten des Aufklärungszeitalters, inmitten der lebhaften Anstrengungen seines Ordens um eine seinen Traditionen entsprechende geistige Bedeutung, inmitten der schönen Entwicklung des wissenschaftlichen Lebens und Schaffens namentlich seines Klosters, jenes Klosters, das in mehr als tausendjähriger Geschichte mit seinen bayrischen und deutschen Schwesterklöstern jedesmal in edlem Wettstreite lag, so oft der Geistespuls der Zeiten höher schlug.

„Dafs ich mir stets bewufst blieb, Forster reiche nicht bis zu jenen Gröfsen, mit denen die Weltgeschichte oder auch nur eine Landesgeschichte rechnet, brauche

ich wohl kaum hervorzuheben. Dagegen verdient er in der Geschichte seines Ordens eine Stelle und einen Ehrenplatz unter den Tüchtigsten der St. Emmeramer.

„Das Material, welches die gedruckte Litteratur zu einem Lebensbild Forsters liefert, genügt kaum zu einem skizzenhaften Schattenrisse. Aber Absicht und Zufall spielten mir in kurzer Zeit hinreichende handschriftliche Dokumente in die Hände, um Licht und Farbe in das Bild zu bringen und das dürftige Gerüst der äusseren Lebensschicksale des Ordensmannes mit dem Fleisch und Blut seiner Gedanken und Absichten zu beleben." (Aus dem Vorwort.)

Geilers von Kaysersberg „Ars Moriendi" aus dem Jahre 1497 nebst einem Beichtgedicht von Hans Folts von Nürnberg, herausgegeben und erörtert von Dr. *Alexander Hoch*. gr. 8°. (XII u. 112 S.) **2.40.**

Bildet das 2. Heft des IV. Bandes der *„Strafsburger theologischen Studien"*; s. S. 31.

„Indem wir im ersten Abschnitt unserer Studie auf den Inhalt des grofsen Predigtwerkes über den Tod näher eingingen, versuchten wir in einigen scharf umrissenen Zügen ein Bild der Geilerschen Predigtweise zu liefern. Dabei haben wir Einzelheiten von zeitgeschichtlichem Interesse, Anspielungen des Redners auf zeitgenössische Zustände besonders hervortreten lassen, um dem historischen Moment gerecht zu werden. Auch schien es angezeigt, bei der Skizzierung des bezeichneten Inhaltes die von Geiler am meisten benutzten und citierten Schriftsteller zu ihrem Rechte kommen zu lassen, wodurch die enge Vertrautheit unseres Kanzelredners mit der altchristlichen und mittelalterlichen Litteratur beleuchtet wird." (Aus dem Vorwort.)

Julius, Dr. theol. **Caspar, Die griechischen Daniel-zusätze und ihre kanonische Geltung.** gr. 8°. (XII u. 184 S.) **4.**

Bildet das 3. u. 4. Heft des VI. Bandes der *„Biblischen Studien"*; s. S. 30.

„Auf Anregung Herrn Prof. Dr. O. Bardenhewers unternahm ich vor mehreren Jahren die Bearbeitung der griechischen Danielzusätze nach dem Vorbild von J. Langens Studie: ‚Die deuterocanonischen Stücke des Buches Esther'. Bei der Fülle des Stoffes begann jedoch die Arbeit einen solchen Umfang anzunehmen, dafs ich mich entschlofs, vorerst nur die Kanonicität genannter Zusätze zu behandeln, das gesammelte sprachliche und geschichtliche Material aber für eine besondere Abhandlung zurückzulegen. Nachdem seit einem Jahrzehnt durch die Arbeiten eines Loisy, Wildeboer, Buhl, Schürer u. a. die Erforschung der Geschichte des alttestamentlichen Schriftkanons nicht wenig war gefördert worden, hielt ich eine derartige Spezialuntersuchung nicht für unangezeigt; diese aber mufste ich im — wenngleich schmäleren — Rahmen der allgemeinen Kanongeschichte bieten, da nur so die einzelnen Zeugnisse das rechte und volle Licht empfangen. . . .

„Der Aufenthalt in der Ewigen Stadt bot mir willkommene Gelegenheit, die in dieser Arbeit erwähnten altrömischen Denkmäler, soweit sie überhaupt gerade zugänglich sind, im Original zu studieren. . . ." (Aus dem Vorwort).

Kellner, Dr. **Heinrich, Heortologie oder das Kirchenjahr und die Heiligenfeste** in ihrer geschichtlichen Entwicklung. gr. 8°. (VIII u. 240 S.) **5.—**; geb. in Halbfranz **6.60.**

„Zwar sagt uns der Titel des Werkes, dafs es vorzugsweise die Geschichte der kirchlichen Feste sei, welche der Verfasser dem Leser vorführen will; allein es ist damit keineswegs ausgeschlossen, dafs auch die dogmatische und asketische Seite der Festfeier manchmal eine kurze Würdigung finde. Besonders treten bei Behandlung der Heiligenfeste die Gründe stets hervor, welche zur Wahl der betreffenden Tage und Heiligen führten. Selbstverständlich tritt in dem Werke das Kirchenjahr, insofern es sich in dem grofsen Festkreise der Feste des Herrn mit ihrer Vor- und Nachfeier abteilt, in den Vordergrund, sowohl weil diese ihrem Gegenstande nach die vorzüglicheren sind, als auch der Einführungszeit nach die ursprünglichen. Bekanntlich sind Ostern und Pfingsten die ersten christlichen Feste; ihnen reihte sich bald das Fest Epiphania an, welches anfänglich zugleich die Geburtsfeier des Herrn in sich vereinigte; das eigentliche und gesonderte Weihnachtsfest bürgerte sich erst im 4. und 5. Jahrhundert ein. Recht interessant sind die historisch-kritischen Daten, welche der Verfasser bezüglich der einzelnen Feste

und deren Ausbreitung und Fixierung beibringt. Von den Heiligenfesten konnten, ohne dafs das Werk zu umfangreich geworden wäre, nur diejenigen des näheren besprochen werden, welchen eine gebotene Festfeier seitens des christlichen Volkes zukommt oder vor der Festverminderung zukam. Eine sehr wertvolle Partie des Buches ist der Schlufsteil über die wichtigeren Martyrologien und Kalendarien, welchen der Verfasser mit Recht in der Quellenlitteratur einen besondern Platz anweist und eine ausführlichere Besprechung angedeihen läfst. Der Verfasser hat absichtlich das asketische Moment unberücksichtigt gelassen.“ (Köln. Volkszeitung 1901. Litter. Beil. Nr. 11.)

Kerner, H., Der Stadtschreiber von Köln. Geschichtliche Erzählung. *Zweite Auflage.* 12°. (VI u. 284 S.) 2.—; in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung 3.20.

(Die erste Auflage ist nicht in Buchform, sondern im „Deutschen Hausschatz“ erschienen.)

„Fürwahr ein vortreffliches Werk! Darin berichtet uns der Stadtschreiber Gerlach ‚die Dinge, die bei meinen, Gerlachs des Schreibers, Zeiten in Köln sich begeben haben, die ich selbst erlebt seit meiner Geburt binnen 28 Jahren bis heute, da ich dies schreibe anno 1392, oder aus meiner Mutter und anderer wahrhaftiger Leute Reden erkundet oder auch in Schriften gelesen habe; gedenke auch weiter zu schreiben, wenn mir Gott das Leben giebt‘. Also beginnt Gerlachs Geschichte. Wir glaubten Kerners Werk nicht besser kennzeichnen zu können, als dadurch, dafs wir diese einleitenden Worte hierher setzten. Sie geben bei all ihrer Kürze uns ein treffliches Abbild davon, wie das ganze Buch gehalten, sie lassen uns schon ahnen, wie meisterhaft und packend darin geschildert werden die Verhältnisse damaligen Lebens und damaliger Zeit. Der Leser erlebt mit den Judenbrand und die Weberschlacht in Köln; er begleitet Gerlach auf seinem Ritt zum römischen Könige, er nimmt teil an all seinen abenteuerlichen Erlebnissen, an seinen Leiden und Freuden. So packend ist all das geschrieben. Kerners Werk dürfte namentlich den Schülern auf den mittleren Klassen der höheren Lehranstalten eine interessante Lesung bieten, womit wir aber keineswegs behaupten wollen, als ob für andere das nicht gelte. Im Gegenteil! Jeder wird an dem Buch seine helle Freude haben.“ (Germania. Berlin 1900. Nr. 253.)

Kienle, P. Ambrosius, O. S. B., Mafs und Milde in kirchenmusikalischen Dingen. Gedanken über unsere liturgische Musikreform. 8°. (XII u. 224 S.) 2.80; geb. in Leinw. 4.—

Der hochwürdigste Herr Bischof Dominikus Willi von Limburg schreibt unterm 18. Januar 1901:

„Ich habe Ihre Schrift ‚Mafs und Milde‘ genau gelesen, und ich mufs gestehen, dafs es keines geringen Mutes Ihrerseits bedurfte, um mit offenem Visier in die Arena zu treten, in welcher seit vielen Jahren der Kampf der Parteien tobt, die eigentlich nur ein und dasselbe Ziel haben — die Ehre Gottes, während die Wege zum Ziele verschieden sind.

„Ich bin seit mehreren Decennien ein sogenannter Cäcilianer, ja gleichsam ein geborener Cäcilianer, insofern man in meiner engeren Heimat von alters her beim eigentlichen Gottesdienste nur den lateinischen Gesang kennt. Als Ordensmann mufste ich natürlich alle Bestrebungen begrüfsen, die beitragen konnten, den liturgischen Gesang zu heben und die liturgischen Vorschriften in Ausführung zu bringen. Und dafs der Cäcilienverein in dieser Richtung Grofses geleistet hat und noch leistet, wird niemand leugnen. Auch müssen wir Mitglieder der alten Orden anerkennen, dafs der Choralgesang wohl noch lange auf die wenigen Klöster der alten Orden beschränkt geblieben wäre, hätte nicht der Cäcilienverein diesem eigentlichen Gesang der Kirche nicht allein durch seine ernsten Kompositionen den Weg geebnet, sondern auch durch emsige Pflege desselben weite Gebiete erobert, so dafs der Choralgesang wieder populär und Gemeingut unzähliger Kirchengemeinden geworden ist.

„Anderseits läfst sich aber auch keineswegs leugnen, dafs im Kampfe nur zu oft weit über das Ziel hinausgeschossen, die christliche Liebe bedenklich verletzt, die Pastoralklugheit aufser acht gelassen und mitunter zu wenig beachtet wird, dafs die Kirche alte löbliche Gewohnheiten duldet. Auch wurde von Anfang an nicht selten die oberhirtliche Autorität umgangen, wenn die Bischöfe in Anbetracht der Verhältnisse ihrer Diözesen nicht allsogleich an die Ausrottung wirklicher oder vermeintlicher Abusus gingen und das Gefäfs beim Reinigen nicht brechen wollten.

Es ist ja sehr leicht, in gedeckter und unverantwortlicher Stellung zu kämpfen, während die Oberhirten in ihrem verantwortlichen Amte immer das Ganze im Auge behalten müssen und nicht zugeben können, dafs Sonderbestrebungen zuliebe Verwirrung und Zwietracht in die Pfarreien ihren Einzug halten.

„Doch Sie haben alle diese Schattenseiten einer an und für sich guten Bewegung in Ihrer Schrift offen hervorgehoben, und ich gebe mich gerne der Hoffnung hin, dafs Ihre Erläuterungen beitragen werden, eine Verständigung herbeizuführen. Ihre Schrift ist ja keineswegs eine Verurteilung des hochverdienten Cäcilienvereins, sondern will nur die richtigen Grenzen gewahrt wissen und vor Abwegen warnen, welche die Erreichung des schönen Zieles hemmen können. Sie will ferner den Bischöfen die ihnen in dieser eminent kirchlichen Frage zustehende Leitung gewahrt wissen. Die Bischöfe stehen ihrerseits dieser liturgisch-musikalischen Bewegung sicher nicht feindlich gegenüber, wenn sie auch in kluger Abwägung der Verhältnisse und des Erreichbaren vorgehen werden — mit Mafs und Milde."

Aufserdem wurde die Schrift vom hochwürdigsten Herrn Erzbischof von Freiburg und von den hochwürdigsten Herren Bischöfen von Augsburg, Fulda, Leitmeritz, Mainz, Paderborn, Passau, Rottenburg, St. Pölten und Speyer aufs wärmste empfohlen.

Kölble, Victor, Die Esther des Neuen Bundes Maria, die Königin der Heiligen. Betrachtungen für die Maiandacht. Mit Mefs-, Beicht- und Kommuniongebeten, Litaneien und Marienliedern. Herausgegeben von Pfarrer *W. Sickinger*. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 12°. (XXVIII u. 250 S.) **1.60**; geb. in Leinw. **2.—**

***Lieder, Deutsche. Klavier-Ausgabe des Deutschen Kommersbuches,** besorgt von Dr. *Karl Reisert*. Enthaltend 557 der beliebtesten Vaterlands-, Studenten- und Volkslieder, sowie ein- und zweistimmiger Solo-Gesänge mit Klavierbegleitung. Hoch-4°.

Ausgabe in einem Bande (VIII u. 460 S. u. 14 S. Anhang: Verbandsbundeslied und Bundeslieder einzelner Vereine des Verbandes der katholischen Studenten-Vereine Deutschlands). **14.—**; geb. in Orig.-Halbleinwandband **15.50**; in Orig.-Leinwandband **16.—**

Ausgabe in drei Heften: I. Heft (VIII u. S. 1—152). II. Heft (IV u. S. 153—314). III. Heft (IV u. S. 315—460 u. 14 S. Anhang). Preis pro Heft **4.70.**

„Das ‚Deutsche Kommersbuch', welches in verhältnismäfsig rascher Folge acht Auflagen erlebt hat, zählt in allen deutschen Ländern so viele Freunde und Liebhaber, dafs die Veranstaltung einer Klavierausgabe in privaten Kreisen schon oft ersehnt wurde. Im Hinblick auf die grofsen Kosten, die ein solches Werk infolge des teuren Notendrucks und der kostspieligen Beschaffung der Melodien verursacht, glaubte man aus dem Reiche der Wünsche und Projekte wohl kaum heraustreten zu können. Dem Eifer und der Hingebung des auf dem Gebiete der Liedforschung anerkannt tüchtigen Dr. Reisert ist es vor Jahresfrist geglückt, die zur Vorbereitung einer Klavierausgabe erforderlichen Mittel bereitzustellen, und heute ist das trefflich gelungene Werk unter dem Titel: ‚Deutsche Lieder' bereits der Öffentlichkeit übergeben. Dasselbe stellt sich innerlich und äufserlich als eine glänzende Leistung dar, die nicht allein von dem unermüdlichen Fleifse des Herausgebers zeugt, sondern auch von seinem sichern Geschmack in der Beurteilung der mannigfachen Wünsche, die an eine solche Liedersammlung gestellt werden und gestellt werden können. Von dem Inhalt des Buches kann füglich dasselbe gelten, was von sachkundigen Kritikern beim Erscheinen der 7. und 8. Auflage des ‚Deutschen Kommersbuches' gesagt worden ist. Fast alle Lieder des Kommersbuches sind auch in die Klavierausgabe aufgenommen, daneben noch einige hübsche und beliebte Sologesänge und Duette, die bisher nur in Einzelausgaben zu haben waren. Bei sämtlichen Melodien ist der vollständige Liedtext abgedruckt, nicht nur die erste Strophe, und beides so eingerichtet, dafs ein Umwenden des Blattes bei keiner Nummer nötig ist. Aufser den Hunderten von Liedern, die schon seit Jahrzehnten zu dem ‚musikalischen Hausschatz' des deutschen Volkes gehören, sind auch Schöpfungen neuerer Dichter und Komponisten vertreten. — Die Klavierbegleitungen sind zu allermeist für das vorliegende Werk eigens komponiert oder arrangiert von Karl Hirsch in Elberfeld und

K. F. Weinberger in Würzburg; die Begleitungen wurden dabei so eingerichtet, dafs die Oberhand die volle Melodie spielt; es eignen sich also die Lieder auch zum instrumentalen Vortrag ohne Gesang. — Wir freuen uns, in den ‚Deutschen Liedern' den Freunden des deutschen Liedes ein mustergültiges Werk empfehlen zu können, das sich als ein besonders wertvolles Festgeschenk für jeden Musikliebhaber eignet." (Alte und Neue Welt. Einsiedeln 1900/1901. 5. Heft.)

„. . . Das prachtvoll ausgestattete Werk bietet einen musikalischen Hausschatz ersten Ranges dar." (Illustr. Zeitung. Leipzig [1901]. Nr. 3010.)

Liederschatz, kleiner, für die deutsche Jugend, besonders an höheren Lehranstalten. Ein Liederbuch für frohes Wandern und geselliges Beisammensein, enthaltend 130 unserer schönsten Lieder (mit Melodien). Zusammengestellt und mit einem litterar- und musikgeschichtlichen Anhang versehen von Dr. *Karl Reisert.* Taschenformat. 12°. (XII u. 172 S.) Geb. in Leinw. 1.—

„Wenn man so viele unserer deutschen ‚Volksliederbücher' oder Sammlungen von Liedern ‚für die Jugend' in die Hand bekommt, mufs man oft staunen, mit welcher Kritiklosigkeit dort alles aufgenommen zu werden pflegt, was sich nur singen läfst, so dafs man Volk und Jugend nur warnen möchte, zu solchen Kompilationen zu greifen. In unserer vorliegenden Sammlung aber finden wir einen kritischen Geist, welcher mit grofsem Verständnis nur das, was für unsere deutsche Jugend geeignet ist, auserlesen und auch musik-kritischen Sinn gezeigt hat. So haben wir eine durchaus tadellose, reiche und abwechslungsvolle Sammlung der schönsten und beliebtesten Lieder, welche für alle Fälle unter Dach und Fach und bei fröhlicher Wanderung genügt. Die Ausstattung ist eine vorzügliche. Die im Anhange beigegebenen Biographien der in der Sammlung vertretenen Dichter und Komponisten werden namentlich den Gymnasiasten etc. besonders angenehm sein."
(Rhein- und Moselbote. Koblenz 1901. Beil. Nr. 1.)

Longhaye, P. G., S. J., Johann von La Valette. Schauspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Französischen von *Bernard Arens* S. J. 12°. (VIII u. 134 S.) **1.20.**

Bildet das 1. Bändchen der *„Schul- und Vereinsbühne"*; s. S. 10.

Müller, Dr. theol. **Karl Joseph, Theophilus.** Kurze Predigten für Zöglinge höherer Schulen. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8°. (XII u. 444 S.) **4.50.**

„Diese Veröffentlichung sollte ein längst bekanntes Bedürfnis der Amtsgenossen — wenn auch nur in einem recht bescheidenen Mafse — befriedigen. Die Erfahrung lehrt ja, dafs es keine leichte Aufgabe ist, zwei und noch mehr Jahrzehnte hindurch an einer und derselben Anstalt das Predigtamt zu verwalten. Denn der Religionslehrer kommt allmählich in die Gefahr, nicht nur seinen Gedankenreichtum trotz fleifsiger Fortbildung zu erschöpfen, sondern auch sich öfter, als es nötig ist, zu wiederholen und die alten Geleise der Anordnung und des Stils zur Schadenfreude seiner kritisierenden Zuhörer auszutreten und völlig unbrauchbar zu machen. Oft ist er auch durch allzusehr gehäufte Schularbeiten verhindert, eine eigene Predigt gründlich vorzubereiten, weswegen er nicht selten zu einer gedruckten greifen mufs, wobei ihm aber in der Regel noch recht viel Arbeit erwächst, da ja nur sehr wenige Predigtwerke Vorlagen bieten, welche seinem Zuhörerkreise angepafst sind. Diese und ähnliche Übelstände bezw. Verlegenheiten sollen die vorliegenden Predigten soviel wie möglich beseitigen. Sie sind durchweg selbständig ausgearbeitet; ihre Kürze ist überall beabsichtigt. Sie sind seiner Zeit ex memoria wortgetreu vorgetragen worden und nahmen durchschnittlich 20 bis 30 Minuten in Anspruch. Wer sich aber nicht dazu verstehen kann, sie wörtlich zu memorieren, der verwerte ihre Gedanken und bereichere sie durch passende Beispiele aus der Heiligen Schrift, der Heiligenlegende, sowie aus der Kirchen- und Profangeschichte." (Aus dem Vorwort.)

* **Pechmann, Auguste** Freiin von, **Der heilige Philipp Neri.** Mit einem Titelbild. 12°. (VIII u. 90 S.) —**70.**

Der Reinertrag kommt dem Werke des hl. Philipp Neri zu gute.

„Enthält die Biographie dieses grofsen Heiligen, des besondern Freundes der Jugend. Wertvoll erscheint uns die Zusammenstellung der Ratschläge des Heiligen für die Jugend, die in 30 kurzen Sätzen zusammengefafst sind. Möge dieses Büchlein recht viel beitragen zur Förderung des gerade für unsere Tage so wichtigen Werkes vom hl. Philipp Neri, der Patronagen.“ (Christl.-pädagog. Blätter. Wien 1900. Nr. 24.)

Postina, Dr. Alois, Der Karmelit Eberhard Billick. Ein Lebensbild aus dem 16. Jahrhundert. 8°. (XII u. 244 S.) **3.40.**

Bildet das 2. und 3. Heft des II. Bandes der *„Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes“*; s. S. 16.

„In den letzten Jahren ist die historische Litteratur mit einer stattlichen Anzahl von Lebensbildern einzelner Männer aus der Zeit der Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts bereichert worden. Durch diese Arbeiten wurden die Kenntnis und das Verständnis jener Zeit in mehr als einer Beziehung gefördert. Dieses Ziel setzt sich auch die vorliegende Monographie des Karmeliten Eberhard Billick. In seiner Stellung als Provinzial der niederdeutschen Karmelitenprovinz und Professor der Kölner Hochschule war er gleichsam naturgemäfs berufen, in dem grofsen kirchlichen Streit des 16. Jahrhunderts eine einflufsreiche Rolle zu spielen. Billick blieb seiner Kirche und seinem Orden treu und setzte seine ganze Kraft und sein ganzes Ansehen für die Erhaltung der Religion seiner Väter und der ihm unterstellten Klöster ein. Über den Zustand der letzteren und ihre Beteiligung an dem Glaubenskampf wird uns das Lebensbild des Karmeliten auf Grund von meist unbenutztem, handschriftlichem Material genügenden Aufschlufs geben und auf diese Weise eine bisherige Lücke in der Geschichte dieser Ordensprovinz während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ausfüllen.

„Dafs Eberhard Billick ein entschiedener und schlagfertiger Bekämpfer der Neuerungsversuche Hermanns von Wied war, ist allgemein zugestanden. Gerade dieses Auftreten aber hat dem Karmeliten Schmähungen zugezogen, die bis auf den heutigen Tag vielfach wiederholt wurden. Sein Andenken ist in dem Kampfe gegen den mächtigsten Kurfürsten und Erzbischof von Köln teilweise so entstellt worden, dafs er vielen nur als Gegner jeder gesunden und berechtigten Reform gilt. Gewifs, es sind harte, verletzende Worte, mit denen Billick den Anhängern der neuen Richtung öfters erwiderte, eine Untugend, die er mit seinen gröfsten Gegnern gemein hat; allein er verdient unsere Beachtung wegen der Mannhaftigkeit, Uneigennützigkeit und völligen Hingabe, mit der er in dieser stürmischen Zeit für seine religiöse Überzeugung und die Rechte seines Ordens mit Erfolg eingetreten ist. Eberhard Billick hat einen wesentlichen Anteil daran, dafs Köln seinen Ehrentitel ‚getreue Tochter der römischen Kirche‘ bewahrte.“ (Aus dem Vorwort.)

Reinstadler, Dr. Seb., Elementa philosophiae scholasticae. 2 Bände. 12°.

Volumen I continens *Logicam, Ontologiam, Cosmologiam.* (XXIV u. 426 S.) **2.80**; geb. in Halbfranz **4.—**

Dieses Werk ist für ein zweijähriges Studium der Philosophie in Seminarien bestimmt. Der II. Band wird im Laufe des Sommers erscheinen.

Sägmüller, Dr. Johann Baptist, Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts. Drei Teile. gr. 8°.

Erster Teil: *Einleitung, Kirche und Kirchenpolitik. Die Quellen des Kirchenrechts.* gr. 8°. (VIII u. 144 S.) **2.—**

„Das Buch ist für den akademischen Gebrauch bestimmt; eingehend berücksichtigt es die Geschichte der kirchenrechtlichen Institutionen, giebt überall die Prinzipien, ohne indes die partikulare Gesetzgebung und die staatlichen Gesetze von der Darstellung auszuschalten, und weist endlich durch reiche Litteraturangaben dem Schüler den Weg zu selbständiger Weiterarbeit. Wir wünschen dem überaus übersichtlich abgefafsten und gedruckten Werke verdiente Verbreitung.“
(Kölnische Volkszeitung. 1900. Litterar. Beil. Nr. 47.)

Sauter, Dr. Benedictus, Kolloquien über die heilige Regel. Dem Druck übergeben von seinen Mönchen. *Zweite, verbesserte Auflage.* gr. 8°. (VIII u. 410 S.) **4.—**; geb. **5.40.**

„. . . Was bislang versäumt worden war, das haben die ‚Kolloquien' in überaus glücklichem Wurfe zu stande gebracht, und so haben wir endlich einen der Benediktinerregel würdigen, aus dem Schatze innerster Erfahrung eines reichen und tiefen Geistes geflossenen bedeutsamen und bedeutenden Kommentar als das abschliefsende Werk der ersten Periode des durch Abt Guéranger und Ernabt Maurus Wolter angebahnten Aufschwungs des Mönchtums. Damit ist, was andere Veröffentlichungen auf einzelnen Gebieten festgelegt, in umfassender Darstellung allseitig formuliert worden, und zwar in so unbefangener, zugleich kindlicher und väterlicher Weise, so anspruchslos und verständlich, dafs es unmittelbar zum Herzen geht. Die naive, ernste und freundliche Dialogform bringt in das Ganze, das von tiefer geistiger und geistlicher Intuition des Verfassers zeugt, ein Element rührender Einfalt und edelster Originalität. . . .

„Gerade jetzt, wo durch die alten, ehrwürdigen Abteien des Benediktinerordens ein frischer, geistiger Frühlingshauch weht und die teilweise arg vergessenen Traditionen der Altväter wieder beleben will, dürfte ein solches Werk zusammenfassender und abschliefsender Art überaus dankenswert erscheinen. Aber auch dem Weltpriester und Laien bietet das Buch eine Menge des Interessanten, Erbauenden und Belehrenden über den Geist des heiligen Patriarchen der abendländischen Mönche, der kein anderer Geist ist, als der Geist der heiligen Kirche."

(Germania. Berlin 1900. Wissenschaftl. Beil. Nr. 45.)

Schiffini, S., S. J., Tractatus de gratia divina. Cum approbatione Rev. Archiep. Friburg. et praepositi Generalis Soc. Jesu. gr. 8°. (X u. 704 S.) 8.40; in O.-Einb.: Halbfranz 10.40.

„Dans ce traité de théologie on retrouve les qualités maîtresses des oeuvres philosophiques précédemment publiées par le savant professeur: la clarté de l'exposition, la profondeur des aperçus, la finesse de la dialectique, l'ordonnance impeccable des matières. Il semble même que le style, sans sortir du moule scolastique, ait gagné en limpidité. Les controverses épineuses, les théories obscures ou compliquées, les opinions d'école, tout est mis au point et dans une belle lumière. . . ."

(Études. Paris 1901. 5. April.)

Schul- und Vereinsbühne. Eine Sammlung leicht aufführbarer Theaterstücke für die studierende Jugend. Herausgegeben von *Bernard Arens* S. J. 12°.

Erstes Bändchen: **Johann von La Valette.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Französischen des P. *G. Longhaye* S. J. von *Bernard Arens* S. J. (VIII u. 134 S.) 1.20.

Zweites Bändchen: **Vitus.** Trauerspiel in vier Aufzügen. Nach dem Französischen des P. *H. Tricard* S. J. von *Bernard Arens* S. J. (VIII u. 140 S.) 1.20.

Drittes Bändchen: **Hektor von Loe'h Maria.** Trauerspiel aus der grofsen Revolution. In drei Aufzügen. Nach dem Französischen des P. *V. Delaporte* S. J. von *Bernard Arens* S. J. (VIII u. 138 S.) 1.20.

„. . . Das uns vorliegende Stück (I. Bändchen) ist aufserordentlich wirksam und von idealem Schwunge getragen. Es ist von einer edlen Welt- und Menschenauffassung durchweht und hat dabei noch den Vorzug, dafs es ohne schwerzubeschaffende Requisiten, mit nur wenigen äufseren Mitteln, sich durchführen läfst. Da das Bedürfnis nach derartigen Sachen grofs ist, so glauben wir dem Werkchen schon jetzt eine weite Verbreitung in Aussicht stellen zu können."

(Büchermarkt. Krefeld 1901. Nr. 13.)

Sladeczek, Andreas, Die Berechnung der Flächen und Körper. Erklärungen, Regeln, Formeln, Beispiel- und Übungsaufgaben. Für die Hand der Schüler. 8°. (VIII u. 72 S.) —60; kartonniert —70.

„Vorliegendes Büchlein ist eine Zusammenstellung der Ergebnisse des Unterrichts in der rechnenden Elementargeometrie und hat zunächst den Zweck, den Schülern die Übersicht, Festhaltung und Anwendung dieser Ergebnisse zu erleichtern. Soll nämlich der Unterricht über die Berechnung der geometrischen Raumformen dem Grundsatze „Nicht für die Schule, sondern für das Leben" genugthun, so darf er

sich nicht auf die blofse Erzeugung der hier in Betracht kommenden Einsichten beschränken, sondern er mufs dieselben auch zu einem für die Zukunft bleibenden und möglichst leicht verfügbaren Geistesbesitz der Schüler zu machen suchen. Diesen Zweck vollkommener zu erreichen, schien dem Unterzeichneten die Ausstattung seiner Schüler mit einer übersichtlichen Zusammenstellung der in dem mündlichen Unterricht entwickelten Grundbegriffe, Regeln und Formeln zur elementaren Berechnung der Flächen und Körper nicht ohne Nutzen. Als eine solche und zwar durch Beispielaufgaben erläuterte Übersicht besagter Regeln und Formeln stellt sich die vorliegende Arbeit dar — nicht also als ein Lehrbuch, sondern nur als ein Wiederholungsbüchlein, welches den Schülern die Möglichkeit bieten soll, sich die hier dargestellten Begriffe, Regeln und Formeln selbständig und beliebig oft ins Bewufstsein zurückzurufen, sie dem Gedächtnisse immer fester einzuprägen und auf solche Weise sich die Früchte des in der Schule genossenen geometrischen Rechenunterrichtes zu sichern." (Vorwort.)

Spillmann, Joseph, S. J., **Die Blutzeugen aus den Tagen der Titus Oates-Verschwörung** (1678—1681). Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Englands im 17. Jahrhundert. Mit dem Porträt des ehrwürdigen Oliver Plunket. 8°. (XIV u. 378 S.) **3.60**; geb. in Halbfranz **5.40**.

„Die beiden ersten Gruppen der ‚Englischen Märtyrer' unter Heinrich VIII. und Elisabeth wurden von meinen Lesern mit so viel Liebe aufgenommen, dafs ich voll Vertrauen auch diese letzte Gruppe folgen lasse. Sie umfafst die Blutzeugen der sogen. Titus Oates-Verschwörung und bildet den glorreichen Abschlufs der blutigen Verfolgung, durch welche die anglikanische Kirche die katholische Religion in England vernichten wollte. Ein elender Betrüger gab die Veranlassung zu diesem letzten Sturm. Die leitenden Staatsmänner, der König an der Spitze, erkannten sofort seine Anklagen als die frechen Verleumdungen eines Meineidigen; aber diese frechen Lügen pafsten in die politischen Pläne der Opposition.

„Immer bereit, jenen verworfenen, fälschlich den Gegnern unterschobenen Grundsatz ‚vom Zweck, der die Mittel heiligt', selbst anzuwenden, entfesselten sie den Fanatismus der Sekte gegen die schuldlos angeklagten Priester und Laien, und mordeten binnen vier Jahren Dutzende durch ein Gerichtsverfahren, das aller Gerechtigkeit hohnsprach.

„Aber es unterliegt keinem Zweifel, dafs die eigentliche Triebfeder der Mörder dieser Opfer Hafs gegen den katholischen Glauben war, und dafs sie deshalb als wahre Blutzeugen starben. . . ." (Aus dem Vorwort.)

——— **Das Fronleichnamsfest der Chiquiten.** Ein Bild aus den alten Missionen Südamerikas. *[Zweite Auflage.]* Mit vier Bildern. 12°. (VI u. 96 S.) —**80**; geb. **1.—**

Bildet das 17. Bändchen der Sammlung *„Spillmann, Aus fernen Landen"*; s. S. 28.

Tricard, P. H., S. J., **Vitus.** Trauerspiel in vier Aufzügen. Nach dem Französischen von *Bernard Arens* S. J. 12°. (VIII u. 140 S.) **1.20.**

Bildet das 2. Bändchen der *„Schul- und Vereinsbühne"*; s. S. 10.

Weinschenk, Dr. Ernst, **Anleitung zum Gebrauch des Polarisationsmikroskops.** Mit 100 Textfiguren. gr. 8°. (VI u. 124 S.) **3.—**

„Trotzdem die optischen Methoden der Mikroskopie in den letzten Jahrzehnten eine so überraschende Entwicklung aufweisen, fehlte bis vor kurzem jede moderne, in engem Rahmen gefafste Darstellung derselben, welche es auch dem Nichtspezialisten ermöglicht hätte, die Errungenschaften dieses Teiles der mikroskopischen Technik in weiterem Mafse zu verwerten. Die zahlreichen Werke über allgemeine Mikroskopie pflegen über die Anwendung des Polarisationsmikroskops mit wenigen Worten hinwegzugehen, und die zusammenfassenden Schriften, welche allein bis in die neueste Zeit über spezielle Untersuchungen mit dem Polarisationsmikroskop vorhanden waren, stellen zum Teil zu hohe Anforderungen an die Vorkenntnisse des Lesers, zum Teil bilden dieselben Bestandteile recht umfangreicher und daher auch sehr teurer Spezialwerke, deren Anschaffung nicht jedem möglich ist.

„Wenn nun auch in letzter Zeit einige kurzgefafste Lehrbücher erschienen sind, welche die hauptsächlichsten Methoden in der Anwendung des Polarisationsmikroskops in leichtverständlicher Weise vorführen, so schien dem Verfasser doch ein kurzer Abrifs wünschenswert zu sein, der in gedrängter Form ebensowohl dem Anfänger als Anleitung zum Arbeiten mit dem Polarisationsmikroskop dienen als dem Erfahrenen in zweifelhaften Fällen einen zuverlässigen Ratgeber darstellen soll."

(Aus dem Vorwort.)

Probe der Illustration aus Weinschenk, „Anleitung zum Gebrauch des Polarisationsmikroskops".
Polarisationsmikroskop mit gleichzeitig drehbaren Nicols.

Willmann, Dr. Otto, Philosophische Propädeutik für Gymnasialunterricht und das Selbststudium bearbeitet. 2 Theile. gr. 8°.

Erster Theil: *Logik.* (IV u. 132 S.) 1.80 (2 *Kr.* 20 *h.*); geb. in Leinw. 2.20 (2 *Kr.* 70 *h.*).

——— *Begleitwort dazu für die Hand des Lehrers.* gr. 8°. (4 S.) gratis.

Das Buch ist vorläufig nur in dieser Ausgabe für österreichische Schulen, in österreichischer Orthographie, erschienen. Eine Ausgabe für deutsche Schulen ist in Aussicht genommen.

Der zweite Theil „Empirische Psychologie" ist in Vorbereitung.

„Ein neues, längst ersehntes Buch von Otto Willmann, dem genialen Verfasser der grandiosen ‚Didaktik' und der für die katholische Philosophiegeschichte epochemachenden ‚Geschichte des Idealismus'! Es ist ein Buch im Sinne und Geiste des Aristoteles, Trendelenburgs und des Organisationsentwurfs für die österreichischen Gymnasien aus dem Jahre 1849, eine originelle Arbeit über ein uraltes Thema und unseres Erachtens zugleich das Muster eines Schulbuches. Einige charakteristische Vorzüge desselben sind: 1. Anknüpfung an die Aufsatzübung und die Aufsatzlehre der Mittelschule in der Einleitung sowie durchgehende Anlehnung an das Wissen des Schülers um die Sache und an seine ihm bereits gesicherten philologischen Kenntnisse; 2. Anwendung der aristotelischen Terminologie sowie der lateinischen (scholastischen), soweit die letztere zum Verständnisse der heutigen erforderlich ist, mithin die geschichtliche Vermittlung der logischen Terminologie; 3. die Betonung des universellen Charakters des Denkens, vermöge dessen es nicht dem Erkennen allein dient, sondern ebensowohl dem Gestalten und dem Handeln, und dementsprechende Wahl der Beispiele aus allen Lebensgebieten, besonders auch aus dem des Rechtes und der Religion; 4. organische Verflöfsung und durchgängige Geltendmachung des psychologischen und des historischen Moments sowie Aufbau des kanonistisch-praktischen Teiles der Logik auf dem belehrend-theoretischen Teil derselben: 5. — last not least — die geniale Einfachheit der Konzeption, Anlage und Ausführung, die es ermöglichte, den ganzen Inhalt des Kompendiums S. 104 in den Satz: ‚Wenn wir die Denkthätigkeiten den Denkgesetzen

entsprechend planmäfsig zur Bildung von Denk**formen** in Gang setzen, so vollziehen wir Denk**operationen**', und auf S. 124 in eine Übersicht von nur sechs Zeilen zusammenzufassen, in welcher der Aufbau des Lehrbuches so zu sagen seine wissenschaftliche Feuerprobe besteht. . . .

„Ich gestehe, Willmanns Logik nicht nur mit Interesse, sondern mit einer Art Entzücken gelesen zu haben. An der Hand dieses Leitfadens mufs es ein wahrer Genufs sein, am Gymnasium formale Logik zu lehren. Der Verfasser selbst versichert uns auf Grund seiner eigenen Erfahrung, dafs ‚sein Vorgehen nur scheinbar höhere Ansprüche an die Hörer stellt, in Wahrheit aber die Sache leichter verständlich und ihre Aneignung fruchtbarer macht als die bisherigen Darstellungen'. . . ."

(Prof. J. Gassner in der Kathol. Kirchenzeitung, Salzburg 1901, Nr. 29.)

---

2. Fortsetzungen, neue Auflagen und Zeitschriften.

Atzberger, Dr. Leonhard, Fortsetzung von **Scheeben, Handbuch der katholischen Dogmatik,** s. *Scheeben,* S. 27.

Baumgartner, Alexander, S. J., Geschichte der Weltliteratur. gr. 8°.

IV. Band: *Die lateinische und griechische Literatur der christlichen Völker.* (24.—32. Lieferung à 1.20.) *Erste und zweite Auflage.* (XVI u. 694 S.) **10.80**; in O.-Einb.: Halbsaffian **13.20.**

Früher sind erschienen:

I. Band: *Die Literaturen Westasiens und der Nilländer.* (1.—8. Lieferung.) *Zweite, unveränderte Auflage.* (XX u. 620 S.) **9.60**; in O.-Einb.: Halbsaffian **12.**—
Eine neue Doppelauflage des I. Bandes erscheint Ende Mai.

II. Band: *Die Literaturen Indiens und Ostasiens.* (9.—16. Lieferung.) *Erste und zweite Auflage.* (XVI u. 630 S.) **9.60**; in O.-Einb.: Halbsaffian **12.**—

III. Band: *Die griechische und lateinische Literatur des klassischen Altertums.* (17.—23. Lieferung.) *Erste und zweite Auflage.* (XII u. 596 S.) **8.40**; in O.-Einb.: Halbsaffian **10.80.**

Die weiteren Bände werden enthalten:

Die Literaturen der romanischen Völker. — Die Literaturen der nordgermanischen und slavischen Völker. — Die deutsche Literatur.

Jeder Band besteht für sich und ist einzeln käuflich.

„Auf dem Gebiete der allgemeinen Litteraturgeschichte verdient an erster Stelle rühmend hervorgehoben zu werden **Alexander Baumgartners** vom christlich-katholischen Standpunkt geschriebene **Geschichte der Weltlitteratur.** Wir bestaunen an diesem Werke nicht nur den riesenhaften Fleifs, die umfassende Belesenheit im einzelnen, sondern bewundern insbesondere auch die lichtvollen, scharf gezeichneten Charakteristiken und liebevollen Inhaltsangaben der verschiedenen Litteraturwerke, die — was dem Werke seinen ganz besondern, selbständigen Wert giebt — mit sicherem Takte überall kennzeichnende Proben aus den Dichtungen einstreuen. Noch vor Abschlufs des ganzen Werkes kommen wir eingehend darauf zurück; heute nur so viel, dafs sich an Gründlichkeit und Reichhaltigkeit, vor allem aber an Unmittelbarkeit kein anderes ähnliches mit diesem vergleichen kann. Auch ist der Verfasser geschmackvoll und gebildet genug, sich die Thatsachen niemals durch eine fanatische Tendenz verzerren zu lassen."

(Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte. Braunschweig 1900.)

„. . . We do not hesitate to pronounce this work the most perfect handbook of classical literature which has appeared in any tongue. It is a mine of information on all subjects connected with the literature of Greece and Rome, and will be an invaluable aid to all engaged in the teaching of the classical writers."

(American Catholic Quarterly Review, Washington 1900, October, über den III. Band.)

„Die ersten zwei Bände dieses hervorragenden Werkes boten das umfassendste, eingehendste und gründlichste Gesamtbild, welches bisher von den Litteraturen des Orientes entworfen worden ist. Baumgartner hat hier alle seine Vorgänger weit überholt. Das hat die Kritik einstimmig anerkannt. . . ."

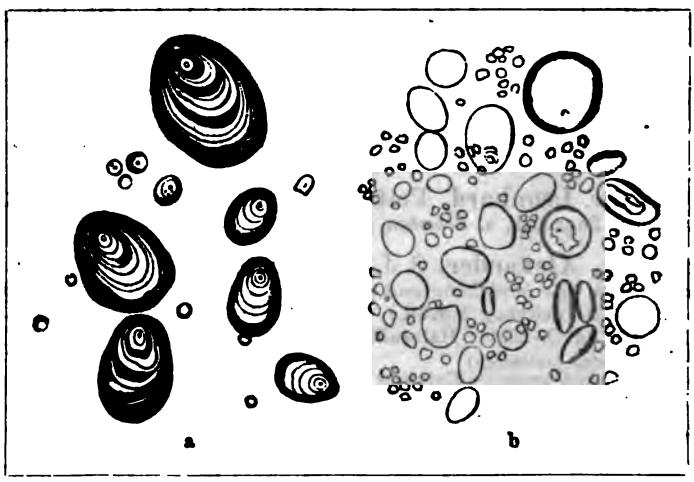
(Hofrat L. Pastor im Allg. Litteraturblatt, Wien 1901, Nr. 3.)

Baumhauer, Dr. H., Leitfaden der Chemie insbesondere zum Gebrauch an landwirtschaftlichen Lehranstalten. Zwei Teile. gr. 8°.

2. Teil. *Organische Chemie*, mit besonderer Berücksichtigung der landwirtschaftlich-technischen Nebengewerbe. *Dritte Auflage.* Mit 16 in den Text gedruckten Abbildungen. (VIII u. 88 S.) 1.—; geb. in Halbleder 1.35.

Früher ist erschienen:

I. Teil: *Anorganische Chemie. Dritte Auflage.* Mit 32 in den Text gedruckten Abbildungen. (VIII u. 156 S.) 1.50; geb. in Halbleder 1.85.



Probe der Illustration aus Baumhauer, Leitfaden der Chemie:
a. Kartoffelstärke, b. Weizenstärke.

„Da das vorliegende Werkchen in der neuen Auflage nur kleine Veränderungen resp. Verbesserungen erfahren hat, darf Ref. sich bezüglich desselben auf seine früheren Anzeigen berufen, in welchen er das systematisch angelegte Werkchen als ein vorzügliches Lehrmittel empfohlen hat und dies um so eher thun konnte, als der Verfasser im Vorworte einige Winke für den Gebrauch des Buches giebt, deren Berücksichtigung von grofsem Vorteil für den Unterricht sein kann. Das Werkchen ist nicht nur an landwirtschaftlichen Anstalten verwendbar, es eignet sich zum vorbereitenden Unterrichte auch an andern Lehranstalten."

(Pädagogischer Jahresbericht. Leipzig. 30. Bd.)

Bibliothek der katholischen Pädagogik. Begründet unter Mitwirkung von Geh. Rat Dr. *L. Kellner*, Weihbischof Dr. *Knecht* und Geistl. Rat Dr. *Hermann Rolfus* und herausgegeben von *F. X. Kunz.* gr. 8°.

Elfter Band: Der Jesuiten Perpiñá, Bonifacius und Possevin ausgewählte pädagogische Schriften. Übersetzt von *J. Stier, H. Scheid* und *G. Fell*, Mitgliedern der Gesellschaft Jesu. (X u. 564 S.) 6.—; in O.-Einb.: Halbfranz 7.80.

Bibliothek, Theologische. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8°.

Scheeben, Dr. *M. Jos.*, Handbuch der katholischen Dogmatik.

IV. Band. Zweite Abtheilung. Von Dr. *Leonhard Atzberger.* Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. (VI u. S. 459—666.) 2.80. (Näheres s. S. 27.)

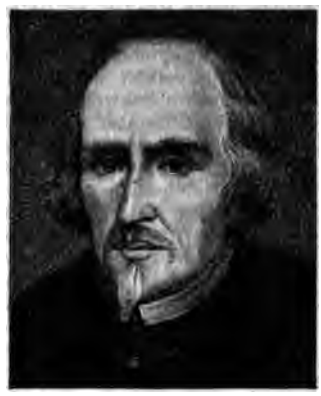
Brandscheid, F., s. *Testamentum Novum*, S. 32.

alderons gröfste Dramen religiösen Inhalts. Aus dem Spanischen übersetzt und mit den nötigsten Erläuterungen versehen von Dr. *F. Lorinser.* 7 Bändchen. 12°. 11.40; geb. in 3 Leinwandbänden (1 u. 2, 3 u. 4, 5—7 zusammen) 15.—

Drittes Bändchen: *Die Jungfrau des Heiligtums. — Die Morgenröte in Copacabana. Zweite Auflage.* (VIII u. 280 S.) 1.80.

Früher sind erschienen:

Erstes Bändchen: *Das Leben ein Traum. — Der standhafte Prinz.* (XXIV u. 234 S.) 1.60.
Zweites Bändchen: *Das Schisma von England. — Der grofse Prinz von Fez. Zweite Auflage.* (IV u. 272 S.) 1.60.
Viertes Bändchen: *Das Fegfeuer des hl. Patricius. — Die Andacht zum Kreuz.* (IV u. 222 S.) 1.60.
Fünftes Bändchen: *Kreuzerhöhung. — Die Sibylle des Orients.* (IV u. 216 S.) 1.60.
Sechstes Bändchen: *Die Ketten des Teufels. — Der wunderbare Zauberer.* (IV u. 240 S.) 1.60.
Siebentes Bändchen: *Der weibliche Joseph. — Die zwei Liebenden des Himmels.* (IV u. 250 S.) 1.60.



Calderon de la Barca.

„Anläfslich des 300. Geburtstages Don Pedro alderons de la Barca im vorigen Jahre ist das nteresse für den grofsen spanischen Dichter und essen Werke wieder in weiteren Kreisen wach-erufen worden. Ein grofser Teil der dramatischen Werke Calderons hat auch durch Übersetzung in eutschland Eingang gefunden. — Von der oben ngezeigten Lorinserschen Übersetzung ‚Calderons röfste Dramen religiösen Inhalts' wurde das soeben n zweiter Auflage erschienene dritte Bändchen von rofessor Günthner neu durchgesehen und in dem-elben nur dort Änderungen angebracht, wo solche eboten und gerechtfertigt schienen. Die Über-etzung selbst, die sich rasch bei ihrem ersten Er-cheinen einen vorzüglichen Ruf in Deutschland erworben, ist ausgezeichnet und ereint alle Vorzüge einer meisterhaften Arbeit in sich. . . .“

(Schlesische Volkszeitung. Breslau 1901. Beil. Nr. 9.)

anisii, Beati Petri, S. J., Epistulae et Acta. Collegit et adnotationibus illustravit *Otto Braunsberger* S. J. Cum approbatione Rev. Archiep. Friburg. et Super. Ordinis. gr. 8°.

Volumen tertium. 1561, 1562. (LXX u. 876 S.) 28.—; in O.-Einb.: Halbsaffian 26.—

Der bisher erreichte geringe Absatz der Bände I und II dieses Werkes in erbindung mit den aufsergewöhnlich hohen Herstellungskosten nötigten zu einer achträglichen Preiserhöhung der Bände I und II und entsprechender Festsetzung es Preises des neuen (dritten) Bandes. Es kosten demnach:

Band I (LXIV u. 816 S.) 22.—; in O.-Einb.: Halbsaffian 25.—
Band II (LXII u. 950 S.) 25.—; in O.-Einb.: Halbsaffian 28.—

Das Werk ist auf 6—8 Bände berechnet. Jedes Jahr soll ein Band erscheinen.

„Der dritte Band zeigt uns Canisius in seiner staunenswerten Thätigkeit während der beiden Jahre 1561 und 1562. Bezüglich der Art der Behandlung des toffes durch den kenntnisvollen Herausgeber kann hier nur lediglich kurz betont erden, dafs die fruchtbaren Editionsgrundsätze der modernen Geschichtswissenschaft hre genaueste Anwendung gefunden, dafs die Schätze der Handschriften des Britischen Museums in London, des Vatikanischen Geheimarchivs und der Vatikanischen ibliothek, der Hof- und Staatsbibliothek in München, der Hofbibliothek in Wien, er fürstlichen Bibliothek in Gotha mit all ihren Hosius-Briefen, der Universitätsibliothek in Strafsburg, der Archive des eigenen Ordens, sowie zahlreicher Stadtrchive in Deutschland bis in ihre letzten Verliefse und Schlupfwinkel mit ebenso rofsem Fleifse wie reichlichen Ergebnissen untersucht wurden, dafs Braunsberger elbst gedruckte Texte nochmals persönlich nachgeprüft hat, daher bei äufserst

seltenen Druckwerken dem Leser das beruhigende Wort ‚Vidi' entgegenbringen darf, daß endlich befreundete Kräfte, die sich bis zum fernen Upsala erstrecken, ihm helfend zur Seite gestanden haben.

„Die Zahl der Urkunden des dritten Bandes reicht von 498 bis 746, welche sich auf die beiden Jahre 1561 und 1562 verteilen, also die der beiden ersten Bände bedeutend übersteigen. Zwar erscheinen hier nicht wenige Dokumente, die schon anderweitig bekannt sind, indes hat der Verfasser sie stets in verbessertem Texte geliefert, zu geschweigen davon, daß ihre Nichtaufnahme in die Sammlung das Bild des Seligen unvollständig wiedergegeben hätte. Sämtliche fremdländischen Briefe hat Braunsberger ins Lateinische übertragen und unter dem Texte beigefügt. Wie den beiden ersten Bänden, so ist auch dem dritten eine ansehnliche Reihe von Monumenta Canisiana beigefügt, welche den Inhalt der Briefe beleuchten und die erkleckliche Zahl von zweihundert erreichen. Zur Arbeit des Sammlers gesellte sich dann das mühevolle Geschäft der Erklärung. Auch in dieser Hinsicht ist dem Verfasser mancher saure Schweißtropfen von der Stirne geronnen, bevor er die reiche zeitgenössische Litteratur der Katholiken und der Protestanten, die des 16. wie die des 19. Jahrhunderts, aus so vielen hier einschlagenden Gebieten der Theologie, der Geschichte, der Druckkunst sammeln und verwerten konnte. Der Kommentar schon an und für sich allein enthält eines ganzen Mannes langjährige Arbeit und verpflichtet jeden, der für ideale Bestrebungen sich Sinn und Geschmack bewahrt hat, zu unauslöschlichem Dank. Selbst der wissenschaftliche, politische oder religiöse Gegner wird sich durch eine solche Leistung grofsartigen Stiles sympathisch berührt fühlen, welche zufolge der gründlichen Einleitung mit all den dankenswerten Winken zur Benützung der Sammlung, der chronologischen Tafeln, des Handschriften- und Litteraturverzeichnisses und des 50 Seiten umfassenden Registers ein litterarisches Denkmal im besten Sinne des Wortes genannt zu werden verdient. . . ."

(Prälat Dr. A. Bellesheim im Katholik, Mainz 1901, I, 2. Heft.)

Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Herausgegeben von *Ludwig Pastor.* gr. 8°.

II. Band, 2. u. 3. Heft: *Postina,* Dr. *Alois,* Der Karmelit Eberhard Billick. Ein Lebensbild aus dem 16. Jahrhundert. (XII u. 244 S.) **3.40.** (Näheres s. S. 9.)

Die „Erläuterungen und Ergänzungen" erscheinen in zwangloser Reihenfolge. Die einzelnen Hefte bezw. Doppelhefte, deren jedes ein Ganzes für sich bildet, sind einzeln käuflich. Der Umfang eines Heftes soll durchschnittlich sechs bis zehn Bogen à 16 Seiten gr. 8° betragen. Die Zahl der in einem Jahre erscheinenden Hefte wird drei nicht übersteigen; je vier bis sechs Hefte bilden einen Band.

„‚Die Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes' haben sich je länger je mehr als wertvolles, weil unparteiisches, auf quellenmäßiger Forschung ruhendes katholisches Organ für die Geschichte der Reformationszeit erwiesen. Der erste Band liegt abgeschlossen vor, der zweite wird durch vorliegende Monographie (*Thurnhofer,* Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden, Humanist und Luthers Freund [1457—1523]) glücklichst inauguriert."

(Litterar. Zentralblatt. Leipzig 1900. Nr. 50.)

Fecht, Dr. Kuno, Griechisches Übungsbuch für Obertertia. *Zweite, unter Mitwirkung von Gymnasialdirektor Dr. J. Sitzler bearbeitete Auflage.* 8°. (VIII u. 174 S.) **1.60**; geb. in Halbleinw. **1.85.**

„Das im allgemeinen als praktisch befundene Buch wurde in dieser Auflage etwas gekürzt, die Anordnung zum Teil verändert und dem deutschen Ausdrucke erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt." (Gymnasium. Paderborn 1901. Nr. 1.)

Fleuriot, Zenaïde, Erlebnisse eines Hühnchens, von ihm selbst geschildert. Nach dem Französischen von *Philipp Laicus. Dritte Auflage.* Mit Holzschnitten. 8°. (VIII u. 180 S.) **1.80**; geb. in Halbleinw. mit farbigem Umschlag **2.—**

Gehört zu der Sammlung *„Herders illustrierte Jugendschriften"*; s. S. 21.

rage, die sociale, beleuchtet durch die „Stimmen aus Maria-Laach". Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 8°.

10. u. 11. Heft: *Pesch, Heinrich,* S. J., Liberalismus, Socialismus und christliche Gesellschaftsordnung. Erster Theil: III. Freiwirtschaft oder Wirtschaftsordnung? *Zweite Auflage.* (IV u. S. 419—772.) 3.—

Sonderausgabe des vollständigen Werkes von P. *Pesch* s. S. 25.

risar, Hartmann, S. J., Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter. Mit besonderer Berücksichtigung von Cultur und Kunst nach den Quellen dargestellt. Mit vielen historischen Abbildungen und Plänen. Lex.-8°.

Zwölfte bis vierzehnte Lieferung. (I. Bd. XX u. S. 705—856.) à 1.60.

Probe der Illustration aus Grisar, Geschichte Roms und der Päpste, I. Band: Lateranbasilika. Ehemaliges Innere. Nach einem Gemälde aus den Jahren 1640—1644.

Erster Band (vollständig): *Rom beim Ausgang der antiken Welt.* Nach den schriftlichen Quellen und den Monumenten. Mit 228 historischen Abbildungen und Plänen, darunter ein Plan Formae Vrbis Romae aevi christiani saec. IV—VII in Farbendruck. (XX u. 856 S. u. 1 Plan.) **22.40**; geb. in Halbpergament **27.—**

Das Werk ist auf sechs Bände berechnet.

„. . . Eine zweite ganz neue historische Veröffentlichung, und zwar eine von allererstem Range, ist die ‚Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter' von Prof. Hartmann Grisar, von der man schon jetzt sagen kann, dafs sie ebenso unentbehrlich sein wird wie das Gregoroviussche Werk. Beide ergänzen einander, indem der Innsbrucker Universitätslehrer, der Geistlicher und Jesuit ist, nicht die Stadt Rom und ihre weltlich-staatliche Entwicklung, sondern das Papsttum und die katholische Kirche in den Vordergrund rückt. Das Werk wird die Zeit vom Verfalle des weströmischen Reiches unter Theodosius bis zu den Renaissancepäpsten oder den Ausgang des Mittelalters umfassen, mit welchem die Pastorsche Papstgeschichte anhebt. . . . Für die Geschichte der Stadt Rom als solche mögen wir die von liberalem Geiste und moderner Anschauung getragene glänzende und schwungvolle Darstellung unseres Gregorovius nicht entbehren. Für die mehr innerliche Seite des mittelalterlichen Roms, die Entwicklung der kirchlichen Zustände und Einrichtungen und den Einfluss der bewegenden Glaubenskräfte und katholischen Anschauungen wird man bald ebenso unbedingt auf das Grisarsche Werk angewiesen sein."
(Allgem. Zeitung. München 1899. Nr. 45, Beil.)

„. . . Man braucht nur einen Blick auf die glänzende Illustrierung zu werfen, die vielen erstmaligen Veröffentlichungen neuer, oft eigener Photographien, auf die Pläne, Karten und Grundrisse, nach jeder Richtung fällt das Buch vorteilhaft auf. Der kulturgeschichtliche Stoff ist in den Vordergrund gerückt und stets nach eigenen Quellenexcerpten bearbeitet. . . . Man macht sich nur aus eigener Anschauung einen Begriff von dem Reichtum des Inhalts. . . . Ein Register am Schlusse ist beigefügt, wie überhaupt die Ausstattung der katholischen Geschichtswerke selten Wünsche unerfüllt läfst. Wer das Buch sich kaufen will, wird über Mangel an Inhalt nicht zu klagen haben."
(Neue Preufsische [Kreuz-] Zeitung. Berlin 1900. Nr. 608. 1. Beil.)

Hammerstein, L. v., S. J., Betrachtungen für alle Tage des Kirchenjahres, mit besonderer Rücksicht auf religiöse Genossenschaften. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. *Dritte, verbesserte Auflage.* 2 Bände. 8°. (XXXII u. 1550 S.) **9.—**; geb. in Halbfranz **12.50.**

I. *Vom ersten Adventssonntag bis zum Dreifaltigkeitssonntag.* Mit einer Karte von Palästina zur Zeit Christi, aus R. v. Riefs' Bibel-Atlas und einem Grundrifs von Jerusalem zur Zeit des Todes Jesu. (XX u. 848 S.)

II. *Vom Dreifaltigkeitssonntag bis zum ersten Adventssonntag.* (XII u. 702 S.)

„Das Buch will dem Christen und Ordensmann Stoff für die tägliche Betrachtung bieten. Es will demselben seine alltäglichen Pflichten an der Hand der Glaubenswahrheiten und besonders des Beispiels Jesu Christi stets aufs neue, und soviel möglich in wechselnder Form, vor die Seele führen. Wer die schöne Gewohnheit hat, täglich eine Betrachtung anzustellen, sehnt sich nach längerem Gebrauche eines Betrachtungsbuches nach einem andern solchen Buche. Allein die geringe Auswahl nötigt oft, immer wieder das alte Buch zur Hand zu nehmen. Das vorliegende Werk ist so eingerichtet, dafs es sowohl für den Ordensmann wie für die einfachste Laienschwester und für jeden Christen geeignet erscheint."
(Kathol. Kirchenblatt. Dresden 1901. Nr. 14.)

Hattler, Franz, S. J., Herz-Jesu-Monat. Mit einem Titelbild in Farbendruck und 30 Initialbildern. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. *Vierte Auflage.* 12°. (VIII u. 346 S.) **1.60**; geb. in Leinw. mit Rotschnitt **2.—**

——— **Ernste Worte** an Eltern, Lehrer und alle Kinderfreunde. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und Erlaubnis der Ordensobern. *Dritte Auflage.* 8°. (XII u. 296 S.) **1.60**; **geb. in Leinw. 2.50.**

„Pater Hattler ist Volksschriftsteller von Gottes Gnaden. Das beweist er auch im vorliegenden Buche. Den ersten Teil richtet er an Eltern und Erzieher und redet von der ‚Kunst der Künste", von Wesen, Pflicht und Mittel der christlichen Erziehung. Im zweiten und dritten Teile wendet er sich an alle Kinderfreunde, um sie zur thätigen Liebe speziell für arme und verwahrloste Kinder anzuspornen. Das Buch ist ursprünglich in seinen verschiedensten Darlegungen in den ‚Weckstimmen für das kath. Volk' und im bekannten ‚Sendboten des göttlichen Herzens Jesu' erschienen. Hiernach wurden die losen Artikel neu bearbeitet und erschienen in Buchform als ‚Kinderschutz'. Erst jetzt wurden diese Goldkörner der grofsen Kunst der Kindererziehung so recht bekannt. Hattlers ‚Kinderschutz' wurde populär im besten Sinne, weshalb er auch von der katholischen Presse überall begeisterte Aufnahme fand. — Schliefslich erschien der ‚Kinderschutz' in zweiter Auflage als ‚Ernste Worte' und wurde im Jahre 1895 in diesen Blättern in begeistertster und ausführlichster Weise besprochen. Die dritte Auflage fafste nun die Überschriften bestimmter und klarer und stellt in einem zweiten Inhaltsverzeichnisse die behandelten Wahrheiten in leicht verständlicher Ordnung zusammen, ohne im übrigen den Inhalt der ersten Auflage wesentlich zu ändern; das zweite Inhaltsverzeichnis handelt vom Kind, von der Erziehung und von den Freunden desselben. Das Kind wird im Lichte des Glaubens, in seiner mannigfachen Not und in seiner Unschuld betrachtet. Bei der Erziehung desselben kommen Wesen, Pflicht und Mittel, sowie Vorbilder in Betracht. — ‚Ernste Worte' bildet eine Volkspädagogik, wie sie zweckentsprechender wohl kaum geschaffen werden kann. Seelsorger und Lehrer lesen das Buch mit Hochgenufs und geniefsen bei der Lektüre ungemein viel Anregung. Den Eltern sollte man dasselbe in die Hände spielen, wo immer nur möglich; denn es ist eine reiche Fundgrube bester Ratschläge zu zeitgemäfser häuslicher Erziehung."

(Pädagog. Blätter. Einsiedeln 1901. 7. Heft.)

Huonder, Anton, S. J., Der Schwur des Huronenhäuptlings. Eine Erzählung aus der älteren Missionsgeschichte Kanadas. Nach dem Englischen McSherrys bearbeitet. *Fünfte Auflage.* Mit vier Bildern. 12°. (VI u. 102 S.) —60; geb. —80.

Bildet das 9. Bändchen der Sammlung *„Spillmann, Aus fernen Landen"*; s. S. 28.

***Jahrbuch, Historisches.** Im Auftrage der Görres-Gesellschaft und unter Mitwirkung von *Hermann Grauert, Ludwig Pastor, Gustav Schnürer, Carl Weyman,* herausgegeben von *Joseph Weiss.* (Herder & Co., München.) gr. 8°.

XXI. Band (Jahrgang 1900). 4 Hefte. (XL u. 922 S.) 12.—

Das „Historische Jahrbuch" erscheint jährlich in 4 Heften, welche einen Band bilden. Preis für den Jahrgang bei Bezug durch die Post und den Buchhandel 12.— Ein Heft einzeln 3.50.

S. auch *„Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte"*; s. S. 31.

Jahrbuch der Naturwissenschaften. Enthaltend die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten: Physik, Chemie und chemische Technologie; angewandte Mechanik; Meteorologie und physikalische Geographie; Astronomie und mathematische Geographie; Zoologie und Botanik; Forst- und Landwirtschaft; Mineralogie und Geologie; Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte; Gesundheitspflege, Medizin und Physiologie; Länder- und Völkerkunde; Industrie und industrielle Technik. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. *Max Wildermann.* gr. 8°.

XVI. Jahrgang. 1900—1901. Mit 43 in den Text gedruckten Abbildungen und einem Kärtchen. (XII u. 532 S.) 6.—; geb. in Leinw. 7.—

„Der XV. Jahrgang dieses altbewährten Jahrbuches bietet wieder in überaus übersichtlicher Anordnung eine Fülle von Berichten und kleineren Mitteilungen aus den verschiedensten Gebieten der Naturwissenschaften und den verwandten Wissenszweigen aus der Feder hervorragender Fachmänner, deren Namen dem Wissenden allein schon die Gewähr für die gründliche, wenn auch knapp gefafste Behandlung der neuesten einschlägigen Fortschritte bietet. . . ." (Die Natur. Halle. 1900. Nr. 30.)

„Jeder, der auf Bildung Anspruch machen will, mufs den Fortschritten der so mächtig sich entwickelnden Naturwissenschaften unbedingt folgen. Er kann sich nicht besser, angenehmer, leichter und schneller auf der Höhe erhalten, als indem er das ‚Jahrbuch der Naturwissenschaften' durchstudiert. . . ."
(Deutsche medizinische Presse. Berlin 1900. Nr. 11.)

„Das Jahrbuch bringt in bekannter vorzüglicher und schnell orientierender Form die hervorragendsten Fortschritte auf den in der Ankündigung enthaltenen Gebieten, so dafs es in hervorragender Weise die Beachtung der Kreise, welche sich hierfür interessieren, verdient."
(Häders Zeitschr. f Maschinenbetrieb u. Montage. Düsseldorf 1900. Nr. 17.)

Frühere Jahrgänge des „Jahrbuchs der Naturwissenschaften" können nachbezogen werden, und zwar zum Preise von je 6.—; geb. 7.— Jeder Jahrgang (mit Ausnahme des ersten, der vergriffen ist) ist einzeln zu haben.

Probe der Illustration aus dem „Jahrbuch der Naturwissenschaften 1900—1901":
Photoskulptur des Herrn Ottomar Anschütz. (Relief der Selke-Photoskulpt.-Gesellsch. m. b. H. Berlin W.)

Janssen, Johannes, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. gr. 8°.

Sechster Band: *Kunst und Volkslitteratur bis zum Beginn des Dreifsigjährigen Krieges.* (Kulturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des Dreifsigjährigen Krieges. Erstes und zweites Buch.) *Fünfzehnte und sechzehnte, verbesserte und vermehrte Auflage,* besorgt von *Ludwig Pastor.* (XXXVIII u. 580 S.) **5.60**; in O.-Einb.: Leinwand mit Deckenpressung **7.—**; in O.-Einb.: Halbfranz **7.60.**

Die monumentale Geschichte des deutschen Volkes von Johannes Janssen steht durch die neue Auflage wieder ganz auf der Höhe der Forschung und ist von der katholischen wie akatholischen Presse rühmend anerkannt worden. Die bis jetzt erschienenen 8 Bände liegen zum Teil schon in 17. und 18. Auflage vor und können einzeln bezogen werden. Preis der 8 Bände nebst den beiden Beigaben Janssens „An meine Kritiker" und „Ein zweites Wort an meine Kritiker" zusammen **55.30**; geb. in Leinw. **67.20**; in Halbfranz **73.30.**

„Es ist ein sprechendes Zeugnis für das grofse Interesse, welches — man darf ruhig sagen — die Gebildeten im deutschen Volke dem Lebenswerke Joh. Janssens entgegenbringen, dafs der sechste Band seiner ‚Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters' nach dem viel betrauerten Heimgange des Verfassers nun schon zum zweitenmal in einer neuen Doppelauflage erscheinen konnte. Es ist die 15. und 16. in der ganzen Reihe der Auflagen des Bandes, und der abermals erforderlich gewordene Neudruck bedeutet nebenbei die beste Anerkennung der

earbeitung durch Ludwig Pastor, da dieser auch die 13. und 14. Auflage schon be-orgt hatte. Bedeutsame Änderungen darf man von der jetzigen neuen Auflage schon ehalb nicht erwarten, weil sie eben bereits die zweite Pastorsche Bearbeitung dar-ellt. Indes ist selbstverständlich die seit 1893 hier neu erschienene Litteratur sorgsam erwertet und infolgedessen auch die Bogenzahl abermals um ein paar gewachsen."
(Litterar. Handweiser. Münster [1900]. Nr. 744.)

S. auch *„Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes"* S. 16.

anssens, Laurentius, S. T. D., O. S. B., **Summa Theologica** ad modum commentarii in Aquinatis Summam praesentis aevi studiis aptatam. Cum approbatione superiorum. gr. 8°.

Tomus III: *Tractatus de Deo Trino.* (I.-Q. XXVII—XLIII.) (XXIV u. 900 S.) **10.—**; geb. in Halbsaffian **12.40.**

Früher sind erschienen:

Tomus I: *Tractatus de Deo Uno. Pars prior* (I.-Q. I—XIII.) (XXX u. 526 S) **6.—**; geb. in Halbsaffian 8.—

Tomus II: *Tractatus de Deo Uno. Pars altera* (I.-Q. XIV—XXVI.) (XVIII u. 600 S.) **6.—**; geb. in Halbsaffian 8.—

Tomus I und II sind aus dem Kommissionsverlag von Desclee, Lefèbvre & Cie. in Rom in unsern Verlag übergegangen.

Im Anschluſs hieran werden zunächst erscheinen:

De Verbo Incarnato (2 voll.). — De Deo Creante et Gubernante (1 vol.). — De Gratia (1 vol.).

Für später sind in Aussicht genommen:

De Peccatis. — De Virtutibus. — De Sacramentis. — De Novissimis. — De vera Religione. — De Ecclesia et Romano Pontifice. — De Traditione et Scriptura.

„Der Band behandelt in klarer und gründlicher, wenn auch etwas breiter Darstellung Gottes Wissen, Wollen und Macht. Der Verfasser bekundet hier noch mehr als im ersten Bande neben einer groſsen Vertrautheit mit der einschlägigen Litteratur ein scharfes theologisches Urteil und hervorragende dialektische Gewandtheit. Einerseits wird durch gewissenhaftes Eingehen auf den Text des Aquinaten den angehenden Theologen diese schwierigste Partie der Summa in faſslicher Form zum Verständnis gebracht, anderseits bleibt aus dem Gebiete der positiven Theologie nichts von Bedeutung unberücksichtigt. Selbstredend finden auch die groſsen, gerade an diesen Teil der Summa anknüpfenden Schulkontroversen eine eingehende Würdigung. Der Verfasser hält das Dilemma (‚entweder praedeterminatio physica oder scientia media'), unter dessen Banne sich die Geister bisher in zwei Lagern schroff gegenüberstanden, nicht für zwingend und betritt mit Kardinal Pecci und dessen Schüler Kardinal Satolli, mit Paquet u. a. den bekannten Mittelweg, auf dem nach seiner Überzeugung schon St. Augustin, St. Anselm und St. Thomas vorangegangen sind. Der ruhige, vornehme Ton, in welchem die hierher gehörenden Ausführungen gehalten sind, berührt sehr wohlthuend; auch muſs anerkannt werden, daſs der Verfasser seinen Standpunkt mit gröſserer Klarheit und Überzeugungskraft zu vertreten weiſs, als es z. B. bei Satolli De operationibus divinis) der Fall ist." (Litterar. Rundschau. Freiburg 1900. Nr. 2.)

ugendschriften, Herders illustrierte. 8°. Zwölf Bändchen à **1.80**; geb. in Halbleinw. mit farbigem Umschlag pro Bändchen **2.—**

Fleuriot, Zenaïde, **Erlebnisse eines Hühnchens,** von ihm selbst geschildert. Nach dem Französischen von *Philipp Laicus. Dritte Auflage.* Mit Holzschnitten. (VIII u. 180 S.) **1.80**; geb. **2.—**

Kirchenlexikon, Wetzer und Welte's, oder Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hülfswissenschaften. *Zweite Auflage,* in neuer Bearbeitung, unter Mitwirkung vieler katholischen Gelehrten, begonnen von *Joseph* Cardinal *Hergenröther,* fortgesetzt von Dr. *Franz Kaulen.* Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Lex.-8°.

129.—131. Heft: *Wessenberg* bis *Zeitrechnung.* (XII. Band, Spalte 1344 bis 1920.) à **1.—**

Heft 132, welches das Kirchenlexikon abschlieſsen wird, erscheint im Mai. Dasselbe wird ein genaues Verzeichnis sämtlicher Mitarbeiter unter Angabe der von ihnen bearbeiteten Artikel enthalten.

Das Generalregister zu dem Werke ist im Manuskripte nahezu vollendet und wird sich unmittelbar in 3 Heften à **2.—** anreihen.

Kümmel, Konrad, An Gottes Hand. Erzählungen für Jugend und Volk. Sechs Bändchen. 12°.

IV. Bändchen: *Osterbilder. Zweite Auflage.* (VIII u. 300 S.) **1.80**; geb. **2.20.**
V. Bändchen: *Muttergottes-Erzählungen. Zweite Auflage.* (VI u. 322 S.) **1.80**; geb. **2.20.**

Früher sind erschienen:

I. Bändchen: *Adventsbilder. Zweite Auflage.* (XVI u. 328 S.) **1.80**; geb. in Halbleinw. **2.20.**
II. Bändchen: *Weihnachts- und Neujahrsbilder. Zweite Auflage.* (VIII u. 318 S.) **1.80**; geb. **2.20.**
III. Bändchen: *Fastenbilder. Zweite Auflage.* (VIII u. 312 S.) **1.80**; geb. in Halbleinw. **2.20.**
VI. Bändchen: *Verschiedene Erzählungen.* (VI u. 288 S.) **1.80**; geb. **2.20.**

„Diesem Erzählungsbuch hat man prophezeit, dafs es bald der Liebling, der gern gesehene Abend- und Sonntagsgast des katholischen Volkes sein werde und zudem noch ein Himmelsbote, welcher in tausend Herzen köstlichen Samen guter Gedanken, kindlichen Glaubens und edler Entschliefsungen streut, ein guter Engel, der die Unschuld schützt und der Sünde wehrt. Diese Vorhersage hat sich glänzend erfüllt. In der That hat die Beliebtheit, welcher sich das Buch erfreut, ihre beste und gediegenste Begründung. Konrad Kümmel weifs, wie man mit dem Volke spricht, und redet nicht wie ein Buch, sondern wie ein Mensch, und durch all sein Reden und Erzählen klingt der Ton innerer Überzeugung, zittert der volle Schlag eines Menschenherzens, pulsiert warmes Lebensblut und weht der Geisteshauch einer tiefgläubigen und frommen Seele. . . ." (Mainzer Journal. 1900. Nr. 285.)

Lehmen, Alfons, S. J., Lehrbuch der Philosophie auf aristotelisch-scholastischer Grundlage zum Gebrauche an höheren Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Zwei Bände. gr. 8°.

II. Band. 1. Abteilung. *Kosmologie und Psychologie.* (XVI u. 526 S.) **6.—**

Früher ist erschienen:

I. Band. (XVI u. 444 S.) **5.—**; in O.-Einb.: Halbfranz **6.60.**

Die das Werk abschliefsende zweite Abteilung des II. Bandes wird im Herbst erscheinen.

„Auch dieses Lehrbuch ist eine anerkennenswerte Leistung. Der Anschluss an die Lehre des hl. Thomas ist darin gesucht, aber in einer andern Richtung als in derjenigen der thomistischen Schule. Als deutsches Lehrbuch ist das Buch sehr willkommen. Es bezeichnet einen Fortschritt über Stöckl hinaus und wird gewifs zur Wiedereinführung der aristotelischen Philosophie beitragen, zumal es sehr verständlich geschrieben ist." (Jahrbuch f. Philosophie u. spekulat. Theologie. Fulda 1900. 3. Heft.)

„. . . Wir können dem Verfasser das Zeugnis geben, dafs ihm das Bestreben, welches ihm vorschwebte, ‚einerseits durch Kürze und Übersichtlichkeit, anderseits durch Vollständigkeit und einfache, klare Sprache' sein Ziel zu erreichen, wohl gelungen ist. Philosophie wird ja immer ein schweres und anstrengendes Studium bleiben, aber soweit es durch die Form der Sprache geschehen kann, ist es hier sicher erleichtert worden." (Christl. Akademie. Prag 1899. Nr. 3.)

Manning, Kardinal, **Erholungsstunden.** Einzig autorisierte Übersetzung. Von Dr. *Franz Steffens.* Mit dem Bildnis des Kardinals. *Zweite Auflage.* 12°. (XVI u. 118 S.) —80; geb. in Leinw. **1.30.**

Inhalt: Die wichtigsten Daten aus dem Leben des Kardinals Manning. — Vorrede des Herausgebers. — Ehre. — Charakterfestigkeit. — Stolz. — Eitelkeit. — Popularität. — Eigenliebe. — Klatsch. — Der vierte Stand. — Über Kritiker. — Mut.

Kardinal Manning.

Maris Stella. Ein Leitfaden zur Erkenntnis der Wahrheit und des weiblichen Berufes im Lichte des Glaubens. *Zweite Auflage.* 12°. (XX u. 364 S.) 2.—; geb. in eleg. O.-Einb.: Leinw. mit Gold- und Farbendruck **3.30.**

„Das schöne Werk wendet sich in erster Linie an die Frauenwelt. Im ersten Teil sucht die Verfasserin, *Auguste von Chambaud*, die Wahrheit und Schönheit des christlichen Glaubens darzulegen und aus der Schöpfung, dem Gewissen, der Offenbarung und der Geschichte zu beweisen. Der zweite Teil behandelt den Beruf des Frauengeschlechtes im Lichte des Christentums. Zuerst wird der allgemeine Beruf eingehend erörtert. Mit viel Geschick und praktischen Winken sind dann die einzelnen Stände: die Jungfrau, die Frau als Gattin, als Mutter und Erzieherin, die Witwe, die alte Jungfrau in der Welt und die Gottgeweihte im Kloster in ihrer Würde und in ihren Pflichten eingehend behandelt. In lichten Farben werden die Tugenden der verschiedenen Stände geschildert, als Herzensreinheit, Starkmut, Demut, Liebe, Opfersinn, Charakterfestigkeit, Religiosität, die denselben entgegengesetzten Fehler und Schwächen mit guter Beobachtung und Erfahrung lebenswahr gezeichnet.

„Das Werk ist aus dem Leben geschöpft und für das Leben bestimmt. Es ist wohl eine ernste Lektüre, aber durchaus kein trockenes Lehrbuch. Der Inhalt ist gediegen und sehr zeitgemäfs, planmäfsig angelegt und ausgeführt, die Darstellung klar und verständlich, die Sprache durchweg schön und edel, wo es der Gegenstand zuliefs, bilderreich, oft von poetischem Schwung. Das Buch ist mit erzbischöflicher Approbation versehen. In sehr schönem, geschmackvollem Einband mit dem Bilde Mariens, als Maris Stella, auf der Decke, ist dasselbe wie wenig andere ein nützliches Geschenk für Frauen und erwachsene Töchter."

(Kathol. Schweizerblätter. Luzern 1900. 4. Heft.)

Menghin, Alois, Fürst und Vaterland! Ein Jahr aus dem Leben eines Habsburgers in Tirol. Eine geschichtliche Erzählung für die Jugend und das Volk. Mit neun Abbildungen. *Zweite, verbesserte Auflage.* 12°. (VIII u. 178 S.) **1.20**; geb. in Halbleinw. **1.60.**

Mertens, Dr. Martin, Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Geschichte. In drei Teilen. gr. 8°.

Zweiter Teil: *Deutsche Geschichte vom Beginn der Neuzeit bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Grofsen. Dritte und vierte, verbesserte Auflage.* (II u. S. 141—210.) **1.20**; geb. in Halbleinw. **1.50.**

Dritter Teil: *Deutsche Geschichte von der Thronbesteigung Friedrichs des Grofsen bis zur Gegenwart,* nebst einem Anhang. *Dritte und vierte, verbesserte Auflage.* (VI u. S. 241—386). **1.60**; geb. in Halbleinw. **1.90.**

Missionen, Die katholischen. Illustrierte Monatschrift, im Anschlufs an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung herausgegeben von einigen Priestern der Gesellschaft Jesu. 4°.

29. Jahrgang, Nr. 1—8: Oktober 1900 bis Mai 1901.

„Die katholischen Missionen" erscheinen allmonatlich in dem Umfang von mindestens 3 Quartbogen mit zweimonatlicher Beilage für die Jugend. Preis pro Jahrgang bei Bezug durch die Post und den Buchhandel 4.— (In Österreich-Ungarn nach dem Kurs.)

„Die in Ihrem Verlage erscheinende Monatschrift ‚Die katholischen Missionen' ist so reichhaltig, allseitig und nicht blofs das religiöse, sondern auch das wissenschaftliche Interesse fördernd, dafs ich dieselbe für wert halte, unter allen illustrierten Zeitschriften für das katholische Volk an erster Stelle empfohlen zu werden."

Freiburg i. B., den 20. Dezember 1900. ✠ **Thomas**, Archiepps.

„Sehr gerne füge ich den Empfehlungen, welche so viele Bischöfe der Zeitschrift ‚Die katholischen Missionen' haben angedeihen lassen, auch die meinige bei,

Probe der Illustration aus den „Katholischen Missionen“:
Bischof Favier, Apost. Vikar von Peking.

welche diktiert ist von einer seit vielen Jahren gehegten Hochschätzung dieser Zeitschrift, von der Überzeugung, dafs das Halten und Lesen derselben nicht blofs eine verdienstliche Unterstützung des Missionswerkes ist, sondern auch dem Leser selbst grofsen geistigen Gewinn bringt. Es wird ihm hier die Expansivkraft unserer heiligen Kirche zum Bewufstsein gebracht, ihm das Herz erschlossen für die heilige Sache der Missionen und erweitert und erwärmt zu treuer Mitarbeit und Mithilfe. So ist die Zeitschrift selbst ein guter Missionär, welcher nicht nur Gaben sammelt,

sondern auch in Herz und Haus Gaben einlegt. Möge der Kreis ihrer Leser sich mit jedem Jahre vermehren!"

Rottenburg, im Dezember 1900. † Paul Wilhelm, Bischof.

„Ich danke Ihnen verbindlichst für die mir zugesandten Hefte der ‚Missionen'. Seitdem diese Zeitschrift existiert, habe ich dieselbe immer mit Interesse gelesen und auch benützt. Ich besitze alle Jahrgänge. Ich wünsche dem Unternehmen den besten Fortgang und werde nicht unterlassen, dasselbe nach Kräften zu fördern."

Mainz, den 3. Dezember 1900. † Heinrich, Bischof von Mainz.

Aufserdem sind „Die katholischen Missionen" zuletzt empfohlen worden von den hochw. Herren Bischöfen von Luxemburg und Paderborn.

Pastor, Ludwig, s. *Janssen,* Geschichte, S. 20 und *Erläuterungen,* S. 16.

Pesch, Heinrich, S. J., **Liberalismus, Socialismus und christliche Gesellschaftsordnung.** Drei Theile. 8°.

Erster Theil. *Zweite Auflage.* (XIV u. 772 S.) **6.40.**

Zweiter und dritter Theil. *Zweite Auflage.* (XII u. 998 S.) **7.60.**

„P. Heinrich Pesch ist als Nationalökonom von Ruf auch bei den Gegnern anerkannt. Mit scharfem Verstand geht er an die schwierigsten Aufgaben und Probleme, um die hierfür mafsgebenden Prinzipien herauszuarbeiten. Wie dies manchmal eine recht schwere Mühe kostet, so macht es auch die Lektüre zu keiner leichten. Aus gelegentlichen Aufsätzen in den ‚Laacher Stimmen' hat sich der Versuch krystallisiert, aus Philosophie, Jurisprudenz, Moral, Nationalökonomie und Geschichte alle diejenigen Lehren unter einem einheitlichen Gesichtspunkt zusammenzustellen, welche für ein tieferes Verständnis der Kämpfe der Gegenwart unentbehrlich sind. Band I behandelt den christlichen Staatsbegriff, das Privateigentum als soziale Institution und die Wirtschaftsordnung, wobei stets die liberalen, sozialistischen und christlichen Grundsätze zur Darstellung kommen; Band II giebt die philosophischen Grundlagen des ökonomischen Liberalismus und den modernen Sozialismus. Aus letzterem Teil heben wir als besonders schlagend und interessant die Widerlegung des historischen Materialismus hervor, wie die Geschichte der sozialistischen Bewegung in Deutschland."

(Korresp.- u. Offertenblatt f. d. gesamte kath. Geistlichkeit Deutschlands. Regensburg 1901. Nr. 3.)

Pesch, Tilmann, S. J., **Christliche Lebensphilosophie.** Gedanken über religiöse Wahrheiten. Weitern Kreisen dargeboten. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und Erlaubniss der Ordensobern. *Sechste Auflage.* 12°. (XVI u. 608 S.) **3.50**; in feinem Halbleinwandband **4.70.**

„Der reiche Inhalt wird in vier Hauptabschnitte, ‚Wochen' genannt, gegliedert, was schon darauf hinweist, dafs der Gedankengang im wesentlichen den ignatianischen Exerzitienvorträgen folgt, ein Vorzug, der für die logische und natürliche Aufeinanderfolge der Gedanken eine sichere Garantie bietet.

„Der erste Hauptabschnitt giebt dem von Liebe zur Wahrheit durchdrungenen Menschen Aufschlufs über die wichtigsten Fragen, die jedes nicht völlig gleichgültig gewordene Menschenherz mächtig bewegen: Woher, wozu, wohin. In geistreicher Weise geben Vernunft und Offenbarung die gewünschte, klare Antwort. Es ist selbstverständlich, dafs hier eine gründliche Auseinandersetzung mit der modern-rationalistischen Weltanschauung erfolgen mufs; wer in die Lage kommt, sich über die wichtigsten Einwände schnell orientieren zu müssen, wird hier alles wohlgeordnet bei einander finden. Immer noch während der ersten Woche mufs der Exerzitant den steilen und harten Weg der Besserung, die via purgativa begehen, weshalb unser Buch die Gewissenspflichten, das Wesen der Sünde, die Notwendigkeit, die Mittel und Motive zur Umkehr dem sündigen Menschen in eindringlicher und ernster Sprache vorzeichnet.

„Jetzt erst, nachdem das Fundament gelegt, kann der gewaltige Bau des geistlichen Lebens des Christen sich erheben. Anleitung dazu giebt der zweite Hauptabschnitt, der in chronologischem Anschlufs an das Leben Christi seine Nachfolge predigt; die Grundprinzipien wie die kleinsten Verhältnisse im Leben des Christen finden hier ihre Besprechung.

„Die letzten Lebenstage Jesu geben dem Verfasser Veranlassung, im dritten Hauptabschnitt das Problem des menschlichen Leidens zu erörtern, entsprechend dem Pensum der dritten ignatianischen Woche.

„Der glorreiche Abschlufs des Lebens Jesu auf Erden und sein Fortleben in seiner erhabenen Stiftung, wie es der vierte Hauptabschnitt zur Darstellung bringt, möchte beim Christen die Liebe und Begeisterung zu seiner Kirche wecken und neu beleben.“ (Litteraturblatt. Beilage zum „Vereinsboten“. Rottweil 1900. Nr. 11.)

Pütz, Wilhelm, Lehrbuch der vergleichenden Erdbeschreibung für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und zum Selbstunterricht. *Siebzehnte, verbesserte Auflage*, bearbeitet von *F. Behr*. gr. 8°. (XVI u. 380 S.) 3.—; geb. in Halbleder 3.45.

***Quartalschrift, Römische,** für christliche Alterthumskunde und für Kirchengeschichte. Unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben von Dr. *Anton de Waal*, für Archäologie, und Dr. *Stephan Ehses*, für Kirchengeschichte. Lex.-8°.

XIV. Jahrgang. 1900. 4. Heft. Mit einer Tafel. (XII u. S. 291—398.)

Jährlich 4 Hefte, jedes ca. 125 Seiten stark, mit Textbildern und aparten Bildern, letztere meist in Heliotypie. Preis pro Jahrgang 16.— Die Jahrgänge IV—XIII können, soweit der Vorrat reicht, zu demselben Preis nachbezogen werden, Jahrgang I—III jedoch nur mehr zu erhöhtem Preise von à 20.—

Ringseis, Emilie, Der Königin Lied. Dichtung in drei Büchern: Magnificat. — Hosanna. — Kreuz und Halleluja. In drei Teilen oder einem Bande. 8°. (XXXVI u. 722 S.) 10.—; geb. in Leinw. 13.—

Erstes Buch: *Magnificat. Zweite Auflage.* (XIV u. 240 S.) 3.50; geb. in Leinw. 5.—

Früher sind erschienen:
Zweites Buch: *Hosanna.* (VIII u. 268 S.) 3.50; geb. in Leinw. 5.—
Drittes Buch: *Kreuz und Halleluja.* (X u. 214 S.) 3.—; geb. in Leinw. 4.50.

„Über das Gedicht im ganzen hat die gesamte Kritik mit überwältigender Einmütigkeit das Urteil gefällt, dafs auf dem Gebiete christlicher Poesie nicht leicht Ähnliches zu finden, was sich an Schönheit, Kraft und Geistestiefe mit ‚Der Königin Lied‘ messen könnte. Wie die königliche Palme erhebt sich dieses Hohelied christlicher Begeisterung in die Lüfte, mit ihrer hohen Krone alles andere ihrer Gattung weit überragend. . . .

„Man hat das Lied der Königin nicht unzutreffend mit einem herrlichen Frauendom verglichen, bei dessen öfterem Besuche man immer neue Schönheiten entdeckt, von immer neuen Wahrheiten überrascht, von alter und ewig neuer Herrlichkeit entzückt wird, den man nie ohne innere Weihe wird verlassen können.

„Keine Frage, noch späte Generationen werden in das Studium dieses poetischen Domes liebevoll frommer Begeisterung sich versenken und an seinen offenen wie an seinen verborgenen Schönheiten sich erbauen und erquicken, vielleicht sogar, wie Hölkamp prophezeit, Kommentare darüber schreiben.“

(Dr. Franz Binder in Ringseis, Erinnerungsblätter.)

Rundschau, Litterarische, für das katholische Deutschland. Herausgegeben von Dr. *G. Hoberg*, Professor an der Universität Freiburg. 4°.

XXVI. Jahrgang. 1900. 12 Nummern. (XVI u. 392 Sp.) 9.—

XXVII. Jahrgang. 1901. Nr. 1—4.

Jährlich 12 Nummern à 16 Seiten zum Preise von 9.— Einzelne Nummern 80 Pf. Zu beziehen durch alle Postanstalten und Buchhandlungen.

Rundschreiben erlassen von Unserem Heiligsten Vater Leo XIII., durch göttliche Vorsehung Papst. Sanctissimi Domini Nostri Leonis divina providentia Papae XIII. epistolae encyclicae. Lateinisch und deutsch. gr. 8°. Fünfte Sammlung. (VI u. 266 S.) 8.—

Inhalt:

Adiutricem populi vom 5. September 1895. — *Fidentem piumque* vom 20. September 1896. — *Augustissimae Virginis* vom 12. September 1897. — *Diuturni temporis* vom 5. September 1898. (Alle vier über den Marianischen Rosenkranz.) (Separat-Ausgabe —90.)

Divinum illud (über den Heiligen Geist) vom 9. Mai 1897. (Separat-Ausgabe — 60.)

Militantis Ecclesiae (zur Centenarfeier des seligen Petrus Canisius) vom 1. August 1897. (Separat-Ausgabe — 40.)

Properante ad exitum saeculo (über das allgemeine Jubiläum im heiligen Jahr 1900) vom 11. Mai 1899.

Annum Sacrum (über die Weihe des Menschengeschlechtes an das heiligste Herz Jesu) vom 25. Mai 1899.

Quod Pontificum (über die Aufhebung der Ablässe und Vollmachten während der Zeit des allgemeinen Jubiläums im Jahre 1900) vom 30. September 1899.

Asterni Pastoris (über die Verleihung des Jubiläumsablasses an die Mitglieder weiblicher Orden) vom 1. November 1899.

Tametsi futura (über den göttlichen Erlöser) vom 1. November 1900.

Graves de communi (über die christliche Demokratie) vom 18. Januar 1901. (Separat-Ausgabe — 60.)

Scheeben, Dr. **M. Jos.**, **Handbuch der katholischen Dogmatik.** Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Vier Bände. gr. 8°. IV. Band: 2. Abtheilung. Von Dr. *Leonhard Atzberger*. (VI u. S. 459—666.) **2.80.**

Früher sind erschienen:

I. Band. In 3 Abtheilungen. (XII u. 916 S.) **10.80**; geb. in Halbfranz **12.55**. Jede Abtheilung apart à **3.60.**

II. Band. In 2 Abtheilungen. (XII u. 952 S.) **12.—**; geb. in Halbfranz **13.75.**
1. Abtheilung **6.60.** — 2. Abtheilung **5.40.**

III. Band. In 2 Abtheilungen. (XIV u. 1014 S.) **12.40**; geb. in Halbfranz **14.15.**
1. Abtheilung **8.—** — 2. Abtheilung **4.40.**

IV. Band. 1. Abtheilung. Von Dr. *Leonhard Atzberger*. (XII u. S. 1—458.) **6.—**; geb. in Halbfranz **7.75.**

Gehört zur ersten Serie unserer *„Theologischen Bibliothek"*.

Da sich die Vollendung des vierten Bandes in der dafür vorgesehenen kurzen Zeit nicht hat ermöglichen lassen, erscheint hiermit einstweilen der bis jetzt gedruckte Theil des Schlusses. Mit der voraussichtlich Ende dieses Jahres folgenden dritten Abtheilung wird der vierte Band und damit das ganze Werk seinen Abschluss finden.

„Über seinen Standpunkt spricht sich der Verfasser (Prof. Atzberger) dahin aus: ‚Nach meiner Überzeugung darf die Dogmatik kein sie irgendwie berührendes Resultat der neueren Forschung, liege dasselbe auf welchem Wissensgebiete immer, unberücksichtigt lassen, dabei aber auch die Grundgedanken vergangener Jahrhunderte nicht aufgeben und die von den Theologen der Vorzeit beschrittenen und geebneten Pfade nicht verlassen, soll sie nicht von dem einzig richtigen Wege abkommen und ihr wahres Ziel aus dem Auge verlieren. Wenn die Dogmatik eine zeitgemäfse Wissenschaft sein und bleiben soll, so mufs sie insofern mit der Zeit gehen, als sie auf alles Neue ihr Augenmerk richtet und dasselbe entweder mit Gründen ablehnt oder aber zur Vertiefung ihrer Beweise und zur Erklärung des Sinnes ihrer Lehrsätze verwendet. Da aber die Dogmatik wegen ihres objektiven und subjektiven Prinzips zugleich und noch mehr eine eminent konservative Wissenschaft sein und bleiben mufs, so darf sie nie auf wesentlich neue Grundlagen sich stellen und den Zusammenhang mit den grofsen Theologen und theologischen Schulen der Vergangenheit unterbrechen.'

„Also vetera et nova in innigster Durchdringung! Was die Kritik an Scheebens Dogmatik rühmend hervorgehoben: feine Schrift-Exegese, gründliche Spekulation und Beherrschung der Väterlehre, der Dogmen- und theologischen Litteraturgeschichte, das finden wir in Atzbergers Fortsetzung wieder, die, minder originell in der Konzeption, um so durchsichtiger ist in der Gliederung und klarer in der Darstellung.

„Am Kopfe jedes Paragraphen (auch im Texte selbst) ist die Litteratur über die betreffende Frage verzeichnet. Als besonderer Vorzug des Werkes ist hervorzuheben, dafs die Lehrpunkte, welche formelle Dogmen der Kirche sind, streng ge-

schieden werden von jenen, die zwar nicht als Glaubenssätze, aber doch als theologisch sichere Wahrheiten erscheinen, sowie von jenen, welche annoch der Diskussion der Theologen frei bleiben. In letzterer Beziehung berührt sehr wohlthuend die strenge Objektivität, welche der Verfasser den verschiedenen Schulmeinungen gegenüber bewahrt: er stellt sie in sachlicher Treue dar, prüft sie ohne Voreingenommenheit und entwickelt schliefslich seine eigene Meinung ohne Aufdringlichkeit. . . ."
(Litterarische Rundschau. Freiburg 1899. Nr. 9 über IV, 1.)

Scherer, P. A. (Benediktiner von Fiecht), Bibliothek für Prediger. Herausgegeben im Verein mit mehreren Kapitularen desselben Stiftes. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg, sowie der hochw. Ordinariate von Brixen, Budweis, München-Freising, St. Pölten und Salzburg und mit Erlaubnis der Ordensobern. *Neue Auflage*, durchgesehen von P. *Johannes B. Lampert*, Conventual desselben Stiftes. Acht Bände. gr. 8°.

Achter Band: *Gelegenheitspredigten. Fünfte Auflage.* 1. Hälfte. (S. 1—352.) **3.50.**

——— 2. Hälfte. Mit einem Universalregister und einem katechetischen Sachregister über alle acht Bände. (XII u. S. 353—702.) **3.50.**

Der achte Band vollständig. (XII u. 702 S.) 7.—; geb. in Halbfranz 9.—

Alle acht Bände zusammen 59.—; geb. in Halbfranz 75.—

Spillmann, Joseph, S. J., Lucius Flavus. Historischer Roman in zwei Bänden aus den letzten Tagen Jerusalems. *Dritte Auflage.* Zwei Bände. 12°. (XII u. 344 S. u. 3 Pläne.) 5.60; in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung 7.60.

——— **Tapfer und Treu.** Memoiren eines Offiziers der Schweizergarde Ludwigs XVI. Historischer Roman in zwei Bänden. 12°. *Dritte Auflage.* (XII u. 712 S. u. 1 Plan.) 5.—; in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung 7.—

——— **Um das Leben einer Königin.** Historischer Roman in zwei Bänden aus der französischen Schreckenszeit. (Fortsetzung von „Tapfer und Treu".) *Zweite Auflage.* Zwei Bände. 12°. (XII u. 728 S. u. 2 Pläne.) 5.50; in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung 7.50.

——— **Die Wunderblume von Woxindon.** Historischer Roman aus dem letzten Jahre Maria Stuarts. *Vierte Auflage.* Zwei Bände. 12°. (XVI u. 650 S.) 5.—; in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung 6.50.

——— **Aus fernen Landen.** Eine Reihe illustrierter Erzählungen für die Jugend. Aus den Beilagen der „Katholischen Missionen" gesammelt. 12°.

Neuestes Bändchen:

17. **Das Fronleichnamsfest der Chiquiten.** Ein Bild aus den alten Missionen Südamerikas. Von *Joseph Spillmann* S. J. *[Zweite Auflage.]* Mit vier Bildern. (VI u. 96 S.) —80; geb. 1.—

Neue Auflagen:

7. **Der Gefangene des Korsaren.** Eine Erzählung von *F. S. Fünfte Auflage.* Mit vier Bildern. (VI u. 90 S.) —60; geb. —80.
8. **Kämpfe und Kronen.** Eine Erzählung aus Annam von *Joseph Spillmann* S. J. *Fünfte Auflage.* Mit vier Bildern. (VI u. 106 S.) —60; geb. —80.
9. **Der Schwur des Huronenhäuptlings.** Eine Erzählung aus der älteren Missionsgeschichte Kanadas. Nach dem Englischen McSherrys bearbeitet von *Anton Huonder* S. J. *Fünfte Auflage.* Mit vier Bildern. (VI u. 102 S.) —60; geb. —80.
10. **Die Sklaven des Sultans.** Eine Erzählung aus Konstantinopel im 17. Jahrhundert. Von *Joseph Spillmann* S. J. *Vierte Auflage.* Mit vier Bildern. (VI u. 110 S.) —60; geb. —80.

Von dieser Sammlung liegen bis jetzt 17 Bändchen vor: I—XII zum Preise von je —60 brosch., —80 geb.; XIII—XVII zum Preise von je —80 brosch., 1.— geb.

In die Braillesche Punktschrift für Blinde sind übertragen und durch die *Blindenanstalt der Schwestern der christlichen Liebe* in *Paderborn* zu beziehen:

Spillmann, Aus fernen Landen: 1. Bändchen: *Liebet eure Feinde* und 10. Bändchen: *Die Sklaven des Sultans;* ferner aus
Spillmann, Wolken und Sonnenschein: *„Lady Nithsdale".*

Staatslexikon. *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr. *Julius Bachem.* Lex.-8°.

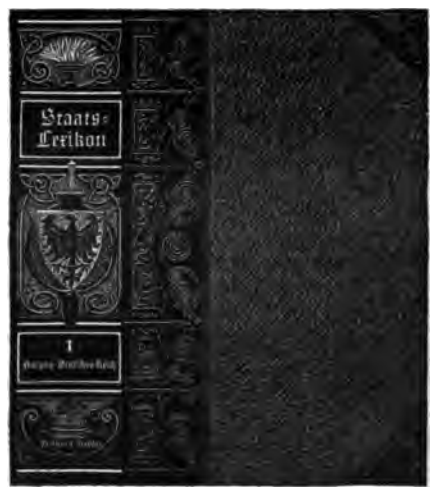
7.—9. Heft. (I. Bd. VIII S. u. Sp. 961—1440.) à Heft **1.50.**

Band I vollständig: *Aargau* bis *Deutsches Reich.* (VIII S. u. 1440 Sp.) **18.50;** in O.-Einb.: Halbfranz **16.50.**

10.—12. Heft. (II. Bd. Sp. 1—480.) à Heft **1.50.**

Das ganze Werk gelangt in 5 Bänden von je 9—10 Heften à 5 Bogen zur Ausgabe.

„Wer A. Bruder in seinem stillen Wirken in den Schätzen einer Bibliothek, wie es die Wiener Universitätsbibliothek, beobachten und ihm dort nähertreten konnte, der erkannte frühzeitig, dafs Bruder zu den im deutschen Bibliotheksdienst nicht selten emsig wirkenden Forschern zählte, die dem grofsen von ihnen verwalteten Bildungs- und Wissensstoff nicht fremd gegenüberstehen, sondern ihn mit dem Fleifse eines Arbeiters tief im Schacht zu bewältigen und zu Tage zu fördern bemüht sind. Seine dem öffentlichen Recht und den Grenzgebieten der Staatswissenschaften angehörigen Beiträge zum Staatslexikon bilden daher ebenso viele in ihrem vollen Werte zu würdigende Beiträge für die Pflege der Disciplin und dürfen fortan nicht unter dem Vorwande einer parteipolitischen Tendenz im System der wissenschaftlichen Gesamtarbeit übersehen werden. Das gleiche gilt bei unbefangener Prüfung und Würdigung von den Arbeiten und fachlichen Beiträgen Julius Bachems, der nach A. Bruders Tod die schwierige Leitung des wissenschaftlichen Unternehmens in seine feste und zielbewufste Hand nahm. . . .



Verkleinerte Abbildung des Einbandes zum Staatslexikon.

„Ein hervorragender Stab von Praktikern und Theoretikern hat sich mit Eifer in den Dienst des Unternehmens gestellt und die Aufgabe gut gelöst. . . . Als zusammenfassende Darstellung des wissenschaftlichen Credos einer in weiten und breiten Volkskreisen wurzelnden politischen Partei ist das Staatslexikon auch für den parteilosen Litterarhistoriker ein Teil und zudem ein sehr wichtiger Teil der geistigen Bilanz des 19. Jahrhunderts und gewährt einen ziemlich verläfslichen Einblick in den Bestand des geistigen Besitzkapitals der lebenden Generationen. Das wird derjenige, der im Staatslexikon eifrig blättert, auch dann anerkennen müssen, wenn er dabei auf einzelne Züge stöfst, die er im Gesamtbild lieber vermifst hätte."

(Professor Dr. Stoerk, Greifswald, im Archiv für öffentliches Recht. Tübingen 1900. Nr. 106.)

„. . . Ich habe das Staatslexikon die letzten 10 Jahre hindurch viel, sehr viel benutzt, und ich mufs gestehen, dafs ich gefunden habe, dafs, bewufst oder unbewufst, für jeden Artikel das alte ‚fortiter in re, suaviter in modo' mafsgebend gewesen ist. Und das war gut; denn nur dadurch konnte das geleistet werden, was geleistet wurde. Dafs natürlich die konservative Weltanschauung, welche in dem

Mittelstande keine rückständige Masse, sondern den gesunden, von der göttlichen Weltordnung gewollten Kern der Menschheit, den staatserhaltenden Faktor κατ' ἐξοχήν, erblickt, allüberall in diesem Werke zur Geltung kommt, und nicht die alles auflösende Macht des Geldes, kann man nicht anders erwarten, und dies ist neben der Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit einer der Hauptvorzüge des Staatslexikons der Görres-Gesellschaft." (Das Recht. Hannover 1901. Nr. 7.)

Stimmen aus Maria-Laach. Katholische Blätter. gr. 8°.

Jahrgang 1900. (LVIII. u. LIX. Band.) 10 Hefte. (XVI u. 1188 S.) 10.80; pro Band (je 5 Hefte) 5.40; geb. in Leinw. mit Deckenpressung 6.80.

Jahrgang 1901. (LX. Bd.) 1.—4. Heft.

Seit dem 1. Juli 1874 erscheinen die „Stimmen aus Maria-Laach" alle fünf Wochen einmal, jährlich zehnmal. Fünf Hefte (Halbjahr) bilden einen Band. Preis für das Halbjahr bei Bezug durch die Post und den Buchhandel 5.40, für den Jahrgang 10.80. Einbanddecken in Leinw. pro Band 1.— Jedes Heft einzeln bis Juni 1874 —90, vom Juli 1874 an 1.10.

Die bis jetzt erschienenen Hefte 1—4 des laufenden Jahrganges enthalten die folgenden größeren Abhandlungen:

Jesus Christus der Erlöser. Ein Papstwort am Schlusse des heiligen Jahres. (A. Baumgartner S. J.) — Die Pflicht im Wirtschaftsleben. (H. Pesch S. J.) — Monistische Entwicklungslehre — entwicklungsleere Entwicklungsmähre. (R. v. Nostitz-Rieneck S. J.) — Das Wesen des Christentums eine Schale ohne Kern. (Chr. Pesch S. J.) — Die Renaissance des Altertums in China und ihr Einfluß auf das Staatsleben. (J. Dahlmann S. J.) — Die Weltkirche. (R. v. Nostitz-Rieneck S. J.) — Die Pfalzkapelle Karls des Großen zu Aachen und ihre Mosaiken. (St. Beissel S. J.) — Das ganze Evangelium und der ganze Christus. (Chr. Pesch S. J.) — Zur mechanischen Instinkttheorie. (E. Wasmann S. J.) — Leo Lucian v. Rotes, der Dichter des Oberwallis. (N. Scheid S. J.) — Moses und Petrus. Mit zwei Abbildungen. (C. A. Kneller S. J.) — Die Kirche Christi und Harnacksche Curiosa. (Chr. Pesch S. J.) — Der Deutschen „Schlachtlied" zu St. Michael. (G. M. Dreves S. J.) — Zur Frage des börsenmäßigen Terminhandels mit landwirtschaftlichen Produkten. (H. Pesch S. J.) — Die Vaticana und ihre Gründer. (J. Hilgers S. J.) — Das Apostolat. (R. v. Nostitz-Rieneck S. J.) — Die englische Frühgotik. Mit drei Abbildungen. (J. Braun S. J.) — Tendenziöse Phantastereien als Grundlagen moderner Kultur. (St. v. Dunin-Borkowski S. J.)

Außerdem enthält jedes Heft ausführlichere Rezensionen, kürzere Besprechungen und Miscellen.

——— **Ergänzungshefte.** gr. 8°.

Die einzelnen Hefte von durchschnittlich 10 Bogen erscheinen in unbestimmten Zwischenräumen. Vier Hefte bilden einen Band; jedes Heft und jeder Band ist einzeln käuflich. Die Ergänzungshefte können nur durch den Buchhandel bezogen werden.

78. Heft: *Dahlmann, Joseph*, S. J., Der Idealismus der Indischen Religionsphilosophie im Zeitalter der Opfermystik. (VI u. 140 S.) 1.80.

Studien, Biblische. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. *W. Fell* in Münster i. W., Prof. Dr. *J. Felten* in Bonn, Prof. Dr. *G. Hoberg* in Freiburg i. B., Prof. Dr. *N. Peters* in Paderborn, Prof. Dr. *A. Schäfer* in Breslau, Prof. Dr. *P. Vetter* in Tübingen herausgegeben von Prof. Dr. *O. Bardenhewer* in München. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8°.

VI. Band, 1. u. 2. Heft: Vom Münchener Gelehrten-Kongresse. Biblische Vorträge herausgegeben von Prof. Dr. *O. Bardenhewer*. (VIII u. 200 S.) 4.50.

——— 3. u. 4. Heft: *Julius*, Dr. *Caspar*, Die griechischen Danielzusätze und ihre kanonische Geltung. (XII u. 184 S.) 4.— (Näheres s. S. 5.)

Die Ausgabe der „Biblischen Studien" geschieht in Heften, welche in zwangloser Folge erscheinen und im Durchschnitt etwa 6 Bogen umfassen. Je 4—6 Hefte bilden einen Band. Jedes Heft und jeder Band ist einzeln käuflich.

„Es war eine glückliche Idee von O. Bardenhewer, einige ihrem Inhalte nach zusammengehörige Vorträge vom Münchener Gelehrtenkongreß zu einem Hefte seiner rühmlichst bekannten Biblischen Studien zu vereinigen. Eingeleitet wird der Band durch Ausführungen von G. Hoberg über negative und positive Pentateuchkritik, in der die Ziele der letzteren genau abgesteckt werden und in

denen eine katholische Pentateuchkritik gefordert wird, die in sich selbst stark ist ‚und sich nicht beständig, wenn auch nur schweigend, in Abhängigkeit von jener fühlt'. Zum Deuteronomium bringt F. v. Hummelauer S. J. einige allgemeine textkritische Erwägungen, während O. Happel neue Beiträge zur Textgeschichte der alttestamentlichen Bücher beisteuerte, die gleichfalls darauf hinausgehen, die Integrität der heiligen Schriften zu wahren. H. Grimme macht auf ungereimte Gedichte im Alten Testament aufmerksam. Metrische Beobachtungen stellte auch J. K. Zenner S. J. an Davids Totenklage auf Saul und Jonathan (2 Sam. 1, 19—27) an. M. Überreiter thut dar, wie der altbabylonische Königsname Nit in-zu zu lesen ist, und dafs er mit Arioch identifiziert werden mufs. Verwandt mit dieser ist die Studie von C. Holzhey über die theophoren babylonischen Eigennamen in den Keilschriftenurkunden des sechsten und siebenten Jahrhunderts vor Christus in ihrem Verhältnis zur Religion der Juden, sowie die Studie von J. Nikel über die persischen Königsnamen in den Büchern Esra und Nehemia. S. Euringer weist die Bedeutung der Peschitto für die Textkritik des Hohenliedes nach, und H. Herkenne handelt über die Textüberlieferung des Buches Sirach. Auf seine von uns bereits angezeigten Studien über die Abfassung des Galaterbriefes geht zurück V. Weber in seinem Vortrag über den hl. Paulus vom Apostelübereinkommen bis zum Apostelkonzil. Am Schlusse beantwortet O. Bardenhewer die Frage: Ist Elisabeth die Sängerin des Magnifikat? im Gegensatze zu Harnack mit einem entschiedenen Nein. Von der reichen wissenschaftlichen Ausbeute des Kongresses ist uns nunmehr hier ein Bruchteil zugänglich, der an sich geeignet ist, Zeugnis abzulegen für den wissenschaftlichen Ernst und für die wissenschaftliche Bedeutung der grofsen Münchener Tagung."

(Kölnische Volkszeitung. 1901. Litterar. Beil. Nr. 8.)

Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte.

Im Auftrage der Görres-Gesellschaft und in Verbindung mit der Redaktion des Historischen Jahrbuches herausgegeben von Dr. *Hermann Grauert*. gr. 8°.

I. Band, 1. Heft: *Böhm*, Dr. *Bruno*, Die ‚Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen'. Eine Fälschung des 19. Jahrhunderts. (VIII u. 112 S.) 2.— (Näheres s. S. 3.)

Mit der vorliegenden Abhandlung beginnt eine Reihe von „Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte", welche in zwanglosen Heften als eine selbständige Serie erscheinen und doch auch als eine Ergänzung des Historischen Jahrbuches der Görres-Gesellschaft *(s. Jahrbuch)* dienen soll.

Das Unternehmen wendet sich an die Kreise der Fachgenossen wie an das gröfsere, nach gediegener historischer Lektüre verlangende gebildete Publikum.

Der Umfang eines Heftes soll zwischen 4 und 7 Druckbogen à 16 Seiten betragen, ein Doppelheft eventuell 8 bis 14 Druckbogen umfassen. In der Regel enthält jedes Heft oder Doppelheft nur eine in sich abgeschlossene Studie, doch können auch mehrere Studien in einem Hefte vereinigt werden. Innerhalb eines Jahres sollen nicht mehr als 20 Druckbogen zur Ausgabe gelangen und mehrere Hefte, welche diesem Umfange nahekommen, je zu einem Bande vereinigt werden.

Jedes Heft oder Doppelheft und jeder Band ist einzeln käuflich.

Die Redaktion wird sich bei der Aufnahme einzelner Abhandlungen von den Grundsätzen strengster Objektivität leiten lassen.

Studien, Strafsburger theologische. Herausgegeben von Dr. *Albert Ehrhard* und Dr. *Eugen Müller*. gr. 8°.

IV. Band, 1. Heft: *Endres*, Dr. *Joseph Anton*, Frobenius Forster, Fürstabt von St. Emmeram in Regensburg. Ein Beitrag zur Litteratur- und Ordensgeschichte des 18. Jahrhunderts. (X u. 114 S.) 2.40. (Näheres s. S. 4.)

2. Heft: Geilers von Kaysersberg „Ars moriendi" aus dem Jahre 1497 nebst einem Beichtgedicht von Hans Foltz von Nürnberg, herausgegeben und erörtert von Dr. *Alexander Hoch*. (XIV u. 112 S.) 2.40. (Näheres s. S. 5.)

Die „Strafsburger theologischen Studien" erscheinen in der Form von Heften im Umfang von circa 5—8 Bogen, welche in zwangloser Folge ausgegeben werden. Jedes Heft ist für sich abgeschlossen und einzeln käuflich. Äufserlich werden je 4—5 Hefte zu einem Bande vereinigt.

Taschen-Liederbuch, Freiburger. 325 der beliebtesten Vaterlands-, Volks- und Studentenlieder, nebst einigen Sologesängen, zumeist mit Melodie. *Zweite, verbesserte Auflage.* 12°. (XII u. 288 S.) In biegsamem Leinwandeinband 1.50.

„Diese Taschenausgabe ist nicht nur mit künstlerischem Sinn und praktischem Geschick veranstaltet, sondern bietet uns ein Büchlein, das wir auf Exbummeln etc. trefflich verwerten können, da es ein angenehmes Format hat und alle bekannteren Lieder enthält. Am Ende findet man mehrere Blätter zu Nachtragungen. Überdies übernimmt die Verlagshandlung im Falle der Einführung in einem Verband den Druck eigens gewünschter Lieder in Form eines Anhanges."

(Kartell-Zeitung. Offiz. Org. d. Verbandes deutscher Studentengesangvereine. Hannover 1901. Nr. 9.)

Testamentum, Novum, graece et latine. Textum graecum recensuit, latinum ex vulgata versione Clementina adiunxit, breves capitulorum inscriptiones et locos parallelos uberiores addidit *Fridericus Brandscheid.* Editio critica altera, emendatior. Cum approbatione Rev. archiep. Friburgensis. Zwei Teile. 12°.

Pars prior: *Evangelia.* (XXIV u. 652 S.) 2.40; geb. in Leinwand 3.40.

Der zweite Teil ist im Druck und wird in Bälde erscheinen gleichzeitig mit einer griechischen und einer lateinischen Sonderausgabe des Ganzen.

„Ich kenne keine handlichere Ausgabe des Neuen Testamentes. Der Druck ist klar; die Parallelstellen sind reichlich angegeben, die besten Codices sind verwendet; kursum alles hilft zusammen, um gerade diese Publikation uns besonders lieb zu machen. Man kann den Band bequem einstecken, und wir freuen uns schon auf den zweiten. Wer noch keine lateinisch-griechische Bibel hat, soll nur diese anschaffen."

(Korresp.- u. Offertenblatt f. d. gesamte kath. Geistlichkeit Deutschlands. Regensburg 1901. Nr. 3.)

Weifs, Fr. Albert Maria, O. Pr., **Die Kunst zu leben.** *Zweite, unveränderte Auflage.* 12°. (XVI u. 542 S.) 3.—; geb. in Leinw. 4.—, in feinem Halbfranzband 5.80.

„Es ist ein originelles gedankenreiches Büchlein, das hier vorliegt, freilich von hohem Ernst, denn es lehrt eine sehr praktische Kunst, aber nicht der ihm wohlanstehenden Schönheit entbehrend, wie es sich für ein Kunstbüchlein gehört. Der Inhalt gliedert sich in 18 Absätze, welche nacheinander lehren und anspornen: zielbewufst, in einem neuen Leben, menschenwürdig, gesund, gebildet, charaktervoll, innerlich, natürlich, übernatürlich, thätig, künstlerisch, starkmütig, mit den Menschen, in der Welt, mit der Zeit, mit der Natur, glücklich und für die Ewigkeit zu leben. Jede einzelne dieser 24 Teil-Lebenskünste wird in einer Anzahl von Abschnitten, die zwischen 9—42 wechseln, bald in gebundener, bald in ungebundener Rede gelehrt, häufig unter frappierenden, die Neugierde reizenden und doch treffenden Aufschriften, immer in knapper, sententiöser Form, die die Kraft des Inhaltes nicht durch Herumrederei verwässert. Die Abschnitte in Gedichtform repräsentieren ja selbstverständlich meist Spruchdichtung, aber manche derselben erheben sich wirklich zur ästhetischen Schönheit rein lyrischer Dichtung, — ein Beweis, dafs sie aus tiefstem Innern hervorgingen. Ernsten Gemütern, oder die es werden wollen, kann das Büchlein für ruhige Stunden nicht genug empfohlen werden." (Christl. Academie. Prag 1900. Nr. 12.)

Wetzel, Dr. M., Griechisches Lesebuch mit deutschen Übungsstücken für Unter- und Ober-Tertia. *Fünfte, durchgesehene Auflage.* gr. 8°. (XII u. 228 S.) 2.20; geb. in Halbleder 2.55.

Zweite Abteilung.

Künftig erscheinende Bücher.

ımgartner, Alexander, S. J., Nordische Fahrten. Skizzen und Studien. 3 Bände. gr. 8°.

II. *Durch Skandinavien nach St. Petersburg.* Mit Titelbild in Farbendruck und vielen in den Text gedruckten Abbildungen. *Dritte Auflage.*

Diese neue Auflage (die zweite in Buchform) erscheint im Laufe des Sommers. Die Illustra- ın wurden durch eine größere Anzahl neuer Bilder bereichert.

Früher sind erschienen:

I. *Island und die Faröer.* Mit einem Titelbild in Farbendruck, 36 in den Text gedruckten Abbildungen, 16 Tonbildern und einer Karte. (XVI u. 462 S.) 8.—; in O.-Einb.: Leinwand mit Deckenpressung 11.—

Auch von diesem Bande ist eine neue Auflage in Vorbereitung.

III. *Reisebilder aus Schottland. Zweite, verbesserte Auflage.* Mit einem Titelbild in Farbendruck, 23 in den Text gedruckten Abbildungen u. 19 Tonbildern. (XIV u. 326 S.) 5.—; geb. 7.50.

Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

„Das landschaftlich so schöne Schottland mit seinen Bergen, Hochflächen, Seen und Fjorden in diesem Rahmen malerisch gelegene Städte, Schlösser und alte, zum Teile in Trümmern nur ehende Kathedralen und Klöster, welche an eine wechselvolle, stürmische Volksgeschichte ge- nen, wen würde nicht die Sehnsucht erfassen, dies alles einmal zu sehen und den tiefen Ein- k des Geschauten in sich aufzunehmen! Aber trotz unserer großartigen Verkehrsmittel ist es eſslich doch nur wenigen gegönnt, nach Herzenslust zu reisen und unbeschränkt das zu ge- en, was die Natur und der schaffende Menschengeist Sehenswertes bieten. Für solche, welche hre Scholle gefesselt sind, mag nun die Lektüre eines guten Buches an die Stelle des Reisens n. Ihnen könnten wir kein besseres über Schottland empfehlen als das von A. Baumgartner, ja unsern Lesern durch mehrere treffliche Schriften längst bekannt und vertraut ist. Was er chottland, das er wiederholt bereiste, gesehen und erfahren — nichts Abenteuerliches und Ge- liches ist, wie er versichert, darunter —, das hat er in seinem anziehenden Buche meisterhaft estellt. Wer so wie er, allseitig unterrichtet, mit scharfer Beobachtungsgabe, gesundem Humor echt poetischem Gemüte ausgestattet ist und so gewinnend vorzutragen weiſs, wird immer dankbare Leser finden....“

(Deutsche Rundschau für Geographie u. Statistik [Wien] 18. Jahrg., 6. Heft, über den III. Band.)

lser, Dr. Johannes, Einleitung in das Neue Testament. gr. 8°. (VIII u. 852 S.) Erscheint Anfang Mai.

aunsberger, Otto, S. J., Rückblick auf das katholische Ordenswesen im 19. Jahrhundert. gr. 8°. (circa 180 S.)

Erscheint Anfang Juni als 79. Ergänzungsheft zu den *„Stimmen aus Maria-Laach“*; s. S. 30.

ıhr, Bernhard, S. J., Die Jesuiten an den deutschen Fürstenhöfen des 16. Jahrhunderts. Auf Grund ungedruckter Quellen.

rscheint im Mai als 4. Heft des II. Bandes der *„Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes“*; s. S. 16.

„Es ist eine bekannte und allseitig angenommene Thatsache, dafs die Jesuiten den katholischen Fürstenhöfen in Deutschland besonders im 16. und 17. Jahr- dert einen grofsen Einfluſs ausgeübt haben. Beglaubigte Einzelheiten über die rklichkeit dieses Einflusses und über die Art und Weise, wie derselbe geltend ıacht wurde, sind aber bis jetzt nur sehr spärlich veröffentlicht worden. Die be- tendsten Geschichtschreiber der einzelnen deutschen Länder haben wiederholt ım Bedauern Ausdruck verleihen müssen, dafs sie hierüber nichts Genaueres mit- en könnten. Noch viel weniger Zuverlässiges ist über die Stellung bekannt ge- den, welche die Ordensobern zu dem Wirken der Jesuiten an den deutschen stenhöfen eingenommen haben.

„In all diesen Beziehungen will die vorliegende Schrift für die hauptsäch- ısten Höfe des 16. Jahrhunderts eine Lücke ausfüllen. Das Material besteht zum ſsten Teil aus vertraulichen, den zerstreuten Überresten der früheren Ordens- hive entnommenen Briefen der beteiligten Personen und bietet somit die gröſst- gliche Gewähr für die Wahrheit.“ (Vorwort.)

Gietmann, Gerhard, S. J., und **Johannes Sörensen** S. J., **Kunstlehre** in fünf Teilen. gr. 8°.

Vierter Teil: *Malerei, Bildnerei und schmückende Kunst* von *Johannes Sörensen* S. J. Mit zwei Farbendrucken und 92 Abbildungen auf 40 Tafeln. (XIV u. 334 S.) 6.—; geb. in Halbfranz 8.—

Erscheint Anfang Mai.

Probe der Illustration aus Gietmann und Sörensen, Kunstlehre, vierter Teil: Guercino: Aurora. (Rom, Villa Ludovisi, Deckenbild. — Phot. Alinari.)

Pfülf, Otto, S. J., **Hermann von Mallinckrodt.** Die Geschichte seines Lebens. *Zweite, inhaltlich bereicherte Auflage.* Mit v. Mallinckrodts Bildnis in Lichtdruck und zehn andern Abbildungen. gr. 8°.

Erscheint im Laufe des Sommers.

„Der Hauptgesichtspunkt bei Herstellung dieser Neu-Auflage mufste dahin gehen, auf kürzerem Raume, unter Beiseitelassung des Nebensächlichen den wesentlichen Inhalt des ursprünglichen Werkes zusammenzufassen. Dies hat nicht abgehalten, neben formellen Verbesserungen auch vieles Neue in das Werk aufzunehmen. Teils Druckschriften, die seit dem ersten Erscheinen desselben hervorgetreten, teils Briefe und Aufzeichnungen, die seitdem verfügbar geworden sind, haben schätzenswerte Zusätze ergeben." (Aus dem Vorwort zur zweiten Auflage.)

Sauter, Dr. **Benediktus,** O. S. B., **Die Sonntagsschule des Herrn** oder die Sonn- und Feiertagsevangelien des Kirchenjahrs. Dem Druck übergeben von seinen Mönchen. 2 Bände. 8°.

I. Band: *Die Sonntagsevangelien.*

Erscheint im Laufe des Sommers.

„Die sonn- und feiertäglichen Ansprachen des geistlichen Vaters an die versammelte Klosterfamilie entfachten in den Jüngern den lebhaften Wunsch, dafs diese goldenen Lehren über die Perikopen des Evangeliums weiteren Kreisen zu gute kämen.

Probe der Illustration aus C. Ch. Strecker, Auf den Diamanten- und Goldfeldern Südafrikas (S. 36): In der Diamantmine von Kimberley.

„So diktierte denn auf unsere Bitten der hochwürdigste Herausgeber, durch nehmende Erblindung am Lesen und Schreiben gehindert, für Geistlich und Weltlich,

Inhalt des ersten Heftes:

Seite

Jesus Christus der Erlöser. Ein Papstwort am Schlusse des heiligen Jahres. (A. Baumgartner S. J.) 1

Die Pflicht im Wirtschaftsleben. (H. Pesch S. J.) 16

Monistische Entwicklungslehre — entwicklungsleere Entwicklungsmäre. (R. von Nostitz-Rieneck S. J.) 30

Das Wesen des Christentums eine Schale ohne Kern. (Chr. Pesch S. J.) . . . 48

Die Renaissance des Altertums in China und ihr Einfluß auf das Staatsleben. (J. Dahlmann S. J.) 62

Rezensionen: 1. G. A. Scartazzini, La Divina Commedia di Dante Alighieri. Vol. I. Seconda ed. — 2. A. de Margerie, La Divine Comédie de Dante Alighieri. 2 Tom. — 3. E. G. Gardner, Dante's Ten Heavens. (A. Baumgartner S. J.) 78

A. Baumgartner S. J., Geschichte der Weltliteratur. III. (A. Perger S. J.) 86

Dr. A. Kurz, Die katholische Lehre vom Ablaß vor und nach dem Auftreten Luthers. (J. Hilgers S. J.) 88

G. Schlumberger, L'épopée Byzantine à la fin du dixième siècle. Seconde partie. (St. Beissel S. J.) 92

J. Spillmann S. J., Um das Leben einer Königin. (W. Kreiten S. J.) 94

Empfehlenswerte Schriften. Dr. A. v. Schmid, Apologetik als spekulative Grundlegung der Theologie. — Oeuvres de Saint François de Sales. Tom. XI, I. vol. — Ph. Knieb, Geschichte der Reformation und Gegen-Reformation auf dem Eichsfelde. — Dr. J. Ernst, Die Notwendigkeit der guten Meinung. — T. R. P. Lepidi, Noël et ses Beautés. Trad. par Dr. E. Vignon. — Dr. theol. et phil. H. Grotemeyer, Studien zu den Visionen der gottseligen Augustinernonne Anna Kath. Emmerich. 1. Heft. — Dr. theol. C. Mommert, Golgotha und das heilige Grab zu Jerusalem. — W. Felten, Forschungen zur Geschichte Ludwigs des Bayern. — Das soziale Wirken der katholischen Kirche in Oesterreich. Herausgeg. von Prof. Dr. Fr. M. Schindler. VII. Bd.: C. Fohringer, Diöcese St. Pölten. — Dr. A. J. Nürnberger, Papsttum und Kirchenstaat. 3. Der Kirchenstaat und Piemont. (Zur Kirchengesch. des XIX. Jahrh. I. 3.) — R. P. Ch. Lacouture S. J., Esthétique fondamentale. — P. L. Michel S. J., Vie de Saint Stanislas Kostka. — Siebentes Jahrbuch des kathol. Lehrerverbandes des Deutschen Reiches. — O. Pfülf S. J., Der Verfasser der „Gedanken und Ratschläge" P. Adolf von Voß als Freund der Jugend geschildert. 2., verm. Aufl. — Dr. theol. G. A. Schneider, Der hl. Theodor von Studion. — Dr. A. Otten, Das Reich des Geistes und des Stoffes. (Apologetische Studien, herausgeg. von der Leo-Gesellschaft. I. Bd., 3. Heft.) — Urkundenbuch des Klosters Kaufungen in Hessen. Bearb. u. herausgeg. von H. von Roques. I. Bd. — Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters. Herausgeg. von P. H. Denifle O. Pr. u. Fr. Ehrle S. J. VII. Bd., 3. u. 4. Heft. — L. Marholm, Die Frauen in der sozialen Bewegung. — Staatslexikon. 2., neubearb. Aufl. Herausgeg. im Auftrag der Görresgesellschaft von Dr. J. Bachem. 1.–7. Heft 96

Miscellen. Das Ideal einer Freimaurer-Schule. — Über den Bestand der russisch-schismatischen Kirche. — Paramente mit Darstellungen des Totentanzes 106

Die **„Stimmen aus Maria-Laach"** können durch die Post und den Buchhandel bezogen werden. Alle fünf Wochen erscheint ein Heft. Fünf Hefte bilden einen Band, zehn Hefte einen Jahrgang. Preis pro Jahrgang *M.* 10.80.

Das nächste Heft erscheint am 7. Februar 1901.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen

für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters. [illegible]
ben von P. **H. Denifle** O. Pr. und **F. Ehrle** [illegible] Mit Unterstützung der
es-Gesellschaft. gr. 8°.

Siebenter Band. Drittes und viertes Heft. [illegible] *M.* [illegible]
Siebenter Band vollständig (4 Hefte). [illegible] *M.* [illegible]

f, St., S. J., **Das Gebet des Herrn und der Englische Gruß.**
achtungspunkte. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg
Erlaubnis der Ordensobern. 8°. VIII u. [illegible] S. *M.* [illegible]
Rotschnitt *M.* 2.

t-Borkowski, St. v., S. J., **Die neueren Forschungen über die Anfänge**
Episkopats. gr. 8°. (VIII u. 1[illegible] S.) *M.* 2.4[illegible]
(Ist auch als 77. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria Laach" erschienen.)

ard, A., Die altchristliche Litteratur und ihre Erforschung
1884—1900. *Erste Abteilung. Die vorniceanische Litteratur.* gr. [illegible]
S.) *M.* 15.
Bildet den I. Supplementband zu den „Strassburger theologischen Studien".
Früher ist von demselben Verfasser als Heft 4 u. 5 des I. Bandes der „Strassburger theologischen
Studien" erschienen:
altchristliche Literatur und ihre Erforschung seit 1880. [illegible]
raturbericht (1880—1884). gr. 8°. (XX u. 24 S.) *M.* 1.4[illegible]

berger, Dr. **J., Barhebräus und seine Scholien zur Heiligen Schrift.**
8°. (XVI u. 184 S.) *M.* 4.40.
Bildet das 4. u. 5. Heft der „Biblischen Studien", deren V. Band [illegible]
ossen ist. Preis dieses Bandes *M.* 13.80.

üller, Dr. **J. B., Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts.**
i Teile. gr. 8°.
Erster Teil. **Einleitung. Kirche und Kirchenpolitik.** Die Quellen des Kirchen-
hts. (VIII u. 144 S.) *M.* 2.

cht, J., *ΔΙΔΑΧΗ ΤΩΝ ΔΩΔΕΚΑ ΑΠΟΣΤΟΛΩΝ.* **Doctrina XII apo-**
lorum. Una cum antiqua versione latina prioris partis [illegible]
lit. gr. 8°. (24 S.) *M.* 1.

sburger theologische Studien. Herausgegeben von Dr. **A. Ehrhard** und
E. Müller. gr. 8°.
IV. Band, 1. Heft: **Endres,** Dr. **J. A., Frobenius Forster.** [illegible]
Emmeram in Regensburg. Ein Beitrag zur Litteratur- und Ordensgeschichte
18. Jahrhunderts. (X u. 114 S.) *M.* 2.4[illegible]

en und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. [illegible]
Görres-Gesellschaft und in Verbindung mit der Redaktion des Historischen Jahr-
hes herausgegeben von Dr. **H. Grauert.** gr. 8°.
I. Band, 1. Heft: **Böhm,** Dr. **B., Die „Sammlung der hinterlassenen politischen**
hriften des Prinzen Eugen von Savoyen". Eine Fälschung des 19. Jahrhunderts.
III u. 114 S.) *M.* 2.

Mit der vorliegenden Abhandlung beginnt eine Reihe von „Studien und Darstellungen aus dem Gebiete
chichte", welche in zwanglosen Heften als eine selbständige Serie erscheinen und [illegible]
ung des Historischen Jahrbuches der Görres-Gesellschaft dienen soll.
Das neue Unternehmen wendet sich an die Kreise der Fachgenossen, [illegible]
her Lektüre verlangende gebildete Publikum. Streng fachwissenschaftliche Untersuchungen [illegible]
ne, auf sicherer, quellenmäßiger Forschung beruhende Darstellungen werden gleichmäßig [illegible]
Der Umfang eines Heftes soll zwischen 4 und 7 Druckbogen à 16 Seiten [illegible]
ll 8 bis 14 Druckbogen umfassen. In der Regel enthält jedes Heft oder Doppelheft [illegible]
offene Studie, doch können auch mehrere Studien in einem Hefte [illegible]
sollen nicht mehr als 20 Druckbogen zur Ausgabe gelangen und mehrere Hefte, welche diesen Umfang
nmen, je zu einem Bande vereinigt werden.
Jedes Heft oder Doppelheft und jeder Band ist einzeln käuflich.

für Gelehrt und Ungelehrt das, was wir hier unter dem Titel ‚Die Sonntagsschule des Herrn' der Öffentlichkeit übergeben.

„Der erste Band behandelt die Sonntagsevangelien einschliefslich Ostern und Pfingsten, der zweite Band wird die Feiertagsperikopen enthalten."

(Aus der Vorbemerkung der Herausgeber.)

Strecker, Carl Christoph, O. M. I., Auf den Diamanten- und Goldfeldern Südafrikas. Schilderungen von Land und Leuten, der politischen, kirchlichen und kulturellen Zustände Südafrikas. Mit Titelbild, 100 Abbildungen im Text und einer Karte. gr. 8°. (XVI u. circa 680 S.)

Erscheint im Mai.

Inhaltsübersicht: Auf hoher See. — Am Kap der guten Hoffnung. — Die ältere Geschichte Südafrikas. — Transvaal. — Auf den Goldfeldern. — Das Weihnachtsland (Natal). — In Kaffraria. — Im Norden des Weihnachtslandes. — In der südafrikanischen Schweiz. — Der Oranje-Freistaat. — Auf den Diamantenfeldern. — Die britische Kapkolonie. — Cecil Rhodes und sein Werk. — Auf deutschem Boden (Deutsch-Südwestafrika). — Buren und Engländer in Südafrika. — Der Krieg an der Jahrhundertwende.

„Vorliegendes Werk ist zu stande gekommen infolge einer von Mitbrüdern an mich herangetretenen dankenswerten Anregung, das in den Archiven der Genossenschaft der PP. Oblaten der unbefleckten Jungfrau Maria aufgeschichtete Material über Südafrika zu verwerten und einem gröfseren Leserkreis zugänglich zu machen. Ich mufs bekennen, dafs ich anfangs zögernd an diese Aufgabe herantrat, denn ich war mir vollkommen bewufst, dafs die Reiseskizzen, Schilderungen und Beschreibungen über Südafrika in den letzten Jahren fast ins Unermefsliche gewachsen sind. Indes nach aufmerksamem Durchlesen und Studium der Berichte unserer Missionäre fand ich viel Neues, das ich in andern Büchern vergebens gesucht, und es kam mir unwillkürlich das gefügelte Wort der alten Römer in den Sinn: Semper aliquid novi ex Africa — Immer etwas Neues aus Afrika.

„Unter den ernsteren Schriftstellern gebührt den Missionären zweifellos der erste Rang und die gewichtigste Autorität. Wie kaum einem andern ist ihnen, die Tag für Tag und zu jeder Zeit und Stunde des Tages unter den Eingeborenen leben, die Möglichkeit geboten, alle Eigentümlichkeiten des gesamten Lebens und Treibens der Wilden zu belauschen und das zu erfassen, was sich dem Wanderer auf den ersten Blick und bei einem flüchtigen Aufenthalt nicht enthüllt. Ferner sind sie selbst meistenteils Zeugen der politischen Vorgänge gewesen und die meist Interessierten in allen kirchlichen und kulturellen Fragen. Dies genügt wohl, um zu zeigen, dafs ihre unbefangene, ruhige, die ersten Eindrücke abklärende Beobachtung die volle Anerkennung aller Ernstgesinnten verdient.

„Zu den in den Annalen der Genossenschaft aufgespeicherten reichen Schätzen wollte mir ein günstig Geschick noch ungedruckte, der Öffentlichkeit unbekannte, aber sehr beachtenswerte Aufzeichnungen von Missionären in die Hände spielen. Sogar die Briefe, die ein deutscher Mitbruder in Südafrika seit Jahren an seine Angehörigen in der deutschen Heimat richtete, wurden mir zu freiester Verfügung gestellt.

„Trotzdem mir so ein äufserst wertvolles, in mancher Hinsicht erschöpfendes Material geboten war, habe ich mich doch nicht der Pflicht entzogen, die einschlägige englische, deutsche und französische Litteratur über Südafrika zu studieren. Alle Bücher habe ich freilich nicht durchlesen können, aber die besten unter den guten."

(Aus dem Vorwort.)

Thomae Hemerken a Kempis canonici regularis ordinis S. Augustini Orationes et Meditationes de Vita Christi. *Michael Josephus Pohl* prolegomenis et apparatu critico instructas ad editionum vetustarum fidem recognoscebat emendabatque. 12°.

Erscheint im Laufe des Sommers.

M 290019
THE NEW Y
PUBLIC LIBR

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Jahrgang 1901.

Erstes Heft.

Ausgegeben am 1. Januar 1901.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1901.
Zweigniederlassungen in Wien, Strasburg, München und St. Louis, Mo.

LX 1.

Inhalt des zweiten Heftes:

Seite

Die Weltkirche. (R. von Nostitz-Rieneck S. J.) 121

Die Pfalzkapelle Karls des Großen zu Aachen und ihre Mosaiken. I. (St. Beissel S. J.) 136

Das ganze Evangelium und der ganze Christus. (Chr. Pesch S. J.) 154

Zur mechanischen Instinktheorie. I. (E. Wasmann S. J.) 169

Leo Lucian v. Rosen, der Dichter des Oberwallis. (N. Scheid S. J.) 180

Rezensionen: P. H. Denifle, La Désolation des églises, monastères et hôpitaux en France pendant la guerre de cent ans. Tom. I et II. (O. Pfülf S. J.) 196

Dr. H. Koch, Pseudo-Dionysius Areopagita in seinen Beziehungen zum Neuplatonismus und Mysterienwesen. (Forschungen zur christl. Literatur- u. Dogmengeschichte. I. Bd. 2. u. 3. Heft.) (C. A. Kneller S. J.) 202

A. Pottier, De iure et iustitia dissertationes. De notione generali iuris et iustitiae et de iustitia legali. (J. Laurentius S. J.) . 209

R. P. D. Zanecchia Fr. Pr., La Palestine d'aujourd'hui. Trad. de l'italien sur la deuxième éd. par H. Dorangeon. 2 vols. (L. Fonck S. J.) 211

A. Ehrhard, Die altchristliche Litteratur und ihre Erforschung von 1884 bis 1900. 1. Abteilung. (I. Supplementband der Straßburger theol. Studien.) (St. v. Dunin-Borkowski S. J.) 212

Empfehlenswerte Schriften. P. L. Roure S. J., Doctrines et problèmes. — S. Lurz, Biblische Realkonkordanz. 5., rev. u. verb. Aufl. durch B. Mairhofer. Bd. I u. II. — Dr. Ph. Kneib, Die Unsterblichkeit der Seele bewiesen aus dem höheren Erkennen und Wollen. (Apologet. Studien. I—IV.) — L. Schmitz, Die Fürsorgeerziehung Minderjähriger. — Dr. J. Sachs, Die ewige Dauer der Höllenstrafen. — Amelia Terrabugio. — Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen. 20. Heft. — R. Stieve, Zabern im Elsaß oder Elsaß-Zabern. — Geschichte der katholischen Kirche zu Ibbenbüren. Bearb. von B. Cremann. — R. Ficker, Weihbischof Dr. Herm. Jos. Schmitz. — A. Damaschke, Vom Gemeinde-Sozialismus. (Soz. Streitfragen. Heft I.) — Geschichtliches, sozialpolitisches und apologetisches Nachschlagewerk. Herausgeg. von P. Sieberts, M. Erzberger, A. Schwarz. II. Theil. (1. u. 2. Bd.) — A. Jüngst, Roma aeterna. — R. Welter, Aus alten Tagen. — P. Gommel, Altäre, Kanzeln und Chorgestühl. Lfg. 1 u. 2. — Dr. A. Bertram, Die beiden Radleuchter im Dome zu Hildesheim. — Ch. Egremont, L'Année de l'Église, 1899. Deuxième année. — Der kleine Kempis. Herausgeg. von Dr. Fr. Hettinger. 2. Aufl. — J. Spillmann S. J., „Selig die Barmherzigen!" (Aus fernen Landen. XVI. Bdchn.) — A. Schupp S. J., Die Mucker. — K. Kümmel, An Gottes Hand. V. Bdchn.: Muttergottes-Erzählungen. — E. Giehrl, Die Verlobte. 3. Aufl. — H. Kerner, Der Stadtschreiber von Köln. 2. Aufl. — M. Steigenberger, Das Haus Tempo. — C. v. Bolanden, Die Sünde wider den Heiligen Geist. — Dr. M. Höhler, Matteo Bonelli. 2. Aufl. — J. R. van der Lans, Der Zug nach Damiette. Übers. von J. v. Prim. — Bachems Jugend-Erzählungen für Kinder im Alter von 9—15 Jahren. 10. Bdchn.: E. Nis, Detlev und Geira. 11. Bdchn.: P. C. Wehrmeister O. S. B., Das Geheimnis des Sonnenpriesters. 12. Bdchn.: J. Braun, Das Fleißzeichen. Das rosenfarbene Kleid. Nepomuk. 13. Bdchn.: L. Heizer, Der Räuber vom Eichenhofe . . . 215

Miscellen. Altkatholiken, Anglikaner und Orthodoxe. — Der „geborene Verbrecher" 1877 und 1900. — Baers Stellung zur Frage nach der Abstammung des Menschen 228

Die **„Stimmen aus Maria-Laach"** können durch die Post und den Buchhandel bezogen werden. Alle fünf Wochen erscheint ein Heft. Fünf Hefte bilden einen Band, zehn Hefte einen Jahrgang. Preis pro Jahrgang *M.* 10.80.

Das nächste Heft erscheint am 14. März 1901.

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Jahrgang 1901.

Drittes Heft.

Ausgegeben am [illegible]

Freiburg im Breisgau.
[illegible]
1901
[illegible]

Inhalt des dritten Heftes:

Seite

Moses und Petrus. Mit zwei Abbildungen. (C. A. Kneller S. J.) . . . 257

Die Kirche Christi und Harnackſche Curioſa. (Chr. Peſch S. J.) 257

Zur mechaniſchen Inſtinktheorie. II. (Schluß.) (E. Wasmann S. J.) . . . 274

Die Pfalzkapelle Karls des Großen zu Aachen und ihre Moſaiken. II. (Schluß.) (St. Beiſſel S. J.) 284

Der Deutſchen „Schlachtlied" zu St. Michael. (G. M. Dreves S. J.) 297

Rezenſionen: Dr. B. Weber, Die Abfaſſung des Galaterbriefes vor dem Apoſtelkonzil. (J. Knabenbauer S. J.) 303

Dr. A. Boudinhon, La nouvelle législation de l'Index. (J. Hilgers S. J.) 306

L. Dreſſel S. J., Elementares Lehrbuch der Phyſik. 2., verm. u. vollſtändig umgearb. Aufl. (J. Nager S. J.) 311

J. Stuart, Historical Memoirs of the City of Armagh. New edition by A. Coleman O. Pr., S. T. L. (O. Pfülf S. J.) 314

1. Deutſche Geſellſchaft für chriſtliche Kunſt. VIII. Jahresmappe für 1900. Ausgewählt durch die Juroren Prof. J. Bühlmann, Prof. G. Hauberriſſer, Prof. A. Heß, J. Floßmann, L. Glößle, K. Schleibner, Prof. Dr. H. Grauert, Prof. Dr. O. Frhr. Lochner von Hüttenbach. Nebſt erläuterndem Text von J. Popp. — 2. Claſſiſche Andachts-Bilder. Herausgeg. von der öſterr. Leo-Geſellſchaft. II. Emiſſion. — 3. Publication de la société „Oesterr. Leo-Gesellschaft". Opus Sti Lucae. Geleitet von Dr. C. Domanig. 1.—4. Lfg. (St. Beiſſel S. J.) . 317

Empfehlenswerte Schriften. Dr. J. Grimm, Geſchichte der öffentlichen Thätigkeit Jeſu. IV. Bd. 2. Aufl., beſorgt von Dr. J. Zahn. — Dr. J. Nikel, Die Wiederherſtellung des jüdiſchen Gemeinweſens nach dem babyloniſchen Exil. (Bibl. Studien, herausgeg. von Prof. Dr. O. Bardenhewer. V. Bd., 2. u. 3. Heft.) — J. B. Giordano, Das euchariſtiſche Leben und das ewige Königtum Jeſu Chriſti. 2. Aufl. — Dr. M. Wittmann, Die Stellung des hl. Thomas von Aquin zu Averroes (Ibn Gebirol). (Beiträge z. Geſch. d. Philoſ. d. Mittelalters. Herausgeg. von Dr. Bäumker u. Dr. v. Hertling. III. Bd., 3. Heft.) — P. Fr.-X. Schouppe S. J., Le plan divin de l'Univers. — Dr. J. A. Keller, Hundertdreißig Beweiſe von den Segnungen des heiligen Bußſakramentes und Märtyrer des Beichtſiegels. 2., verb. Aufl. — Dr. P. Einig, Institutiones theologiae dogmaticae. Pars I. — P. H. Watrigant S. J., Deux méthodes de spiritualité. — R. P. D. I. Nervegna, De Iure Practico Regularium. — P. H.-J. Leroy, En Chine. — Politiſch-militäriſche Karte von Oſt-Aſien. Bearb. von P. Langhans. — Dr. J. Lauterer, Auſtralien und Tasmanien. — F. von Schwarz, Turkeſtan, die Wiege der indogermaniſchen Völker. — Fr. Graf von Kuefſtein, Die Entwicklung zur Weltwirtſchaft. (Vorträge u. Abhandlungen d. Leo-Geſellſchaft. 12.) — H. Freeſe, Das konſtitutionelle Syſtem im Fabrikbetriebe. — Dr. phil. J. Ruppert, Die katholiſchen Arbeitervereine Süddeutſchlands. — Dr. L. Grätz, Kurzer Abriß der Elektrizität. 2., verb. Aufl. — L. Salembier, Le Grand Schisme d'Occident. (Bibl. de l'enseignement de l'Histoire eccléS.) — Dr. phil. P. Redlich, Cardinal Albrecht von Brandenburg und das Neue Stift zu Halle 1520–1541. — J. Diefenbach, Der Zauberglaube des ſechzehnten Jahrhunderts. — R. P. H. Quentin O. S. B., Jean-Dominique Mansi. — Dr. A. J. Nürnberger, Neue Dokumente zur Geſchichte des P. Andreas Faulhaber. — Katholiſches Studienbuch. — Lexikon der katholiſchen deutſchen Dichter vom Ausgange des Mittelalters bis zur Gegenwart. Bearb. von Fr. Wienſtein. — Bonner Beiträge zur Angliſtik. Herausgeg. von Dr. M. Trautmann. Heft II—VI. — P. Gräfin Coudenhove, Roter Mohn und andere Erzählungen in Verſen. — L. Rübling, Das Lied von der Glückſeligkeit. — P. Mury et C. Sommervogel S. J., Jacques Balde. — Dr. phil. J. E. Weis, Julian von Speier († 1285). (Veröffentl. aus dem Kirchenhiſtor. Seminar München [Nr. 3]. Herausgeg. von A. Knöpfler.) — Schul- und Vereinsbühne. Herausgeg. von B. Arens S. J. I. Bdchen. — S. Chriſt, Haus Hasmonai. — G. Hoiſchen, Veronika oder An der Krippe und unterm Kreuz. (Kathol. Volksbibl. VII.) — E. v. Brandis-Zelion, Die Violinſpielerin. 3., verb. Aufl. — Fl. Montgomery, Tony, die kleine Kinderfrau. Aus dem Engl. von L. v. Gillern. — Beim Goldenen Abendſonnenſchein. Überſ. von K. Niederhofer 321

Miscellen. Eine Urahne als Dichterin. — Huxley einſt und jetzt. — Neues vom Nachtigallenberge bei Epheſus. Mit einer Abbildung. (L. F.) 338

Die **„Stimmen aus Maria-Laach"** können durch die Poſt und den Buchhandel bezogen werden. Alle fünf Wochen erſcheint ein Heft. Fünf Hefte bilden einen Band, zehn Hefte einen Jahrgang. Preis pro Jahrgang *M.* 10.80.

— —

Das nächſte Heft erſcheint am 22. April 1901.

Stimmen
aus
Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Jahrgang 1901.

Inhalt des vierten Heftes:

Seite

Zur Frage des börsenmäßigen Terminhandels mit landwirtschaftlichen Produkten. (H. Pesch S. J.) 349

Die Vaticana und ihr Gründer. (J. Hilgers S. J.) 368

Das Apostolat. II. (R. von Nostitz-Rieneck S. J.) 381

Die englische Frühgotik. I. Mit 3 Abbildungen. (J. Braun S. J.) . . . 394

Tendenziöse Phantastereien als Grundlagen moderner Kultur. (St. v. Dunin-Borkowski S. J.) 409

Rezensionen: Der Dialog des Adamantius *περὶ τῆς εἰς θεὸν ὀρθῆς πίστεως*. Herausgeg. von Dr. W. H. van de Sande Bakhuyzen. (J. Stiglmayr S. J.) 425

1. E. Haeckel, Die Welträthsel. — 2. Dr. A. Michelitsch, Haeckelismus und Darwinismus. (E. Wasmann S. J.) 428

J. B. Piolet S. J., La France hors de France. (H. A. Krose S. J.) 434

Dr. E. Frantz, Handbuch der Kunstgeschichte. — Dr. P. A. Kuhn, Allgemeine Kunstgeschichte. — Fr. X. Kraus, Geschichte der christlichen Kunst. I. Bd. u. II. Bd., 1. Abth. u. 2. Abth., 1. Hälfte. (St. Beissel S. J.) 438

Empfehlenswerte Schriften. Dr. H. Kellner, Heortologie oder das Kirchenjahr und die Heiligenfeste in ihrer geschichtlichen Entwicklung. — J. Schlecht, *ΔΙΔΑΧΗ ΤΩΝ ΔΩΔΕΚΑ ΑΠΟΣΤΟΛΩΝ*. Doctrina XII apostolorum. — de Broglie, Religion und Kritik. Autor. deutsche Ausgabe von E. Prinz zu Öttingen-Spielberg. — Fr. Neise, Die Perikopen in der Schule. 2. Aufl. — G. Lahousse S. J., 1. Tractatus de virtutibus theologicis. 2. Tractatus de sacramentis in genere. — Dr. A. Fritsch, Unter dem Zeichen der Los-von-Rom-Bewegung. 1. Theil. — Dr. Keller, St. Alphons von Liguori oder Robert Grassmann? — Favier, Peking. — Dr. Ph. Kohout, Flavius Josephus' Jüdischer Krieg. — A General History of the Christian Era. Vol. I. By A. Guggenberger. — P. Th. Wegener, Das wunderbare innere und äußere Leben der Dienerin Gottes Anna Katharina Emmerich aus dem Augustinerorden. 3. Aufl. — J. Traber, Das Casslaneum in Donauwörth. 2. Aufl. — A. Menghin, Fürst und Vaterland! 2. Aufl. Dr. P. Feret, La Faculté de Théologie de Paris et ses Docteurs les plus célèbres. Tom. II. — Dr. K. Künstle, Zwei Dokumente zur altchristlichen Militärseelsorge. — Lic. H. Fournelle, Die katholische Charitas in Berlin. — W. Ward, Le Cardinal Wiseman. Trad. par J. Cardon. Tom. 1 et 2. — Dr. Br. Böhm, Die „Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen". — Kultur-Geschichte der Diöcese und Erzdiöcese Bamberg. 1. Bd. Von M. Lingg. — H. Gruber S. J., Mazzini, Freimaurerei und Weltrevolution. 2. Ruland, Die Geschichte der kirchlichen Leichenfeier. — Fr. A. Gasquet DD. O. S. B., The Eve of the Reformation. New Edition. — L. v. Hammerstein S. J., Geistliche Lesungen für Priester. — Fr. X. Wetzel, Die Planke im Schiffbruch. — Derl., Das Denkmal der Liebe. — N. Jamin, Ueber die Gewissenszweifel. Neueste Aufl. — Dr. Ph. Hammer, Die Erziehung der weiblichen Jugend. — P. J. B. Terrien S. J., La mère de Dieu et la mère des hommes d'après les Pères et la théologie. Prem. partie. 2 vols. — Dr. B. Sauter O. S. B., Colloquien über die heilige Regel. — H. Eschelbach, Sommersänge. — Bachems illustrierte Erzählungen für Mädchen. 12.–13. Bd. — M. v. Oertzen, Aus einsamen Thälern. — Zwölf neue Kommunion-Andenken von Benziger & Co. . . 446

Miscellen. Das Experiment in der Psychologie der menschlichen Geistesthätigkeit. — Bürgers „Lenore". — Dreifach gefangen und dreifach befreit 461

Die „Stimmen aus Maria-Laach" können durch die Post und den Buchhandel bezogen werden. Alle fünf Wochen erscheint ein Heft. Fünf Hefte bilden einen Band, zehn Hefte einen Jahrgang. Preis pro Jahrgang ℳ. 10.80.

Das nächste Heft erscheint am 28. Mai 1901.

Stimmen
aus
Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Jahrgang 1901.

Fünftes Heft.

Ausgegeben am [illegible]

Freiburg im Breisgau.
[illegible]
1901.

LX 5.

ANNO DOMINI MDCCCXCIX.

Dieses Werk ist nicht nur für den lateinisch-amerikanischen Klerus [illegible] tigkeit, sondern enthält auch eine Reihe der wichtigsten Dokumente für alle [illegible] historiker, Moraltheologen und Canonisten.

2 Bände; 8°. (CXVI u. 1242 S.) *M.* 9; geb. in Halbfranz *M.* [illegible]

Rom 1909.

Freiburg im Breisgau:

Herdersche Verlagshandl[illegible]

In der Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau [illegible] erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erholungsstunden von Kardinal Mann[illegible]

Einzig autorisierte Übersetzung. Von Professor Dr. **Franz Stefens.** Mit [illegible] des Kardinals. Zweite Auflage. 8°. (XVI u. 1[illegible] S.) [illegible] *M.*; geb. in [illegible] *M.* [illegible]

Inhalt: [illegible] Daten aus dem Leben des Kardinals Manning. — [illegible] — Einsamkeit. — Stolz. — Eitelkeit. — Popularität. — [illegible] — Der eigene Staat. — Über Kritiker. — Mut.

[illegible]